

ACTA ANTIQUA

ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS

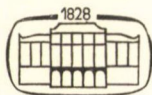
A. DOBROVITS, I. HAHN, J. HARMATTA, J. HORVÁTH,
GY. MORAVCSIK

REDIGIT

I. TRENCSÉNYI-WALDAPFEL

TOMUS XVIII

FASCICULI 1-2



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST

1970

ACTA ANT. HUNG.

ACTA ANTIQUA

A MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA KLASSZIKA-FILOLÓGIAI KÖZLEMÉNYEI

SZERKESZTŐSÉG ÉS KIADÓHIVATAL: BUDAPEST V., ALKOTMÁNY UTCA 21.

Az *Acta Antiqua* német, angol, francia, orosz és latin nyelven közöl értekezéseket a klasszika-filológia köréből.

Az *Acta Antiqua* változó terjedelmű füzetekben jelenik meg. Több füzet alkot egy kötetet.

A közlésre szánt kéziratok a következő címre küldendők:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

Ugyanerre a címre küldendő minden szerkesztőségi és kiadóhivatali levelezés.

Megrendelhető a belföld számára az „Akadémiai Kiadó”-nál (Budapest V., Alkotmány utca 21. Bankszámla 05-915-111-46), a külföld számára pedig a „Kultúra” Könyv- és Hírlap-Külkereskedelmi Vállalatnál (Budapest I., Fő utca 32. Bankszámla 43-790-057-181) vagy külföldi képviselőinél és bizományosainál.

Die *Acta Antiqua* veröffentlichen Abhandlungen aus dem Bereiche der klassischen Philologie in deutscher, englischer, französischer, russischer und lateinischer Sprache.

Die *Acta Antiqua* erscheinen in Heften wechselnden Umfangs. Mehrere Hefte bilden einen Band.

Die zur Veröffentlichung bestimmten Manuskripte sind an folgende Adresse zu senden:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

An die gleiche Anschrift ist auch jede für die Redaktion und den Verlag bestimmte Korrespondenz zu richten, Abonnementspreis pro Band: \$ 16.00.

Bestellbar bei dem Buch- und Zeitungs-Außenhandels-Unternehmen «Kultúra» (Budapest I., Fő utca 32. Bankkonto Nr. 43-790-057-181) oder bei seinen Auslandsvertretungen und Kommissionären.

ZS. RITOÓK
DIE HOMERIDEN

«. . . Gelehrte berühmten Namens (hatten) in wenigen Zeilen, ja in aphoristischen Thesen grundlegende Entdeckungen niedergelegt, die der Vergessenheit anheimfielen oder zugunsten von Phantomen beiseite geschoben wurden. Den Weg, den jene Pfadfinder bahnten, gilt es zu verfolgen . . . »
E. Norden, Aus altrömischen Priesterbüchern

Seit der Arbeit von S. F. Dresig -- die heute wohl nur noch wissenschaftshistorisches Interesse beanspruchen darf -- haben sich viele Gelehrte mit der Frage der Homeriden beschäftigt. Die vorliegende Arbeit erzielt keine völlig neuen Ergebnisse; sie will eher nur alle antiken Stellen, in denen die Homeriden genannt werden, überprüfen -- was merkwürdigerweise bisher noch nie getan wurde -- und die Lehren daraus zusammenfassen. Es wird sich am Ende herausstellen, daß die Wahrheit von den Großen unserer Wissenschaft im vorigen Jahrhundert in vielen Fällen klar gesehen wurde. Es ist für den Verfasser auch kaum etwas übrig geblieben, als die Gedanken dieser Großen -- die vergessen und oft von ihnen unabhängig durch andere wiederentdeckt wurden -- möglichst auf Grund des vollständigen Materials zu rechtfertigen.

Die frühesten Quellen über die Homeriden sind die Worte von zwei Verfassern, die im großen und ganzen Zeitgenossen waren: diejenigen von Pindaros und Akusilaos. Der Text von Pindaros heißt: *“Οθεν περ και Ὀμηρίδαι ῥαπτῶν ἐπέων τὰ πόλλ’ αἰδοίσι ἄρχονται Διὸς ἐκ προοιμίον και ὄδ’ ἀνήρ κτε.*¹ Aus diesen Worten erfährt man, daß die Homeriden Aöden (*αἰδοίσι*) waren, aber nicht jeder Aöde auch Homeride war, nur die *ῥαπτῶν ἐπέων αἰδοίσι*; das scheint also ihr besonderes Merkmal zu sein.² Unter *ῥαπτὰ ἔπεα* wird man kaum etwas anderes als die epischen Gesänge verstehen wollen; es ist wohl nicht zu bestreiten, daß dieser Ausdruck «zusammengenähte Verse» bedeutet.³ (Auf die Frage, wie das Wort «Homeride» zu verstehen sei, kommen wir am Ende dieser Arbeit noch zurück.)

Ein ungefährender Zeitgenosse von Pindar war Akusilaos, der die Homeriden ebenfalls erwähnt hatte. Außerdem weiß man im 5. Jh. noch von Hellanikos, daß er dicselben genannt hatte. Der Wortlaut dieser beiden letzteren Verfasser

¹ Pind. N. 2, 1–3, wahrscheinlich aus d. J. 485.

² ED. MEYER: Die Rhapsoden und die homerischen Epen. Hermes 53 (1918) 331.

³ K. MARÓT: Die Anfänge der griechischen Literatur, Budapest, 1960, 52 hält die Ableitung aus *ῥάπτω* für fraglich. Doch wird das Wort *ῥαπτός* besonders im frühen Sprachgebrauch nie in einem anderen Sinne benutzt.

ist, leider, nicht erhalten geblieben. Wir wissen darüber nur aus dem Hapokration-Lexikon. Der Text heißt hier: 'Ομηρίδαι γένος ἐν Χίῳ, ὅπερ Ἀκουσίλαος ἐν γ', Ἑλλάνικος ἐν Ἀτλαντιάδι ἀπὸ τοῦ ποιητοῦ φησὶν ὠνομάσθαι.⁴ Was den Text betrifft, sei bemerkt, daß Jacoby den Sinn für zweifelhaft erklärte; er dachte, daß vielleicht zwei Meinungen darin konfrontiert werden, wie es Kordt verstehen wollte: Secundum Hellenicum Homeridac nomen ab Homero acceptant, Acusilaus vero de genere h. e. de progenie poetae cogitaverat.⁵ Auch Nitzsch versuchte eine solche Unterscheidung, die jedoch schon durch Welcker abgelehnt wurde.⁶ Eine solche Auslegung wäre in der Tat erzwungen. In diesem Fall müßte man nämlich ὅπερ adverbial verstehen, wo in einem solchen Sinne meistens ἄπερ gesagt wird, und auf alle Fälle müßte man nach Ἑλλάνικος die Partikel δέ einfügen, obwohl der Text auch ohne diese Eingriffe klar und verständlich ist: Die Homeriden sind ein Geschlecht von Chios, worüber Acusilaos in seinem dritten Buch, und Hellanikos in der Atlantias sagt, daß es nach dem Dichter benannt wurde. — Demnach besitzen wir Angaben aus dem fünften Jahrhundert, daß das Geschlecht der Homeriden in Chios gelebt hatte, seinen Namen auf Homer zurückführte, was natürlich nur soviel bedeuten kann, daß dasselbe Geschlecht auch seine Abstammung in irgendeiner Form auf Homer hat zurückführen müssen.⁷

Im vierten Jahrhundert werden die Homeriden bei Platon mehrmals, und einmal bei Isokrates erwähnt. Platon erzählt in einem seiner Jugend-Dialoge, vielleicht im allerersten,⁸ im 'Ion', daß nachdem der aufschneiderische Rhapsode damit geprahlt hatte, daß er unter allen Menschen über Homer am schönsten reden könnte, Sokrates bemerkte, hoffentlich würde er nicht verschmähen, seine Fähigkeiten auch ihm, dem Sokrates zu zeigen. Worauf Ion erwidert: Καὶ μὴν ἄξιον ἀκοῦσαι, ὦ Σώκράτες, ὡς εὖ κεκόσμηκα τὸν Ὀμηρον ὥστε οἶμαι καὶ ὑπὸ τῶν Ὀμηρίδων στεφανωθῆναι.⁹ Ein anderes Mal werden die Homeriden im «Staat» genannt. Hier stellt Sokrates die Frage, ob irgendeine Stadt wohl behaupten wollte, daß ihr Gesetzgeber Homer gewesen sei. Worauf: οὐκ οἶμαι, ἔφη ὁ Γλαῦκων. οὐκὼν λέγεται γε οὐδ' ἕπ' αὐτῶν Ὀμηρίδων.¹⁰ Und zum Schluß liest man über die Homeriden bei Platon noch im 'Phaidros'.

⁴ Harp. s. v. Ὀμηρίδαι; F Gr Hist 2 F 2.; 4 F 20. Vgl. Ὀμηρίδαι γένος ἐν Χίῳ ἀπὸ τῶν Ὀμήρων ἀπογόνων Lex. Rhet. Bekker Anecd. Gr. 1, 288, 6.

⁵ F. JACOBY: FGrHist I, p. 438. Comm. ad 4 F 20. Die Arbeit von Kordt — De Acusilao. Diss. Basel 1903 — habe ich nicht gesehen.

⁶ G. W. NITZSCH: De historia Homeri I. Hannover 1830. 130. De historia Homeri II. 30.; F. G. WELCKER: Der epische Cyclus oder die homerischen Dichter. Bonn 1835. 161. Anm. 217. Später hat dies auch NITZSCH selber zurückgenommen: R. VOLKMANN: Geschichte und Kritik der Wolfchen Prolegomena zu Homer. Leipzig 1874. 261.

⁷ Vgl. WELCKER: a. W. 160 — 1.

⁸ U. v. WILAMOWITZ-MOELLENDORFF: Platon. I. Berlin. 36 ff. H. FLASHAR: Der Dialog Ion als Zeugnis platonischer Philosophie. Berlin 1958. 96 — 105 datiert das Werk nach 394, aber auch er ist der Ansicht, daß es sich um ein Frühwerk handelt.

⁹ Ion 530 d.

¹⁰ Rp. 599 e.

Λέγουσι δέ, οἶμαι, τινες Ὀμηριδῶν ἐκ τῶν ἀποθέτων ἐπῶν δύο ἔπη εἰς τὸν Ἔρωτα, ὧν τὸ ἕτερον ὕβριστικὸν πάνν καὶ οὐ σφόδρα τι ἔμμετρον ὑμνοῦσι δὲ ᾧδε; hier zitiert Platon auch noch zwei Hexameter, mit der Bemerkung: *τούτοις δὴ ἔξεστι μὲν πείθεσθαι ἔξεστι δὲ μή.*¹¹

Es fragt sich nun im Zusammenhang mit diesen Stellen: was für Leute hier unter Homeriden zu verstehen sind? Ob man diese den Homeriden von Chios gleichsetzen darf, oder ob man nur an Homers Bewunderer und Erklärer zu denken hat? Die Ansichten gehen sehr weit auseinander. Volkmann versteht mit voller Entschiedenheit, als ob es gar nicht bezweifelt werden könnte, Homers Verehrer unter diesem Wort; er setzt diese Homeriden den *περὶ Ὀμήρου δεινοί* im 'Kratylos' gleich.¹² Rzach denkt, was die 'Phaidros'-Stelle betrifft, an Homers Erklärer, während im 'Ion' von Homers Verehrern die Rede sein sollte.¹³ Schadewaldt bezieht das Wort im 'Ion' an die Homeriden von Chios, während er die beiden anderen Stellen in dem Sinne auslegt, daß die Homeriden die epischen Gesänge nicht nur vorgetragen, sondern sich auch mit einer Art Homer-Philologie beschäftigt hätten.¹⁴ Nutzhorn läßt vorsichtig beiden Möglichkeiten ein Geschlecht von Chios, oder Homer-Erklärer offen.¹⁵

Kein Zweifel, man kann die Frage, bloß auf Grund der Texte selbst, nicht mit Sicherheit entscheiden. Aber es gibt doch Indizien, die die wahrscheinliche Antwort ermöglichen. Es ist vor allem keineswegs nebensächlich, daß die Bezeichnung 'Homeride' *bloß* im Sinne 'Homer-Kenner' oder 'Homer-Erklärer' zweifellos erst sehr spät vorkommt (siehe weiter unten).¹⁶ Man wird auch sehen, daß unter Homeriden selbst in der Zeit nach Platon immer noch das Rhapsoden-Geschlecht von Chios verstanden wurde. 'Homer-Vortragende' versteht unter dem Wort auch das Platon-Lexikon des Timaios.¹⁷ Aber man findet Stützpunkte zur Erklärung auch in den Texten selbst. Ion redet darüber, daß die Homeriden ihn mit Goldkranz einem auszeichnen sollten. Privatpersonen waren nie imstande, solche Auszeichnungen zu erteilen, nur irgendwelche Organisationen.¹⁸ Eine solche Organisation mag ein Geschlecht, oder ein Collegium von irgendwelchen *ὄρχεῶνες* gewesen sein. Wir haben Beispiele von Goldkranz-Verleihungen seitens beiderlei Arten von Gruppen.¹⁹ Aber wie bekannt, haben

¹¹ Phaedr. 252 b. *ἐπῶν* om. Robin.

¹² VOLKMANN: a. W. 259. Crat. 407 a.

¹³ A. RZACH: RE VIII 2147—8. s. v. Homeridai.

¹⁴ W. SCHADEWALDT: *Legende von Homer dem fahrenden Sänger.* Leipzig 1942. 101, Anm. 72; *Die Gestalt des homerischen Sängers.* Von Homers Werk und Welt. Stuttgart 1951.² 55 und 397, Anm. 1.

¹⁵ F. NUTZHORN: *Die Entstehungsweise der homerischen Gedichte.* Leipzig 1874. 66—7.

¹⁶ Früher hießen die Homer-Erklärer *Ὀμηρικοί*: Arist. Met. 1093 a 26.

¹⁷ Tim. Lex. Plat. s. v. *Ὀμηρίδαι οἱ τὰ Ὀμήρου ἐποκρωμένοι.*

¹⁸ T. W. ALLEN: *Homer. The Origins and the Transmissions.* Oxford 1924. 44.

¹⁹ U. v. WILAMOWITZ-MOELLENDORFF: *Die Ilias und Homer.* Berlin 1920.² 366, Anm. 3. Über das Geschenk der Krokoniden CIA II 596, aus der Zeit Alexanders d. Gr. (vgl. J. TOEPFFER: *Attische Genealogie.* Berlin 1889. 107); Myrtenkranz-Geschenk der Eumopliden: SIG 1050; Geschenke der *ὄρχεῶνες*: SIG 1095, 1096 u. a. m.

die *ὄργεῶνες* ihre Abstammung nicht auf einen gemeinsamen Ahnen zurückgeführt; nur der gemeinsame Kult irgendeines göttlichen Wesens oder eines Heros verband sie zu einer Gemeinschaft.²⁰ Dagegen weiß man von den Homeriden eben auf Grund von Angaben aus dem fünften Jahrhundert, daß sie ihre Abstammung auf Homer, als auf ihren gemeinsamen Ahnen zurückgeführt hatten. Man kann also unter Homeriden nur eine Geschlechtsorganisation verstehen, und nicht einen unsicheren Kreis von Verehrern, der sich aus Privatleuten zusammensetzt. Ferner: der Dialog 'Ion' ist eines von Platons frühesten Werken, wenn nicht das allererste überhaupt; seine Entstehungszeit ist also vom fünften Jahrhundert nicht sehr weit entfernt. Unsere Angaben aus dem fünften Jahrhundert kennen die Homeriden nur als ein Geschlecht von Chios, oder als Rhapsoden. Es ist kaum wahrscheinlich, daß Platon dasselbe Wort in einem anderen Sinne benutzt hätte, als es im fünften Jahrhundert gebräuchlich war.

In dieselbe Richtung verweist auch die 'Phaidros'-Stelle. Platon kann nur in dem Falle von *ἀπόθετα ἔπη* sprechen, wenn er dabei nicht an einen unsicheren Kreis von Verehrern, sondern an eine Gesellschaft mit festen Organisationsformen denkt.²¹ Denn es gibt ja doch nur zwei Möglichkeiten. Hat Platon seine eigenen Worte völlig ernst genommen — wie dies Allen und Thomson vermuten²² —, dann muß man den Ausdruck *ἀπόθετα ἔπη* als eine Angabe akzeptieren; und das *ἀποτιθέναι* kann doch nur das Ergebnis der Tätigkeit einer geschlossenen Gesellschaft sein. Oder hat Platon ironisiert — wie dies Wilamowitz und vor ihm schon Welcker vermutet hatten²³ —, so hat die Ironie nur dann einen wahren Sinn, wenn sie sich gegen einen geschlossene Kreis richtet. Denkt sich jedoch Platon die Homeriden als eine geschlossene Gesellschaft, ja als ein Geschlecht, so können diese nur die Homeriden von Chios sein. Man weiß ja nichts darüber, daß die Homer-Erklärer ein Geschlecht gebildet hätten. Selbst Wilamowitz gibt zu, daß im 'Ion' vom Geschlecht in Chios die Rede ist. Hat man jedoch über zwei Platon-Stellen wahrscheinlich machen können, daß diese auf die Homeriden von Chios anspielen, so liegt kein Grund und Anlaß vor, an der dritten Platon-Stelle dasselbe Wort in einem anderen Sinne zu verstehen, obwohl es selbstverständlich zugegeben werden muß, daß an dieser dritten Stelle der Text selber auch die Auslegung 'Homer-Verehrer' zuläßt.

Man könnte einwenden, daß Platon vielleicht in demselben ironischen Sinne das Geschlecht der Homer-Verehrer oder Erklärer erwähnt, wie bei ihm

²⁰ E. ZIEBARTH: RE XVIII, 1024—5. s. v. Über ihren Ursprung neuerdings N. G. L. HAMMOND: Land Tenure in Athens and Solon's Seisachtheia JHS 81 (1961) 80—2, 95—6.

²¹ H. T. WADE-GERY: The Poet of the Iliad. Cambridge 1952. 71 Anm. 50.

²² ALLEN: a. W. 44.; G. THOMSON: Studies in Ancient Greek Society. The Prehistoric Aegean. London 1949. 550.

²³ WILAMOWITZ: IuH 366, Anm. 4; WELCKER: a. W. 174.

einmal auch über *ῥητόρων καὶ σοφιστῶν γένος* die Rede ist.²⁴ Wohl denkbar wäre eine solche Ironie im 'Staat' und im 'Phaidros', aber in keinem Fall im 'Ion'. Hier ist es nicht Sokrates, der das Wort gebraucht, sondern Ion, der alles tiefernst nimmt, was er sagt, und es würde ihm nicht einfallen, über dieselben zu spötteln, von denen er seine Auszeichnung erwartet. Mindestens an dieser einzigen Stelle liegt kein Grund und Anlaß vor, über den Sinn des Wortes einen Zweifel zu hegen. Die Tatsache, daß die Homeriden ein Rhapsoden-Geschlecht von Chios waren, schließt natürlich nicht aus, daß sie Homer auch erklärt hatten, wie Ion, der ebenfalls nicht nur Rhapsode sondern auch darauf stolz war, daß er am schönsten über Homer reden kann.

Noch ein anderes Mal werden die Homeriden im vierten Jahrhundert, bei Isokrates erwähnt. Nach dem Erzählen dessen, wie Stesichoros erblindet war und später sein Augenlicht wieder bekam, setzt er folgendermaßen fort: *Λέγουσι δέ τινες καὶ τῶν Ὀμηριδῶν, ὡς ἐπιστᾶσα (sc. Helene) τῆς νυκτὸς Ὀμήρω προσέταξε ποιεῖν περὶ τῶν στρατευσαμένων ἐπὶ Τροίαν, βουλομένη τὸν ἐκείνων θάνατον ζηλωτότερον ἢ τὸν βίον τὸν τῶν ἄλλων καταστῆσαι καὶ μέρος μὲν τι καὶ διὰ τὴν Ὀμήρου τέχνην, μάλιστα δὲ διὰ ταύτην οὕτως ἐπαφορδίτον καὶ παρὰ πᾶσιν ὀνομαστήν αὐτοῦ γενέσθαι τὴν ποιήσιν.*²⁵

Man kann im Zusammenhang mit dieser Stelle wieder fragen, wie hier der Ausdruck 'Homeriden' zu verstehen sei. Rzach denkt wieder an Homer-Erklärer.²⁶ Und doch kann man hier — auch darüber hinaus, was über diesen Wortgebrauch bei Platon oben entwickelt wurde — auch mit einem anderen Hinweis wahrscheinlich machen, daß bei Isokrates *nicht* von Homer-Erklärern die Rede ist. Harpokration zitiert nämlich eben anlässlich dieser Stelle die oben erwähnten Feststellungen von Akusilaos und Hellanikos; und hier erwähnt er auch jenen Streit von Seleukos und Krates, den wir gleich anführen wollen. Und alle diese Erklärungen stimmen doch insofern überein, daß die Homeriden ein Geschlecht von Chios waren; Seleukos bestritt nur, daß dieses Geschlecht mit Recht seine Abstammung auf den Dichter zurückführte. Wohl wäre es nicht beispellos, daß ein antiker Erklärer eine Stelle falsch versteht. Aber hätte jemand vor Harpokration die Stelle in demselben Sinne verstanden, wie Rzach, oder hätte Harpokration selber an eine solche Erklärungsmöglichkeit gedacht, so hätte er diese mindestens als eine Variante — wie dies in den Scholien so häufig üblich ist — nicht unerwähnt gelassen. Und dies hätte Harpokration umso mehr tun müssen, nachdem zu seiner Zeit das Wort 'Homeride' wohl eben schon 'Homer-Kenner' oder 'Homer-Verehrer' bedeutet hatte.²⁷ Doch hielt auch Harpokration selber diesen letzteren Sinn für eine neuere Bedeutung

²⁴ Crat. 398 e.

²⁵ Is. Hel. 65.

²⁶ RE VIII, 2147. s. v. Homeridai.

²⁷ Harpokration's Zeitalter ist umstritten; meistens wird er auf das 2. Jahrhundert datiert: CHRIST-SCHMID-STÄHLIN: GGL II, 2, 876; andere setzen ihn auf die Zeit des Tiberius: H. SCHULTZ: RE 7, 2414. s. v. Harpokration.

des Wortes, und darum erwähnte er sie auch nicht. Die Annahme von Sengebusch (der übrigens auch selber an 'Homer-Erklärer' denkt), daß nämlich auch Harpokration die Stelle in demselben Sinne aufgefaßt hätte, ja daß Harpokration auch noch den Unterschied zwischen den Auffassungen der von ihm zitierten vier Verfasser einerseits, und derjenigen des Isokrates andererseits erörtert hätte, ist mit gar nichts zu beweisen.²⁸

Der nächste, der die Homeriden erwähnt hatte, war Krates, gegen den dann Seleukos Stellung genommen hatte, wie dies eben aus Harpokration bekannt ist.²⁹ Harpokration zitiert zuerst Akusilaos und Hellanikos, und dann setzt er fort: *Σέλευκος ἐν β Περὶ βίων ἀμαρτάνειν φησὶ Κράττητα νομίζοντα ἐν ταῖς Ἱεροποιταῖς Ὀμηρίδας ἀπογόνους εἶναι τοῦ ποιητοῦ. ὠνομάσθησαν γὰρ ἀπὸ τῶν ὁμήρων, ἐπεὶ αἱ γυναῖκές ποτε τῶν Χίων ἐν Διονυσίοις παραφρονήσασαι εἰς μάχην ἦλθον τοῖς ἀνδράσι, καὶ δόντες ἀλλήλοις ὄμηρα νυμφίους καὶ νύμφας ἐπάσαντο. ὦν τοὺς ἀπογόνους Ὀμηρίδας λέγουσιν.* Dies wurde dann — unter Fortlassung der Namen — im Lexikon des Photios exzerpiert, indem man die Erklärung im Platon-Lexikon des Timaios als besonderes Stichwort aufgenommen hatte. Die beiden Stellen wurden dann im Suda-Lexikon vereinigt.³⁰

Es gibt im Zusammenhang mit diesem Text mehrere Probleme: Wer ist der hier erwähnte Krates, wer ist Seleukos, und wie hat man die Worte *ἐν ταῖς Ἱεροποιταῖς* zu verstehen?

Unter Seleukos versteht man gewöhnlich jenen alexandrinischen Gelehrten, den man mit dem Beinamen *Ὀμηρικὸς* auszuzeichnen pflegt, der später in Rom gelebt hatte, und den der Kaiser Tiberius hinrichten ließ.³¹ Gegen diese Vermutung hat man nur jenen Einwand erhoben, daß sein Werk *Περὶ βίων* aus keiner anderen Quelle bekannt sei.³² Aber dies ist doch kein ernst zu nehmender Einwand. Mit demselben Recht hätte man manches von unseren Kenntnissen über das Altertum mit Fragezeichen versehen müssen. Dafür, daß man eben an den alexandrinischen Seleukos denken soll, spricht nicht nur die Tatsache, daß er der bekannteste unter den Gelehrten mit demselben Namen war, und darum der Verfasser des Lexikons mit Recht annehmen durfte, daß ein jeder an ihn denken wird, sondern für dieselbe Vermutung spricht auch die Art und Weise der Bemerkung. Es ist bekannt, daß Seleukos sich viel mit Etymologie beschäftigt hatte, ja der Etymologie im sprachlichen Attizismus eine entscheidende Rolle zuschrieb. Hat man nämlich irgendein Wort in der Weise in seine Elemente zerlegen können, daß die Elemente selber aus Dichtern und Prosaikern belegbare attische Worte waren, so galt auch das Wort selber für

²⁸ M. SENGEBUSCH: *Dissertatio Homerica II*. Lipsiae 1862. 47.

²⁹ S. v. *Ὀμηρίδαι*; Krates fr. 83 Mette; Seleukos fr. 76 M. Müller.

³⁰ Phot. s. v. *Ὀμηρίδαι*; Tim. Lex. Plat. s. v. *Ὀμηρίδαι*; Suda s. v. *Ὀμηρίδαι*.

³¹ Siehe die Angaben bei B. A. MÜLLER: RE 2 A II, 1251—6 s. v. Seleukos 44.

³² VOLKMANN: a. W. 263—4.

die attizistische Sprache als vollberechtigt.³³ Auch in unserem Fall mag es sich um etwas Ähnliches gehandelt haben. Der Name Homeros hatte zu dieser Zeit eine wohlbekannte Bedeutung. In Kyme und auf dem Sprachgebiet des ionischen Dialektes bezeichnete man die Blinden mit dem Wort *δηρος*.³⁴ Hätte Seleukos in der Etymologie des Namens 'Homeride' die Abstammung von Homer akzeptiert, so hätte er — nachdem Homer der öffentlichen Meinung nach blind war — ein ausgesprochen nicht attisches Wort oder eine nicht-attische Bedeutung als Grundelement annehmen müssen, was, infolge seiner Prinzipien, zur Ausschaltung des Wortes aus der Literatur geführt hätte. Und dies wäre doch kaum möglich gewesen, nachdem das Wort auch bei Platon und Isokrates vorkommt. Darum mußte er ein solches Wort finden, das er aus der attischen Sprache belegen konnte; dies war eben das Wort *δηρος* in der Bedeutung 'Bürge'.³⁵

Viel schwieriger ist die andere Frage: wer ist jener Krates, den unser Text erwähnt, und wie sind die Worte, *ἐν ταῖς ἱεροποιταῖς* zu verstehen? Die Forschung hat zwei Möglichkeiten erwogen: es könnte sich um Krates von Athen, oder um den Krates von Mallos, das Haupt der Schule von Pergamon handeln. Es gibt ebenso zwei Möglichkeiten auch für die Deutung der Worte *ἐν ταῖς ἱεροποιταῖς*; man könnte in diesen Worten entweder den Titel eines Werkes von Krates erblicken, oder sie könnten organische Bestandteile des Satzes selber sein.

Wir wollen zunächst von jener Annahme ausgehen, daß die fraglichen Worte einen Titel des Werkes von Krates angeben. Für diese Erklärung spricht auch jene Tatsache, daß der angeführte Text in den Fällen der drei anderen Verfasser die Stellen ihrer zitierten Werke genau angibt; es wäre also auffallend, wenn nur das Werk des Krates nicht genannt werden sollte.³⁶ Es kann degegen kein, von sprachlichem Gesichtspunkt aus schwerwiegendes Argument angeführt werden. Der Einwand von Volkmann, daß der Artikel etwas störend sei, wird durch Düntzers Gegenbeispiele widerlegt;³⁷ auch der andere Einwand, daß der Text glatter wäre, wenn man nach dem Titel noch das Wort *νομιζοντα* hätte, genügt nicht als Widerlegung.³⁸ Aber ein Werk mit diesem Titel ist weder vom Krates von Athen, noch vom anderen von Mallos bekannt. Man

³³ R. REITZENSTEIN: Geschichte der griechischen Etymologika. Leipzig 1897. 157—173, 374, 381.

³⁴ Ephoros F Gr Hist 70 F 1; Ps.-Hdt. Vita Hom. p. 8₂₅—₂₆. Wil. Vita Rom. p. 31₂₃—₂₅. Wil. Vgl. Lycophron 422 und Schol.

³⁵ Z. B. Arist. Ach. 308; Lysistr. 244; Thuc. 7, 83; Xen. Cyr. 4, 2, 7; Plat. Thaet. 202 e u. a. m.

³⁶ H. DÜNTZER, Die homerische Frage. Leipzig 1874. 44.

³⁷ VOLKMANN: a. W. 264; DÜNTZER: a. W. 44—5.

³⁸ G. BERNHARDY: Grundriß der griechischen Literatur. Halle 1876.⁴ 1. 325 verwirft zwar diese Möglichkeit nicht, aber er denkt auch selber an einen Titel. E. HOFFMANN: Homeros und die Homeriden-Sage von Chios. Wien 1856. 65 widerlegt schon mit dieser Wahrscheinlichkeit jene Vermutung, daß es sich um einen Titel handeln könnte.

kennt dagegen ein Werk vom Athener Krates: *Περὶ τῶν Ἀθήνησι θουσιῶν*.³⁹ Diejenigen, die die *Ἱεροποιῖαι* für ein Werk des Athener Krates hielten, waren entweder der Meinung, daß die beiden Werke identisch wären,⁴⁰ oder sie vermuteten, daß derselbe Krates von Athen auch ein anderes Werk über die Opfervorgänge im allgemeinen geschrieben hätte.⁴¹

Die Gleichsetzung der beiden Titel wäre gar nicht so undenkbar, wie sie auf den ersten Anblick vielleicht aussieht. Titel werden in der Antike häufig nur ungenau angeführt. Düntzer machte mehrere Beispiele dafür namhaft, daß antike Titel bald im Nominativ, bald mit *περὶ* und Genitiv zitiert werden. Der Titel *Ἱεροποιῖαι* könnte also derselbe sein, wie *Περὶ Ἱεροποιῶν*. Ferner: Athenaios nennt mehrmals ein Werk von Krates (wir werden bald sehen, von welchem Krates): *Ἀττικὴ διάλεκτος*, aber nicht immer unter demselben Titel; einmal heißt es auch: *Περὶ τῆς Ἀττικῆς λέξεως*.⁴² Es wäre also denkbar, daß bei Harpokration *Ἱεροποιῖαι* dasselbe wäre, was man sonst als *θουσίαι* kennt. Derselbe Harpokration zitiert das kunsthistorische Werk von Iuba einmal als *Περὶ γραφικῆς*, und ein anderes Mal als *Περὶ ζωγράφων*; das Werk 'Atthis' von Istros wird bei ihm beinahe jedes Mal anders genannt.⁴³ Es wäre auch nicht beispiellos, was Volkmann als Einwand gelten machen wollte, daß nämlich der Hinweis auf Athen fortgeblieben war.⁴⁴ Das Werk des Heliodoros heißt bei Harpokration einmal *Περὶ τῆς Ἀθήνησι ἀκροπόλεως*, und zweimal *Περὶ ἀκροπόλεως*.⁴⁵ Das Werk des Melanthios heißt bei Athenaios *Περὶ τῶν ἐν Ἐλευσῖνι μυστηρίων*, dagegen in zwei Aristophanes-Scholien: *Περὶ μυστηρίων*.⁴⁶ Der Titel des Werkes des Gorgon heißt bei Athenaios: *Περὶ τῶν ἐν Ῥόδῳ θουσιῶν*, dagegen bei Hesychios: *Περὶ θουσιῶν*.⁴⁷

Es bleibt jedoch fraglich, wieso die Homeriden in einem Werk über die Opfer in Athen genannt werden konnten. Bernhardy dachte an die feierlichen Vorträge der Rhapsoden.⁴⁸ Dies ist wohl wahrscheinlich, aber nachdem die Zusammenhänge nicht bekannt sind, muß es eine bloße Vermutung bleiben. Und selbst wenn die Vermutung zutreffen sollte, fragt es sich immer noch:

³⁹ Suda s. v. *εἰρεσιώνη*; Phot. s. v. *Κύννειος*.

⁴⁰ Z. B. G. BERNHARDY: a. W. 325.

⁴¹ Z. B. DÜNTZER: a. W. 45.

⁴² Ath. 3, 114 a; 6, 235 b; 11, 495 a; 11, 497 c; 14, 653 b; bzw. 9, 366 d (= fr. 65 -- 9 bzw. 70 Mette. JACOBY (FGrHist 362 F 5) hielt zuletzt *Περὶ τῆς Ἀττικῆς λέξεως* für ein besonderes Werk; früher (RE 11, 1633 s. v. Krates) hatte er die beiden für dasselbe Werk gehalten. Es sei noch bemerkt, daß Athenaios im letzteren Fall vielleicht überhaupt nicht einen Titel angeben, nur den Gegenstand des Werkes umschreiben wollte.

⁴³ Iuba s. v. *Πολύγνωτος*, bzw. s. v. *Παροράσιος*; vgl. F. JACOBY: RE 9, 2395 s. v. Iuba. Istros siehe im Index Scriptorum der Dindorfschen Ausgabe.

⁴⁴ VOLKMANN: a. W. 264.

⁴⁵ S. v. *Προπέλαια ταῦτα*, bzw. svv. *Θετταλός* und *Νίκη Ἀθηναῖα*. So auch Ath. 6, 239 e.

⁴⁶ Ath. 7, 325 c; Schol. ad Arist. Plut. 846; Av. 1073.

⁴⁷ Ath. 15, 696 f; Hsch. s. v. *καταραπίτης*.

⁴⁸ BERNHARDY: a. W. 325.

warum wohl Seleukos einen ziemlich unbedeutenden Schriftsteller der Antiquitätenkunde hat widerlegen wollen, wo doch auch schon Akusilaos und Hellanikos derselben Ansicht waren, wie der wenig bekannte Krates.⁴⁹

Diese Frage wird durch Wade-Gery auf dem Wege gelöst, daß er unter dem Krates bei Harpokration das Haupt der Pergamenischen Schule verstand.⁵⁰ So wird es verständlich, wieso Seleukos, der zwar mit einiger Kritik, aber doch ein Anhänger des Aristarchos war, gegen das Haupt der Pergamenischen Schule polemisierte, der sich in seiner Textkritik vielleicht auf die Homeriden berufen wollte. Insofern hat also Wade-Gery die Frage der Lösung doch näher gebracht, daß er dasselbe zu beweisen versuchte, was die anderen, die ebenfalls an Krates von Mallos gedacht hatten, nur behaupteten.⁵¹

Hier erhebt sich jedoch eine andere Frage. Es läßt sich mit dem sonstigen Werk des Krates von Mallos eine solche rein antiquarische Arbeit kaum vereinigen. Man versuchte diese Schwierigkeit auf dem Wege zu eliminieren, daß man die Worte *ἐν ταῖς ἱεροποιαῖς* nicht als Titel auffaßte, sondern sie als Bestandteile des Satzes selbst erklären wollte. Boeckh hat zum ersten Male diesen Weg eingeschlagen.⁵² Wir wollen uns einstweilen noch nicht mit der Frage beschäftigen, wie sich Boeckh die Homeriden gedacht hatte; es sei hier nur soviel bemerkt, daß er in den zu erklärenden Worten die 'sacra gentilia' des Homeriden-Geschlechtes erblicken wollte. Doch die Frage heißt vor allem eben, wie man die betreffenden Worte sprachlich zu erklären, zu verstehen und übersetzen hat. Darüber hat sich Boeckh nicht geäußert. Welcker schloß sich jedoch dem Gedanken von Boeckh an, und er gab die Worte des Harpokration in seiner großen Arbeit, die ein Jahr danach veröffentlicht wurde, schon in dem Sinne wieder, daß nach Krates «die Homeriden in den Opfern, der Genossenschaft nämlich, Abkömmlinge Homers seien.»⁵³ Welcker erklärt dies im weiteren dahin, daß die Angehörigen des Geschlechts dem Homer als ihrem Ahnen geopfert hatten, und eben dieser Tatsache hätten sie ihr Fortbestehen in einem Zeitalter zu verdanken gehabt, in dem sie sonst schon nicht mehr existiert hätten. Welcker wirft hier -- etwas unbestimmt zwar -- einen Gedanken auf, dem wir später noch begegnen; aber diese Erklärung folgt sprachlich keineswegs aus seiner Übersetzung. Die letzten Konsequenzen dieses Textes hat Lauer gezogen. Seiner Auffassung nach heißt der Text 'die Homeriden sind in den Opfern Nachkommen des Dichters' -- soviel, daß die Homeriden nur in den dem Homer gemeinschaftlich dargebrachten Opfern als Homers Nachkommen zu gelten haben, sonst jedoch nicht; d. h. sie

⁴⁹ HOFFMANN: a. W. 66; VOLKMANN: a. W. 264; WADE-GERY: a. W. 72 Anm. 51.

⁵⁰ WADE-GERY: a. W. 72-3 Anm. 51.

⁵¹ Z. B. C. WACHSMUTH: De Cratete Mallota. Leipzig 1860. 31, 40; ALLEN: a. W. 42.

⁵² A. BOECKH: De *ὑποβολῇ* Homericæ. Index lectionum aestivarum 1834. Berolini. 11 (= Kleine Schriften IV. Leipzig 1874. 395).

⁵³ WELCKER: a. W. 161.

sind Homers Nachkommen, insofern sie dem Homer als ihrem gemeinsamen Ahnen Opfer darbringen.⁵⁴

Dieses überaus konfuse Ergebnis, das sich selbst widerlegt, wurde schon durch Sengebusch abgelehnt.⁵⁵ So blieben jedoch zwei Möglichkeiten übrig: entweder läßt man den überlieferten Text unverändert, und dann müssen die fraglichen Worte doch ein Titel sein; oder man muß den Artikel *τοὺς* einfügen: <τοὺς> ἐν ταῖς ἱεροποιταῖς Ὀμηρίδας.⁵⁶ Diesen emendierten Text erklärt dann Hoffmann folgendermaßen: Akusilaos und Hellanikos hielten alle Homeriden von Chios für Nachkommen des Dichters; Krates hätte dagegen nur die an den Opfern teilnehmenden Homeriden für solche gehalten; Seleukos hätte deswegen gegen Krates polemisiert, weil er eben an den Opfern teilnehmende Homeriden für Nachkommen von 'Bürgern' hielt.⁵⁷ Aber schon Volkmann hielt diese Konstruktion für sehr unwahrscheinlich; es ist ja kaum denkbar, daß es im Altertum zweierlei Homeriden gegeben hätte.⁵⁸

Auch Wade-Gery pflichtete der Textveränderung bei; auch er sprach über zweierlei Homeriden, aber im Sinne einer Aufeinanderfolge der Entwicklung. Zuerst wären die Homeriden Rhapsoden gewesen, später jedoch nur noch Aufbewahrer des Homer-Kultes; Seleukos würde eben über die hellenistischen Homeriden sprechen.⁵⁹ Die Gedankenführung ist zunächst bestechend. Doch es erheben sich zwei Einwände; vor allem: was waren diese Homeriden bis zum hellenistischen Zeitalter? Im Sinne der Konzeption von Wade-Gery hätte Seleukos darauf nur antworten können: Rhapsoden. Und dann mußte er auch die Rhapsoden, also alle Homeriden (und nicht nur *τοὺς ἐν ταῖς ἱεροποιταῖς*) von Bürgern abstammen lassen. Waren sie jedoch keine Rhapsoden, sondern betätigten sie sich im Kult (im Homer-Kult oder im Dionysos-Kult?), dann gab es zu gleicher Zeit zweierlei Arten von Homeriden; und diesen letzteren Gedanken lehnt doch auch Wade-Gery ab. Zweitens fragt es sich, ob man einen klar verständlichen Text nur einer Interpretationsmöglichkeit zuliebe verändern darf?

Verwirft man jedoch die Einfügung des Artikels *τοὺς*, dann muß man in den Worten ἐν ταῖς ἱεροποιταῖς doch einen Titel erkennen, und dann erhebt sich wieder die Frage: wie läßt sich ein solches Werk mit der Art der sonstigen Tätigkeit des Krates von Pergamon vereinigen? Sollte man nicht doch eher an den Athener Krates denken, von dem ein ähnliches Werk bekannt ist?

⁵⁴ J. F. LAUER: Geschichte der homerischen Poesie. Leipzig 1851. 105.

⁵⁵ M. SENGEBUSCH: Kritische Beurteilung von Lauer Geschichte der homerischen Poesie. Jahrb. f. Philol. 67 (1853) 268. Vgl. HOFFMANN: a. W. 66–7.

⁵⁶ WACHSMUTH: a. W. 40 gar <τοὺς> ἐν ταῖς Χίταις ἱεροποιταῖς Ὀμηρίδας, was — wenn auch mit einem Fragezeichen — auch Mette in den Text nimmt. — Die Kritik der Erörterungen von SENGEBUSCH siehe bei VOLKMANN: a. W. 270–1.

⁵⁷ HOFFMANN: a. W. 67. Über den Ursprung der Homeriden: 68–94, besonders 68.

⁵⁸ VOLKMANN: a. W. 272.

⁵⁹ WADE-GERY: a. W. 20–1, 72–3.

Bei der Entscheidung der Frage, um welchen Krates es sich hier handelt, muß als ein schwerwiegendes Argument jene andere Frage gelten: welcher Krates hat das Werk *Ἀττική διάλεκτος* verfaßt? Denn gegen den Verfasser dieser letzteren Arbeit polemisiert Seleukos in seinem Werk: *Περὶ Ἑλληνισμοῦ*.⁶⁰ Die Ansichten gehen auseinander. Jacoby wollte die Verfasserschaft des Atheners Krates damit beweisen, daß er nachdrücklich betonte: Athenaios benutzt an jener Stelle, an der er zweifellos über den Krates von Mallos redet, das Beiwort: *κρητικός*.⁶¹ Latte behauptet, ohne einen Beweis namhaft zu machen, daß man mit ebensoviel Recht auch an den Athener Krates denken dürfte, wobei er auch selber zugibt, daß die Kritik des strengen Attizismus bei einem Verfasser aus Asien sehr leicht verständlich wäre.⁶² Wachsmuth argumentiert mit chronologischen Überlegungen für die Verfasserschaft des Krates von Pergamon; aber schon Latte hat in diesem Zusammenhang auf den irrtümlichen Ausgangspunkt hingewiesen.⁶³ Man hat also die Lösung, bis zur allerletzten Zeit, auch von dieser Seite her nicht annähern können.

In demselben Jahr, in dem das Werk von Wade-Gery erschien, wurde dann auch das Buch von H. J. Mette veröffentlicht, wodurch die Frage der Verfasserschaft des Werkes *Ἀττική διάλεκτος* über jeden Zweifel entschieden wurde, und wodurch auch jene Ansicht von Wade-Gery voll begründet wurde, daß im Text von Harpokration über Krates von Pergamon die Rede ist.⁶⁴ Mette hat nämlich nachgewiesen, daß der Verfasser der *Ἀττική διάλεκτος* ebenso auf Grund der Beobachtung (*παρατήρησις*) der *συνήθεια* das Problem des Attizismus untersuchte, wie Krates, und von diesem Grund ausgehend die Einheitsbestrebungen der extremen Attizisten verworfen hatte. Das zweite Buch dieses Werkes war, wie man auch bisher wußte, dem sakralen Wortschatz gewidmet. Darum glaubt Mette, daß wohl in diesem zweiten Buch auch über die Homeriden die Rede war. Seiner Ansicht nach mag der Titel *Περὶ τῶν Ἀθήνησι θησιῶν* eben das zweite Buch dieses Werkes bezeichnen; den «Athener» Krates, von dem wir gar nichts wissen, und den auch Diogenes Laertios nicht erwähnt,⁶⁵ hat man wohl nur aus dem vorigen Titel, oder aus dem Inhalt des Werkes erschlossen. Das Werk *Περὶ τῶν Ἀθήνησι θησιῶν* als eine Arbeit des Atheners Krates wird nur im Suda erwähnt, aber in der Quelle war nur über Krates ohne Beiwort und ohne ein Werk die Rede; wohl wird derselbe Titel auch bei Photios als ein Werk des Krates aber ohne Beiwort genannt, während ein Sophokles-Scholion wohl einen Athener Krates aber keinen Titel erwähnt.⁶⁶

⁶⁰ Ath. 9, 366 d = fr. 70 Mette.

⁶¹ JACOBY: RE 11, 1633. s. v. Krates; Ath. 11, 490 e.

⁶² K. LATTE: Zur Zeitbestimmung des Antiatticista. Hermes 50 (1915) 387—8.

⁶³ WACHSMUTH: a. W. 33.

⁶⁴ H. J. METTE: Parateresis. Untersuchungen zur Sprachtheorie des Krates von Pergamon. Halle 1952; besonders 48—55.

⁶⁵ D. L. 4, 4, 23.

⁶⁶ Fr. 72a, 71, 73 Mette.

Damit werden beinahe alle aufgeworfenen Probleme wie mit einem Schlag gelöst. Krates von Pergamon hat in seinem Werk über die attische Sprache den Wortschatz der athenischen Opfer und Feiertage nicht von antiquarischem sondern von sprachlichem Gesichtspunkt aus gesammelt und untersucht. Dieser Teil seines Werkes wurde in der antiquarischen Literatur entweder nach dem Titel oder nach dem Inhalt (*Περί τῶν Ἀθήνησι θυσίων* oder einfach als *Ἑροποιΐαι*) häufig zitiert. Wir haben oben schon darauf hingewiesen: einerlei ob Titel, oder ob Untertitel, die beiden Varianten lassen sich gleichsetzen; handelt es sich dagegen bloß um eine Angabe des Gegenstandes, so ist es noch wahrscheinlicher, daß beide Bezeichnungsarten sich auf dasselbe Ding beziehen. Krates machte in seiner Arbeit, auf Grund von Beobachtungen der sprachlichen Praxis attischer Schriftsteller, Feststellungen über die attische Sprache. Offenbar hat er die Etymologie des Namens 'Homeride' aus dem Sprachgebrauch erschlossen. Harpokration, der vielleicht auch selber, aber auf alle Fälle sein Gewährsmann (Didymos?), die Arbeit des Krates noch gelesen hatte, zitiert ihn neben den beiden alten Schriftstellern eben deswegen, weil er in der Erklärung von attischen Rednern für natürlich hielt, einen solchen Verfasser anzuführen, der den gewöhnlichen attischen Sprachgebrauch berücksichtigt hatte. (Ursprünglich wurde Krates wohl nicht nur deswegen zitiert, weil Seleukos gegen ihn polemisiert hatte.) Der Einwand des Seleukos wurde dadurch motiviert — wie darauf auch schon Wade-Gery hinwies —, daß die Homeriden im Zusammenhang mit Homer zu dieser Zeit keine bedeutende, und noch weniger eine ausschließliche Rolle mehr hatten.⁶⁷ Angeregt wurde der Einwand des Seleukos wohl auch durch seinen attizistischen Standpunkt, der ihn auch sonst zur Polemik gegen Krates veranlaßte; er wollte den Namen der Homeriden aus einem attischen Wort bzw. aus einer attischen Bedeutung ableiten. Deswegen hat er wohl gegen Krates polemisiert, der seine Bemerkung nicht bloß von genealogischem Gesichtspunkt, sondern auch auf Grund des attischen sprachlichen Materials gemacht hatte. Dazu mag noch beigetragen haben — wie dies Wade-Gery vermutete —, daß Krates in der Textkritik die Homeriden auch als Autoritäten angeführt haben mag.

Nach Krates waren also die Homeriden für das sprachliche Bewußtsein Homers Nachkommen. Dies bedeutet auch soviel, daß für die öffentliche Meinung des 2. Jahrhunderts die Homeriden von Chios Homers Nachkommen waren; Krates hat aus dem attischen Sprachgebrauch diese Wortbedeutung gekannt. Auch diese Tatsache spricht dafür, daß die bei Platon und Isokrates erwähnten Homeriden Homers Nachfahren in Chios waren.

Diese öffentliche Meinung hat sich auch später nicht verändert. Auch noch zur Zeit des Seleukos war der Standpunkt des Krates der allgemeine.

⁶⁷ WADE-GERY: a. W. 31. Dies hat auch NUTZHORN schon gesehen. Sein Irrtum bestand nur darin, daß er daraus auch zurückgehend schließen wollte: a. W. 69; VOLKMANN: a. W. 262, 272—3.

Dies zeigt jene Stelle von Strabon, an der die Homeriden erwähnt werden: *Ἀμφισβητοῦσι δὲ καὶ περὶ Ὀμήρου Χῖοι, μαρτύριον μέγα τοὺς Ὀμηρίδας καλουμένους ἀπὸ τοῦ ἐκείνου γένους προχειριζόμενοι, ὧν καὶ Πίνδαρος μέμνηται: ὅθεν περ καὶ Ὀμηρίδαι ῥαπτῶν ἐπέων τὰ πολλὰ ᾄδοι.*⁶⁸ Diese Stelle ist ein Beleg dafür, daß man in Chios die Homeriden als Homers Nachkommen und als Rhapsoden gekannt hatte. Dafür spricht auch das Pindaros-Zitat. Hätte man nämlich die Homeriden von Chios nur als Opfer darbringende Personen gekannt, so hätte Strabon in diesem Zusammenhang nicht jenen Pindaros anführen können, der über die Homeriden eindeutig als über Rhapsoden redet.⁶⁹ Dies bedeutet natürlich nicht auch soviel, daß die Homeriden auch zu dieser Zeit noch als Rhapsoden tätig sein mußten; aber auf alle Fälle, daß man von dieser ihrer einstigen Tätigkeit noch gewußt hatte.

Man hat die Homeriden in Chios auch später noch als Homers Nachkommen gekannt. Ja, ebenso wie zu Strabons Zeit, begründete man in Chios den Anspruch darauf, Homers Geburtsstätte zu sein, auch später noch mit einem Hinweis auf die dortigen Homeriden. In der Einleitung des kleinen Werkes über den Wettstreit des Homeros und Hesiodos liest man folgendes: *Χῖοι δὲ πάλιν τεκμήρια φέρουσιν ἴδιον εἶναι πολίτην (sc. Ὀμηρον) λέγοντες καὶ περισώζεσθαι τινὰς ἐκ τοῦ γένους αὐτοῦ παρ' αὐτοῖς Ὀμηρίδας καλουμένους.*⁷⁰ Wie bekannt, läßt sich der Kern dieser Arbeit, der Wettstreit selber bis zum 5. Jahrhundert hinauf verfolgen, und er ist spätestens wahrscheinlich im 6. Jh. entstanden; doch die gegenwärtige Form des Werkes, und besonders die Einleitung sind aus der Zeit nach Hadrian, aber auf alle Fälle spätestens aus dem 3. Jh. u. Z.⁷¹ Im 2. Jh. war also das Bewußtsein der Abstammung der Homeriden in Chios von Homer selbst noch lebendig. So ist es also verständlich, daß auch Harpokration die Isokrates-Stelle in diesem Sinne erklärte.

Man findet die in chronologischer Reihenfolge nächste Erwähnung der Homeriden im Werk «Lob des Demosthenes», das unter Lukians Schriften erhalten geblieben ist. Thersagoras erörtert in dieser Schrift den Gedanken: Es ist nur natürlich, daß man den Ruhm des Demosthenes nicht auf einmal erfassen kann, man muß sich daran langsam gewöhnen. *Καὶ γὰρ αὐτὸς τι τοιοῦτον ἐφ' Ὀμήρω κατὰ τὰς ἀρχὰς πέπονθα. κατέβαλον γοῦν μικροῦ δεῖν, ὡς οὐκ*

⁶⁸ Str. 14, 645, 35 *μέγα* MEINEKE, *μέν, μετά* codd. — Übrigens hat auch Parthenios über sich behauptet, daß er ein Nachkomme Homers sei, obwohl unsere Quelle nicht berichtet, daß er sich auch als 'Homeride' bezeichnet hätte. (Suda s. v. *Παρθένιος*.) Es ist also wohl möglich, daß die Homeriden auch zu dieser Zeit noch ihre Abstammung auf Homer zurückführen wollten.

⁶⁹ VOLKMANN: a. W. 260 erklärt dies — ohne jeden Grund, bloß deswegen, weil dadurch sein System gestört wird — für einen Irrtum, und er möchte das Zitat als 'Interpolation' fortlassen.

⁷⁰ Cert. 2, p. 35₆₋₈, Wil. = 13—6 Rz.

⁷¹ WILAMOWITZ: IuH 396, 400—1; zusammenfassend: G. S. KIRK: The Michigan Alcidas-Papyrus etc. CQ 44 (1950) 149—167; bei uns I. TRENCSENYI-WALDAPFEL: Hésiodos. Munkák és napok (= Hesiodos. Werke und Tage) Budapest. 1955. 103—4.

ἀντιβλεπτόν ὄν μοι ὑπόθεσιν. εἴτ' ἐγὼ μὲν, οὐκ οἶδ' ὅπως ἀνήνεγκα, <καὶ> δοκῶ μοι κατὰ μικρὸν προσεθιζόμενος ἀντίον ὄρᾶν μῆδ' ἀποτρέπων ὥσπερ ἡλίον τὰς ὄψεις νόθος τοῦ τῶν Ὀμηριδῶν γένους ἐλέγχεσθαι.⁷² Es ist strittig, ob das Werk wirklich von Lukianos stammt;⁷³ auf alle Fälle entstand es noch vor 272, vielleicht nach 162.⁷⁴ Es liegt nahe, hier unter Homeriden Homers Leser oder Homers Verehrer zu verstehen. Diese Möglichkeit ist nicht zu bestreiten. Aber man darf auch eine andere Möglichkeit nicht ausschließen. Thersagoras ist auch selber Dichter, der an Homers Gedenkfeier (γενέθλια⁷⁵) eine Lobpreisung auf den Dichter halten will. So könnte man daran denken, daß die Bezeichnung 'Homeriden' keine bloße Umschreibung von einem allgemeinen Verehrer-Kreis ist; es könnte hier von einer Dichtergesellschaft die Rede sein, die sich um die Pflege der homerischen Gedichte, um Homers Verehrung und Nachahmung verdient gemacht hätte. Soviel ist allerdings klar, daß hier nicht mehr von Rhapsoden die Rede ist, nicht einmal von solchen, wie diejenigen des 4. Jahrhunderts es waren. Aber man könnte auch an eine jener Gesellschaften denken, die in hellenistischer und römischer Zeit keine Seltenheit waren; diese hatten in der Aufrechterhaltung und im Vortragen der homerischen Gedichte keine besondere Rolle mehr. Trifft diese Vermutung zu, so sieht man auch, was aus dem Kreis der Rhapsoden-Homeriden geworden ist, nachdem die Rhapsodik in Verfall geriet. Es ist auch leicht einzusehen, daß eine Gesellschaft, die keine besondere Funktion mehr hatte, früher oder später verschwinden mußte.

Im großen und ganzen gleichaltrig mit der letzteren Angabe sind die beiden Erwähnungen der Homeriden bei Athenaios. Im ersten Buch wird hier ein Zitat aus dem homerischen Apollon-Hymnos mit den folgenden Worten eingeleitet: "Ὀμηρος δὲ ἢ τῶν Ὀμηριδῶν τις ἐν τοῖς εἰς Ἀπόλλωνα ὕμνοις φησὶν κτέ."⁷⁶ Kein Zweifel, hier heißen 'Homeriden' die Verfasser jener Werke, die unter Homers Namen erhalten blieben, aber ihm schon im Altertum abgesprochen wurden; diese Homeriden waren auf alle Fälle Rhapsoden. Aber der Verfasser muß hier doch eben an die Homeriden von Chios und nicht bloß im allgemeinen an epische Dichter gedacht haben; die Tradition schrieb doch, eben im Zusammenhang mit dem Apollon-Hymnos, dem Rhapsoden von Chios, Kynaithos eine wichtige Rolle zu. (Es ist eine andere Frage, inwiefern diese Tradition Recht hatte.) Man wußte also auch zu dieser Zeit noch (nach 193), daß in Chios einst Rhapsoden gelebt hatten, die Homeriden hießen.

⁷² Enc. Dem. 17.

⁷³ CHRIST—SCHMID—STÄHLIN: GGL⁶ II 2.719 Anm. 5. R. HELM: RE 13, 1735—6 s. v. Lukianos.

⁷⁴ F. ALBERS: Luciani quae fertur Demosthenis Laudatio. Leipzig 1910. 39—40.

⁷⁵ Über die Wortbedeutung siehe ALBERS: a. W. 25—6; TH. BERGK: Lucians Ἐγκώμιον Δημοσθένους und der Gedenktag Homers. Hermes 18 (1883) 510—4.

⁷⁶ Ath. I, 22 b.

Zum zweiten Male erwähnt werden die Homeriden bei Athenaios im Buch 15, im Teil über das Kottabos-Spiel. Ulpianos zitiert aus den Elegien des Dionysios Chalkus und vom jüngeren Kratinos, worauf Kynulkos, indem auch er drei Verse aus den Elegien des Dionysios anführt, bemerkt: *καὶ αὐτὸς δὲ τούτων τῶν ἐπῶν μεμνημένος τινῶν ἐρῶ, ἵνα μὴ ὁ Οὐλλπιανὸς βρενθῆται ὡς ἐκ τῶν ἀποθέτων τοῖς Ὀμηρίδαις μόνος ἀνασπάσας <λήφεται> τὰ κοτταβία.*⁷⁷ Es ist offenbar ein Hinweis auf die Phaidros-Stelle, und so erfährt man daraus nicht viel über die Homeriden. Aber es darf eine Kleinigkeit doch bemerkt werden. Die Elegien des Dionysios Chalkus waren zu dieser Zeit wohl nicht mehr besonders bekannt. Dies geht auch schon daraus hervor, daß Athenaios den Namen «Chalkus» erklären muß. Auf der anderen Seite fügt Plutarch, wenn er denselben Dichter erwähnt, hinzu, daß seine Elegien noch vorhanden sind; bei einem bekannten Dichter wäre eine solche Bemerkung kaum am Platze gewesen.⁷⁸ Bezeichnet also Athenaios die Gedichte des Dionysios als 'apotheta der Homeriden', so ersieht man daraus, daß dieser Ausdruck eine Bezeichnungsart für minderwertige literarische Produkte gewesen sein mag. Es ist natürlich nicht zu entscheiden, inwiefern diese Bezeichnung auch in weiteren Kreisen verbreitet war.

Der nächste Schriftsteller, bei dem der Name 'Homeriden' vorkommt, ist Ailianos (170–235). Nach einer ausführlichen Schilderung des Fischfanges der Myser am Pontus, daß diese nämlich die Fische durch das Vieh oder mit Pferden herausziehen lassen, fügt er noch hinzu: *εἴποι ἂν Ὀμηρίδης δροῶν στελέχη ἔλκειν ἡμίονους τινάς, ὡς ἐπὶ τῇ Πατρόκλου ταφῇ Ὀμηρος ἄδει ταῦτα δήπου τὰ ὑμνούμενα.*⁷⁹ Hier ist offenbar von einem Homer-Nachahmer die Rede, der auch die alltäglichste Tätigkeit homerisch schildern möchte. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß Ailianos hier an Dichter in der Art des Thersagoras denkt. Doch wahrscheinlicher verspottet er nur die homerische Manier der Homeros-Verehrer. Dafür spricht auch die Einzahl Ὀμηρίδης, anstatt: Ὀμηριδῶν τις. Der Name Homeride bezeichnete also hier in der Tat nur noch den Homer-Verehrer.

Eindeutig ist der Sinn des Namens bei Philostratos, der über Skopelianos, einen Schüler des Niketes vom Ende des 1. Jh. bemerkt, daß dieser auch dichterisch tätig war, ja in hochtönenden Worten mit seinem Meister wetteiferte, aber *οὕτω τι μεγαλοφωνίας ἐπὶ μείζον ἤλασεν ὡς καὶ Γιγαντίαν ξυνοθεῖναι παραδοῦναι τε Ὀμηρίδαις ἀφορμὰς ἐς τὸν λόγον.*⁸⁰ Hier sind also die Homeriden

⁷⁷ Ath. 15, 669 b. Zum Text nur soviel: das Wort *λήφεται* wurde durch WILAMOWITZ hineingefügt; KAIBEL schlug außerdem auch noch die Einfügung von *ὁμοίως* nach Ὀμηρίδαις vor.

⁷⁸ Ath. 669 a; Plut. Nic. 5.

⁷⁹ Ael. De nat. an. 14, 25.

⁸⁰ Philostr. Vit. Soph. 1, 21, 5. Das Werk entstand wohl zwischen 229 und 238: CHRIST—SCHMID—STÄHLIN: GGL⁶ II, 2. 779.

nur noch Fachleute und Erklärer der epischen Dichtkunst, für die eine neue epische Schöpfung ein willkommener Gesprächsstoff ist.

Im 4. Jahrhundert erwähnt Himerios an zwei Stellen die Homeriden. In der Lobrede auf Basileios sagt er unter anderen: *Διὸ μὲν οἶμαι τάχα μὲν καὶ αὐτῷ τῷ προσώπῳ καθ' Ὁμηρον (ὄμματα γὰρ ἔκελος Διὶ τερπικεραύνῳ κατὰ μᾶλλον ἂν Ὁμηρίδης φθέγγεται) πολλῶ δὲ πλέον οἶμαι ὅτι τῆς ψυχῆς κάλλεσι Διὶ σε πρότερον εἰκάζεσθαι.*⁸¹ An der zweiten Stelle bezweifelt er, was Homer über Apollon sagt, und ihm gegenüber befürwortet er den Aisopos. *Ταῦτα μὲν οὖν παραιτησώμεθα Ὁμηρίδαις καὶ εἴ τις ἄλλος ποιητῆς τοιοῦτος ἦν κατὰ θεῶν εὐχερῶς ἐθέλων ψεύδεσθαι, Ἀισώπῳ δὲ μᾶλλον πιστεύσωμεν.*⁸² Es ist im ersten Fall wieder wahrscheinlich, daß der Verfasser an die homerische Sprache der Homer-Verehrer denkt, wie Ailianos (wieder steht das Wort 'Homeride' in Einzahl!). Aber im zweiten Fall redet er über Dichter, d. h. über Homeriden in der Art des Thersagoras. Aber es ist auch nicht ausgeschlossen, daß er an die einstigen Homeriden und an ähnliche epische Dichter gedacht hatte. Dafür könnte auch die Vergangenheitsform ἦν sprechen.

Von den byzantinischen Angaben verdienen die folgenden erwähnt zu werden, die zwar schon vom Ende des 6. Jahrhunderts bzw. aus dem 7. Jahrhundert entstammen, aber vermutlich alte Quellen ausschreiben. In den Scholien zum Werk des Dionysios Thrax liest man über die Etymologie des 'rhapsodos': *Ῥομάσται δὲ ἀπὸ τοῦ ῥάψω μέλλοντος καὶ τοῦ ᾠδῆ· συνέρραπτον γὰρ τοὺς κατάλληλον διάνοιαν ἀπαρτίζοντας στίχους Ὁμηρικούς, καὶ ἔφαλλον τὸ ἐφαρμόζον μέλος πρὸς τὴν τοῦ Ἀπόλλωνος ἑορτήν· κατεῖχον δὲ καὶ κλάδους δαφνῶν οἱ Ὁμηρίδαι ἐν ταῖς χερσίν, ὅτε τοὺς Ὁμηρικούς στίχους ἐν τῇ τοῦ Ἀπολλωνος ἑορτῇ ἔφαλλον.*⁸³ Ein anderes Scholion besagt: *Πᾶσα γενικῆ εἰς ὄς ἢ εἰς ὄνς εἰς ἰδῆς ποιεῖ τὸ πατρωνυμικόν . . . καὶ τὰ εἰς ὄς <εἰς ὄν κλιόμενα> μὴ καθαρὰ <διὰ τοῦ ἰδῆς ποιεῖ τὸ πατρωνυμικόν>, Ὁμηρος Ὁμηρίδης, Πριαμίδης, Τανταλίδης.*⁸⁴ Wieder ein anderes: *Ἐπιστητέον δὲ ὅτι εἰ μὲν ἀπὸ τῆς Ἰλιάδος ἦδον οἱ Ὁμηρίδαι, φοινικοῦν ἐφοροῦν στέφανον διὰ τὸ περὶ ἐκχύσεως αἱμάτων λέγειν αὐτοὺς τὴν ὑπόθεσιν, εἰ δὲ ἀπὸ τῆς Ὀδυσσεΐας, κνάνεον, διὰ τὸ τοιοῦτον εἶναι τὸ θαλάττης χρώμα περὶ ἦν ἐγένετο τοῦ Ὀδυσσεΐως ἢ πλάνη.*⁸⁵ Und schließlich ein drittes: *Περὶ δὲ τῆς παραγωγῆς ἔστιν εἰπεῖν, ὅτι τὰ ποιοῦντα πατρωνυμικά <μόνον κύρια εἰσι· τὰ γὰρ πατρωνυμικά> ἀπὸ τῶν κυρίων παράγονται, τὸ γὰρ Ὁμηρίδης υἱὸν Ὁμήρου σημαίνει.*⁸⁶

Man liest an allen diesen Stellen über Homeriden, die epische Gedichte vortragen, und die als Homers Nachkommen anzusehen sind.

Es lohnt sich nicht, die Erwähnungen der Homeriden weiter zu verfolgen, denn es gab ja im byzantinischen Zeitalter offenbar keine Homeriden

⁸¹ Him. Or. 3, 8.

⁸² Him. Or. 20, 3.

⁸³ Schol. Dion. Thrac. § 5, p. 180₁₂₋₇ Hilg. (Porph.)

⁸⁴ Schol. Dion. Thrac. § 12, p. 221_{24, 30-2} Hilg. (Stephan.)

⁸⁵ Schol. Dion. Thrac. § 5, p. 316₁₅₋₉ Hilg. (Heliod.)

⁸⁶ Schol. Dion. Thrac. § 11, p. 518₁₁₋₄ Hilg. (Anon.)

mehr. Und selbst wenn sie auch später noch erwähnt werden, können die betreffenden Textstellen nicht mehr als Quellen gelten.⁸⁷ Gewiß hat die Homer-Tradition in Chios auch im Mittelalter, ja selbst noch in der Neuzeit weitergelebt. Ja, man behauptete, daselbst auch die Stelle seiner 'Schule' noch zeigen zu können.⁸⁸ Daraus ersieht man, wie zäh die Vorstellung von Homer, dem 'Schulgründer', dem 'Lehrer' fortgelebt hatte, selbst wenn man auch weiß, daß die Tradition der Daskalopetra höchstens frühmittelalterlichen Ursprungs sein kann, denn Homers angebliche Lehrstelle war ja in Wirklichkeit ein Kybele-Tempel.⁸⁹

Am Ende wollen wir noch zwei, genau nicht datierbare Scholien erwähnen, von denen das eine besonders wichtig ist, während das andere so gut wie nichts besagt. Wir wollen mit dem letzteren beginnen. Zu einer Stelle von Platons Dialog 'Theaitetos' über den Streit *περὶ Ὀμηρείων καὶ Ἡρακλειτείων*, bemerkt das Scholion: *Ὀμηρίδας φησὶ τοὺς Ἡρακλειτεῖους διὰ τὸ τῆς ἀεικωνοσίας δόγμα, ἐπεὶ καὶ Ὀμηρος Ὠκεανὸν ἀπεφῆρατο θεῶν γένεσιν καὶ μητέρα Τηθύν.*⁹⁰ Der Scholiast mißversteht hier die betreffende Platon-Stelle, indem er einen Pluralis Genitivus des Neutrums als Masculinum auffaßt. Interessant ist die angeführte Stelle nur von dem Gesichtspunkt aus, daß der Scholiast (oder seine Quelle) den Ausdruck *Ὀμηρίδα* als *Ὀμήρειοι* versteht. Es wäre also nicht von Homers Nachkommen, sondern von Homers Erklärern die Rede. Interessant und wichtig wäre diese Feststellung nur dann, wenn wir auch wüßten, auf welches Zeitalter die Quelle des Scholiasten zurückgeht. Aber das ist eben nicht bekannt.

Man zitiert gewöhnlich als die wichtigste Quelle über die Homeriden ein Pindar-Scholion, das folgenden Wortlaut hat: *Ὀμηρίδας ἔλεγον τὸ μὲν ἀρχαῖον τοὺς ἀπὸ τοῦ Ὀμήρου γένους, οἳ καὶ τὴν πόλιν αὐτοῦ ἐκ διαδοχῆς ἦδον· μετὰ δὲ ταῦτα καὶ οἱ θρακηδοὶ οὐκέτι τὸ γένος εἰς Ὀμηρον ἀνάγοντες· ἐπιφανεῖς δὲ ἐγένοντο οἱ περὶ Κύναιθον, οὓς φασὶ πολλὰ τῶν ἐπῶν ποιήσαντας ἐμβαλεῖν εἰς τὴν Ὀμήρου ποίησιν· ἦν δὲ Κύναιθος τὸ γένος Χίος, ὃς καὶ τῶν ἐπιγραφομένων Ὀμήρου ποιημάτων τὸν εἰς Ἀπόλλωνα γεγραφὼς ὕμνον ἀνετέθεικεν αὐτῷ. οὗτος οὖν ὁ Κύναιθος πρῶτος ἐν Συρακούσαις ἐραφώδησε τὰ Ὀμήρου ἔπη κατὰ τὴν ξθ' Ὀλυμπιάδα, ὡς*

⁸⁷ Z. B. Synes. Epist. 4, 163a, p. 642₁₇₋₈ Hercher; Theodor. Hyrtac. Epist. 35, Not. et Extr. 6, p. 5; Nic. Greg. 2, p. 335₁₁₋₁₃ ed. Bonn.

⁸⁸ N. F. Πολίτης; Μελέται περὶ βίου καὶ γλώσσης τοῦ Ἑλληνικοῦ λαοῦ. Athen. 1904 I. 3, II. 635-7. F. I. Ζολώτας; Ἱστορία τῆς Χίου. Athen 1924. 33; III, ebd. 1926. 122-3. HOFFMANN: a. W. 94-5. Auch Homers Grab wurde hier gezeigt; ΖΟΛΟΤΑΣ vermutet, dies mag eher das Grab des Oinopion gewesen sein, der im Mittelalter nicht mehr bekannt, und sowieso uninteressant war: a. W. II. 30-2, III. 1. 119; diese Erklärung wird jedoch kaum zutreffend sein, denn schon Solinus (3. Jh. u. Z.) kennt eine Ansicht über Homers Grab in Chios (Chius Homeri tumulo ceteras antecedit: p. 74₁₂ Mommsen); die Verwechslung hätte also schon im Altertum erfolgt sein müssen. — Im allgemeinen über die mittelalterliche und neuzeitliche Tradition über Homer in Chios: ΖΟΛΟΤΑΣ: a. W. II. 27-35.

⁸⁹ J. BOARDMAN: Chian and Early Ionian Architecture. AntJ. 39 (1959) 195-196.

⁹⁰ Schol. Arethae in Plat Theaet. 179 c.

Ἰππόστρατός φησιν. Eine andere, kürzere Variante desselben heißt: Ὀμηρίδαι πρότερον μὲν οἱ Ὀμήρον παῖδες, ὕστερον δὲ οἱ περὶ Κύναιθον ῥαβδωδοί· οὗτοι γὰρ τὴν ποίησιν σκεδασθεῖσαν ἐμνημόνευον καὶ ἀπήγγελλον· ἐλυμήναντο δὲ αὐτῇ πάντῃ.⁹¹

Vor allem muß im Zusammenhang mit diesem Text eine Frage geklärt werden. Der Nebensatz am Anfang, der mit *μετὰ δὲ ταῦτα* beginnt, ist anakolutisch. Nach der gewöhnlichen Auslegung soll man *τοὺς ῥαβδωδοὺς* und *ἀνάγοντας* verstehen. Volkmann hat auch versucht, den Text in diesem Sinne zu emendieren.⁹² Neuerdings hat Wade-Gery eine andere Deutung vorgeschlagen.⁹³ Er hat die traditionelle Erklärung abgelehnt, und er faßte den Nebensatz nicht als eine Fortsetzung des *τὸ μὲν ἀρχαῖον* auf, sondern als diejenige des anderen Nebensatzes, wobei er *ἦδον* auch mit *ῥαβδωδοί* verband. Diese Auslegung ist, wenn man den überlieferten Text beibehält, nicht möglich. Denn *τὸ μὲν ἀρχαῖον* einerseits, und *μετὰ δὲ ταῦτα* andererseits entsprechen sich ja gegenseitig. Wade-Gery wollte nur soviel zugeben: «zweifellos klingt der Text etwas nachlässig; wahrscheinlich ist etwas fortgefallen». Aber er hielt es doch für wahrscheinlicher, als den Vorschlag von Volkmann, wenn man *τὸ μὲν ἀρχαῖον* nach dem *οἱ* setzt: *οἱ τὸ μὲν ἀρχαῖον καὶ τὴν ποίησιν αὐτοῦ ἐκ διαδοχῆς ἦδον*; der Satzteil, der mit *μετὰ δὲ ταῦτα* beginnt, wäre nur parenthetisch, die Fortsetzung des Satzes würde mit *ἐπιφανεῖς δὲ* beginnen.

Wir können diesem Vorschlag aus den folgenden Gründen nicht beipflichten. Einerseits *τὸ μὲν ἀρχαῖον* und andererseits *μετὰ δὲ ταῦτα* entsprechen einander so sehr, daß man den letzteren Teil keineswegs als parenthetisch auffassen kann; er bildet ja mit dem vorigen ein Ganzes. Hätte der antike Verfasser nur den Teil über die Rhapsoden gewissermaßen als 'Parenthese' gedacht, so hätte er nur *τὸ ἀρχαῖον* geschrieben; der Partikel *μὲν* kann die andere *δέ*, nach *ἐπιφανεῖς* nicht entsprechen. Aber so ist der Satz in der Tat sehr nachlässig, ja unverständlich. Der untergeordnete Nebensatz hat einen anderen, ihm nur beigeordneten Satz, der jedoch mit dem Hauptsatz weder grammatikalisch noch dem Sinne nach etwas zu tun hat; sein Subjekt ist ein anderes als dasjenige des ihm vorangehenden Nebensatzes, und doch haben die beiden Nebensätze ein gemeinsames Prädikat, wobei kein Wort im zweiten auf Prädikat, Objekt oder Abverb des ersten Satzes hinweist. Um den erwünschten Sinn nach der Transposition zu bekommen, müßte man mindestens *μετὰ δὲ ταῦτα* lesen. Diese Veränderung des Akzentes wäre natürlich – von paläographischem Gesichtspunkt aus – kein Eingriff in den überlieferten Text, aber Wade-Gery erwähnt nichts dergleichen.

Das heißt also: der überlieferte Text ist zwar nachlässig, aber verständlich. Infolge der Transposition wird aus dem überlieferten kein verständlicher,

⁹¹ Schol. ad Pind. N. 2, 1. — Ἀπόλλ. γεγραμμένον ὕμνον λέγεται πεποιηθέναι οὗτος. B1), edd. vetust., unser Text: UV, Abel, Drachmann.

⁹² VOLKMANN: a. W. 260.

⁹³ WADE-GERY: a. W. 73. Anm. 53.

sondern ein noch dunkler Text, der außerdem auch den erwünschten Sinn nicht besitzt. (Es wäre nämlich dazu auch noch eine weitere Athetese, oder mindestens die Veränderung des Akzentes nötig.) Der Vorschlag von Wade-Gery ist also von sprachlichen Gründen aus nicht wahrscheinlich. Für die traditionelle Erklärung spricht auch jene Tatsache, die auch durch Volkmann schon hervorgehoben wurde, daß nämlich auch die kürzere Variante den Text in demselben Sinne versteht. Und zum Schluß: die Verschiebung der Worte *τὸ μὲν ἀρχαίων* auf eine falsche Stelle - wie Wade-Gery es vermutet hatte - ist durch nichts zu erklären. Dagegen kann man die Tatsache, daß die Akkusative im Satz nach *μετὰ δὲ ταῦτα* zu Nominativen geworden sind, mit der Psychologie des Abschreibers leicht motivieren. (Mit demselben Recht könnte man natürlich auch vermuten, daß der Satz von Anfang an ankoluthisch war.)

Es gibt noch ein Problem im Zusammenhang mit demselben Text. Nach dem überlieferten Text soll Kynaithos zur Zeit der 69. Olympias (504/1) als erster Homers Gedichte in Syrakus vorgetragen haben. Man hat schon längst an diesem späten Datum Anstoß genommen, und man hat auf eine Reihe von Tatsachen hingewiesen, die alle bezeugen, daß das westliche Griechentum Homers Gedichte schon viel früher hat kennen müssen. Darum hat schon Welcker, der diese Tatsachen als erster zusammengefaßt hatte, die Jahreszahl verändert; andere haben nach ihm andere Jahreszahlen empfohlen.⁹⁴ Dies ist jedoch aus mehreren Gründen problematisch. Zwischen der Gründung von Syrakus und der angegebenen Jahreszahl liegen zwei Jahrhunderte; das Angeben einer anderen Jahreszahl innerhalb dieser Periode ist mehr oder weniger willkürlich. Wie man schon längst bemerkt hatte, ist die durch Welcker empfohlene Jahreszahl unhaltbar, sie fällt nämlich vor das Gründungsjahr von Syrakus; dagegen ist die Jahreszahl von Dornseiff wohl etwas spät. Kompliziert wird die Frage durch jene Apollon-Hymne, die angeblich Kynaithos verfaßt aber dem Homer zuschreiben wollte. Und damit stellt sich wieder die heftig umstrittene Frage der Apollon-Hymne selbst. Soll man nämlich an die Apollon-Hymne denken, wie man sie heute liest, oder vielleicht nur an die sog. delische Hymne? Oder hat vielleicht nur ein Grammatiker den Kynaithos zum Verfasser der früher anonymen Hymne erklärt?⁹⁵ Und wenn Kynaithos der Verfasser der Apollon-Hymne war, wie diese heute zu lesen ist, auf welche Zeit wäre dies zu datieren?⁹⁶

⁹⁴ WELCKER: a. W. 239—241: *κατὰ τὴν ἕκτην ἢ τὴν ἐνάτην (ξ' ἢ θ')*; DÜNTZER: a. W. 175: *κατὰ τὴν εἰκοστὴν ἐνάτην (κθ')*; F. DORNSEIFF: *Archaische Mythenerzählung*. Leipzig—Berlin 1938. 38: *κατὰ τὴν τετρακοστὴν ἐνάτην (μθ')*; ALLEN: a. W. 66: vor 700.

⁹⁵ WILAMOWITZ: *IuH* 440.

⁹⁶ Die neuere Literatur über die Apollon-Hymne bei M. P. NILSSON: *GGR* I.² (1954) 553 Anm. 4. Dazu noch: H. T. WADE-GERY: *Kynaithos. Greek Poetry and Life. Essays Presented to G. Murray*. Oxford 1936. 56—78; Л. М. ГЛУСКИНА: Политические тенденции Гомеровского гимна к Аполлону Пифийскому. *ВДИ* 1956. № 4. 13—24, nach ihm entstand die phythische Hymne als ein besonderes Gedicht am Ende des 7. Jh.,

Die bisher besprochene Richtung versuchte also den Text von der historischen Kritik her der eigenen Auffassung anzupassen, indem man das Wort *πρωτος* für eindeutig hielt. Eine andere Richtung versuchte die Erklärung des Textes auf dem Wege, daß man die Jahreszahl unverändert ließ; anstatt dessen wollte man dem Wort *πρωτος* einen solchen Sinn geben, der der vermutlichen historischen Situation nicht zu widersprechen schien. Zum ersten Male Nitzsch, und seitdem auch schon andere waren der Ansicht, daß dieser Text eigentlich heißen sollte: «illo tempore Syracusis rhapsodiae certamen esse institutum, in quo Cynaethus aut vicit primus aut inter primos certaverit».⁹⁷ Drerup hat diese Auslegung als «in der Luft hängend» schroff abgelehnt.⁹⁸ Allerdings geht dies aus dem Wortlaut des Textes nicht hervor. Es stimmt auch, daß die Vertreter dieser Auffassung gar nicht versuchten, ihre Ansicht zu beweisen. Nitzsch beweist mit einem Argument, was auch selbst erst bewiesen werden sollte. Er behauptet nämlich, daß das überlieferte genaue Datum nur dann nicht vergessen werden konnte, wenn es ein Denkmal gab.⁹⁹ Aber selbst wenn es so war, fragt es sich immer noch, ob die handschriftliche Überlieferung nicht korrupt ist. Thomson versuchte mit einer geschickten Wendung zu beweisen, daß Homer auch früher schon bekannt war (aber wer hat dies bezweifelt?), und daß Hippostratos keineswegs behaupten wollte, Homer wäre vor Kynaithos unbekannt gewesen (gerade dies müßte bewiesen werden).¹⁰⁰ Es gibt jedoch auch Tatsachen, die das Beibehalten des überlieferten Textes befürworten. Im Syrakus des 6. Jahrhunderts war ein Stagnieren, ja auch ein Rückfall zu beobachten. Die Münzprägung wurde erst um 530 herum wieder aufgenommen, und damit begann eine neue Blüteperiode.¹⁰¹ Es wird zu gleicher Zeit auch ein starker ostgriechischer Einfluß bemerkbar; es emigrieren viele Leute vor den Persern nach Westen.¹⁰² Es wäre nicht undenkbar, daß dies auch die frühere Vortragsweise der homerischen Gedichte verändert hätte (prachtvollere Äußerlichkeiten, etwa Einladung eines Homeriden von Chios, während bis dahin nur andere Rhapsoden das Epos vergetragen hätten). Darauf könnte auch das Datum des Hippostratos zurückzuführen sein. In vielen Fällen ist ja das Hervorheben der Priorität gar nicht in absolutem Sinne

als eine ideologische Vorbereitung zum Heiligen Krieg; O. REGENBOGEN: Gedanken zum homerischen Apollon-Hymnus. *Eranos* 54 (1956) 49–56. B. A. VAN GRONINGEN: La composition littéraire archaïque grecque. Verhandelingen der Kon. Nederl. Akad. 65.2. Amsterdam 1958. 304–323.

⁹⁷ G. W. NITZSCH: De Historia Homeri I. Hannover 1830. 130 (und auch in seinen späteren Werken); BERNHARDY: a. W. 335; RZACH: a. a. O. 2149; SCHMID—STÄHLIN: GGL I. 158; zuletzt J. F. DUNBABIN: The Western Greeks, Oxford 1948. 63; THOMSON: a. W. 567–8., 570–1.

⁹⁸ E. DRERUP: Der homerische Apollonhymnos. *Mnemosyne* Ser. III. 5 (1937) 105.

⁹⁹ G. W. NITZSCH: Die Sagenpoesie der Griechen. Braunschweig. 1852. 317.

¹⁰⁰ THOMSON: a. W. 567–8.

¹⁰¹ DUNBABIN: a. W. 60–2.

¹⁰² DUNBABIN: a. W. 62; WADE-GERY: Kynaithos, a. a. O. 73–4.

zu verstehen: oft wollte man damit nur die hervorragende Bedeutung einer Neuerung anerkennen.¹⁰³

Es bietet sich allerdings als eine interessante Parallele zum vermuteten Vorgang eine Stelle in jenem Dialog 'Hipparchos', der unter Platons Schriften erhalten blieb. Hier behauptet der Verfasser, daß Hipparchos τὰ Ὀμήρου ἐπη πρῶτος ἐκόμισεν εἰς τὴν γῆν ταυτηνὴν καὶ ἠνάγκασε τοὺς ῥαψωδοὺς Παναθηναίους ἐξ ὑπολήψεως ἐφεξῆς αὐτὰ διέειπαι.¹⁰⁴ Kein Mensch würde auf Grund dieser Stelle glauben, daß Homer vor dem Ende des 6. Jahrhunderts in Attika völlig unbekannt gewesen wäre; das hat wohl auch der antike Verfasser gar nicht sagen wollen. Es genügte zu der eben zitierten Behauptung (πρῶτος ἐκόμισεν εἰς τὴν γῆν ταυτηνὴν) vermutlich auch eine neue Vortragsweise, die dem Hipparchos zugeschrieben wurde. Um etwas Ähnliches kann es sich auch in unserem Fall handeln.

Man könnte jene Vermutung von Nitzsch, daß Kynaithos sich vielleicht hervorgetan, oder evtl. auch gesiegt hatte, auch mit einer anderen Angabe als mit Analogie erhärten, falls der Text nicht korrupt ist. Ein Aristophanes-Scholion besagt über Phrynys von Mytilene: δοκεῖ πρῶτος κιθαρίσαι παρ' Ἀθηναίους καὶ νικῆσαι Παναθηναίους ἐπὶ Καλλιμάχου ἄρχοντος (446/5).¹⁰⁵ Nachdem in diesem Fall sichere Angaben vorliegen, daß Kitharöden in Athen auch vor Phrynys bekannt waren,¹⁰⁶ kann diese Kunst nicht erst durch Phrynys nach Athen eingeführt worden sein. Das Wort πρῶτος ist also hier wahrscheinlich nur ein Hinweis auf eine hervorragende Darbietung des Phrynys.¹⁰⁷ Liest man natürlich mit Rutherford πρῶτον anstatt πρῶτος, so bekommt der Text einen völlig anderen Sinn, und er kommt als Parallele nicht mehr in Betracht. Doch scheint πρῶτος die lectio difficilior zu sein, und darum ist diese Form zu bevorzugen.

Einen solchen Grund mag also Hippostratos gehabt haben, um zu behaupten, daß Kynaithos der erste war, der Homer in Syrakus vorgetragen hatte.

¹⁰³ J. A. NOTOPOULOS akzeptiert das überlieferte Datum auf Grund der folgenden Überlegung: es ist möglich, daß der Sagenkreis von Troja in Sizilien früher nur aus den Schöpfungen anderer Sänger oder Sängerschulen bekannt war. Dafür könnte die Versinschrift von Ischia in nicht homerischem Stil sprechen. Wir halten diese Annahme für unwahrscheinlich. Vgl. NOTOPOULOS: The Homeric Hymns as Oral Poetry. AJPh 83 (1962) besonders 348.

¹⁰⁴ Hipparch. 228 b.

¹⁰⁵ Schol. ad Ar. Nub. 967. Im Text steht Καλλιῶν (456/5). Nachdem jedoch dies kein Jahr der Panathenäen war, wird man der Korrektur von MEIER zustimmen müssen. E. REISCH (De musicis Graecorum certaminibus. Diss. Wien 1885. 18) und SCHMID (GGL 4, 491) halten an dem überlieferten Text fest.

¹⁰⁶ IG I² 545; Plut. Them. 5, um von den Kitharöden im Kult gar nicht zu sprechen; vgl. Harp. s. v. Ἐννεΐδαι u. a. m.

¹⁰⁷ L. ZIEHEN möchte diese Angabe mit Plut. Per. 13, 5 verbinden (RE 18, 481 — 2. s. v. Panathenaia); dies ist aus chronologischen Gründen fraglich, doch wäre die Parallele auf diese Weise noch hervorstechender. J. A. DAVISON — Notes on the Panathenaea. JHS 78 (1958) 41 — vermutet, an den Panathenäen hätte es eine Zeitlang keine musischen Agone gegeben; unter Perikles hätte man diese wieder aufgenommen, und an diesen neuen Agonen wäre Phrynys zum ersten Male aufgetreten; daher käme das Mißverständnis. Es ist zwar eine geistreiche, aber sehr fragliche Vermutung.

Dadurch wird noch nicht ausgeschlossen, daß Homer in Syrakus wohl auch zur Zeit der früheren Blüteperiode, in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts bekannt war. Es ist auch nicht unmöglich, daß Hippostratos seine Angabe einer Siegerliste entnommen haben mag, wie dies Nitzsch, und nach ihm auch Kirchhoff vermutet hatten.¹⁰⁸

Es liegt also, was den Text selber betrifft, kein zwingender Anlaß vor, ihn zu verändern; doch darf man ihn zu weiteren Folgerungen nur mit großer Vorsicht benutzen.¹⁰⁹ Trifft das Datum wirklich zu — darüber hinausgehend, daß Hippostratos dieses Datum angeben wollte —, so zieht dies unumgänglich entweder das Entzweischneiden der Apollon-Hymne nach sich, bzw. den Standpunkt von Wade-Gery, der dem Jacoby's gefolgt war, oder man muß die Verfasserschaft des Kynaithos anzweifeln, was auch im Text etwas unsicher behauptet wird.

Nachdem der Text festgelegt wurde, dürfen wir zu den Problemen der Deutung hinübergehen. Diese Probleme sind: Was heißt der Ausdruck: *ἐκ διαδοχῆς*? Bezieht sich der Ausdruck *ἐπιφανεῖς δὲ ἐγένοντο* auf die Homeriden im ursprünglichen Sinne des Wortes, oder auf die Rhapsoden im allgemeinen? Wie soll man die Umschreibung *οἱ περὶ Κύναιθον* verstehen? Und schließlich: Was für Sänger waren Kynaithos und seine Gefährten?

Mit dem ersten Problem wird man leich fertig. Der Ausdruck *ἐκ διαδοχῆς* läßt zwei sprachliche Deutungen zu: 'abwechselnd' und 'eine Erbschaft übernehmend'. Im ersteren Sinne wurde die Stelle durch Heyne und Thiersch erklärt; die letztere Deutung wurde dagegen seit Dresig beinahe von allen angenommen.¹¹⁰ Unwahrscheinlich ist die erstere Erklärung, nachdem der Text das verschiedenartige Verhältnis der Sänger zu Homer erörtert; in diesem Zusammenhang wäre eine Bemerkung über die Vortragstechnik kaum am Platze. (Ausgeschlossen ist jedoch auch diese Möglichkeit nicht; nur wirkt in diesem Fall das Wort *καί* etwas störend.)

Umstrittener ist das zweite Problem. Welcker zählt auch den Kynaithos zur ersten Gruppe der Homeriden, was durch Nitzsch entschieden abgelehnt wird.¹¹¹ Es ist wohl nicht nötig, alle Teilnehmer dieser Kontroverse namentlich aufzuzählen. Unserer Ansicht nach läßt sich diese Frage bloß auf Grund des Scholion-Textes nicht entscheiden. Der erste Hauptsatz heißt: *ᾠμηρίδας ἔλεγον*. Dieser wird durch zwei parallele Glieder fortgesetzt: *τὸ μὲν ἀρχαῖον . . . μετὰ δὲ ταῦτα*. Darin bekommt man eine Definition des

¹⁰⁸ A. KIRCHHOFF: Beiträge zur Geschichte der griechischen Rhapsodik, Sber. Berlin 1893. 94. So auch SCHMID-STÄHLIN GGL. I. 154.

¹⁰⁹ Vgl. DRERUP: a. a. O. 104—5.

¹¹⁰ S. F. DRESIG: Commentatio critica de rhapsodis quorum vera origo antiquitas ac ratio ex auctoribus et scholiastis Graecis traditur. Lipsiae 1734. 35—6. VOLKMANN: a. W. 274—5.

¹¹¹ WELCKER: a. W. 240; NITZSCH: Sagenpoesie 316. Früher war er zurückhalten-der: Hist. Hom. I. 130.

Begriffes der Homeriden. Was danach kommt, gehört nicht mehr zur Definition. Es beginnt also hier offenbar ein neuer Satz. Der neue Satz wird mit der Partikel *δέ* an den vorigen angeschlossen. Die Partikel *δέ* — selbst als Verbindundswort benutzt — verbindet doch etwas, was im Gegensatz zum vorigen steht, was den vorigen Satz weiterführt, erweitert, oder ergänzt.¹¹² Dabei wird nicht ein Glied des Vorgehenden, sondern der ganze vorige Satz weitergeführt. Sprachlich geht also aus dem Scholion nur soviel hervor, daß Kynaithos ein Homeride war, aber ob Homeride nach der Abstammung, oder nur als Rhapsode, läßt sich aus dem Text nicht entscheiden.

Überlegt man sich jedoch die Sache selbst, so wird man eher geneigt sein, der Ansicht von Welcker beizupflichten. Kynaithos war ein Rhapsode aus Chios. Es ist nicht wahrscheinlich, daß es in Chios, außer den Homeriden, auch andere Rhapsoden gegeben hätte, die Homers Gedichte vorgetragen hätten. Demnach gehörte also auch Kynaithos zu diesen. Auf der anderen Seite haben jedoch die Homeriden von Chios ihre Abstammung auf Homer zurückgeführt. Auch Akusilaos, der zu dieser Zeit gelebt hatte, kennt die Homeriden als ein Geschlecht, und nicht als Rhapsoden im allgemeinen. Es steht zwar über jeden Zweifel, daß nach der kürzeren Variante unseres Scholions Kynaithos und seine Gefährten ihre Abstammung nicht auf Homer zurückgeführt hatten. Aber der betreffende Teil des kürzeren Scholions vermengt mancherlei Dinge: *ῥαβδωδοί* kommt offenbar aus dem vierten Scholion; *ἀεὶ οὖν ἀρχὴν κτέ.* kommt aus dem zweiten; dabei behauptet dasselbe kürzere Scholion auch noch, daß Kynaithos der erste Verbreiter der homerischen Gedichte gewesen sei. Es ist also gar nicht völlig zuverlässig.

Den Ausdruck *οἱ περὶ Κύναιθον* hat man bisher so verstanden, als wäre er mit Kynaithos gleichwertig. Neuerdings hat Suys-Reitsma diese Auslegung abgelehnt. Es handelt sich hier, ihrer Ansicht nach, nicht um eine im späteren Sprachgebrauch gewöhnliche Umschreibung, sondern um Kynaithos und um seine Rhapsoden-Kollegen. Sie gibt zwar zu, daß im dritten Scholion die traditionelle Auslegung nicht zu beanstanden ist, aber was das vierte Scholion betrifft, hält sie an ihrem Vorschlag fest.¹¹³ Unserer Ansicht nach ist diese Argumentation sehr wahrscheinlich. Es stimmt zwar, daß der Ausdruck *οἱ περὶ τινα* im späten Sprachgebrauch, besonders bei den Grammatikern, eine *Person* bezeichnet, und daß man eben in den Pindar-Scholien auch sonst dieser Gebrauchsart des Ausdrucks begegnet.¹¹⁴ Aber der Sprachgebrauch ist in dieser Hinsicht gar nicht einheitlich; es gibt auch Beispiele für den Gebrauch

¹¹² R. KÜHNER—B. GERTH: Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache. Hannover—Leipzig 1904. II. 274.

¹¹³ S. J. SUYS-REITSMAN: Het Homerisch epos als orale schepping van een dichterbetairie. Amsterdam 1955. 45—6.

¹¹⁴ K. LEHR: Quaestiones epicae. Königsberg Ann. 31 auf Seite 28; aber die Beispiele ließen sich noch vermehren aus Diodor und Plutarch. Schol. ad. Pind. Isthm. 2. proem.: *Λεινομένης νεώτατος ἀδελφός τῶν περὶ Ἰέρωνα καὶ Γέλωνα.*

im anderen Sinne.¹¹⁵ Dabei steht im Pindar-Scholion das Relativpronomen in der Mehrzahl (*οὗς*), während Plutarch in ähnlichen Fällen sich der Einzahl bedient.¹¹⁶ So könnte die Auslegung von Suys-Reitsma auch für das längere Scholion gelten; dies ist darum wichtig, weil das kürzere Scholion keinen selbständigen Quellenwert besitzt. Diese sprachliche Überlegung wird auch noch durch etwas Anderes erhärtet; wir wissen nämlich über die Rhapsoden-Vorträge im 6. Jahrhundert, daß an diesen mehrere Rhapsoden teilnehmen mußten. Wir müssen also der Auslegung von Suys-Reitsma beipflichten.

Das letzte, oben erwähnte Problem hieß, ob die Homeriden bzw. Kynaithos und seine Gesellschaft, schöpferische Sänger waren, oder nur reproduzierende Vortragende, die Homers Text gelernt und rezitiert hatten, wie etwa Ion bei Platon; diese Frage wurde neuerdings durch Notopulos aufgeworfen. Es haben nämlich Parry und Lord bei den südslawischen, und Notopulos bei den neugriechischen Sängern beobachtet, daß von diesen nur diejenigen einen geschriebenen Text Wort für Wort zu erlernen vermögen, die selber keine Schöpfer sind, und darum den gelernten Text immer mit derselben Genauigkeit reproduzieren. Dagegen behandelt der schöpferische Sänger selbst den geschriebenen Text, den er beim Vortrag bezutzt, so wie den gehörten, d. h. er gestaltet ihn immer völlig frei. Haben nun Kynaithos und seine Gesellschaft Einfügungen vorgenommen (*ἐμβαλεῖν*), so können sie keine Schöpfer gewesen sein, denn in der Welt der mündlichen Dichtkunst, die sich immer in flüssigem Zustand befindet, ist die 'Einfügung' kein bekannter Begriff. Haben sie jedoch auch selber gedichtet (*πολλὰ τῶν ἐπῶν ποιήσαντας*), so haben sie gar nicht vermocht, den Text Wort für Wort zu erlernen. -- Notopulos löste jedoch das gestellte Problem sogleich selbst in dem Sinne, daß Kynaithos und sein Kreis zwar schöpferische Sänger waren, aber daß man zu dieser Zeit doch auch schon einen solchen fixierten Text besaß, an dem gemessen ihre Vortragsweise frei und willkürlich erschien. Schriftlichkeit und Mündlichkeit gingen in ihrem Fall auseinander.¹¹⁷

Dieses Ergebnis führt jedoch sogleich auch zu einem weiteren Gedanken. Kynaithos und seine Gesellschaft waren Homeriden und Schöpfer, sie rezitierten in einer kollektiven Gesellschaft, und besaßen mindestens einen Entwurf, eine Skizze dazu, wie es an den Panathenäen üblich war, und wie es auch manche türkischen Sänger in Mittelasien tun. War diese Vortragsweise eine Spezialität der Homeriden, so kann man auch den Sinn 'abwechselnd' für den Ausdruck *ἐκ διαδοχῆς* nicht von vornherein ablehnen.

Aus dem Bisherigen ergeben sich folgende Resultate: Den Namen Homeriden führten ursprünglich nur Homers Nachkommen. Später wurde die-

¹¹⁵ F. PREISIGKE: Wörterbuch der griechischen Papyrusurkunden. Berlin 1927 — 31 s. v. *περί*; W. BAUER: Griechisch-deutsches Wörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments etc. Berlin 1937.³ s. v. *περί*.

¹¹⁶ Plut. Pyrrh. 20.

¹¹⁷ NOTOPULOS: a. a. O. 343 — 7.

selbe Bezeichnung auch auf die übrigen Rhapsoden erweitert.^{117a} Dies bedeutet nicht, daß alle Rhapsoden sich dem Kreis der Homeriden angeschlossen hätten, nur die Bezeichnung wurde zu einem Gattungsnamen. Dieser Prozeß wurde auch dadurch gefördert, daß jene Homeriden, die Homers Nachkommen waren — wie vielleicht auch Kynaithos — auf dem ganzen griechischen Sprachgebiet tätig waren. Nachdem jedoch auch andere Rhapsoden dasselbe taten und ebenfalls homerische Gedichte vortrugen, wurde der Sinn der Bezeichnung 'Homeriden' langsam verschwommen. Von dem Unterschied wußte man aber auch später noch, als der Name nicht mehr immer in genauem Sinne benutzt wurde. Je mehr die Rhapsodik in Verfall geriet, umso verschwommener wurde auch die Bedeutung des Namens. Der ursprüngliche Sinn des Namens geriet wohl erst spät völlig in Vergessenheit; dies zeigen die oben besprochenen Textstellen. Erst nach der Zeitwende begegnet man solchen Erwähnungen, die sich nicht mehr auf die Homeriden von Chios beziehen lassen. Schieben wir diese Grenze — der Dürftigkeit der Angaben gedenkend — gar einige Jahrhunderte zurück, über das hellenistische Zeitalter kommen wir kaum hinaus. Zu dieser Zeit war die Blüteperiode der Homer-Rhapsoden schon längst vorbei. Den Gnadenstoß erhielt die Rhapsodik von der alexandrinischen Philologie.¹¹⁸ Und nachdem die Rhapsodik keine Bedeutung mehr hatte, wurden auch die Homeriden unbedeutend. Wenn es zu öffentlichen Homer-Veranstaltungen kam, wurden diese durch 'Homeristen' ausgeführt. Zuerst liebt Demetrios Phalereus solche im Theater auftreten, aber diese waren eher schon Schauspieler, ja Komödianten, und nicht die alten Rhapsoden.¹¹⁹ Erst unter solchen Umständen wurde die Etymologie des Seleukos möglich, wie darauf Wade-Gery mit Recht hingewiesen hatte. Denn Seleukos wollte ja den Namen der Homeriden, — und zwar denjenigen von allen, nicht nur *τοὺς ἐν ταῖς ἱεροποιταῖς* — von Homer trennen.¹²⁰ Es ist also ein Irrtum, wenn Nutzhorn glaubte, daß die Homeriden im Zusammenhang mit Homer nie eine bedeutende Rolle gehabt hätten; sie haben nur ihre frühere Bedeutung später eingebüßt; sie haben später nur noch das Andenken an Homer, vielleicht auch im Kult, gepflegt, wie dies auch Welcker vermutete.

Was ihren Ursprung betrifft, kann man auf Grund des Scholions nur soviel behaupten, daß es sie im 6. Jahrhundert schon gab, nachdem Kynaithos gegen Ende des 6. Jahrhunderts zu ihnen gehörte. Dürfte man Kynaithos

^{117a} Den genauen Zeitpunkt können wir nicht angeben, da wir keine Textstelle haben, wo das Wort 'Homeride' zweifellos in diesem Sinne vorkäme; die Sache ist nur aus den Pindar-Scholien und aus den Dionnysios-Scholien bekannt; einige späte Stellen können so verstanden sein, da ist aber nicht mehr von Rhapsoden im engen Sinn die Rede.

¹¹⁸ WADE-GERY: a. W. 20.

¹¹⁹ Die Angaben und Literatur bei H. BLÜMNER: *Fahrendes Volk im Altertum*. Sber. München Phil.-hist. Kl. 1918. 6. Abh. 5, 31; vgl. auch L. ROBERT: *ΑΡΧΑΙΟΛΟΓΟΣ* REG 49 (1936) 125.

¹²⁰ WADE-GERY: a. W. 20.

auf eine frühere Zeit datieren — was wir nicht für wahrscheinlich halten —, dann wäre auch der erste Beleg für die Homeriden älteren Ursprungs.

Noch eine Frage müssen wir hier kurz berühren — und anschließend auch die Ursprungsfrage genauer ins Auge fassen —, jene Ansicht nämlich, die eine Wiederbelebung der Theorie von Sengebusch-Hoffmann darstellt. Nach dieser Auffassung hätte nämlich das Wort *῾Ομηρίδαι* für Pindaros nur eine solche Bedeutung gehabt, wie etwa: *εὐπατρίδαι*, *χρεωκοπίδαι*, *σπονδαρχίδαι* usw., d. h. also, es wäre nur eine solche Bezeichnung, wie später *Πυθαγόρειοι*. Die Homeriden von Chios wären keine Rhapsoden, sondern *ἀκόλουθοι*, d. h. also Opferpersonen gewesen, und nur unter dem Einfluß der Homer-Tradition von Chios hätte irgendjemand versucht, ihren Namen von demjenigen eines Dichters abzuleiten.¹²¹ Mit Recht hat Wade-Gery auf die Schwäche dieser merkwürdigen Theorie hingewiesen. Es hätte nämlich demnach am Anfang des 5. Jahrhunderts zweierlei Homeriden gegeben: diejenigen von Chios, die nichts mit dem Dichter zu tun hatten, und andererseits die Homer-Rhapsoden, die nichts mit den Homeriden von Chios zu tun hatten. Auf diese Weise hätten also die beiden Zeitgenossen, Akusilaos und Pindaros, dasselbe Wort in verschiedenem Sinne benutzt.¹²²

Und dazu noch ein paar Kleinigkeiten. Der Standpunkt von Wilamowitz läßt sich auch in jener Hinsicht nicht vertreten, daß Pindaros das Wort *῾Ομηρίδαι* im Sinne *῾Ομήρειοι* benutzt hätte. Die Endung auf *-ίδης* ist eindeutig ein Patronymikon.¹²³ Die *εὐπατρίδαι* sind Söhne von vornehmen Vätern; der Ausdruck *χρεωκοπίδαι* ist offenbar in solchen aristokratischen Kreisen geprägt worden, die gegen Solon eingestellt waren; es ist eine spöttisch aristokratisierende Bezeichnung jener 'neureichen' Demokraten, gegen die man auch sonst gern Klatschgeschichten verbreitete.¹²⁴ Das Wort *σπονδαρχίδαι* ist die eigene Bildung des Komikers Aristophanes; es ist ohne Zweifel spöttisch, und wohl auch anti-aristokratisch. Aber warum hätte Pindaros die Homer-Rhapsoden verspotten wollen, und dazu noch mit einer sprachlichen Bezeichnung, die offenbar aristokratischen Gepräges war?

Problematisch ist auch das Operieren mit der Bedeutung des Wortes *δμηρος*. Kein Zweifel, man hat in diesem Wort das Zeitwort *δμηρέω* spüren müssen. Aber der Zusammenhang wurde unterschiedlich erklärt. Aus Hesychios geht die bloße Tatsache des Zusammenhanges hervor: *δμηρεῖ ἀκόλουθεῖ* und *δμηρητῆρες· ἀκόλουθοι, συνήγοροι*. Das Wort *δμηρος* selbst wird bei ihm

¹²¹ WILAMOWITZ: IuH 365—6. Ähnlich — unter Anderen — G. FINSLER: Homer. Leipzig. 1914.² I. 62; letzterer gibt jedoch zu, daß auch die Pindar-Stelle sich auf Homers Nachkommen bezieht. Vgl. noch DRERUP: Homerische Poetik. I. Das Homerproblem in der Gegenwart, Würzburg 1921. 388.

¹²² WADE-GERY: a. W. 19. Verworfen auch durch SCHADEWALDT: Legende 101, Anm. 72.

¹²³ Et. Gud. p. 348₃₅₋₃ s. v. *Κρονίδης*, vgl. 248₄₉₋₅₂ s. v. *Κροῖων* und Schol. Dion. Thrac. § 12. p. 221₂₄₋₃₂ Hilg. (zitiert oben).

¹²⁴ Arist. Rp. Ath. 6, 2.

nicht erwähnt, und keines der erwähnten Wörter ist von einem ausschließlich kultischen Charakter. Man weiß von Theopompos (den Wilamowitz nicht erwähnt), daß *ὀμηρεῖν φησὶ παρὰ τοῖς ἀρχαίοις λέγεσθαι τὸ ἀκολουθεῖν τοὺς οὖν ἐπ' ἀκολουθία τῶν ὁμολογουμένων διδομένους ἐντεῦθεν ὀμήρους φησὶ λέγεσθαι*.¹²⁵ Theopompos operiert also ausdrücklich mit dem Wort *ὀμηρος* in der Bedeutung 'Bürge' und dies will er aus dem Zeitwort *ὀμηρέω* ableiten. Schließlich wird Aristoteles in der pseudo-plutarchischen Homeros-Biographie erwähnt. Das Kind Homeros soll, auf jene Frage der Anführer von Smyrna, wer sich den aus der Stadt Ausziehenden anschließen (*ἀκολουθεῖν*) wollte, *ἔφη καὶ αὐτὸς βούλεσθαι ὀμηρεῖν*. Daher hätte er den Namen 'Homeros' erhalten.¹²⁶ Aber das ist ja doch nichts mehr als ein naiver Versuch, den Namen zu erklären. Man konstruiert eine Geschichte, um den Zusammenhang von *ὀμηρος* mit *ὀμηρέω* zu beleuchten. Es ist eine bloße Volksetymologie, auf die man nicht bauen kann, und die auch den Zusammenhang mit dem Kult nicht erklärt. Aber selbst wenn das Wort *ὀμηρος* die Bedeutung 'Opferdiener' hätte, auch dann wäre die Theorie von Wilamowitz unhaltbar, denn sie widerspricht ja der einstimmigen Tradition des ganzen Altertums. War über 'Homeriden' die Rede, so verstand man im Altertum unter diesen immer solche Leute, die mit der epischen Dichtkunst etwas zu tun hatten. Man darf nicht einmal so viel annehmen, daß Seleukos — der nach einer anderen Etymologie suchte — diese Ansicht abgelehnt hätte. Die einzige Stütze für die Theorie des Wilamowitz könnte der Seleukos-Text nur in seiner durch Sengebusch *modifizierten* Form sein, sowie die Auslegung dieser Stelle im Sinne von Sengebusch und Hoffmann. Und es wurde oben schon gezeigt, auf wie schwachen Füßen diese ganze Argumentation steht. Die Angaben bezeugen also einstimmig, daß es im Altertum ein Sänger-Geschlecht 'Homeriden' gab.

Wir wollen aber unsere Behauptung, daß die Homeriden Homers Nachkommen waren, in einem Punkt noch präzisieren; in diesem Zusammenhang versuchen wir auch jene Frage zu beantworten: was war wohl der Zusammenhang zwischen jenen 'Nachkommen von Homer', die in den Quellen aus dem 6. Jahrhundert erwähnt werden, einerseits, und dem Homer selbst andererseits, der doch im 8. Jahrhundert gelebt hatte.

Nach dem pseudo-herodoteischen Homeros-Bios hatte Homer nur zwei Töchter, von denen die eine unverheiratet blieb, während die andere einen Mann aus Chios geheiratet hatte.¹²⁷ Man fragt nun, ob diejenigen, die auf diese Weise nur auf der Tochter-Linie mit Homer verwandt sein konnten, sich mit vollem Recht als Homeriden, 'Homers Nachkommen' bezeichnen konnten? Nach dem allgemeinen Brauch keineswegs,¹²⁸ wenn man nicht vermuten will,

¹²⁵ FGGrHist F 300 = Harp. s. v. *ὀμηρεύοντας*.

¹²⁶ Vita Ps.-Plut. p. 22₃₂ — 23₃ Wil.

¹²⁷ Ps.-Hdt. Vit. Hom. 25, p. 14₁₆₋₉ Wil.

¹²⁸ WILAMOWITZ: IuH 428.

daß in diesem speziellen Fall vielleicht auch die Abweichung vom allgemeinen Brauch möglich war. Dies ist umso auffallender, als der pseudo-herodoteische Bios, wie einstimmig vermutet wird, auf der Tradition der Homeriden beruht.¹²⁹ Man dürfte mit der Möglichkeit rechnen, daß die betreffende Angabe nicht dem alten Homeriden-Material sondern einer anderen, späteren Quelle entnommen wurde. Doch es wurde oben schon hervorgehoben, daß eben für die späteren Zeiten die Homeriden als Homers Nachkommen galten. Will man also nicht vermuten, daß der erwähnte Bios eben durch Seleukos verfaßt worden sei, so muß man die eben angedeutete Möglichkeit fallen lassen. Es scheint also, daß nach der alten Tradition Homer keinen männlichen Nachkommen besaß; die darauf bezüglichen Angaben sind spätem Ursprungs.¹³⁰ Die Homeriden waren keine leiblichen Nachkommen des Dichters, sondern seine Nachfahren in der Kunst. Wichtig war für diese Leute nicht ihre blutsmäßige Abstammung, sondern die Verbindung mit ihrem Meister. Dies schließt dann auch die Verwandtschaft auf der Tochter-Linie nicht aus. Es ist ja auch aus anderen Kulturkreisen bekannt, daß die Sänger sich nach ihrem Meister benennen, als wären sie auch seine leiblichen Nachkommen.¹³¹ Eustathios und die Odyssee-Scholien haben auch eine seltsame Liste des Demetrios Phalereus aufbewahrt, in der die mythischen Sänger in einer quasigenealogischen Reihe aufgezählt werden, wie Meister und Schüler aufeinander folgten.¹³² Diese Liste mag auf ältere Traditionen zurückgehen.¹³³ So haben wohl auch die Homeriden ihre Schüler-Abstammung vielleicht nach der Analogie früherer, geschlechtsmäßig organisierter Sänger-Gesellschaften in Evidenz gehalten. Auch blutsmäßige Abstammungen mögen die Verbindung gestärkt haben, aber die wahre Verbindung unter den einzelnen Mitgliedern war die gemeinsame Kunst. In dieser Hinsicht standen die Homeriden keineswegs alleine. Die Beschäftigungs-Geschlechter waren auch unter den Griechen nicht unbekannt.¹³⁴ Es wird in den Quellen auch eine andere Sänger-Familie — die *Κροεφύλων ἀπόγονοι* — erwähnt, deren Existenz nicht bezweifelt werden kann, auch wenn diese keineswegs so bedeutend war wie die Homeriden.¹³⁵ Für die einstige Existenz von Sänger-Geschlechtern spricht auch die Tatsache, daß das episch

¹²⁹ WILAMOWITZ: IuH 436; ALLEN: a. W. 38—41; SCHADEWALDT: *Legende*, besonders 54—7.

¹³⁰ Vita Hsch. (Suda) p. 33₃₁₋₃. Wil.

¹³¹ DRERUP: a. W. 48; В. М. Жирмунский: Народный героический эпос. Москва—Ленинград 1962. 257; der Usbeke *Fasil*, ein Schüler des Juldaš, des Schülers von Mohammed šair, ließ sich *Juldašev* nennen.

¹³² Eust. ad Od. 3, 267 und Schol. EHMQR ad loc. = fr. 191 WEHRLI.

¹³³ Es geht vielleicht auf Akusilaos oder auf Hellanikos zurück. Vgl. dazu den Kommentar von WEHRLI zum Fragment.

¹³⁴ THOMSON: a. W. 332—3; mit der Analogie der Asklepiaden beschäftigt sich eingehend WADE-GERY: a. W. 90—94.

¹³⁵ Dies war die Ansicht auch schon von F. A. WOLF: *Prolegomena ad Homerum*. Halle 1795. 139; dann WELCKER: a. W. 357 und SENGEBUSCH: *Diss. Hom. II*. 51—2. Der Standpunkt der späteren Skeptiker läßt sich nicht rechtfertigen.

dichterische Sängertum ein langes Erlernen der Fachkenntnisse (Tradition, Vers-technik, Formeln, typische Situationen u. a. m.) erforderte. Und dies war nur in irgendeiner geschlossenen, organisierten Gemeinschaftsform zu verwirklichen. Man hat auch dies im vorigen Jahrhundert — ja teilweise auch früher schon¹³⁶ — klar gesehen. Nachdem die späteren Forscher von den Rhapsoden-Schulen gar nichts wissen wollten, wurde die frühere Ansicht erst im Laufe des Untersuchens der lebendigen, mündlichen Epik (Parry) wieder aufgenommen und auch erhärtet. Die lebendige Praxis zeigt, daß das Sängertum auch innerhalb einer Familie von Generation zu Generation weitergegeben werden kann. Und gehören Meister und Schüler nicht blutmäßig zur selben Familie, so halten die Schüler die aufeinander folgenden Meister in einer quasi-genealogischen Reihe doch in Evidenz; die benennen sich auch nach ihrem alten Meister, sie gelten als ihre Nachkommen in der Kunst. Es ist nicht nötig, diese Gemeinschaft mit Suys-Reitsma als 'hetairia' zu bezeichnen; die Tradition redet ja immer von einem *γένος*. Man darf nur nicht aus dem Auge verlieren, daß die blutmäßige Verbindung — mindestens im Falle der Homeriden — keineswegs das Entscheidende war. So hat auch Boeckh schon die Homeriden beurteilt; er wollte in ihnen eine sog. 'gens civilis' erblicken. Solche Geschlechter haben ihre Abstammung auf einen gemeinsamen Ahnen zurückgeführt, obwohl sie wußten, daß nicht alle Mitglieder des Geschlechts (*γεννηται*) auch Blutsverwandte (*συγγενεις*) waren. Die meisten solchen Geschlechter hatten eine gemeinsame Beschäftigung: die Daidaliden waren Bildhauer, die Iamiden Wahrsager, die Asklepiaden Ärzte: «hereditario iure atque ut creditum est ingenio, ita heroicum carmen ab insigniore poeta coeptum, a maioribus propagatum, hereditaria arte et praerogativa coluerunt Homeridae et in sacris potissimum ludis et certaminibus musicis recitarunt.»¹³⁷ Haben jedoch die Sänger ihre Gemeinschaft als Geschlecht bezeichnet, so kann dieses Geschlecht nicht erst im 6. Jahrhundert entstanden sein. Bei den Ioniern spielte das Geschlecht zu dieser Zeit in der gesellschaftlichen Organisation gar keine wichtige Rolle mehr. Auch das Geschlecht der Homeriden entstand wohl im 7. Jh., oder eher noch gegen das Ende des 8. Jh.

Es liegt also kein Grund und Anlaß vor, jene einstimmige Behauptung der Quellen zu bezweifeln, wonach die Homeriden Homers Nachkommen waren, man soll nur nicht unbedingt an eine wirkliche, blutmäßige Abstammung denken.

Budapest.

¹³⁶ WOLF: a. W. 100—4; SENGEBUSCH: Diss. Hom. II. 44—64.

¹³⁷ BOECKH: a. W. 9—12 (392—6). Dieser Ansicht hat auch G. GROTE beigepflichtet: A History of Greece. London 1869. 2, 132—3.

DAS PROBLEM DER HERKUNFT DER PHRYGER UND IHRER BEZIEHUNGEN ZU DEN BALKANVÖLKERN

In meinen «Phrygischen Sprachdenkmälern»¹ habe ich folgende Ansicht über die Einwanderung der Phryger vorgetragen:

1) Am besten greifbar ist für uns die Einwanderung der von mir behelfsmäßig so genannten Nord-Ost-Phryger, deren Ankunft in Kleinasien auch archäologisch verfolgbare ist. Zu den archäologischen Beobachtungen gehört die bereits seit langem besprochene Gleichheit der Tumulusgräber in Bulgarien und im (späteren) Bithynien (§ 6, 7). Ich habe mich dabei auf die Beobachtung gestützt, daß Homer die Phryger nur an der Nordküste Kleinasiens, insbesondere am Unterlauf des Sangarios und in der Umgebung des Sees von Nikaia kennt. Bei Herodot treten sowohl diese NO-Phryger als auch die Bewohner Großphrygiens auf. Zu diesem Punkt folgen weiter unten noch einige Bemerkungen (§ 5, 6).

Ich bin der Meinung, daß nur diese NO-Phryger die ursprünglichen Träger des Namens 'Phryges' waren, während die Bevölkerung Großphrygiens, also die im Inneren Kleinasiens beheimateten Phryger, erst durch das Vordringen der NO-Phryger durch das Sangariostal von diesen unterworfen wurden und so den Namen *Φρύγες* erhielten (§ 9, 10).

Ich folgte bei dieser Annahme im wesentlichen E. Akurgal, der diese Ausdehnung des phrygischen Herrschaftsbereichs in das zentrale Hochland Kleinasiens an den Bodenfunden verfolgt (§ 10). Ich konnte hinzufügen, daß auch die Verbreitung der phrygischen Tumulusgräber, die außer im NO-phrygischen Bereich auch im Tembristal festzustellen sind, diese Annahme begünstigt (§ 9).

2) Während die Einwanderung der unter 1) genannten Nordost-Phryger ca. in das 9. Jahrh. v. Chr. fällt, sind die von mir sogenannten Großphrygier sicherlich v o r ihnen eingewandert. Sie kamen jedoch wahrscheinlich erst nach der Zerstörung des Hethiterreichs, da sie eine ältere Bevölkerung aus Großphrygien in d e r Weise verdrängt haben, daß deren Reste nur noch n geographischen Namen und sonstigen Elementen an den Rändern Groß-

¹ O. HAAS: Die phrygischen Sprachdenkmäler (= *Linguistique Balkanique*, X), Sofia 1966.

phrygiens, sowohl im Westen, als auch im Süden und Osten anzutreffen sind (s. § 3).

Meines Erachtens war die Sprache dieser Großphrygier von der der NO-Phryger verschieden und zwar in dem Sinne, daß die NO-Phryger, deren frühere Heimat in Makedonien gewesen war (s. § 6), Übereinstimmungen mit dem Makedonischen zeigen, während die Sprache der Großphrygier engere Verwandtschaft mit dem Griechischen aufzuweisen scheint. Alle vier Sprachen zusammen bilden jedoch eine Gruppe innerhalb der indogermanischen (s. § 29 ff.).

Großphrygische Elemente finden sich auch in den westlichen Küstenlandschaften Kleinasiens, was sich damit erklärt, daß die Phryger dazu neigten, in die fruchtbareren und auch an Edelmetallen, wichtigen Handelsplätzen und Ausfuhrhäfen reichen Landschaften Lydien und Mysien zu übersiedeln, wo sie sicherlich eine gewisse Rolle gespielt haben.² Mit der großphrygischen Sprache war auch wenigstens eine der Sprachen Paphlagoniens nahezu identisch (s. § 12). Die Verbindung dürfte erst durch die Einwanderung der Galater im 3. Jahrhundert v. Chr. unterbrochen worden sein.

Einwände gegen meine Theorie

3) Ich habe bisher drei Rezensionen meines Buchs zu Gesicht bekommen: W. Dressler (Die Sprache 14, 40--49), A. Heubeck (Gnomon 39, 579--583), R. Gusmani (IF 72, 323--328). Es freut mich, feststellen zu können, daß alle drei Kritiker die «Phrygischen Sprachdenkmäler» recht positiv bewerten und sich nicht nur mit verhältnismäßig unerheblichen Kleinigkeiten, sondern auch mit der eben umrissenen Hypothese über die sprachgeschichtliche Stellung der phrygischen Sprache und die Herkunft des phrygischen Volkes auseinandersetzen. Die folgenden Seiten sollen nur solche Fragen behandeln, die mit dem Thema dieses Aufsatzes in direktem Zusammenhang stehen.

Um den leichtesten Punkt vorwegzunehmen: über die von mir angesetzte vorphrygische Schicht scheint Einigkeit zu herrschen.³ W. Dressler (dessen Ablehnung der «v o r g r i e c h i s c h e n» Theorien in Wien bekannt ist) stellt ausdrücklich fest, meine Analyse sei ohne Zweifel der «vorgriechischen» Sprachforschung bei weitem überlegen, «weil sie Vorgeschichte, Geschichte und Geographie in ungleich höherem Maße berücksichtigt». A. Heubeck verweist auf die gebotene Skepsis.

4) Eine belebtere Debatte ergibt sich aus der zweiten These, daß die Sprache der Bewohner Großphrygiens mit der der von mir behelfsmäßig als Nord-Ost-Phryger bezeichneten Völkerschaften an der Schwarzmeerküste zwar nahe verwandt, aber nicht gleich ist. R. Gusmani gefällt diese Annahme:

² Vergl. Sprachdenkmäler 26, 139 ff.

³ Vergl. Sprachdenkmäler 26 ff, 153 ff.

«Ob die Sache sich genau so verhält, wie Haas vermutet, kann man vorläufig nicht sagen, doch stellt die Erkenntnis, daß die altp hrygischen Texte in zwei verschiedenen Sprachen verfaßt sind, zweifellos einen wichtigen Fortschritt dar» (p. 327). A. Heubeck fragt, ob ich die Tragfähigkeit der sprachlichen Argumente nicht überschätze (p. 581), während W. Dressler meine Auffassung entschieden ablehnt (p. 41 f.). Doch beruht diese Ablehnung nicht auf einer genügend sorgfältigen Prüfung der von mir angeführten prähistorischen, historischen und interpretatorischen Elemente, zu denen ich im folgenden (§ 13, 25 f.) noch einmal Stellung nehmen muß.

Eine weitere Diskussion muß meine Auffassung betreffen, daß die großphrygische Sprache mit der NO-phrygischen, dem Griechischen und dem Makedonischen innerhalb der indogermanischen Sprachen eine engere Gruppe bildet, in der das NO-Phrygische dem Makedonischen näher steht, namentlich in der Behandlung der Labiovelaren (wogegen W. Dressler p. 41 f. Einwände erhebt), vgl. hier § 25–28.

Die engere Verwandtschaft zwischen Phrygisch und Griechisch überhaupt wird von Gusmani bestritten, der weder an die ähnliche Behandlung der Labiovelaren vor *i* glaubt (hier § 18–22), noch an die phrygische Lautverschiebung (§ 15–17). Außerdem scheint Gusmani — ohne es zu sagen — immer noch das Phrygische als Satem-Sprache zu betrachten (§ 29 f.). In den folgenden Seiten versuche ich, meine Thesen gegen diese Einwände zu verteidigen.

5) W. Dresslers Einwände gegen die Aussonderung der NO-Phryger als eigenen Volkes beginnen mit der Behauptung, daß «aus Homer wirklich nicht viel zu entnehmen» sei. Ich hatte nämlich aus Homer im Anschluß an eine ganze Reihe von Vorgängern gefolgert, daß Homer nur die Phryger am Unterlauf des Sangarios und in dessen Nachbarschaft kannte. Dafür waren folgende Stellen maßgebend:

- B 862 Φόρκυς ἀν̄ Φρύγας ἦγε καὶ Ἀσκάσιος θεοειδῆς
τῆλ' ἐξ Ἀσκανίης· μέμασαν δ' ὄσμι' νι μάχεσθαι.
- Γ 184 ἦδη καὶ Φρυγίην εἰσήλυθον ἀμπελόεσσιν·
ἐνθα ἴδον πλείστους Φρύγας ἀνέρας αἰολοπόωλους,
λαοὺς Ὀτρῆος καὶ Μύγδονος ἀντιθέοιο,
οἳ ῥα τότε ἔστρατόωντο παρ' ὄχθας Σαγγαρίοιο·
- II 719 (Ἐἴσιος . . .)
δς Φρυγίην ναίεσκε ῥοῆς ἐπι Σαγγαρίοιο·

Die Phryger kamen also aus der Umgebung der Ἀσκανία Λίμνη (B 862 f.) und von den Ufern des Sangarios (Γ 184 ff. und II 719). Die nach ihrem An-

führer Otreus (Γ 186 f.) benannte Stadt *Otroia* liegt östlich von Nikaia (Strabo 12,566) und die *Mygdonen*, deren Ahnherr Mygdon ebenfalls in der soeben ausgeschriebenen Stelle Phryger ist, wohnen zwischen Rhyndakos und Myrleia (Strabo 12,575).

Wem das nicht genügt, der sehe sich die folgende Stelle an, in der Achilles zu Priamos spricht:

Ω 543 *καὶ σέ, γέρον, τὸ πρὶν μὲν ἀκούομεν ὄλβιον εἶναι
ὄσσον Λέσβος ἄνω, Μάκαρος ἔδος, ἐντὸς ἔεργει
καὶ Φρυγίῃ καθύπερθε καὶ Ἑλλήσποντος ἀπείρων,
τῶν σε, γέρον, πλούτῳ τε καὶ νίῳσι φασὶ κεκάσθαι.*

«Auch von dir vernahm ich, o Greis, daß du glücklich gewesen;
Weit zu den Grenzen von Lesbos hinauf, der Insel des Makar,
Und über Phrygien hin zum unendlichen Hellespontos
Warst du berühmt durch reichen Besitz und die Söhne.»

[Übersetzung von H. Rupé].

Phrygien liegt also zwischen der Breite von Lesbos und dem Hellespont, wozu auch der Kommentar von Ameis-Hentze zu vergleichen ist.⁴ Ist daraus also wirklich nicht viel zu entnehmen?

6) Immerhin geht aus den zitierten Versen hervor, daß der Dichter die Phryger am Unterlauf des Sangarios kannte. Eine andere, weiterführende Frage ist sodann, ob die Anwesenheit dieser NO-Phryger in den nördlichen Küstenstrichen Kleinasiens mit der folgenden Nachricht Herodots zu kombinieren ist:

Herodot 7,73: «... in Makedonien erzählt man, die Phryger hätten, solange sie Europäer gewesen und im Lande der Makedonen gewohnt, *B r i g e r* geheißten. Bei der Auswanderung nach Asien hätten sie mit dem Lande auch den Namen vertauscht und sich *P h r y g e r* genannt.»⁵ An dieser Nachricht ist nur die Beurteilung der beiden Formen des Namens falsch, der ursprünglich **bhruges* (daraus entlehnt griechisch *Φρύγες*) gelautet hatte und durch die phrygische Lautverschiebung zunächst zu **bruges*, später zu **brukes* wurde. Als die Griechen mit den Phrygern — noch in den Balkanländern — in Berührung kamen, war das phrygische *bh-* noch gut genug erhalten, um dem griechischen *φ* in *Φρύγες* gleichgesetzt zu werden. Mit *b-*, das durch die phry-

⁴ «... ἄνω mit ἐντὸς ἔεργει (vgl. B 616) aufwärts d. i. nach Norden hin einschließt oder abgrenzt, denn Lesbos liegt südlich von Troas. — Makar gilt als Sohn des Aiolos und Gründer von Lesbos. — *Φρυγίῃ* mit *καθύπερθε* sc. ἐντὸς ἔεργει von oberher d. i. landeinwärts im Osten und Nordosten...»

⁵ Hdt. VII 73: οἱ δὲ Φρύγες, ὡς Μακεδόνες λέγουσι, ἐκαλέοντο Βρίγες χρόνον ὅσον Ἐθροπήμιοι ἐόντες σύνοικοι ἦσαν Μακεδόσι, μεταβάντες δὲ εἰς τὴν Ἀσίην ἅμα τῇ χώρῃ καὶ τὸ ὄνομα μετέβαλον (εἰς Φρύγας).

gische Lautverschiebung aus *bh-* entstanden war, heißen die Reste des Volkes in Makedonien *Βούγες*, *Βούγες*, *Βούγοι*.

Später ist dann auch der Wandel von *-g-* zu *-k-* vollzogen, was sich aus den Formen *Βούκης και Βούκαι*, *ἔθνος Θούκης*, *λέγονται και Βουκείς και Βουκήιοι* (Steph. Byz.) ergibt.

Diese Wanderung der Phryger von Makedonien nach Kleinasien läßt sich nun archäologisch verfolgen: im heutigen Bulgarien und im Gebiete dieser NO-Phryger tauchen annähernd gleichzeitig die sogenannten Tumulusgräber auf, die so sehr übereinstimmen, daß an einen ethnischen Zusammenhang geglaubt werden kann.⁶ Hinzu kamen durch eine Arbeit F. Schachermeyrs Elemente der Keramik (Knickhenkel)⁷ und durch weitere Forschungen auch kunstgeschichtliche Details (Verzierung der Unterseite des Ausgusses, strahlenförmige Verzierung usf.)⁸, die eine Wanderung eines ganzen Formenkreises und damit eine Völkerbewegung bedeuten.

7) An Tumulusgräbern gibt es in Kleinasien zwei verschiedene Gruppen: an der Westküste findet man eine Serie von Tumuli, in deren Innerem eine aus Steinen erbaute Kammer festzustellen ist, und deren Gipfel durch einen Phallus-Stein gekrönt ist. Solche Tumuli finden sich nach F. Schachermeyr (Materialien 382 f.) in Lydien; bei einer Gruppe «kann man zweifeln, ob sie von Griechen oder von Kleinasiaten stammt. Charakteristisch ist hier überall das Vorhandensein einer solchen Krepis und das häufige Auftreten von 'Phallus'-Steinen als Gipfelkrönung». Ferner in Karien: . . . «Sie stellen sich uns als eine Kombination von mykenischem Kuppelgrab und monumentalem Grabhügel dar . . .»,

Die phrygischen Tumulusgräber unterscheiden sich davon durch das Fehlen einer Steinkammer, des Dromos und des Phallus-Steins. Zu ihrer Chronologie ist zu sagen, daß K. Bittel, Kleinas. Studien 95 eine weitaus spätere Epoche ansetzt als F. Schachermeyr: «Auf gar keinen Fall aber stellt (die Verbreitung der Tumulusgräber nach Kleinasien), wie Schachermeyr angenommen hat, eine Folge der sogenannten aegäischen Wanderung dar, denn zwischen ihr und dem 'Überhandnehmen des monumentalen Hügelgrabes' in Phrygien liegen nahezu vier Jahrhunderte». E. Akurgal präzisiert das noch weiter (Phryg. Kunst 103): «Die phrygischen Tumuli setzten, wie wir schon oben sagten, in der zweiten Hälfte oder am Ende des 8. Jahrhunderts ein, und kommen kurz nach der Mitte des 6. Jahrhunderts aus der Mode.»

Wie sehr die Tumuli für die Phryger charakteristisch waren, können wir einer Notiz des Athenaeus entnehmen: nach ihm finden sich allenthalben

⁶ Vergl. J. FRIEDRICH: RE 20, 1 883 ff (mit Lit.).

⁷ F. SCHACHERMEYR: Materialien zur Geschichte der ägäischen Wanderung in Kleinasien (= Athenische Mitteilungen 41, 1916 [geschrieben 1925, erschienen 1929]), 400 f. E. AKURGAL: Phrygische Kunst, 1955, 27.

⁸ E. AKURGAL: Phrygische Kunst, 27 f.

auf dem Peloponnes, besonders in Lakedaïmon, große Aufschüttungen, die man Gräber der mit (dem Lyderkönig) Pelops mitgekommenen Phryger nennt.⁹ Diese Tumuli waren also solche vom NO-phrygischen Typus, nicht solche der lydischen und karischen Art.

Die älteren phrygischen Tumulusgräber umfassen hauptsächlich das Gebiet von Gordion, Ankara, Kerkenesdağ, also das ganze Gebiet von Kyzikus (F. Schachermeyr, *Materialien* 381) bis an die Ostgrenze des späteren Bithynien. F. Schachermeyr (p. 384) konnte Tumuli unmittelbar westlich von Amisos bei Samsun feststellen, also nahe der Stadt, deren Zugehörigkeit zu Bithynien oder zu Paphlagonien fraglich war (s. O. Haas, *Sprachdenkmäler* 16). Eine Scharung von kegelförmigen Hügeln zu Nekropolen findet sich sonst nur noch in Paphlagonien (Schachermeyr 384).

Der Beginn der Grabtumuli im Norden Kleinasien ist demnach ein *Terminus ante quem* für die Einwanderung der NO-Phryger aus Makedonien. Wie lange vor dem Auftreten der Hügelgräber diese Einwanderung stattgefunden habe, ist Gegenstand der Konjektur: sicherlich haben nicht gleich die Führer der ersten einwandernden Generation monumentale Grabhügel errichten können: die ersten Jahrzehnte in Kleinasien mußten doch wohl durch Kämpfe mit den dort bereits ansässigen Völkerschaften, durch langsames Vordringen mit Rückschlägen und entsprechende Änderungen der Kriegsziele ausgefüllt sein. Es können Jahrhunderte vergangen sein, ehe die Einwanderer aus Makedonien ein festgegründetes Reich und die Möglichkeit geschaffen hatten, königliche Grabanlagen monumentaler Art auszuführen. Wieviel Jahrhunderte? Gegen einen allzu hohen Ansatz spricht, daß Herodot noch die Überlieferung von der Wanderung der (NO-)Phryger aus Makedonien nach Kleinasien aus schriftloser Zeit zu Ohren kam. Da inzwischen auch die viel zu hohen Ansätze für den Beginn der Tumuli widerlegt worden sind, steht nichts im Wege, die Einwanderung der NO-Phryger in das 9. Jahrhundert vor Christus zu verlegen.

8) Es ist jedoch nicht gut denkbar, daß auch die Bewohner des späteren Großphrygien, deren Nachkommen uns die spätphrygischen Inschriften hinterlassen haben, erst in so später Zeit eingewandert sind. Es wäre so nicht erklärlich, wieso die vorphrygische Bevölkerung in Großphrygien so gänzlich, ohne Spuren zu hinterlassen, verschwunden ist. Die Reste der vorphrygischen Sprache finden wir ausschließlich an den Rändern des Hochplateaus: in Lydien, an der Südgrenze, an der Ostgrenze des großphrygischen Gebiets. Auch dort, wo sich durch die zweisitzigen Götterthronen die Verehrung des Attis nachweisen läßt, also in der Umgebung der Midasstadt (s. u.), sind die Inschriften keinesfalls «vorphrygisch», sondern meines Erachtens NO-phrygisch.

⁹ Athen. XIV 625 ef: "Ἴδοις δ' ἂν καὶ τῆς Πελοποννήσου πανταχοῦ, μάλιστα δὲ ἐν Λακεδαιμόνι χώματα μεγάλα, ἃ καλοῦσι τάφους τῶν μετὰ Πέλοπος Φρυγῶν.

Die NO-Phryger haben ja auch die vorphrygische Kybele-Attis-Religion angenommen und das Heiligtum in Pessinus gegründet, während in Großphrygien der Name des Attis ausgelöscht ist.

Ich glaube daher, daß die Bewohner Großphrygiens (die vorher logischerweise nicht «Phryger» heißen konnten) bereits ansässig waren, als die NO-Phryger ca. im 9. Jahrhundert einwanderten. Erst im 6. Jahrhundert eroberten die NO-Phryger das innere Hochland, dessen Bewohner dadurch den Namen *Phryger* erhielten, daß sie dem phrygischen Herrschaftsbereich anheimfielen.

9) Die Erkenntnis der von mir vorgenommenen ethnischen Unterscheidung von NO-Phrygern im (späteren) Bithynien und den Großphrygiern im inneren Hochland Kleinasiens findet sich übrigens bereits bei F. Schachermeyr vorgezeichnet, der p. 382 sagt: «Die Phryger haben die ihnen von Europa her geläufige Grabform in ihrer neuen Heimat übrigens nur zum Teile beibehalten, in den ausgesprochen gebirgigen Landschaften aber den Gedanken des altkleinasiatischen Felsengraves übernommen und die bekannten Anlagen mit monumentalen Fassaden geschaffen.»

K. Bittel knüpft daran (Kleinasiatische Studien p. 96) die Bemerkung: «sollten hier wirklich nur die landschaftlichen, d. h. die natürlichen Eigenschaften Phrygiens ausschlaggebend gewesen sein, sollten die phrygischen Bewohner der felslosen Steppe in Tumuli und diejenigen, die in den felsigen Regionen zuhause waren, zur gleichen Zeit in den so ganz andersartigen Felsgräbern bestattet haben? Machen sich hier wirklich nur ganz äußerliche Ursachen geltend, oder liegen nicht die Gründe doch wesentlich tiefer?» Bittel schließt, daß die «Midasstadt» und Gordion zwei konkurrierende Zentren waren, . . . «die erst dann in ein gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis gerieten, als Phrygien spätestens im 8. Jahrhundert zu einer politischen Einheit wurde und Gordion damit zu einer gewissen Suprematie gelangte». Ich kann freilich in die Frage der divergierenden zeitlichen Ansätze nicht eingreifen, es scheinen mir jedoch alle diese Äußerungen in die Richtung meiner Auffassung zu weisen.

Die NO-Phryger wurden dann an der Schwelle der Geschichte von den nachdrängenden thrakischen Bithynern überschichtet und zur Bedeutungslosigkeit verurteilt, obwohl ihre Anwesenheit noch durch die phrygischen Ortsnamen (s. o. § 5) erkennbar ist.¹⁰

Sicherlich hängt unter anderem mit diesem Nachdrängen thrakischer Völkerschaften das Eindringen der NO-Phryger durch das Sangarios- und Tembristal in das innere Hochland Kleinasiens zusammen, das in die Jahrzehnte nach 600 v. Chr. fällt: es drückt sich auch in einer Anzahl von Tumuli aus, die K. Bittel in der Umgebung der Midasstadt beobachten konnte,¹¹ wobei

¹⁰ Herodot VII 75: *Θρήκες . . . οὔτοι δὲ διαβάντες μὲν ἐς τὴν Ἀσίην ἐκλήθησαν Βιθυνοί. τὸ δὲ πρότερον ἐκαλέοντο, ὡς αὐτοὶ λέγουσι, Στυρμόνιοι, οἰκέοντες ἐπὶ Στυρμόνι.*

¹¹ K. BITTEL: Kleinasiatische Studien 76 Anm. 54, 96.

besonders interessant ist, daß die einzige spätphrygische Inschrift, die einen Tumulus erwähnt, auch die einzige phrygische Inschrift aus Dorylaion ist:
Spätphrygische Inschrift Nr. 48 aus Dorylaion:

<i>Ετ τῷ νιουμενος</i>	ἔτ(ους) 309 (=224/5 n. Chr.)
<i>νιοισιος ναδροτος</i> execratus
<i>ειπον Μιτρα Φατα</i>	invisus (. . .)tus
<i>κε Μας Τεμρογε</i>	fito Mitrae Ahurae-
<i>ιος κε Πουντας</i>	que Terrae *temrogi (= τῶ Ποταμῶ)
<i>Βας κε εν σταρνα</i>	quicumque Puntae
<i>δουμω κε οι ουω</i>	Baaeque in στήλη
<i>βαν αδδακετ ορου</i>	tumuloque earum damnnum
<i>απαρεθέμην τὸ</i>	afficit supra
<i>μνημεῖον τοῖς προ-</i>	
<i>γεγραμμένοις θε</i>	
<i>οῖς κὲ τῆ κώμη</i>	
<i>ταυθ' ὁ πατήρ Ἀσκληπιός</i>	

Gekürzter Kommentar (s. Sprachdenkmäler 97 f):

Die Datierung entspricht der griechischer Inschriften. *ni-oumenos*: zu *ni-* vgl. Anm. 25, zum. Verbum *ou-* vgl. häufiges *outan* «Fluch», (Akk.), auch *outon* «ds.», *ouelas* «Verfluchter?»; *niouisios* [*ni-oid-ïo-s*] aus *ni* + *uid-*; *Φατα* pehl. *x^vatāy* = Ahura.

Temrog- ist Name des Flusses *Tembrogios* (s. § 15). Wieso W. Dressler p. 42 L. Weisgerber zitieren kann, wonach *Tembrogios* aus *Tembris* keltisiert sei, konnte ich nicht ermitteln. Weisgerber sagt Natalicium Geffcken 159 lediglich: «*Tembrogios* . . . hat neben *Tymbris*, *Τέμβριος* einen sekundären Anklang an kelt. *-brog-*». *Mas Tem-rog-* ist doch wohl der «Gatte der Ma», man mag den Namen aus **dem-rog-* erklären, ähnlich ai. *dam-pati-* usf., das ist jedoch minder wichtig.

Zu *en starna doumω ke* «an der Stele und dem Grabhügel» vgl. griech. dor. *στάλα*, aiol. *στάλλα*, die eine Grundform **st^hnā* erweisen (dazu § 34), und griechisch *θωμός* «Haufe». In griechischen Inschriften Lydiens (u. a.) findet sich *doumos* in der Bedeutung «(religiöse) Gemeinde». Die Grundform **dhōmo-* auch in altirisch *dam* «Gefolgschaft, Schar» und vorgriechisch **dāmos*, entlehnt att. *δήμος* usf. vgl. O. Haas, LB 1,30. Zum Rest der Inschrift unten § 19.

10) E. Akurgal begründet die Annahme einer Eroberung des Hochplateaus durch die (NO-)Phryger vom Unterlauf des Sangarios wie folgt: «Aus einer Stelle des Herodot geht deutlich hervor, daß «Phrygien» spätestens in der Zeit des Dareios, also um 500, östlich von Lydien liegt. Bei Homer, also 300 Jahre davor, sind die Phryger als Bewohner der Landschaft zwischen

Hellespont und dem Sangarios zu sehen. Daher glauben wir, daß man es mit einem Wohnsitzwechsel der Phryger vom nordwestlichen Kleinasien zum mittleren Hochland zu tun hat.» (Phrygische Kunst 120).

«Das Erscheinen der Perser in Kleinasien hat die Phryger dazu geführt, ihr Hauptzentrum zum dritten Mal zu wechseln. Gordion lag auf dem «königlichen Weg» der Perser und war seit 585, der Schlacht am Halys zwischen den Lydern und den Medern, der iranischen Gefahr ausgesetzt. Die Verlegung des Schwergewichts der phrygischen Kultur von Gordion nach der Midasstadt ist wohl mit dieser neuen politischen Konstellation zu erklären. Hier ist, unter den griechischen und den noch dazukommenden lykischen und übrigen nachbarlichen Einflüssen, am Beginn des 6. Jahrhunderts eine neuartige phrygische Kunst entstanden, die von der der zwei älteren Phasen erheblich verschieden ist.

Neu ist hier das Auftreten der Kult- und Grabdenkmäler, die in den Felsen eingehauen sind, sowie das Aufkommen der monumentalen Plastik. Wichtig ist, daß die Schrift jetzt allgemein Verwendung findet. Die neue phrygische Kultur beschränkt sich aber nicht auf das Gebiet zwischen Eskişehir und Afyon Karahisar, sondern ist in der ganzen phrygischen Welt verbreitet. Die phrygische Schrift ist sowohl hier und in Gordion wie auch in den Zentren innerhalb des Halysbogens als bindendes Element nachweisbar. Aber auch die Nachschöpfungen dieser Phase sind außerhalb des Midasstadtgebietes verbreitet. So sind Felsgrabmäler außer in der Midasstadt auch in Paphlagonien und Stufenaltäre wie dort auch in Kappadokien bekannt geworden.» (Phryg. Kunst 126).

Akurgals Annahme ist also durch diese Ausführungen nicht bewiesen, sondern lediglich einigermaßen begründet. Für mich ist die Tatsache schwerwiegend, daß die Tumulusgräber, die offenkundig den NO-Phrygern angehören, nun auch im Tembristal vorhanden sind, während sie im zentralen Hochplateau meines Wissens fehlen. Midas, König von Gordion, erhält durch eine Urkundenfälschung die Felsfassade der Kybele als Denkmal zugesprochen. Wie ich Sprachdenkmäler 185 ff. gezeigt habe, geschah dies vor der Zeit Platons. In der Folge kommen die Tumuli — wie Akurgal l. c. sagt — aus der Mode, das auf Anregungen aus dem Bereich der Achämeniden zurückgehende Felsdenkmal wird zur beliebten Form des Denkmals.

Auch in Paphlagonien, wo Tumuli reichlich belegt sind, wechselt das Herrscherhaus zu Steinmonumenten über, wie dem des Königs Otys von Paphlagonien und seiner Gattin, einer Perserin, die er 395 v. Chr. geheiratet hatte; dies geschah wohl unter dem Einfluß der Zarathustrareligion.

11) Daß die Tumulusgräber — wie Akurgal in der eben zitierten Stelle sagt — um die Mitte des 6. Jahrhunderts aus der Mode kamen, ist sicherlich auf den Eindruck zurückzuführen, den die Felsskulpturen in der Midasstadt und deren Umgebung auf die eindringenden Phryger der Schwarzmeerküste

machten. Es gefiel ihnen auch — oder war vielleicht ein zur Verankerung ihrer Ansprüche unternommener Schwindel —, die schöne große Kultfassade der Kybele als Denkmal ihres Königs Midas auszugeben und eine entsprechende Inschrift anzubringen (s. Sprachdenkmäler 184 ff.). Man mag sich daran erinnern, daß auch die Grabhügel (und sogar verkannte Wohnhügel) in der Umgebung von Troia verhältnismäßig spät (wie F. Schachermeyr aa0 379 Anmerkung 1 sagt) mit den Gräbern der Heroen gleichgesetzt wurden: es gab ein «Grab des Achilles», eines «des Patroklos» usf.¹² Zur Sprache der Inschriften der Midasstadt und deren Umgebung vgl. unten § 13.

Vielleicht darf man ohne Nachweis annehmen, daß die Grabtumuli, die sich im Tembristal vorfinden, vgl. oben § 9, den gewöhnlichen Sterblichen der Eroberer gehörten, während sich die Fürsten wenigstens einige Felsskulpturen leisten konnten, wie etwa das Denkmal der Arezastis (Sprachdenkmäler 193 ff.), der Dame mit dem persischen Namen, wozu daran zu erinnern ist, daß E. Akurgal einen Einfluß der Achämeniden bei der Entstehung der Felsskulpturen mitwirken läßt (Phrygische Kunst 62 f.).

Die ebenfalls in der Midasstadt befindlichen Götterthronen mit zwei Sitzen gehören sicherlich der Attis- und Kybelereigion an: der eine, längst bekannte, trägt die Inschrift VI, die zwar äußerst schwer zu deuten ist (s. Sprachdenkmäler 192 f.), sich aber einwandfrei als Erbauerinschrift zu erkennen gibt. Ein zweiter Götterthron ist von A. Gabriel, Phrygie IV Tafel 20d abgebildet. Die Inschrift ist nicht nur auf dem Lichtdruck unleserlich, sondern — wie Gabriel p. 46 angibt — auch im Original *en mauvais état*. Es gibt nun im ganzen inschriftlichen und literarischen Material des Gebiets der spätphrygischen Inschriften keinen einzigen Beleg für den Gott *Attis*.¹³ Diese Götterthronen und die Kybele-Altäre stammen also wohl nicht von Groß-

¹² Herodot (IX 116) war bereits das Grabmal des Protesilaos in Elaius bekannt, das in einem Tempelbezirk lag und von Artaÿktes ausgeraubt wurde. SCHACHERMEYR denkt an Identifizierung mit dem Wohnhügel von Karaağaçtepe auf der europäischen Seite des Hellesponts.

¹³ Es taucht immer wieder der Gedanke auf, daß in der Formel *attie adeitou, atti adeitou* im Verfluchungssatz der Name des *Attis* vorliege. Die Möglichkeit käme in Frage, wenn nur diese eine Formulierung vorläge. Tatsächlich kehrt dieser Ausdruck jedoch in zwei verschiedenen Varianten wieder, die sich aus den von mir Sprachdenkmäler 92 zusammengestellten Texten ergeben:

Formel I: «wer diesem Grabe . . . Böses zufügt . . .»
 . . . *tetikmenos atti adeitou* (77) «soll gebrandmarkt (?) werden».
 . . . *attin k' etitetikm[e]nos eitou* (86, 94)
 . . . *efi]ttetikmenos attie eitou* (56)
 . . . *aikan attin ke deos k'etitetikmenos eitou* (62)

Formel II:
 . . . *tetikmenos asti aneitou* . . . (99)
 . . . *[e]ttitetikmenos asti aneitou* (53, 14)
 . . . *tos ni me zemelw ke deos [a]stin (e)titetikmenos e[i]tou* (6)

Diesen zwei Formeln ist zu entnehmen, daß *astin* und *attin* gleichbedeutend sind, es kann also nicht der Name des Gottes *Attis* vorliegen. Ein Versuch einer Deutung Sprachdenkmäler 92.

phrygiern, sie sind auch von den spätphrygischen Inschriften geographisch getrennt. Lediglich in Nacolea und in Dorylaion ist je eine spätphrygische Inschrift gefunden worden: beide stehen in Inhalt und Wortschatz von den Inschriften des geschlossenen großphrygischen Gebiets ganz deutlich ab: die Inschrift aus Dorylaion dadurch, daß sie als einzige die iranischen Götter *Mitra* und *Phata* anruft, dadurch, daß sie von *starna* und *doumos* «Stele und Tumulus» spricht (tatsächlich besteht die Sitte der Hügelgräber im Tembristal, in dem Dorylaion liegt, s. o. § 9), dadurch, daß sie nur sonst unbelegte Fluchworte (*nioumenos*, *nioisios*, *nadrotos* «verflucht, verhaßt, ver(. . .)») verwendet, und schließlich durch die nur in dieser einen Inschrift vorliegende Stellung der Protasis nach dem Fluchsatz, s. Sprachdenkmäler 97 f. Die Inschrift aus Nacolea, die sehr schwer leserlich ist, enthält im erhaltenen Teil eine Erbauerinschrift, ebenfalls von gänzlich abweichender Art. Ich schloß daraus (Sprachdenkmäler 69 f.), daß es sich in diesen beiden Städten lediglich um vereinzelte phrygische Ansiedler handelt, die mit dem sonstigen Gebiet der spätphrygischen Inschriften keinen direkten Zusammenhang haben und die traditionellen spätphrygischen Formeln einfach nicht kennen.

12) Das Gebiet der Midasstadt wurde also noch zur Zeit der Übernahme der Schrift nicht von Großphrygiern bewohnt, sondern von Resten der vorphrygischen Bevölkerung, die noch den Attis kannte und die Götterthronen sowie die Kultfassaden der Kybele errichtete. Daß das Tembristal etwa bis Aizanoi nicht phrygisch redete, sondern bithynisch, habe ich längst nachgewiesen, vergleiche Sprachdenkmäler 130, LB 2,28. Es gehörte wohl zu dem von den NO-Phrygern nach ihrem Eindringen in das Hochplateau gegründeten phrygischen Reich, was natürlich über die dort übliche Sprache nichts aussagt; ein Teil Großphrygiens wurde es (als Phrygia epictetus, «annektiertes Phrygien») erst um 184 v. Chr.

Über die Unterschiede zwischen der Sprache der Inschriften der «Midasstadt» und der großphrygischen vgl. unten § 13, 25.

A. Heubecks Skepsis, «ob die von mir vorgebrachten sprachlichen Argumente stark genug sind, das Ganze zu stützen» (p. 581) dürfte leicht zu beschwichtigen sein, denn ich habe ja archäologische Argumente, über die oben § 9 f. referiert ist, mit sprachlichen kombiniert, die ich w.u. (§ 13, 25) verteidigen werde. Mehr Schwierigkeiten macht mir Heubecks zweite Frage: «Liefen z. B. die altphrygischen Texte genug eindeutige Hinweise, um es zu rechtfertigen, die Trennungslinie zwischen Alt- und Spätphrygisch so deutlich zu markieren?» Ich verstehe diese Frage, obwohl sie etwas schief gestellt ist: die Trennungslinie verläuft nach meinen Aufstellungen nicht zwischen Altphrygisch und Spätphrygisch, sondern zwischen NO-Phrygisch (wozu die altphrygischen Inschriften der Midasstadt gehören) und Großphrygisch (wozu die spätphrygischen Texte und die altphrygischen aus Paphlagonien gehören).

13) Die Diskussion muß sich also um zwei Dinge drehen: 1. Ist die Trennung von NO-Phrygisch und Großphrygisch berechtigt? Meine Antwort gebe ich in den §§ 25 ff. 2. Gehören die altphrygischen Inschriften tatsächlich dem NO-Phrygischen an? Diese zweite Frage ist die schwierigere, denn der Wortschatz der Inschriften aus der Midas-Stadt ist derartig beschränkt, daß wir die Hauptfrage nicht beantworten können: wir können nicht sagen, ob die Labiovelaren vor anderen Lauten als *i* zu Gutturalen werden, wie im Großphrygischen, oder zu Labialen, wie meines Erachtens im NO-Phrygischen (s. § 25 f.). Das einzige Wort, das hierfür in Betracht kommt, ist *bonok* der Inschrift vom Arezastis-Denkmal, das ungedeutet ist, denn die alte Vermutung, es wäre eine Form der Wortes für die «Frau» oder die «Gattin». = griechisch γυνή, äol βανά, ist ohne Anhalt. Die Inschrift VIIa *materan arezastin* (Stierhörner) *bonok akenanolavos* kann nicht gut heißen «matri Arəjasti, uxori *Akenanolai», denn *akenan olavos* heißt «diesen Stein» (Sprachdenkmäler 188 f.), und *bonok(i)* kann einfach einem griechischen γυναιξί nicht entsprechen. Ich habe jedoch ein Argument dafür angeführt, daß die Inschrift des Arezastis-Denkmal in einer anderen Sprache abgefaßt ist als die des Königs Otys von Paphlagonien: die Übersetzung von «sibi ipsi» ist im Otys-Monument *voi vetei*, d. i. **suoi* **syetei*, in der Arezastis-Inschrift dagegen *ven avtun*, und das, obwohl der Dativ [*v*]etei «sibi» auch in der neu entdeckten altphrygischen Inschrift aus dem südwestlichen Bithynien zu stehen scheint, die ich KZ 83, 70 ff. behandelt habe.

Es ist zuzugeben, daß diese aus den altphrygischen Inschriften der Midasstadt gewonnenen Argumente zum Nachweis der These, daß es sich um eine vom Großphrygischen verschiedene Sprache handelt, nicht ausreichen. Ich habe sie ja auch nicht allein, sondern in Verbindung mit den oben § 9, 10 dargestellten archäologischen Anhaltspunkten vorgebracht, die auf eine Verschiebung des Schwerpunktes der (NO-)phrygischen Herrschaft durch das Sangarios- und Tembristal in das Innere Kleinasiens deuten.

14) Meine Argumente für die Beurteilung der sprachlichen Verhältnisse habe ich den Resten phrygischer Sprache in Pessinus und Bithynien entnommen. Die Feststellungen, soweit sie das Verhältnis zwischen Großphrygisch und NO-Phrygisch betreffen, haben die Behandlung der Labiovelaren zum Gegenstand. Sie gliedern sich in zwei Hauptfragen:

1. Die Labiovelare (zumindest *k^w* und *g^w*) wurden in beiden Dialekten zu Dentalen, wenn sie vor dem Vokal *i* standen: § 18 - 23.

2. In anderen Stellungen ist die Behandlung in den zwei Dialekten verschieden: im Großphrygischen ergeben sie einfache Gutturale, was nicht bestritten wurde, aber doch einer kurzen Bemerkung bedarf (s. § 24); im NO-Phrygischen dagegen erscheinen die Labiovelare in anderen Stellungen als vor *i* als Labiale. Gegen diese Annahme hat vor allem W. Dressler Stellung genommen, auf dessen Einwände ich eingehen muß (§ 25 f.).

Im Zusammenhang damit muß auch die phrygische Lautverschiebung, gegen deren Annahme R. Gusmani Einwände erhebt, kurz behandelt werden.

15) Die phrygische Lautverschiebung zeigt ganz ähnliche Ergebnisse wie die germanische oder die armenische und die vorgriechische: während *bh dh gh* zu *b d g* wurden, ergaben die ursprünglichen Mediae *b d g* > *p t k*. Die ursprünglichen Tenues wurden, um die Distanz zu den Mediae zu erhalten, mit besonders prägnantem Atemdruck gesprochen, wodurch sie aspirierte Tenues (im Germanischen schließlich Spiranten *f þ x*) wurden.

Gusmani sagt darüber (p. 327): «Haas spricht von einer 'Lautverschiebung' im Phrygischen als von einer gesicherten Tatsache, doch steht nur der Wandel *MA > M* fest. Von den aufgeführten Beispielen für den Wandel *M > T* sind nur 3 bis 4 einigermaßen sicher, doch sind sie vielleicht eher der Unzulänglichkeit des graphischen Systems (zu dieser Zeit neigten die griechischen Mediae schon zur spirantischen Aussprache) zuzuschreiben. Was die Fälle von *TA* anstelle von *T* betrifft, so ist es bezeichnend genug, daß die Beispiele ausschließlich aus den griechischen Inschriften Phrygiens oder aus klassischen Quellen stammen, so daß die größte Vorsicht geboten ist.»

Nehmen wir zuerst diesen letzten Punkt vor: die indogermanischen Tenues *p t k* wurden phrygisch nach meinen Ausführungen zu phrygischen Tenues aspiratae *p' t' k'* (d.i. *p + h, t + h, k + h*). Da die spätphrygischen Inschriften in der Kaiserzeit geschrieben sind, konnten diese Laute nicht mit *φ θ χ* (die damals bereits *f þ x* waren) wiedergegeben werden, sondern nur mit *π τ κ*. Solange die griechischen *φθχ* noch Aspiraten *p^h t^h k^h* waren, schrieben jedoch die griechischen Autoren die phrygischen Laute in Namen oder phrygischen Wörtern *φ θ χ*, d. h. mit den Buchstaben für aspirierte Tenues *p^h t^h k^h*, und die altphrygische Inschrift VII verwendete in *davpet* 'fecit' das *χ*-Zeichen *ψ*. So wird der Name des Flusses *Tembris* (= *Tembrogius*) auf Münzen und sonst meist so geschrieben, in der Inschrift aus Dorylaion (Nr. 48) im Dativ *Temroge(i)*, aber bei Livius (38,18) aussprachegemäß *Thymbris* (über den gedeckten Kehllaut *-im-*, s. Sprachdenkmäler 207). Ebenso der Ortsname *Φυλακεῖον ἢ Πυλακαῖον, Φυλακίησιοι* bei Ptolemaios 5.2.26, 27. Ebenso der Personennamen *Τίηος*, dessen phrygische Aussprache in gräzisierte Schreibung durch *Θίηος* wiedergegeben wird, oder der Name *Τίβιος*, dessen phrygische Lautung in griechischer Orthographie *Θίμβιος* geschrieben wird, und andere Fälle dieser Art (s. Sprachdenkmäler 210). Ich kann also Gusmanis Ausführungen nicht folgen, der Sachverhalt ist einwandfrei klar und logisch.

16) Was den Wandel von Media zu Tenuis betrifft, so müßten eigentlich drei bis vier sichere Beispiele, die Gusmani zugibt, für den Nachweis genügen. Die von ihm angedeutete Auffassung, die Phryger hätten *p t k* statt *b d g* geschrieben, weil in der griechischen Schrift der Kaiserzeit *β δ γ* bereits spirantisch, also *b̃ d̃ g̃* gesprochen worden sind, ist deshalb abzulehnen, weil

βροσ «Brot» bereits bei Herodot und Hipponax mit *-k-* geschrieben ist, also in einer Zeit, in der β δ γ noch eindeutig Verschußlaute waren.

Ich habe übrigens zu zeigen versucht, daß β, γ in der phrygischen Orthographie für Verschußlaute standen (Sprachdenkmäler 72): das geht aus Assimilationen hervor wie *abberet* (aus **ad-bheret*), oder (im Sandhi) *addakek geyreimenan* (aus *addaket gegreimenan*), und schließlich aus *tig gegaritmeno* (aus **tid gegaritmenos*), wo der auslautende Konsonant von *ti(d)* «quid» durch Assimilation an den Anlaut des folgenden Wortes erhalten ist. Ebenso steht auch oft *tittetikmenos* anstatt *ti tetikmenos* (Sprachdenkmäler 81 u. hier § 18).

Gusmani bestreitet dies alles und zwingt mich dadurch, noch einmal auf diese Dinge einzugehen, wenn dem Leser ein richtiges Bild von der Sachlage vorgesetzt werden soll.

Das bei Herodot und Hipponax belegte Wort *bekos* «Brot» steht auch in mehreren spätphrygischen Inschriften (wovon ich A. Heubeck 582 und Chr. Stang NTS 21, 130, 132 allerdings nicht überzeugen konnte). Es genügt aber der Beleg bei Herodot und Hipponax, denn *bekos* ist ein neutraler *s*-Stamm (wie γένος, μένος usf.), der zu griechisch φάγω, ae. *bacan*, bair.-österr. *bachen* «backen» gehört und daher auf **bhegos* zurückzuführen ist. Der Verwandtschaftsname *daditi* (Dativ) geht auf **dhēdhid-i* zurück und ist gleich griechisch *θηθίδι > τηθίδι, das *-t-* also < *d*. — *tios*, *tiyon* «dei, divinum» kann nicht gut anders zu erklären sein denn aus **diy-os*, **diyeio-m*, das letztgenannte ist gleich dem Namen der Stadt *Tleion*, *Tion*, *Tios*, der von Demosthenes Bithynus bei Stephanus Byzantius abgeleitet wurde ἐκ τοῦ τιμᾶν τὸν Δία.

Das soeben erwähnte *bekos* steht mehrmals in der Fluchformel *akke oi bekos akkalos tidregroun eitou*, die ich, ohne die Zustimmung aller Kritiker zu finden, übersetzt habe «... und ihm soll Brot und Wasser ungenießbar werden». Den ersten Einwand A. Heubecks (IF 64, 23 f.), daß eine ähnliche Formel in griechischen Inschriften Kleinasiens fehlt, konnte ich, Sprachdenkmäler 40 f und 84 f, ausreichend widerlegen. Im übrigen kann ich nur darauf hinweisen, daß meine Deutung auf handfesten Etymologien beruht. Daß *akke* dem lat. *atque*, avest. *atča* entsprechen kann, darf ich wohl gegen den Widerspruch Gusmanis (p. 326) behaupten, ebenso kann ich Gusmani's Meinung, daß der Ansatz *oi* = **syoi* unsicher ist, wieder einmal nicht folgen. Kann man denn die Existenz des altphrygischen *voi* in der Inschrift XV des Königs Otys (400–380) bestreiten, die mit den Worten beginnt:

Otu voi vetei et gnaie

«Otys sich selbst und der Gattin»?¹⁴

¹⁴ Die Analyse *akke oi* = «atque ei» ergibt sich doch einwandfrei aus *meke oi* «neque ei» der Nr. 99, vergl. auch das *oi autw* der hier in § 19 zitierten Inschrift 30. Anders GUSMANI p. 326. Die Inschrift 99 ist im folgenden zitiert, ein Beispiel für *akkeoi* ist Inschrift 33:

... *akke oi bekos akkalos tidregroun eitou* ...

... «atque ei bekos akkalos («Brot und Wasser») inmutribile esto»

Bekos ist bei Herodot, Hipponax und Hesych bestens in der Bedeutung «Brot» (oder «Getreide», Grundbedeutung «das Backbare») belegt, und *akkalos* weist durch die Doppelschreibung des *-kk-* darauf hin, daß eine assimilierte Konsonantengruppe vorliegt; über die Möglichkeit (besser: Unmöglichkeit) einer unbegründeten Doppelschreibung von Konsonanten s. u. § 18. Ich kenne keinen Fall. Wenn wir die griechischen Fälle vergleichen, die *-kk-* für *-k̂u-* aufweisen, wie *λάκκος, πελεκκῶ, ἡμι-πέλεκκον*, s. Frisk s. vv., dann können wir ohne weiteres *akkalos* auf **ak̂u-a-los* «Wasser» zurückführen. Das Neutrum ist zwar unerwartet, wir wissen aber aus griechischen Texten, daß die Phryger auch entgegen dem griechischen Sprachgebrauch Neutra gebrauchen, wie *τὸ τόπον, τίθλον* (für *ὁ τόπος*, lat. *titulus*). Schließlich kann man in *ti-dregroun* doch die Vorsilbe **tis* = lat. *dis-* etc. nicht verkennen, *-dregro* stellte ich als **dhregh^w-ro-* zu griechisch *τρέφω*.

In Inschrift 2 steht eine andere Formel: *uke akala oouitlou oua* «neque **acula* («Wasser», pl. n.) videto (*d. h. invento*) sua». Dieser Text ist tatsächlich schwierig: statt *uke* (= *οὔτε?*) würde man *meke* «μήτε» erwarten und *akala* als heteroklitischer Plural von dem neutralen *s*-Stamm *akkalos* ist auffällig; aber *oouitlou* = videto halte ich für unausweichlich, weshalb an dieser Deutung festzuhalten ist. Es liegen noch zwei andere Formeln mit *bekos* vor:

(99) . . . *meke oi totoss eiti bas bekos*
 «neque ei patriae veniet terrae frumentum»

(86) *ba [. . .]i oi bekos me bere[t]*
 «terra ei frumentum ne ferat»

Diese Deutungen können nur für sich selbst sprechen (*ba* «terra» ist aus diesen und zwei weiteren Texten erschlossen).¹⁵

Meine Kritiker erheben streng genommen gegen diese Deutungen keine direkten Einwände, sondern ziehen einfach eine andere Auffassung vor, wonach (z. B. bei A. Heubeck IF 64, 23 f, bei Chr. Stang NTS 21, 130) *bekos* «Kinder» hieße und die Formeln mit der in griechischen Inschriften häufigen Wendung gleichzusetzen wären: *ὄρφανὰ τέκνα λιποῖ(το)*.¹⁶ Ich gebe dagegen zu bedenken, daß die leider stark zerstörte Inschrift 79 unter anderen das Wort *orboun* enthält, das sicherlich = lateinisch *orbum* ist, also einen Rest der . . . *ὄρφανὰ τέκνα* darstellen wird.

¹⁵ . . . *gegaritmenos as Ba tan teutous* (33)
 . . . *gegaritmenos a Ba tan teutous* (36)
 «. . . gebrandmarkt für die Ba der Gemeinde» (?).

¹⁶ Vergl. O. MASSON: Les fragments du poète Hipponax, 1962, Anm. 1: «A. Heubeck . . . a contesté à tort l'interprétation traditionnelle, cf. O. HAAS: Die Sprache, 6 (1960), p. 26 sq.; Ling. balkanique, 2 (1960), p. 32, 36.»

Durch diese Texte tritt also zu den Belegen für die Lautverschiebung von Media zu Tenuis noch das Beispiel *ouitētou* «videto» und die Vorsilbe *tis- = lat. *dis-* in *ti-dregroun* (worin *tiz-dregroun stecken sollte).

17) In der neu gefundenen altphrygischen Inschrift XXVIII, die ich KZ 83, 70 ff. behandelt habe, scheint ein *kono-s* «Sohn» (aus **ḡono-s* = griechisch γόνος, ai. *jana-s*) zweimal vorzukommen.

Aus den Glossen gehört hierher *κιμερος· νοῦς· Φρύγες* (Hesych), das, wie ich Sprachdenkmäler 144 ausgeführt habe, auf **g^wemeros* zurückgeht und sich in albanisch *zëmër* «Wille, Mut, Herz, Bauch, Magen» wiederfindet. Zur Bedeutungsentwicklung des albanischen Wortes vgl. die von lateinisch *anima* im Rumänischen: rumän. *inimă* bedeutet nach dem Dictionar român-german, Bukarest 1963, «Herz, Seele, Gemüt, Charakter, Magen . . .».

In diesen Zusammenhang gehört auch die Form *μάκεδος* (für *μέγεθος*) in einer griechischen Inschrift MAMA IV 282 aus Eumeneia, die deutlich zeigt, daß die Phryger das griechische *μέγεθος* nicht etwa [mejethos] gesprochen haben. Noch aufschlußreicher wäre der Beleg allerdings, wenn man *makedos* als die echt phrygische Form des Wortes betrachten könnte, vgl. dazu § 34.

Schließlich beweist auch die Entwicklung des Namens der Phryger die Lautverschiebung: von den Griechen wurde er, wohl noch vor der Abwanderung nach Griechenland, noch als **bhruges* gehört, er lautete auch noch in den Quellen des Stephanus Byzantius zum Teil *Βρύξ, Βρύγαι, Βρίγες* und ebenso schreibt er den Namen der troischen *Βρυγία . . . τούτέστιν ἡ Φρυγία*. Daneben zitiert Stephanus aber auch Formen des Namens mit *-k-*: *Βρύκης, Βρύκαι, Βρυκεῖς, Βρυκήιοι*. Diese Namensformen beziehen sich auf den Teil der Phryger, der in Makedonien, genauer im thrakisch-makedonischen Grenzgebiet, verblieben ist. Daß jedoch auch die nach Kleinasien abgewanderten Phryger mit *-k-* gesprochen wurden, entnehmen wir einigen Hesych-Glossen, wie

βρικίσματα· ὄρχησις Φρυγιακή
βρίκελοι . . . οἱ δὲ βαρβάρους
βρικόν· . . . βάρβαρον
βρυκός· . . . οἱ δὲ βάρβαρος,

die sicherlich vom Namen der Phryger abgeleitet sind, aber als Appellativa dem Gehör nach geschrieben wurden. Für die Schreibung des Phrygernamens mit *-g-* wird die griechische Form des Namens maßgebend gewesen sein.

Dazu kommt, daß wir in den phrygischen Inschriften keinerlei Schwanken zwischen Tenuis und Media beobachten können — es sei denn, Gusmani hätte mit seiner Auffassung *eidou* = *eitou* recht; in diesem Falle stünde das einmalige *eidou* 33 einwandfreien Belegen für die Endung *-tou* in *eitou* und 14 Belegen für *adeitou* (s. Anm. 13) gegenüber. Doch vergleiche unten § 33, wo *eidou* als Medium erklärt wird.

Von einem «in Kleinasien üblichen Wechsel Tenuis/Media» (Gusmani 325) kann also in den phrygischen Inschriften nicht die Rede sein.

Maßgebend für das Folgende ist jedoch die Entwicklung der Tenuis zur Tenuis aspirata, die Gusmani zu Unrecht ablehnt, denn gerade der Umstand, daß die Aspirata von älteren Gewährsmännern geschrieben wird (siehe oben) beweist diesen Lautwandel, während ohne Schwierigkeiten einzusehen ist, daß in der Kaiserzeit nur die einfache Tenuis $\pi \tau \kappa$ geschrieben werden konnte, weil $\varphi \theta \chi$ bereits Spiranten waren.¹⁷

18) Das Schicksal der Labiovelare im Phrygischen ist - ähnlich wie im Griechischen - vom folgenden Vokal abhängig: vor *i* wurden *k^w* und *g^w* zu Dentalen, vor anderen Lauten wurden sie je nach Dialekt verschieden behandelt (vgl. § 24 ff.). Zum ersten Punkt hat sowohl Gusmani (p. 325) als auch Dressler (p. 48) Einwendungen erhoben, die eigentlich nicht meine Aufstellungen treffen: daß es neben *ti* «quid» = gr. $\tau\acute{\iota}$ auch eine Partikel *ti* anderen Ursprungs geben kann, habe ich selbst, Sprachdenkmäler 82, Anmerkung 1, ausgeführt. Unvermeidlich ist jedoch der Ansatz eines **ti(d)* «quid», in den folgenden Inschriften: (39), vergl. JHSt 33,97: . . . [*ἀνέστησαν μὴνίμης χ[άρι]*»

ios ni s[em]on tou knouman[e] kakoun ti [ad]daket
«quicumque huic sepulcro malum quid afficit . . . ».

kakoun ti ist also völlig klar gleich griechisch $\kappa\alpha\kappa\acute{\omicron}\nu \tau\iota$. Gewöhnlich ist die Wortstellung jedoch anders, was R. Gusmani zu seinem Einwand veranlaßt:

(61) *ios semoun tou knoumanei kakon adaket ti*
«quicumque huic sepulcro malum afficit quid . . . »

Das ist eben die phrygische Wortstellung (vgl. die Zusammenstellung der Beispiele Sprachdenkmäler 81 f.), wir können sie nur zur Kenntnis nehmen.

Dazu kommt, daß sich die Existenz des auslautenden *-d* von *ti(d)* (aus **kwid*) indirekt durch die bereits oben § 15 erwähnte Assimilation an den folgenden Anlaut nachweisen läßt:

(88) *ios ni semoun knoumanei kake addaket ἀώρη*
Ouenaouias lig gegaritmeno eitou . . .

«wer dem frühzeitigen Grabe der Venavia (der auch im griechischen Text genannten Tochter des Grabstifters) $\kappa\alpha\kappa\acute{\omicron}\varsigma \pi\rho\sigma\pi\omicron\iota\epsilon\acute{\iota}\tau\iota$,¹⁸ soll gebrandmarkt

¹⁷ Die Aussprache $\varphi = f$ wird durch die oben § 9 (in Inschrift 48) belegte Schreibung $\Phi\alpha\tau\alpha$ (für pehl. $x\varphi\alpha\tau\acute{\alpha}y$ «Ahura») erwiesen, vergl. für die spätgriechische Entwicklung der Aspiratae E. SCHWYZER: Gr.Gr. I 205.

¹⁸ Hierzu fragt DRESSLER p. 48: «was soll **kwid* nach Adverb?» Es soll dasselbe wie . . . Rogo te, viator, monumento huic *nil male feceris* (Dessau 7602) oder [$\delta\acute{\omicron}$]λω $\pi\omicron\eta\eta\rho\acute{\omega}$ $\pi\omicron\upsilon\eta\sigma\eta$ ἢ $\kappa\alpha\kappa\omicron\pi\omicron\upsilon\eta\sigma\eta\tau\alpha\iota \tau\iota$, . . . (MAMA VII 253); *kake addaket* ist also zu verstehen wie lateinisch *malefacio*. Vergl. den Text der Inschrift § 22.

(?) werden.» . . . *tig gearitmenos* ist aus *tid gearitmenos* assimiliert, und ähnlich in mehreren Beispielen, in denen *tit tetikmenos* steht:

(57) *ios ni semoun knoumanei kakoun addaket tit
tetikmenos attiadeitou*

Die Worttrennung ist allerdings bereits Teil der Interpretation, wir können diese Sätze jedoch meines Erachtens nicht anders interpretieren. Ich habe noch folgenden Beleg angeführt, in dem statt *ti* ein *kinti* steht, das man mit ai. *kimčit* vergleichen wird:

(100) *ios semin knoumanei mourou[n addaket ai]ni kakoun kinti . . .*
«wer diesem Grabe zufügt oder Böses etwas »

Es handelt sich gerade hier um einen Phryger, der mehr als die bloße Fluchformel konnte, denn sowohl *mourou*[als auch *kinti* kommen nur dieses eine Mal vor.

Selbstverständlich darf man gegen die Auffassung von *tit tetikmenos* als «. . . quid, stigmatizatus . . . » nicht einwenden, daß die Assimilation des Wortendes von . . . *ti(d)* an den Anlaut von *tetikmenos*, oder wie R. Gusmani p. 325 sagt, «die nicht seltene syntaktische Reduplikation des folgenden Anlautskonsonanten (*ti ttetikmenos*) offenbar einen engeren Zusammenhang zwischen beiden Wörtern voraussetzt». Unter denselben Bedingungen ist diese Assimilation unbestreitbar und unbestritten in

(32) *ios ni semoun knoumanei [ka]koun addakek
gegreim[e]nan egedou tios outan*

«wer diesem Grabe Böses zufügt (*addakek* vor *g-* für vielfach belegtes *addaket*), soll Gottes vorbestimmten Fluch tragen», und in

(5) *is ke semoum kouminos <kakoun> addaken
me diw[s z]omolo etitetikmenos rton*

«Wer diesem Grabe Böses zufügt (*adaken* vor *m-* statt vielfach belegtem *addaket*), soll vor Gott und Menschen gebrandmarkt sein».

Die Assimilation im Sandhi am Ende des Nebensatzes ist also keineswegs ungewöhnlich. Ungewöhnlich ist dagegen Gusmanis Ausdruck «syntaktische Reduplikation» für eine bekannte Erscheinung, die besonders in Gusmanis Muttersprache obligatorisch eintritt: obwohl lateinisch *quid* zu italienisch *che* wird, heißt es doch toskanisch [che ffai] aus *quid facis*, (nicht [che fai]), [a ccasa] aus *ad *casam* (nicht [a casa]), weil eben der Endkonsonant, der gewöhnlich geschwunden ist, im Sandhi durch Assimilation an folgenden

Anlaut bewahrt blieb.¹⁹ Die spätphrygischen Inschriften sind immerhin um fast 1000 Jahre älter als das Auftreten des Italienischen als Literatursprache.

19) Die gewöhnliche Formel für « . . . Böses zufügt » ist, wie § 18 gezeigt, *kekoun abberet*. Eine der Abweichungen steht in der bereits öfter genannten Inschrift 48 aus Dorylaion, wo es heißt

. . . *ios ke Pountas Baske en starnq doumw-ke oi ouoban addaket* . . . (s. § 9).

«wer der Pounta und der Ba Stele und Tumulus *ouoban* zufügt». R. Gusmani ist böse, weil ich frühere Deutungsversuche dieses Satzes, die einen Ortsnamen *Pountasba* und Ähnliches darin finden, nicht besprochen habe. Hätte ich das tun sollen?

Wir vergleichen damit die Inschrift 30, wo nach abgebrochenem Anfang steht

. . . *oueban egeret, oi autw auta ηket aneit* [[ou]]tn[o]u.

Genauerer bitte der Zeichnung zu entnehmen (*aneitou* ist zu *aneitnou* korri-



Abb. 1. Die spätphrygische Inschrift 30 (zu § 19)

giert). Ob vielleicht statt *oueban* eher *ouoban* (ϵ oder θ) zu lesen ist, kann ich dem Photo MAMA VII, Tafel 10 und 11, nicht entnehmen. Es handelt sich jedoch sicherlich um dasselbe Wort, das in Nr. 48 *ouoban* geschrieben ist, und an der Stelle von *addaket* steht ein anderes Verbum, *egeret*. Dieses Verbum ist noch einmal belegt, und zwar in Nr. 71

tis k(e) egere [·], [e]tittetikmenoi innou
«quicumque violaverit, stigmatizati (?) sunt»

Es ist mir unbegreiflich, wie Gusmani dazu sagen kann: «der Text ist aber aus mehreren Gründen vorerst nicht zu deuten». Es ist einwandfrei klar, ob schon wir *egere* nicht genau übersetzen können. Ob *tis ke* «wer immer» für

¹⁹ Zur heutigen Aussprache vergl. G. PANCONCELLI-CALZIA: Italiano (= Skizzen lebender Sprachen, 4), 22 f. Zur historischen Entwicklung G. ROHLFS: Histor. Gramm. der italien. Sprache I, 290 f.

sonstiges *ios ke* auf Einfluß von griechisch *τίς* beruht, kann ich nicht sagen. Entlehnt ist jedoch *tis ke* nicht, denn in diesem Falle müßte man *τίς ἄν* . . . oder mindestens *τίς τε* . . . erwarten. An Entlehnung des äolischen und kypriischen *κε* darf man doch wohl nicht denken.

20) Ein wirkliches Problem ergibt sich aus dem phrygischen Wort *tīama*, das einwandfrei «signum, Grabmal» bedeutet (s. Sprachdenkmäler p. 77) und daher nicht anders aufgefaßt werden kann, denn als Entsprechung von griechisch *σημα*. Wer prinzipiell gegen die Annahme schöner Wortgleichungen ist, kann natürlich beide Worte auf ein **tiāmā* (= phryg. *tīama*) oder **tiāmḡ* (= gr. *σημα*) zurückführen und auf weitere Anknüpfung verzichten. Andererseits haben wir die viel befriedigendere Möglichkeit, phryg. *tīama* und griechisch *σημα* aus **k^wīā-mā*, **k^wīāmḡ*, eventuell auch **kh^wīā-mā*, **kh^wīāmḡ* herzuleiten, es mit tocharisch *śśāma* «Vorderseite, Zeichen» gleichzusetzen und zu ai. *khyā-*, «berichtet, erzählt, rühmt» zu stellen, wogegen sich u. a. Mayrhofer 313 ausspricht. Nach Mayrhofer ist meine Etymologie allerdings nicht 'unannehmbar' (so Dressler 48), sondern 'viel weniger wahrscheinlich'. Freilich können uns die Indologen nicht erklären, warum das **k^w-* **kh^w-* vor *-i-* nicht zu *č-* oder *čh-* wurde, und wie eine Gruppe **k^wī-* oder **kh^wī-* im Tocharischen vertreten sein sollte, kann wohl niemand sagen. Lassen wir also dieses Beispiel beiseite.

21) Ein weiteres Beispiel ist das Zahlwort **thidra* «4», über dessen Ansatz ich wohl nicht mehr zu sagen brauche als das, was bereits in meinen Sprachdenkmälern p. 164 f. steht:

«**θιδρα*, **dīthur* «vier»; die letzte Form geht aus *διθύραμβος* «Kultlied des Dionysos» hervor, das zum Tanze *τετραβασία* gesungen wurde: einerseits heißt *τετραβασία* «Vierschritt», andererseits läßt die Reihe *ἑμβος*, *θρι-διθύραμβος* die Taktbezeichnungen «Ein-, Drei-, Vierschritt» erschließen. Die Form **dithur-* ist durch die Konsonanten der zweiten Form, **θιδρα*, beeinflusst, und durch Metathese der Konsonanten in **thidur-* entstanden. Die Form **thidra* ergibt sich durch Vergleich der Schreibungen des Namens des Huflattichs, der *θίδαξ*, *θιδρακίνη*, *θοδράκιον*, *θρίδαξ*, *θρύδαξ* *θρόδαξ* lautet. Die Umstellung des *-r-* ist die gleiche, wie in dem iranischen Namen *Τριτανταίχημος* für *čithrantahma* (iranistische Umschrift *Čīsa(n)tahma* nach der späteren Aussprache) u. a. Als ursprüngliche Form ist also **θιδρα* anzusehen. Die Bedeutung ergibt sich aus der Glosse: *Ἰππώνακτα τετρακίνητην θρίδακα καλεῖν Πάμφιλος ἐν γλώσσαις φησί, Κλείταρχος δὲ Φρύγας οὕτω καλεῖν*, Athen. II 69 D: das gibt nur dann einen Sinn, wenn *τετρακίνη* die wörtliche Übersetzung von phrygisch *θιδρακίνη* ist.²⁰ Grundform ist **k^wīty*, **k^wītur* mit demselben Reduk-

²⁰ O. MASSON: Les fragments du poète Hipponax, 181, wendet dagegen ein, *τετρακίνη* sei *la seule forme donnée comme phrygienne par Clitarque*. Das ist ja doch unmöglich! *Τετρακίνη* ist wohl nicht, wie ich gedankenlos geschrieben habe, Lehnübersetzung, sondern etymologische Erläuterung des phrygischen *θρίδαξ*, auch *θιδρακίνη* usw.

tionsvokal in der ersten Silbe wie aiol. *πίσυρες*, vor dem *k^w* wie vor sonstigem *i* zu *t* wurde; *-dr-* ist die regelrechte Vertretung von phryg. *-tr-*.²¹ Die zweite Komponente von *didr-ak-* ist *ak̄-* «Ecke», vgl. ai. *catur-as'-ra* «viereckig», gr. *ἀκμή*, *ἀκμή* «Spitze» usf. (Pokorny 18 ff.).

Phrygische Herkunft ist für *διθόραμβος* aus sachlichen Gründen wahrscheinlich, da der Dionysoskult in Thrakien und in NO-Phrygien beheimatet ist, und für das Hipponax-Zitat kleinasiatische Lokalisierung angenommen werden muß (Lydien). Aus dem Thrakischen wäre die lautliche Entwicklung nicht erklärlich. Zu dem zweiten Kompositionsglied *-ambos* vergl. w.u. § 25 — 28.

22) Die Media *g^w* vor *i* liegt meines Erachtens in der Form *diounsini* «ζῶσιν» der Inschrift 88 und in *deousia*, «ζῶσα» der Inschrift 69 vor. Es ist notwendig, den ganzen Text dieser Inschriften anzuführen:

Inschrift 88 aus Baglica MAMA I 413 (mit Fotos):

Ἀὐρ. Μηρόφιλος Οὐδενούστων κὲ Μα νια Ἀντιόχων
ἢ γυνὴ αὐτοῦ Ἄππη καὶ | Οὐδενανίη τέκνος ἄωροις
καὶ | ἑαυτοῖς μνήμης χάριν (Blatt)

ιος | νι σεμονν κνονιμανει κακε | ἀδδακετ ἄωρω

Ουεναουιας τυγ |

γεγαριτμενο ειτου

Πουρ Ουανα|κταν κε Οὐρανιον ισγει κ ετ διουνσιν (Blatt)

καὶ Ἀὐρ. Σῶζοντι Κανκαρον ἀνδροὶ τῆς Ουεναουίης.

Schwierigkeiten macht Zeile 8, der Rest ist klar: Aurelius Menophilus, der seinen Namen nach der Constitutio Antoniniana (212 n. Chr.) erhielt, mit dem dem phrygischen Kult entnommenen Namen Menophilus, Sohn des Venustus (sein Vater trägt also einen lateinischen Namen) und seine Gattin Mania (Trägerin eines phrygischen Namens) Tochter eines Antiochus, haben ihren Töchtern Appe und Venavia (mit typisch kleinasiatischen Namen), die allzu früh dahingegangen sind, und sich selbst dieses Grab gebaut.

Es folgt dann die phrygische Fluchformel: wer diesem Grabe Böses zufügt, dem frühzeitigen Venavias, irgend etwas, der soll *gegaritmenos* (wie ich glaube, «gebrandmarkt») werden. Es kommt ein einziges Mal vor, daß nach . . . *eitou* noch Götter genannt werden, und zwar in der bereits § 9 besprochenen Inschrift 48 aus Dorylaion, die einen völlig abweichenden Typus darstellt und besagt: «verflucht, verhaßt, ver(. . .)et soll werden dem Mitra, dem Ahura (also iranischen Göttern) und dem Temrog-der Ma, wer der Pounta

²¹ Dafür habe ich, Sprachdenkmäler 210 f., angeführt, daß in dem ON *Kudrara* = *Yδρηλα *-dr-* (für erwartetes *-tr-*) unverschoben blieb, ferner das Suffix *-tro-* in dem Flußnamen *Chudrus* (vgl. lit. *šluoju*, lat. *cluo*, *cloaca*, den deutschen Flußnamen *Lauter* = got. *hlutrs* «lauter, rein» usf., s. FRAENKEL s. v. *šluoti*) u. a.

Ungeklärt ist die Etymologie von *keledria*, *keredria*, in der Zweizahl vorhandener Grabbestandteil, das nebst anderen Möglichkeiten wohl auch als «Säule» (etwa von **kwele-tro-*), zu **kwele* «wälzen» (wie lat. *columna* «Walze») gehören kann.

und der Ba Stele und Tumulus Schaden zufügt». Diese Inschrift kann demnach nicht herangezogen werden, und sonst trägt keine der 100 Grabschriften einen Götternamen (über *attie* s. Anm. 13). Der phrygische Satz, der auf *eitou* folgt, kann also nicht zum Vorhergehenden gehören und gänzlich unbekannte Götternamen enthalten, wie u. a. Heubeck 582 meint. Die *θεοὶ οὐράνιοι καὶ καταχθόνιοι* sind eine ausgesprochen griechische Vorstellung, die man gerade einem Phryger, der trotz dem lateinischen Namen seines Vaters und dem griechischen seines Schwiegervaters seinen Töchtern kleinasiatische Namen gibt, nicht zutrauen wird. Wir haben es doch in den spätphrygischen Inschriften mit einer bewußten Abkehr vom griechischen Brauch zu tun (s. Sprachdenkmäler 59 f.). Dagegen ist *Ouranios* ein in Phrygien vorkommender Personennamen und auch *Ouanaktan*, von mir als Akkusativ eines Frauennamens aufgefaßt, findet Parallelen in den Namen *Οὐάναξος*, *Οὐάναξίω*, *Οὐάναξων*, alle öfter belegt (s. L. Zgüsta, Kleinasiatische Personennamen 390 f.) Wie sich die Schreibung mit phrygisch *-kt-* gegenüber phrygisch-griechisch *-ξ-* verhält, weiß ich allerdings nicht, ξ wird jedoch in den spätphrygischen Inschriften ausschließlich in dem Namen *Ξέωνη* verwendet (s. darüber Sprachdenkmäler 147).

Freilich könnte *Ouanaktan* auch ein hypercharakterisierter Akkusativ des Maskulinums *Vanakt-* sein, dessen Dativ *Vanaktei* in der altphrygischen Inschrift des Midasdenkmals belegt ist, und zwar als Beinamen des Midas:

midai lavaltaei vanaktei edaes
«Midae *Lavaltae *ἄνακτι* posuit»

Es wäre natürlich unwesentlich, ob die beiden Personen, denen die Bestattung im Familiengrab nachträglich gestattet wird, zwei Männer oder Mann und Frau sind.

Eine andere Auffassung trägt A. Heubeck 582 vor: *gegaritmeno eitou pour Ouanaktan ke Ouranion isgeiket diounsın* bedeute: «sei verflucht sowohl beim Wanaks Ouranios als auch bei . . . (?)», wobei der *Wanaks Ouranios* dem *Μῆν Οὐράνιος* der griechischen Inschrift 16 entsprechen könne. Zu dieser Auffassung des Satzes kam es durch die unhaltbare Vermutung Callanders, der das letzte Wort in *dounein* änderte und als *Διώνη* deutete (AJPh 48,244), wogegen Calder MAMA I 217 ausdrücklich feststellt: «the impression is decisive for C» (in *ΔΙΟΥΝCIN*). Einen Beitrag leistet noch Dressler p. 45 zu *diounsın*, «das meines Erachtens ein Akkusativ sein und auf **deontios* («göttlich») zurückgehen könnte; es wäre auch merkwürdig, im Dativ Plural (p. 224) *-ς*, *-σι* und *-σω* nebeneinander zu haben». Wer wird denn an ein Adjektiv **deontios* «göttlich» lieber glauben, als an eine indogermanistisch völlig klare Bildung **gʷiǵont-sin*? Warum sollen im Phrygischen die drei Endungen des Dativs plur. auf *-s*, *-si* und (mit dem auch sonst nachgewiesenen

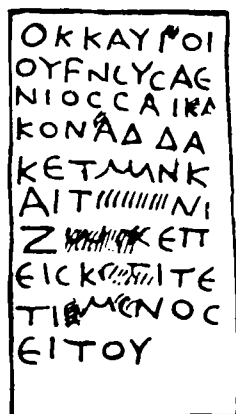
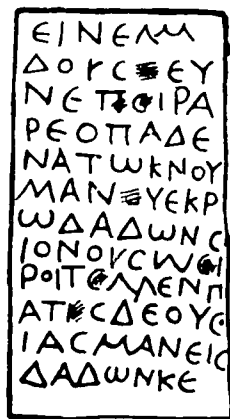
ephelkystischen -n am Satzschluß) -si-n²² nicht ebenso nebeneinanderstehen wie in dem Griechisch, das die Phryger schrieben? Daß diese Eigenart des phrygischen Griechisch auf den Einfluß der phrygischen Sprachgewohnheiten zurückgeht, kann wohl nicht bestritten werden, auch wenn es sich um echt griechische Formen handelt.

Richtig scheint mir Dresslers Angabe zu sein, daß in der vorletzten Gruppe nicht (wie bisher) *isgeiket*, sondern *isteiket* zu lesen ist, was meine Auflösung *istei k(e) et diounsín* als *καὶ ἑαυτοῖς ἔτι ζῶσιν* eher erleichtert. Ich habe bereits mehrfach darauf hingewiesen, daß ein solcher Schluß in griechischen Inschriften außerordentlich häufig vorkommt (s. Sprachdenkmäler 35, Sprache 6,25). Nunmehr wäre die Entsprechung des *ἑαυτοῖς* der griechischen Inschriften nicht das schwierige *isgei*, sondern das an lat. *iste* erinnernde *istei-k(e)*, und daß eine solche Übereinstimmung zwischen Latein und Phrygisch durchaus denkbar ist, wird sich in § 35 ergeben. Überraschend ist lediglich, daß *istei* ein Dat. sg. ist, also offenbar wie andere Reflexiva keinen Plural bildet, obwohl sein Ursprung bei den Demonstrativa zu suchen ist.

23) Schließlich haben wir meines Erachtens einen zweiten Beleg für das Partizipium *g^wizont- noch in dem Femininum *g^wizont-ia > *deousia* der Inschrift 69, die wie folgt lautet:

Inschrift 69

eineam
dous Xeu
ne peir a
reopade
n atw knou
man [o]uekr
w dadwne
i onousw ei
roi te alenp
atns deous
ias maneis
dadwn ke



okk augoi
ouenousae
n ios sai ka
kon adda
ket mank
ai t[os] ni
zws ke p
eis k etite
tikmenos
eitou

Die rechte Tafel enthält ab Zeile 3 eine der üblichen Fluchformeln *ios sai kakon addaket mankai* «quicumque huic malum afficit memoriae . . .» (die Einzelheiten des Schlusses können wir in diesem Zusammenhang uner-

²² Es handelt sich um die Übertragung der Endung der Konsonantstämme -si, -si-n (in *diounsín* «viventibus» «ζῶσι(ν)») auf Diphthong- und vokalische Stämme, *diúsín* «θεοῖσι(ν)», *zemelosi* «hominibus» (neben häufigem *zemełos* aus -ōis), *augosi* «αἰώροισι», Dat. pl. von *augoi*. In unseren Inschriften kommen beide Formen nebeneinander vor.

örtert lassen, s. Sprachdenkmäler 107). Wichtig ist die Erbauerinschrift: diese *mdou-* (haben) Xeune für Areopade am Grabe (*atw knouman*) dem Schwager (*ouekrow*) Dadon Onouso- und die Kinder der Alenpate (*eiroi-τε Ἀλενπάτης*) Manes und Dadōn, die noch unmündigen (*okk augoi*; besser als «dum vivi») *ouen* (? «ihm»? «sich»?) erbaut» oder (falls *ousaen* Aorist von *ou-* «schwören», «fluchen» ist) «gelobt». Xeune, die Schwägerin des Verstorbenen, Dadōn, der Verstorbene und seine Söhne Manes und Dadōn tragen typisch phrygische Namen, während die Gattin Dadōns des Älteren den iranischen Namen *Ariompātā* trägt, der in phrygischer Wiedergabe *Areopaden* (Akk.), in griechischer Ἀλενπάτη geschrieben wird. Die gräzisierte Form beruht (mit *-l-* aus *-rī-*) bereits auf der mitteliranischen Lautung.²³

Warum wird hervorgehoben, daß nicht die Gattin mit dem iranischen Namen, sondern die Schwägerin die Stele errichtet hat? Wollte Areopade als Zarathustra-Anhängerin das Erdgrab ablehnen? Die Formulierung der Inschrift erhält ihren Sinn, wenn *Alenpatēs deousias* bedeutet: «der noch am Leben befindlichen Alenpate».

Es ist richtig, daß bisher nicht *deousias*, sondern *deoueias* gelesen wurde, und W. Dressler (p. 45) bevorzugt diese Lesung. Der fragliche Buchstabe in *deousias* steht an der Kante, das *C = s* ist unsauber, aber der Punkt, der in den Augen Dresslers $\epsilon = e$ daraus machen soll, steht höher, als der Mittelstrich der anderen *e* der Inschrift. Ich kann die Lesung nicht garantieren, man wird mir aber zugeben, daß meine Deutung ausgezeichnet in den Text paßt. Ich halte daher an meiner Deutung *diounsin* = ζῶσιν und *deousia* = ζῶσα auch weiter fest.

Es ist in diesem Zusammenhang nicht unwichtig, daß auch die griechische Schreibung persischer oder überhaupt iranischer Namen für *ēi* ein *τι* substituiert: *Τιθαρόστης* für **Čiça-vahista-*, *Τριτανταίχμης* für *Čiçar̥taḥma-* (mit **čitra-* = avest. *čīdra-* «Herkunft»), *Čispi-* = gr. *Τεῖσπης*, s. W. Brandenstein - M. Mayrhofer, Handbuch des Altpersischen 112. Griechisch, phrygisch und lydisch *ti-* aus *k^wi-* beruhen auf derselben Entwicklung wie die von *ki-* und *k^wi-* zu *ai.*, slav. *či-*, obschon in diesen Sprachen die Palatalisierung weiter geht, da sie auch die reinen Velare erfaßt und (wie im Griechischen) auch vor *e*-Vokalen eintritt. Einen Erklärungsversuch dieser unterschiedlichen Behandlung macht G. Solta, IF 70,276 ff. (vgl. auch hier § 32).

24) Vor anderen Lauten als *i* war die Entwicklung der Labiovelaren in den zwei Dialekten verschieden: im Großphrygischen ergaben sich einfache Gutturale: dies ist unbestritten, es geht auch aus einigen der in diesem Aufsatz bereits genannten Belege hervor, wie der Konjunktion *-ke* (= lat. *-que*,

²³ Vergl. über *-rī-* > *-l-* E. BENVENISTE: *Etudes sur la langue ossète*, Paris 1959: 29; zur Chronologie V. I. ABAEV: *Skifo-evropejskie Izoglossy*, Moskau 1965, 39; die Form Ἀλανοί (aus *aryana-* steht bereits bei Lukian (ca. 120–180 n. Chr.), Josephus Flavius (ca. 37–95 n. Chr.) u. a.

griech. τέ, ai. -ča usf.), ferner aus *akke* «atque» (entsprechend lat. *atque*, avest. *ačča*, usw.). Vergl. noch *kos* «wer» aus **k^wos* = got. *hras* lit. *kàs*, ai. *kas*. Mit *gh^w* vgl. *tidregroun* «ungenießbar» (wäre gr. **δυσ-τροφρόν* § 16), mit *g^w* oder *gh^w* *attagos* = *attabos* (vgl. § 27).

Zur Wehr setzen muß ich mich gegen die Auffassung, die W. Dressler (p. 47) vertritt: «Da aber im Phrygischen sämtliche Gutturalreihen zusammenzufallen scheinen, könnte man dennoch von einer Satemsprache reden, wenn man mit W. P. Schmid annimmt, daß der Verlust des labialen Elements des Labiovelars dem Wandel des Palatals zum Zischlaut vorausgehe». Der Standpunkt wäre vielleicht zu rechtfertigen, wenn man dazu annimmt, daß der Verlust des labialen Elements notwendigerweise die Verschiebung der Palatalen zu Zischlauten zur Folge hat. Halten wir doch daran fest, daß wir die Satemsprachen an den Palatalen erkennen, und nicht an den Labiovelaren!

25) Ganz absurd ist diese von Dressler erwähnte Auffassung, wenn meine zweite Behauptung zutrifft, wonach die Sprache der NO-Phryger zwar mit dem Phrygischen und Griechischen in eine engere idg. Gruppe gehört, aber mit dem Makedonischen die Vertretung der Labiovelare in anderen Stellungen als vor *i* durch Labiale gemeinsam hat. Die Beispiele hierfür sind:

Der Name eines Phrygers bei Homer: *Πάλμυς*. Als Appellativ ist *πάλμυς* dann bei Hipponax in der Bedeutung «König» belegt, es kommt auch mehrmals in lydischen Inschriften in derselben Bedeutung vor. Man ist sich über die Umschrift des lydischen Buchstaben + nicht einig, ich umschreibe ihn mit č, weil er – und das dürfte unbestritten sein – die Fortsetzung idg. Labiovelare vor den hellen Vokalen (wozu im Lydischen auch *a* gehört) bezeichnet. Das *π* von *πάλμυς* geht also auf *k^w* zurück.

Palmys gehört zu den Fürsten, die nach Il. 13,792 f. *οἱ ὄ' ἐξ Ἀσκανίης ἐριβόλακος ἦλθον ἀμοιβοί*, er ist also NO-Phryger. Das Wort *palmys* «König» ist aber wohl aus vorphrygischer Zeit ererbt, was sein Vorkommen auch im Lydischen erklärt. In Lydien haben ja auch phrygische Könige geherrscht (s. Sprachdenkmäler 26, 30, 138 ff.). Der Laut *k^w* wurde im Lydischen vor hellen Vokalen zu č (+), sonst zu *k*. Die Griechen hörten jedoch noch eine Vertretung, für die sie *π* substituieren konnten (s. O. Haas, Gedenkschrift für W. Brandenstein, Innsbruck 1968, 59 f.), zudem mag für Hipponax die Wiedergabe des Namens bei Homer maßgebend gewesen sein; vgl. auch Anmerkung 26.

26) Diese Entwicklung ist die NO-phrygische, wie ich zu beweisen unternommen habe. Ich habe u. a. auch das Wort *bennos* angeführt, das ich mit dem Namen des *Ζεὺς Βέννιος* verglichen habe. Nunmehr meint Dressler, dieser Göttername, der – grob gesprochen – die Phrygia epictetus bedeckt, sei galatisch, und er schließt sich der Etymologie an, wonach der *Zeus Bennios* von gall. *benna* «Wagen» hergeleitet sei, weil irgendein Gott, dessen Name unbekannt ist, in einem Wagen abgebildet wird. Gut. Lassen wir den *Zeus*

Bennios, der im Westen bis gegen Aizanoi reicht, aus dem Spiel. Aber *bennos* heißt «Fruchtbarkeitsopfer» und *benneue* heißt «gedeihe», beide Wörter sind in griechischen Inschriften als Fremdwörter belegt:

J. Zingerle, Anz. Wien, ph-h, 1923, 15 (Antiochia Pisidiae):

ὁ αὐτὸς Σκύμνος καὶ ἔ[τ]ι ἐπικαταλείπω τῇ κόμῃ
(δην.) ρ'. ἐκ τόκου γείνεσθαι β ε ν ν ο ς Δεὶ Καλ[α]-
καγαθίῳ ὑπὲρ καρπῶν.

(hier auch gegen galatische Herkunft des Zeus *Bennios*).

MAMA I 390 (aus der «Midasstadt»):

Χαῖρε μάκαρ πολύολβε θεῶν Ὑπερείονε λάνπων
πάντων γὰρ φίλος ἐσθλὸς πάτρης πρόμος ἐνθάδε νῆει
πατρὶς ἐμῇ β ε ν ν ε ν κῆ λάνβανε πλησία καρπούς.

Dazu weiter der Imperativ *bennen*, etwa «Χαῖρε» einer griechischen Inschrift aus Gözliü = Nr. 83: +ὄς ἀνῆρ β ε ν ν ε ν | ἀμίδεια δώματα ν | ἰνω Εὐγένιος Σύρου | μεγαλήτορος ἀγλα | ὄς υἱός . . . (vgl. zum Rest W. Dressler 45)

Ich halte es für verkehrt, diese *bennos*, *benneue*, *bennen* als Rückbildungen aus dem Namen des Zeus *Bennios* zu erklären, wie dies W. Dressler p. 41 «vielleicht» tut: das Nomen *bennos* «Fruchtbarkeitsopfer» ist in Pisidien belegt, der Imperativ *bennen* «salve» im Südosten des großphrygischen Gebiets. Lediglich die Form *benneue* liegt der Phrygia Epictetus, in der *Zeus Bennios* vorkommt, nahe. Ist es wahrscheinlich, daß ein aus dem Beinamen des Zeus rückgebildetes Wort eine so weite Verbreitung erhalten hat, noch dazu, wenn (wie Dressler meint) Zeus *Bennios* ein galatischer Gott wäre? Woher käme die offenkundige Bedeutung der Appellativa, wenn *Bennios* der Gott im Wagen wäre, «wohl kein richtiger Fruchtbarkeits-, sondern ein Blitzgott»?

Ich bleibe jedenfalls bei meiner Herleitung der Verbalformen *bennen*, *benneue* und des Nomens *bennos* von der Wurzel **gh^wen-* «gedeihen», die durch griechisch *εὐθενέω* «gedeihe, blühe», ai. *ā-hanās* «üppig, strotzend», slav. *goněti* «genügen» gesichert ist (vgl. die Wortsippe bei Walde-Pokorny I 679, Frisk 586).

27) Ein weiteres Beispiel ist ein Beinamen des Attis, des «Ziegenbocks», der in Pessinous im Namen der Attispriester *ἄταβο-καοί*²⁴ in der Form *attabov* vorliegt. Das Wort lautete jedoch phrygisch nach Eustath zu Od. 9,222 als phrygisches Lehnwort im Ionischen *ἄταγος* und in der Form *ἄττηγος* steht es in einer Inschrift aus Magnesia Syll³. 589 Zeile 51. Arnobius Nat. V, 6 zieht es zur Erklärung des Namens des Attis heran und schreibt *atagus*. Die Er-

²⁴ Zu dieser Zusammensetzung vgl. jetzt die Form *adoikavoi* in der altphrygischen Inschrift XXIX, O. HAAS: KZ 83, 78 f.

klärung aus einer Lautung *-g^wos* wird noch durch eine Hesychglosse gestützt: ἸΑδαγνούς· θεός τις παρὰ Φρυγῶν ἐρμαφρόδιτος (s. auch § 32).

Gegen meine Annahme, daß das *-bos* der pessinuntischen Form die NO-phrygische sei, wendet W. Dressler (S. 42) ein, daß es sich um eine durch die Galater veranlaßte Form handeln könne, da ja in den keltischen Sprachen *g^w* zu *b* geworden sei. Was würde das voraussetzen? 1., daß *g^w* im Phrygischen bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts (mindestens!) unverändert *g^w* war, und 2., daß auch die Galater zur selben Zeit noch unverändertes *g^w* hatten, so daß das Lehnwort **attag^wos* noch den gemeinkeltischen Wandel von *g^w* zu *b* mitmachen konnte. Ich halte das für ausgeschlossen, obwohl ich LB 2,45 selbst an diese Möglichkeit gedacht habe.

28) W. Dressler lehnt auch meine Deutung des Wortes *ni-batismos* ab, das wie folgt belegt ist: bei Hesych: νβατισμός· εἶδος ὀρχήσεως βαρβαρικῆς. Diese Glosse beruht auf einer Aufzählung von Tänzen bei Athenaeus 14, 629d: τὰ δὲ στασιμώτερα καὶ πυκνότερα καὶ τὴν ὀρχησιν ἀπλοστέραν ἔχοντα καλεῖται δάκτυλοι, ἰαμβική, Μολοσσική ἐμμέλεια, κόρδαξ, σίκιννις, Περσική, Φρύγιος νβατισμός, Θράκιος κολαβρισμός, τελεσιὰς· Μακεδονική δ' ἐστὶν αὕτη ὀρχησις . . .

Ich deutete das phrygische Wort als «Waffentanz», wörtlich «Nieder-schlag-Tanz» und führte es auf ein Kompositum **ni-batizō* zurück, dessen erster Teil das für das Phrygische bestens belegte Praeverb *ni-* ist,²⁵ während *-batizō* auf ein Verbalnomen **ba-tós* zurückgeht, das dem griechischen *-φατός* in ἸΑρηλί-φατος ai. *ha-tá-* «geschlagen, getötet» usf. entspricht (vgl. die Wort-sippe bei Pokorny 491 ff.). Das Verbalnomen geht also nach meinen Ausführungen auf ein **gh^wη-tó-* zurück, es erweist den Wandel von *gh^w-* zu *b*.

Dazu sagt W. Dressler: «νβατισμός bezeichnet Haas p. 150 als «phrygischen Waffentanz, der dem thrakischen κολαβρισμός ähnlich war»: Deswegen weil der Tanz bei Pollux vor dem thrakischen Waffentanz erwähnt wird, folgt noch lange nicht, daß er selbst ein Waffentanz war . . . ». Dresslers Ausführungen gehen an einem wesentlichen Punkt vorbei. Die Aufzählung von Namen einer Reihe von Tänzen bei Athenaeus (die Dressler irrtümlich dem Pollux zuschreibt) ist nämlich wohlgeordnet, wie bereits K. Latte, De saltationibus Graecorum p. 4, genügend hervorhebt: hunc (*d. i.* Pollux) enim in onomastico (IV 99) saltationum nomina eodem fere ordine (*wie Athenaeus*) attulisse iam dudum notatum est (Rohde I. s. 29 sqq.; Bapp I. s. 177) Incipit Pollux a scenicis saltationibus, deinde ad bellica pergit». Bei Athenaeus ist also die Reihenfolge: δάκτυλοι, ἰαμβική, (Μολοσσική) ἐμμέλεια

²⁵ Zu *ni-* «nieder» vgl. *ni-oumenos* «verflucht» zum Verbum *ou-* in *outa* «Fluch», *ouelas* «Verfluchter» (?), ferner in *ni-oisios* (**ni-uid-ios*) «verhaßt», beide in Inschrift 48 (s. o. § 9). Dann vielleicht in *νικώτας· δουλέκδουλος* aus *ni* + **kurta-s* «(am Ohr) geschlitzt», s. O. HAAS: Sprache 8, 186 f, das aus Hipponax stammt (Fragment 28 bei MASSON: Les fragments du poète Hipponax p. 62, 120 f, mit Zweifeln), es gehört also einer Sprache der kleinasiatischen Westküste an, viell. der lydischen, könnte aber wohl auch phrygisch sein.

(also drei von Latte offenbar als szenische Tänze bezeichnete), sodann *κόρδαξ*, *σίκιννις*, *Περσική*, *Φρύγιος νιβατισμός*, *Θράκιος κολαβρισμός*, *τελεσιάς*, also 6 Kriegs- oder Waffentänze. Dies ist klar für den *Κόρδαξ*, der der *πυρρίχη* ganz ähnlich ist (Latte p. 59), für den *σίκιννις*, der von Hesych beschrieben wird als *ὄρχησις τις στρατιωτικῆ Σατύρων σύντονος, ἀπὸ τοῦ σείεσθαι καὶ κινεῖσθαι. Ἦν δὲ καὶ ἐμμέλεια τραγικῆ καὶ κωμικῆ κόρδαξ*; für die *Περσική*, die Xenophon, *Anabasis* 6, 1, 10 ausführlich beschreibt, sowie für den *κολαβρισμός*, von dem Pollux 4, 100 ausdrücklich sagt, er sei *ἐνόπλιος*, und schließlich auch für den *τελεσιάς*, von dem Pollux 4,99 sagt: *ἐνόπλιοι ὄρχησεις πυρρίχη τε καὶ τελεσιάς*.

Der phrygische *νιβατισμός* steht also keineswegs nur vor dem thrakischen *κολαβρισμός*, sondern als vierter in einer Reihe von 6 Waffentänzen, was auch maßgebend wäre, wenn sich Athenäus über die Zugehörigkeit des einen oder anderen der Tänze im Irrtum befunden haben sollte.

Ich glaube also, von meiner Beurteilung des phrygischen *νιβατισμός* nicht abgehen zu müssen.

Ein weiteres Beispiel ist das zweite Glied der bereits in § 21 unter **dīōra* «4» erwähnten Komposita *ἴαμβος*, *θρίαμβος*, *διθύραμβος* «Ein-Schritt, Drei-Schritt, Vier-Schritt», das von W. Brandenstein und anderen (s. Boisacq) ai. *aṅgam* «Körperglied» gleichgesetzt wird (< **angʷo-*). Hier können wir die Schuld nicht den Galatern in die Schuhe schieben, die erst im 3. Jahrhundert v. Chr. nach Kleinasien gekommen sind, weshalb Dressler folgenden Ausweg findet: «Dionysos ist schon in Linear B belegt, zeigt aber deutliche Bezüge nach Thrakien. Dort sind wohl die beiden Wörter (Dressler berücksichtigt hier nur *ἴαμβος* und *διθύραμβος*) von den Vorurgriechen übernommen worden, so daß die Labialisierung des Labiovelars griechisch wäre». Unklar bleibt dabei, wieso dann «3» *thri-* und «vier» *dithur-* heißen kann, denn daß diese lautlichen Entwicklungen in vor-ur-griechisch-phrygischer Zeit stattgefunden haben, versucht Dressler nicht zu beweisen. Meines Erachtens sind die Vorgänge der phrygischen Lautverschiebung in die Zeit während und nach der Wanderung nach Kleinasien zu datieren (vgl. § 31 und Sprachdenkmäler 254).

Zwei weitere von mir angeführte Beispiele halte auch ich für unsicher: das den Pontiern zugeschriebene *βάβακοι* «Frösche» (zu **gʷēbhā* = slav. *žaba*) wegen der unterbliebenen Lautverschiebung (es könnte aber ein **pabakos* durch eine Fernassimilation zu *babakos* geworden sein). Ferner den von mir LB 2,46 angeführten Ortsnamen *Πολυβοτός*, der bei Hierokles *Πολυγωτός* lautet, wegen der späten Bezeugung dieser Form.

Zur sprachgeschichtlichen Stellung des Phrygischen

29) Meine These, daß die zwei phrygischen Dialekte mit dem Griechischen und Makedonischen zusammen eine engere Gruppe innerhalb der indogermanischen Sprachen bilden, wobei das Großphrygische dem Griechischen

einerseits und das NO-Phrygische dem Makedonischen andererseits näher steht, hat den Widerspruch R. Gusmani (p. 326 f.) hervorgerufen. Der Grund für diesen Widerspruch dürfte — obschon Gusmani das nicht ausdrücklich sagt — darin liegen, daß er wegen der Deutung des Wortes *zeir(a)* als «Hand, *χείρα*», noch dazu neigt, das Großphrygische zu den Satemsprachen zu rechnen. Diese Deutung wurde in letzter Zeit noch von A. Heubeck vertreten (IF 64, 17), auch von Chr. Stang (NTS 21, 131) übernommen. R. Gusmani fand nicht, wo ich diese Deutung diskutiert habe: dies geschah in der Zeitschrift Die Sprache 7,87 f. (auch bereits Sprache 6,29), sowie (etwas kürzer) in den Phrygischen Sprachdenkmälern p. 82, 90, und, was die griechische Wendung *χείρα προσφέρειν* betrifft, p. 46 f.

Ich wiederhole hier nur die Hauptpunkte und verweise auf die soeben zitierten Stellen der Phrygischen Sprachdenkmäler. Die spätphrygischen Inschriften verwenden in den Vordersätzen des Sinnes «(wer diesem Grabe) Böses zufügt» mit seltenen Ausnahmen eine der beiden Wendungen

. . . . *kakoun addaket* . . . oder *kakoun abberet*

Beide sind ohne weiteres klar: **ad-dhaket* entspricht etymologisch dem lateinischen **ad-fac-*, ist also gleich «afficit», es wird daher auch in griechischen Inschriften Phrygiens mit der für das Griechische unidiomatischen Wendung *κακὸν προσποιήσει* oder *κακῶς ποιήσει* wiedergegeben, also mit einem «Calque» auf den phrygischen Ausdruck. Ebenso klar ist, daß *ab-beret* aus **ad-bher-* dem lateinischen *adfero* entspricht. In griechischen Texten wird u. a. *χείρα προσοίσει* oder *προσενέγκη* verwendet, und zwar in Vordersätzen wie MAMA I 332 (p. 174)

ὅς ταύτη τῇ στήλῃ κακὴν χεῖρα προσοίσει
ὄρφανὰ τέκνα λίποιτο, χῆρον βίον, οἶκον ἔρημον.

CIG 3857

ὅς ἂν προσοίσει χεῖρα τὴν βαρύφθορον
Ἐκάτης μελαίνης περιπέσοιτο δαίμοσιν.

Peek 819

εἰ τις τῆσδε γλυφῆς δολίας χεῖρας προσενέγκη
ἄτεκνος ἄτυμβος ἀνανχίστεντος ὀλεῖται.

Ich habe gezeigt (ausführlich Sprachdenkmäler 47), daß diese Formulierung eine Anleihe bei der griechischen Literatur ist, also nicht die Übersetzung einer phrygischen Formel: sie ist lediglich dadurch veranlaßt, daß phrygisch *abberet* mit griechisch *προσφέρειν* übersetzt werden kann. W. M. Calder und nach ihm u. a. R. Gusmani (Studi frigi 889, 895), A. Heubeck und Chr. Stang

(s. o.) wollten eine genau entsprechende phrygische Formel in den folgenden Texten finden

(12) *eios ni semoun knoumani kakon addaket*
«quicumque huic sepulcro malum afficit»

zeir ake oi peies k' etitetikmena atti[e] adeitnou
«. ? ..-que ei liberi-qu(e) stigmatizati . . . sunt»

(106) *ios ni semoun knoumanei kakoun adoket*
zeir ai titetikmenos atti adeitou . . .
«? stigmatizatus . . . esto»

Die Inschriften sind continuo geschrieben, die Worttrennung ist also bereits Teil der Interpretation: es fragt sich, ob das von mir in den Hauptsatz gestellte *zeir(a)*, *zeir(ai)* (*e*)*titetikmenos* tatsächlich hierher gehört, oder dem griechischen *χείρα* (*προσολίσει*) der obigen Inschriften entspricht: *χείρα προσφέρει* müßte phrygisch «(*manum*) *abberet*» lauten, *zeira* steht jedoch in keiner der beiden Inschriften neben *abberet*, in beiden Fällen ist das Verb der Protasis *addaket*. Spätphrygisch *zeira* entspricht also nicht dem griechischen *χείρα*.

Diese hier kurz zusammengefaßte Argumentation hat A. Heubeck (p. 581) überzeugt, obschon ich gerne zugebe, daß ich vergeblich nach einer befriedigenden Erklärung dieses *zeir'* oder *zeira* oder *zeirai* gesucht habe (eine Möglichkeit Sprachdenkmäler 90 f.). Jedenfalls steht fest, daß *zeir-* kein *z-* aus *ǵh-* beweist: auch sonst würde es zu griechisch *χείρ* nicht passen, da *χείρ* unechtes *-ei-* (= *ē*) hat, während phrygisch *ei* einwandfrei den Diphthong bezeichnet (s. Sprachdenkmäler 72). Warum R. Gusmani (Studi frigi 895) **zir* erwartet hätte, ist mir völlig unklar.

30) Daß die griechischen Inschriften nicht die Übersetzungen von phrygischen Fluchformeln darstellen, hätte man bereits den Fällen entnehmen sollen, die Fluchformeln in beiden Sprachen enthalten, wie Nr. 5: *Αἰ Ἰ[μ]ενος ἀ[νρι] γλυκντάτω Ζωτι[κ]ῶ[[μ]] μνήμης χάριν.*

ις κε σεμουμ κουμινος <κακουν> | αδακεν,
με διω[ς ζ]ομολω επιτετικμενος | ητον

«wer diesem Grabe (Genitiv für den Dativ) Böses zufügt,
soll bei Gott und Menschen gebrandmarkt (?) werden»

δς ἄν δὲ κακῶς πνήσε τεκνα ἄωρα ἐντό[χοιτο].

oder 103: . . . *[μ]νήμης χάρι[ω].*

[ιος] σεμον τι κνονμανι κ[ακ | ον α]βερετ (Rasur) παρταν
το[ς νι με]ζι[μελω] ατιατικμενος [ειτ]ου

«quicumque huic quid sepulcro ma(lum) (af-)fert (aut) hyposorio
is apud homines stigmatizatus (?) *ito».

[τις άν] τούτω κακήν χειρα | [προσ] οίσει,
όρφανά τέκνα λ[ί | ποιτ]ο χήρον βίον οίκον ε̣ | [ρημ]ον.

Eine größere Diskrepanz zwischen den griechischen und den phrygischen Inschriften ist nicht denkbar. Die phrygischen Inschriften beruhen -- wie ich Sprachdenkmäler 62 ff. zu zeigen versucht habe -- auf einer älteren heidnischen Tradition, während die griechischen Inschriften einer Nachahmung der griechischen Grabstelen zu verdanken sind.

31) Zu den Charakteristika der phrygischen Sprache gehört in erster Linie die Lautverschiebung, die ich oben § 15 ff. behandelt habe.

Ich sehe in der Lautverschiebung eine Erscheinung, die sich in relativ später Zeit, wahrscheinlich von den Balkanländern ausgehend, über eine Zone verbreitet hat, die von den damaligen Wohnsitzen der Armenier bis zu den Germanen reichte. Eine ursprüngliche nähere Verwandtschaft der betroffenen Sprachen innerhalb des Indogermanischen wird dadurch nicht vorausgesetzt und ist auch insofern ausgeschlossen, als das Armenische sich vom Phrygischen in wesentlichen Punkten der Lautentwicklung unterscheidet: die nächste Verwandtschaft des Armenischen ist in gänzlich anderer Richtung zu suchen, worüber Sprachdenkmäler 240 ff.

Die Lautverschiebung sagt also nichts über die ursprüngliche Stellung des Phrygischen innerhalb der idg. Dialektgliederung aus, umso weniger, als wichtige Gründe für eine nähere Verwandtschaft des Phrygischen mit dem Griechischen sprechen, die w. u. behandelt werden sollen.

Für einen späten Ansatz der Lautverschiebung spricht der Umstand, daß in den Balkanländern ebenso wie im Armenischen (über dieses H. Vogt, NTS 18, 1958, 143 ff, V. Pisani, Voprosy jazykoznanija 4, 1961, 46 ff.) zum Beispiel bei der Verschiebung der Media aspirata *bh* zu *b* die Stufe des unbehauchten Verschlußlautes *b* auch in historischer Zeit nicht überall erreicht wurde, da einige armenische Dialekte noch Erhaltung der Aspiration in irgendeiner Form voraussetzen. Wir sehen an dem Beispiel des Namens der Phryges (oben § 6), daß es sich um einen jungen, in der Entwicklung befindlichen Lautwandel handelt, und haben besonders aus dem makedonischen Bereich Belege für das Schwanken in Lehnwörtern: so gibt es neben *γράβιον* «Fackel aus Eichenholz» auch noch (bei Sophokles) die Schreibung *γράφιον*, für *σβίνη* «Speer für die Eberjagd», eine Glosse *ζιφόνια* etc.

Eine zweite sprachgeschichtlich interessante Erscheinung liegt in der Behandlung der Labiovelaren, die hier in den §§ 18—28 kurz dargestellt ist:

k^w und g^w wurden vor i -Lauten zu Dentalen: diese Entwicklung muß wohl jedenfalls älter sein, als die Lautverschiebung, denn nur so ist zu verstehen, daß di - in *diounsîn* 'ζῶσιν' (aus $*g^w\zeta\acute{o}nt-si-n$) ebenso unverschoben blieb wie im Namen Gottes, dessen Genitiv *deos* etc. lautet (ausgehend von einem Nominativ $*d\acute{\imath}\tilde{e}us$). Offenbar war die Aussprache des $d\acute{\imath}$ -, $g^w\zeta$ - annähernd dz -, dagegen $*diyos > lios$ etc. (oben § 16).

Es ist allerdings nicht anzunehmen, daß die Übereinstimmung des Phrygischen mit dem Griechischen in der Behandlung der Labiovelaren vor einem i -Laut einen Hinweis auf eine engere Verwandtschaft zwischen der griechischen und der phrygischen Sprache bedeutet: Im Griechischen sind die Labiovelare in der Periode der Linear-B Inschriften (außer vor und nach u) noch wesentlich intakt, sie werden dort mit eigenen Zeichen für die Silben mit k^w g^w und gh^w geschrieben, von einer Differenzierung vor verschiedenen Folgelauten ist der Orthographie nichts zu entnehmen. Die Entwicklung von k^wi zu ti usw. ist also im Griechischen erst nach der mykenischen Periode eingetreten, der gleiche Vorgang vor e -Vokal erfaßte das Äolische nicht mehr.

Was dieser Übereinstimmung die Beweiskraft nimmt, ist der Umstand, daß auch andere Sprachen Kleinasiens das gleiche Ergebnis zeigen: für das Lykische ist dies seit langem bekannt, für das Lydische glaube ich es inzwischen nachgewiesen zu haben, vgl. O. Haas, Sprache 8, 1962, 179 ff.²⁶ Die Ausdehnung dieser phonetischen Welle war geringer als die der Labialisierung der Labiovelaren, sie war wohl einfach «mediterran», was besonders dann gilt, wenn ich sie mit Recht auch für das Messapische angesetzt habe, vgl. O. Haas, Messapische Studien, 1962, p. 185. Ihre Ausstrahlung ging im wesentlichen von Süden nach Norden, sie machte an den Balkanländern halt, ganz im Gegensatz zu der Labialisierung der nun noch vorhandenen Labiovelaren.

Diese Labialisierung der noch vorhandenen Labiovelare erfaßte im Griechischen alle Fälle, in denen der Labiovelar nicht bereits durch die Nachbarschaft eines u sein labiales Element verloren hatte oder durch folgendes i und (außer im Äolischen) e zum Dental geworden war. Das gleiche Schicksal hatten die Labiovelaren — wenn wir von den unserem Problem fernliegenden keltischen und italischen Verhältnissen absehen — im Makedonischen und dem NO-Phrygischen, dessen Einwanderung aus Makedonien uns Herodot berichtet: Diese Einwanderung erfolgte um die Wende vom 9. zum 8. Jahrhundert vor Christus und läßt sich archäologisch verfolgen: sie ist mit dem Auftreten der Grabtumuli in Bulgarien und NO-Phrygien ab dem 8. Jahrhundert in Beziehung zu setzen, das seit A. und G. Körtes Zeiten eine

²⁶ Zum Lykischen vgl. H. PEDERSEN: Lykisch und Hittitisch, 47; sehr vorsichtig G. NEUMANN: Altkleinasiatische Sprachen (Handbuch der Orientalistik I, II, Band, Lfg 2) 378. Zum Lydischen meine ich, daß ein Labiovelar, wenn er vor Vorderzungenvokalen zu einem anderen Ergebnis führt, als vor Hinterzungenvokalen, im ersten Falle einen dem ξ ähnlichen Laut ergibt. A. HEUBECK (ebd. 403) scheint das zu den «nachweislich falschen phonetischen Hypothesen» zu zählen.

unlösbar Aporie zu bilden schien, da man unmöglich die Einwanderung der Phryger überhaupt in diese späte Periode setzen konnte. Zeigt sich jetzt, daß Herodots Nachricht über die Abwanderung aus Makedonien lediglich die von mir so genannten NO-Phryger betrifft, deren Sprache in diesem wichtigen Punkt mit dem Makedonischen übereinstimmt, so ist das Problem gelöst. Eine Unabhängigkeit der beiden Gruppen von Grabtumuli von einander widerspricht ja den zahlreichen Übereinstimmungen auch in anderer Hinsicht, so vor allem den von F. Schachermeyr festgestellten Ähnlichkeiten auch in der Keramik, s. o. § 6.

Somit ergibt sich also, daß das NO-Phrygische sowohl historisch als auch sprachlich zu den Makedonen in Beziehung zu setzen ist. Über die Vertretung der Labiovelaren durch Labiale im Makedonischen vgl. Sprachdenkmäler 151.

32) Wie ich in meinen phrygischen Sprachdenkmälern 234 vorausgesetzt habe, und G. Solta kürzlich in einem ausführlichen Aufsatz IF 70,276 ff. dargelegt hat, spielt die Chronologie bei der Beurteilung dieser Vorgänge eine entscheidende Rolle. In nachmykenischer Zeit kam zunächst die Welle der Dentalisierung der k^w -Laute vor i : sie umfaßte alle griechischen Dialekte, das Phrygische, das Lykische und das Lydische (hier von mir $\check{c}i$ umschrieben), wobei wohl anzunehmen ist, daß wenigstens die phrygische und die lydische Sprache damals noch in der Nachbarschaft der Griechen in den Balkanländern beheimatet waren. In den griechischen Dialekten außer dem Äolischen erfaßte diese Palatalisierung dann noch die k^w -Laute vor e und \bar{e} , und dasselbe geschah auch im Lydischen. Man kann vermuten, daß die Phryger zu dieser Zeit bereits abgewandert waren, sowie, daß die Aioler durch eine natürliche Grenze von den übrigen Stämmen getrennt waren: die äolischen Dialekte wurden von der Entwicklung $k^w > t$ vor e -Lauten nur teilweise erfaßt, s. G. Solta, aaO. 289 f.

Vor anderen Lauten als i blieben die k^w -Laute zunächst im Phrygischen und Äolischen (hier mit Einschränkungen) bewahrt. In der Sprache Großphrygiens, die uns in den spätphrygischen Inschriften erhalten ist, geschah nichts weiter, sie wurde von der Labialisierungswelle nicht mehr erreicht, und die erhaltenen Labiovelare sind uns durch die Hesychglosse $\text{Ἄδαγνός} \cdot \text{θεός τις παρὰ Φρυγίην ἐρμαφορόδιτος}$ (s. § 27) noch erkennbar. Erst in späteren Entwicklungsstadien fielen die Labiovelaren mit den übrigen Gutturalen zusammen.²⁷

Von der Labialisierung wurden die nach der Palatalisierung vor i (e , \bar{e}) intakt gebliebenen Labiovelare zu einem Zeitpunkt erfaßt, als die Großphrygier und die Lyder bereits in Kleinasien saßen: diese Sprachen konnten von ihr also nicht mehr erreicht werden. Typisch dafür ist, daß die Labiove-

²⁷ Vgl. §. 24.

lare in Lydien noch erkennbar waren, als die Griechen mit den Lydern in Kontakt kamen, so daß sich noch ein Entsprechungsgefühl dafür entwickeln konnte: die Griechen Kleinasiens gaben die lydischen Labiovelare in Fällen wie *πάλμως* (lyd. *ḫalm̥u-*) und *ποδάριοι* (lydisch *ḫod̥d̥aroi*) mit *π* wieder.²⁸ Für die Erhaltung der Labiovelare im Lydischen (außer vor *i*, *e*, *ē*) in recht später Zeit darf man auf die Glosse *καλλῶδεν· Λυδοὶ τὸν βασιλέα*, Hesych, verweisen, in der der Labiovelar durch **kōa-* ausgedrückt ist, auch wenn die Konjekture *κααλμειν* (wäre gleich *πάλμω-*) nicht gesichert ist.

Es ist nicht uninteressant, daß sich die gleichen Vorgänge auch — etwa ein Jahrtausend später — im Rumänischen abgespielt haben; vulgärlateinisches *qu* wurde ebenso behandelt, wie im Italienischen: es blieb nur vor *a* erhalten, und wo das *qu* noch verblieb, also vor *a*, wurde es im Rumänischen zu *p*.

Mit diesen chronologischen Verhältnissen stimmt also bestens überein, daß die NO-Phryger, die erst im 9. Jahrhundert nach Kleinasien abgewandert sind, die Labialisierung der Labiovelare zusammen mit dem Makedonischen, Griechischen, dem Oskisch-Umbrischen etc. durchgeführt haben.

33) Die allgemeine Sachlage ebenso wie die soeben besprochene Entwicklung der noch vorhandenen *k^w*-Laute zu *p*-Lauten im Griechischen, Makedonischen und NO-Phrygischen werfen die Frage auf, wie weit noch andere Übereinstimmungen zwischen diesen Sprachen feststellbar sind. Da aber die Labialisierung der Labiovelare zu den späten Lautwandlungen gehört, und — soweit wir nach dem spärlichen NO-phrygischen Material urteilen können —, den einzigen Unterschied zwischen NO-Phrygisch und Großphrygisch in lautlicher Hinsicht darstellt, müssen wir die Sprache der vor dieser Erscheinung eingewanderten Großphrygier mit in Betracht ziehen.

Auf lautlichem Gebiet stimmen Phrygisch und Griechisch und offenbar auch Makedonisch in Punkten überein, die häufig als charakteristisch für die Einzelsprachen angesehen werden: die Entwicklung von *r*, *l* zu *ar*, *al* (erst in der Kaiserzeit wird phrygisches *l* zu *r*) und von *n*, *m* zu *a*; die Vertretung auslautender *-m* durch *-n* und das *n* *ἐφελκυστικόν*; die «Epenthese» von *ξ* in den Gruppen *-rξ-*, *-lξ-*, *-nξ-* und Ähnliches.

Bezeichnender sind die Übereinstimmungen in der Formenlehre: Das Großphrygische hat ebenso wie das Griechische den pronominalen Dativ (vgl. ai. *tasmāi* etc.) teilweise durch die dem Substantiv entlehnte Form **tōi* ersetzt: gr. *τῷ*, spätphryg. *tou*.

Der Nominativ des Plurals der *o*-Stämme wird in beiden Sprachen auf *-oi* gebildet: *eiroi*, *etittetikmenoī* etc., s. z. B. oben § 19 .zu Nr. 71. Das gleiche findet sich allerdings auch im Lateinischen, Keltischen, und anderen (weiter abliegenden) Sprachen, jedoch nicht in den für unser Thema wichtigen Gruppen,

²⁸ Vergl. darüber O. HAAS: Gedenkschrift für Brandenstein, Innsbruck 1968, 59 f.

wie im Oskisch-Umbrischen, auch nicht im Hethitischen und anderen kleinasiatischen Sprachen.

Besonders kennzeichnend ist der Dativ des Plurals auf *-si*, der auf das Griechische und das Spätphrygische beschränkt ist (ähnlich ist ai., slav., balt. **-su*, das jedoch mit der griechisch-phrygischen Endung *-si* nicht kongruent sein kann): *diounsīn* «viventibus», *diīsi*; «deis», *zemelōsi* «hominibus».

Ebenso auf das Griechische und das Großphrygische beschränkt ist das Verbalnomen auf *-menos* in *tetik-menos*, *gegarit-menos*, *gegrei-menos* usf. von dem sich die Entsprechungen in den verwandten Sprachen — soweit vorhanden — durch den Ablaut unterscheiden.

Auf dem Gebiet der Verbalformen erwähne ich besonders den medialen Imperativ *ege-dou*, *eidou* (daneben aktives *ei-tou*), der auf eine Form ähnlich der griechischen in *λέ-σθω* usf. (**e-zdhō*) weist.²⁹

Eine weitere Isoglosse bildet das Augment, das sich außer im Griechischen und Phrygischen nur mehr in den nicht enger verwandten Sprachen Indo-Iranisch und Armenisch findet.

Ähnlich verteilen sich auch wichtige Erscheinungen aus dem Wortschatz: der Prohibitivartikel *me* hat nur in ai. *mā*, gr. *μή* armen. *mi* (erweitert albanisch *mos*) eine genaue Entsprechung, also außer dem Griechischen nur in abliegenden Sprachen. Noch enger ist der Kreis der idg. Dialekte, die das Relativpronomen **ios* auch als Indefinitpronomen verwenden: gr. *ὄς* = ai. *yas*, wozu noch die übereinstimmende Bildung **ios-k^we* in gr. *ὄστε*, phryg. *ios-ke* kommt.

34) Auf dem Gebiet der Pronomina ist ferner bemerkenswert, daß sich die Klitterung des anaphorischen *au* mit dem deiktischen Pronomen *tos* (nicht **so*, wie der Nominativ sonst lautet), also griech. *αὐτός* (ursprünglich «wieder dieser, derselbe») im Phrygischen wiederfindet. Das Vorkommen in einer altphrygischen Inschrift (VII) aus dem 6. Jahrhundert schließt meines Erachtens Entlehnung aus: hier findet sich sowohl *avtoz* in der Bedeutung «er selbst» als auch *avtaj* für griechisches *ἰδίq*, also eine aus der Etymologie des Wortes durchaus verständliche Bedeutungsverzweigung, die im Griechischen nicht festzustellen ist. Spätphrygisches *autos* mag — obwohl ererbt — durch griechische Vorlagen beeinflusst sein (33, 36), aber falls die Lesung *autoi* in (87) richtig ist, spricht diese Schreibung gegen Anlehnung an das Griechische, da

²⁹ Ich brauche zur Begründung dieses Ansatzes nur auf meine Ausführungen, Sprachdenkmäler 86 f., zu verweisen. R. GUSMANIS Einwand gegen die Erklärung als Medium (*egedou* aus **-zdhō*, vgl. griechisch *λέ-σθω*) «zumal der Zusammenhang . . . deutlich eine Aktivform verlangt» ist Widerspruch um jeden Preis. Warum soll ein Satz wie «er soll Gottes Fluch tragen» oder «er soll gebrandmarkt (od. ä.) werden» deutlich eine Aktivform verlangen? Die Phryger schreiben ja auch in solchen Fällen in griechischer Sprache «unnötige» Medialformen, worüber Sprachdenkmäler 51 Anm. 4 (mit Literatur), und in phrygischer Sprache neben *kakoun addaket*, *kakon abberet* die medialen Formen *kakoun addaketor*, *kakon abberetor*. Man braucht also nicht daran zu zweifeln, daß *eidou* (für gewöhnliches *eitou*, s. o. § 17) medial ist.

in griechischen Inschriften Kleinasiens neben *αὐτός* meines Wissens nur noch *ἀτός* häufig belegt ist; *αὐτός* ist selten.

Das Spätphrygische hat neben *tis*, *ti* «quis, quid» = gr. *τίς*, *τί* noch *kos* in den Verbindungen *aini kos* «oder wer», *ai kos* «wenn wer», was das Zusammenfließen verschiedensprachiger Elemente vermuten läßt (s. u.).

Deutlich an das Griechische erinnert jedoch wieder *is* (28) für lat. *in* (cum accus.), ebenso wie gr. *εἰς* aus **en-s* entstanden.

Zur Formenlehre mag man noch rechnen, daß das Präsens von **eimi* «ich gehe» noch ebenso Futurbedeutung angenommen hat, wie im Griechischen, vgl. *eiti* «εἶσι» in Nr. (99), s. § 16.

Gehen wir nun zum sonstigen Wortschatz über, so können wir eine ganze Reihe von relativ seltsamen Bildungen feststellen, die gerade im Phrygischen und im Griechischen zu finden sind: Um den Einwand, es handle sich um Lehnwörter relativ später Zeit, auszuschalten, stelle ich solche Fälle voran, in denen Entlehnung in literarischer Zeit (des Griechischen) ausgeschlossen erscheint: dazu gehört *starna* «Stele» (48, s. § 19), das noch eine Vorform **stalna* voraussetzt: im Griechischen war dies längst zu *στάλλα* assimiliert worden, ehe die ersten ausreichend intensiven Berührungen zwischen Griechen und Phrygern oder Kleinasiaten überhaupt vermutet werden könnten. Die ins Lykische entlehnte Form ist ja auch bereits *stala*, vgl. dor. *στάλα*, att. *στήλη*. Grundform ist **stīnā*.

Ausgeschlossen erscheint Entlehnung auch bei *tiama* «σῆμα», gleichgültig, ob meine Etymologie (oben § 20) zugrunde gelegt wird oder nicht. Man vergl. weiters *dreg-* in *ti-dreg-roun* «ungenießbar», «innutribile», aus **dhreghw-*, gegenüber griechisch *τρέφω* «nähre», maked. PN *Δρεβέλαος* (formell = gr. *Τρεφέλεως*); die Stammbildung von **thidra-* «vier» (gr. *τέτρα-*); griechisch *χρίω* findet sich in spätphryg. *grei-* (vgl. *gegreimenan*, *Γοιμενο-θύραι*³⁰) wieder, *χαράττω* in *gegarit-menos* (mit anderer Stammbildung), *στίζω* in *-tetikmenos* (**stetig-menos*), viell. altphryg. *etiz*, *tizes*. Genaue Entsprechungen sind ferner phryg. *βαλλιον* «Onaniergerät für Frauen, ein Phallus aus Leder» zu gr. *φαλλός*, phryg. *glouros* «Gold» = gr. *χλωρός* «gelbgrün».

Ich bin geneigt, auch die in der griechischen Inschrift MAMA IV 282 stehende Form *μακεδος* «Größe» (für griechisch *μέγεθος*) hierher zu rechnen, die doch wohl gegen griechisch **mege-dhos-* (mit Vokalassimilation aus **megadhos-*) ein ursprüngliches phrygisches **mage-dhos-* (aus **m̄bge-*), regelrecht lautverschoben, darstellt, vgl. w. u.

Im Zweifel kann man wegen der Entsprechung spätphrygisch *kakoun* = = gr. *κακόν* sein: es handelt sich wahrscheinlich um eine Neuschöpfung der

³⁰ Die Landschaft heißt *Γοιμενο-θύραι*, *Γοιμενο-δορυῖται* d. i. «bemalte Tore» nach den für die Gegend typischen Grabdenkmälern in Türform, vgl. Sprachdenkmäler 23 f. Ich habe mich wiederholt gegen eine unkritische Verwertung von Ortsnamen ausgesprochen, aber dieser Fall scheint mir gut begründet zu sein.

Balkanländer, die sich auch in alban. *i keq* «böse» wiederfindet.³¹ Falls das Wort auch durch die Ableitung *kakuioi* in altphrygisch XV (ca. 390 v. Chr.) sowie *kakoioi* in altphrygisch XXIX (s. KZ 83, 78) belegt ist, muß es wohl als im Phrygischen echt betrachtet werden, eine Entlehnung aus dem Griechischen kommt nicht in Frage.

35) Das Facit dieser Zusammenstellung ist meines Erachtens, daß zunächst Platons Angabe, die Phryger nennen eine große Zahl von Dingen ganz ähnlich wie die Griechen, voll bestätigt wird. Sicherlich hatte Platon jedoch dabei nicht Fälle wie die angeführten im Sinne, in denen die etymologische Kongruenz erst durch lautgeschichtliche Rückschlüsse feststellbar ist: wir können uns leicht vorstellen, daß der lautliche Abstand zwischen griechischem *πῦρ* und dem phrygischen Gegenstück (**pur*?), zwischen *ἕδωρ* und der phrygischen Entsprechung (**udro*?), sowie zwischen *αἱ κόνες* und der mit *kh-* anlautenden phrygischen Form gering waren: Platons Beispiele lassen sich, wie er selbst sagt, leicht vermehren: für ihn waren natürlich auch sprachgeschichtlich nichtssagende Vokabel bemerkenswert, wie etwa Wörter für 'Vater', 'Mutter', 'Bruder' (phrygisch *paterns* «parentes», *matar*, *bratere* «fratri»), *anar* «ἀνήρ», *zws* «ζῶν», *ζω(ό)ς*, *maimarhan* «μαρμαρέαν» und sicherlich auch Fälle wie *ti* «τίς», *ta* «τήη», *kakoun* «κακόν», dann mit Recht *autos* u. a. Daneben gab es auch fast gleichlautende Entlehnungen wie *thalami-*, *soros*, *adikesei* etc.

Es ist aber unverkennbar, daß auch eine engere Verwandtschaft des Phrygischen mit dem Griechischen angenommen werden muß, freilich nicht im Sinne einer ehemaligen Identität der beiden Sprachen, sondern eher in der Form, daß sich der Einwanderung der Phryger aus den Balkanländern auch griechische Stämme angeschlossen hatten, die den Wortschatz und die Morphologie der Sprache wesentlich griechisch gefärbt haben.

Gegen den Ansatz einer ursprünglich mehr oder weniger einheitlichen griechisch-phrygischen Grundsprache spricht eine Anzahl von Dingen, die dem griechischen Sprachtypus entschieden fremd sind: dazu gehört in der Formenlehre das Perfektum *dakar*, *dakaren* «fecerunt» (**dhēkēr-en*), und ebenso das Medium auf *-tor*, *addaketor*, *abberetor*, formell = lat. *afficitur*, *affertur*. Aus dem Wortschatz gehört hierher das Präverb *ad-* (vgl. auch *ato*) = lat. *ad*, das Verbum *daket*, *ad-daket* «facit, afficit», und weniger Bezeichnendes, wie etwa *eitou*, Imperativ, = lat. *ito* (mit der Vollstufe des

³¹ E. ÇABEJ: Buletin i Univ. shtet. të Tiranës 4, 1963, 96 hält Entlehnung aus dem Altgriechischen für sehr wahrscheinlich, weil er eine Grundform **κηρός* ansetzt, um litauisch *kenkti* «schaden, wehtun» heranziehen zu können. Diese häufig anzutreffende Etymologie ist m. E. nicht überzeugend; *i keq* wird den Umlaut und den Palatal aus dem Plural **kaki* bezogen haben, wie dies ÇABEJ selbst *Lingua Posnaniensis* 7, 1958, 150 ff für eine Reihe von Fällen gezeigt hat. Auch M. CAMAJ nimmt dies für manche Beispiele an (mündlich; trotz seiner Vorbehalte in seiner Albanischen Wortbildung, Wiesbaden 1966, 75 ff).

Präsensstamms, nicht mit *ĩ-* wie griechisch *ĩτω*).³² Das Pronomen **anjo-* (= ai. *anya-*) steht im Gegensatz zu gr. *ἄλλος*, lat. *alius*, usf.

So ergibt sich, daß die phrygische Sprache in beinahe greifbarer Weise die eigentlich selbstverständliche Annahme illustriert, daß die historischen Einzelsprachen sehr weitgehend durch den Zusammenschluß verschiedenartiger Stämme, durch Über- und Unterwanderung zustande gekommen sind. Völker und Sprachen wandern nicht, sie entstehen immer erst in den Räumen, in denen wir sie antreffen: wandernde Völker können ebenso wenig sich selbst gleich bleiben, wie ihre Sprachen. Wo sie «einwandern», entsteht, falls sie überhaupt eine Rolle spielen, ein neues Volk und eine neue Sprache: Vertreibung der Vorbevölkerung, günstige natürliche Grenzen, eine nationalistische Politik mögen den Prozeß verlangsamen, auf die Dauer ist er unvermeidlich.

Man könnte in diesem Zusammenhang wiederum die Frage aufwerfen, ob zwischen Lehnwort und Erbwort aus voreinzelsprachiger Zeit überhaupt eine Trennungslinie gezogen werden kann: wird ein Wort in einer Zeit übernommen, in der das Entsprechungsgefühl bei den Trägern der beteiligten Sprachen noch ausreichte, um eine den Lautgesetzen entsprechende Form herzustellen, dann werden wir eher von einem Wanderwort sprechen, als von einem Lehnwort: auch nicht von einer Mischsprache, denn eine Mischsprache muß meines Erachtens die entlehnten Elemente in einer Form aufweisen, die nicht ihren eigenen Lautgesetzen entspricht.

Dies ist nun im Verhältnis Griechisch : Phrygisch offenkundig nicht der Fall: die von mir oben § 34 f. zusammengestellten Wörter, die wahrscheinlich durch Zusammenschluß phrygischer und griechischer Volkselemente in die phrygische Sprache gelangt sind, unterscheiden sich formal in keiner Weise von Erbwörtern. Nicht einmal in einem Falle wie *tis, ti* «quis, quid» können wir vermuten, daß diese Pronomina entlehnt sind, weil sie neben idg. ebenfalls gut verankerten Formen vom Stamme *ko-* (in den fixen Wendungen *aini kos* «oder wer» *ai kos* «wenn wer», Relativum *ko* oder *kota* in (18) neben *ian* «quam» in (31) usf.) vorkommen: zum Nachweis würde die Sicherheit gehören, daß nicht auch das Griechische in vorliterarischer Zeit die Pronomina **kʷos* neben **kʷis* **kʷid* besessen hatte, denn Ableitungen wie **kʷo-teros* sind reichlich vorhanden.

Das Ergebnis ist also, daß Phrygisch und Griechisch innerhalb der indogermanischen Sprachen enger verwandt sind als z. B. Griechisch und Lateinisch; wie andere enger verwandte Sprachen, etwa die baltischen und

³² Zu diesen an das Lateinische erinnernden Formen gehört wohl auch *istei* «sibi» (s. oben § 22), die von W. DRESSLER vorgeschlagene bessere Lesung (statt *isgei*) in Inschrift 88: es kann lat. *isti* genau entsprechen, doch sind die Bedenken gegen diesen Ansatz nicht zu übersehen.

die slawischen, sind sie d a d u r c h enger verwandt, daß b e i d e Elemente derselben Herkunft aufgenommen haben. Es wäre auch falsch, hier von einem vorgeschichtlichen «Sprachbund» zu sprechen, denn die Sprachen, die einem Sprachbund angehören, nähern sich nicht im Sprachmaterial einander an, sondern in der Sprachform.

Salzburg.

E. FERENCZY

THE CAREER OF APPIUS CLAUDIUS CAECUS AFTER THE CENSORSHIP

1. PROBLEMS CONNECTED WITH THE CRITICISM OF THE SOURCE-MATERIAL

The «second phase» of the life of Appius Claudius, his career after his censorship up to his swan-song, his oration delivered in the senate against the peace proposal of Pyrrhus, is one of the most problematic chapters of ancient Roman history. According to the sources following the presentation of the annalists from political view-point, the career of Appius Claudius can be divided into two sharply contrasting phases. As censor he acted as a radical innovator. He overthrew the ancient customs¹ and introduced a whole series of bold social, political, religious and military reforms. He changed the earlier structure of the Senate. He did not refrain even from appointing senators from among the children of liberated slaves.² According to Livy, he «corrupted» the popular assemblies by incorporating the urban *humiles* into each tribus.³ Even according to Diodorus, he permitted everybody to ask for admission to any of the tribes.⁴ In a sacrilegious way he changed the prescriptions of the Hercules cult: instead of the ancient clans entrusted with the supervision of the cults, the sacrifices prescribed in honour of the deity were performed by state slaves.⁵ For this, according to tradition, Appius Claudius was punished later with blindness.⁶ After his censorship, however, this radical innovator, according to the presentation of the annalists, shocked his fellow citizens with his ultraconservative, reactionary attitude. He took sides against the passing of the *Lex Ogulnia* (300 B. C.)⁷. This law opened the pontifical and augural colleges before the plebeians. As an interrex, in 299 B. C., Appius Claudius did not want to accept the candidation to consul of a plebeian,⁸ while soon thereafter (in 297), by breaking the *Leges Liciniae Sextiae*, he tried to be consul together with Fabius Rullianus, *i.e.* another patrician, in

¹ Diod. XX. 36. 1.

² Liv. IX. 46. 10., Diod. XX. 36. 3.

³ Liv. IX. 46. 11.

⁴ Diod. XX. 36. 4.

⁵ Liv. IX. 29. 9–11.

⁶ Liv. IX. 29. 11.

⁷ Liv. X. 7.

⁸ Cic. Brut. 55. Cf. Auct. de viris ill. 33. 10; G. FORNI: Athenaeum N. S. 31 (1953)

the next year.⁹ Thus — according to the annalists — Appius Claudius in the first half of his career can be regarded as a reformer, almost a revolutionary, while in the second phase of his career he became a contrast of his previous self and developed into an anti-plebeian, reactionary politician.

The modern special literature dealing with Appius Claudius and his age, apart from a few exceptions, showed interest first of all in this censorship and examined those important reforms which were initiated by him during his censorship. Modern scholars did not deal at all with the career of Appius Claudius previous to his censorship^{9/a} and paid little attention to his career after the censorship (with the exception of his last appearance in the Senate), although according to his elogium the majority of his offices were held by him in this period of his life. The fact that modern historians have mostly neglected the career of Appius Claudius after his censorship can be explained on the one hand by the small number and fragmentary character of the available sources and on the other hand by the attitude taken up by Th. Mommsen. In his study entitled «Die patrizischen Claudier», he called a falsification the anti-plebeian and reactionary presentation of the members of the gens Claudia, and especially of Appius Claudius, the decemvir and censor.¹⁰ He did not attempt, however, to reconstruct the *real* career of Appius Claudius after his censorship, free from the distortions made by the annalists. On the basis of some of his assertions it seems that he had no distinct opinions on the «second» phase of the career of Appius Claudius. On the one hand he unmasked and refuted the distortions of the annalists regarding Appius Claudius, while on the other hand — even if cautiously and with earnest reservations — he gave credence to the picture drawn by Roman historiography on the political trend of Appius Claudius after his censorship. This is shown first of all by his statement according to which Appius Claudius in his later career (after the censorship) did not follow the path on which he set out in the beginning, but in his later years he made a compromise with the existing conservative system.¹¹ Mommsen definitely took sides against the accusation of the annalists according to which Appius Claudius, the reformer, later on was transformed into a representative of the extreme aristocrats, but from his statements it still appears that he himself also saw a change of trend in the career of Appius Claudius after his censorship.¹² Later on, in the more recent editions of the *Römische Geschichte*, Mommsen removed almost every reactionary feature from the portrait of Appius Claudius.¹³

⁹ Liv. X. 15. 7—12. Cf. G. FORNI: *op. cit.* 188.

^{9/a} Cf. E. FERENCZY: *Acta Ant. Hung.* 13 (1965) 379 foll.

¹⁰ R. F. I. 287 ff.

¹¹ R. F. I. 310. «Es muß wohl angenommen werden daß er (sc. A. Cl.) selbst in seinen späteren Jahren auf dem anfangs eingeschlagenen Weg innegehalten und einigermaßen mit dem bestehenden konservativen Regiment sich ausgeglichen hat...»

¹² R. F. I. 310 foll.

¹³ Cf. RG I³. 307.

He did not devote any more special study to the problem of the Claudii and did not alter the characterization given by him on Appius Claudius Caecus in his earlier pioneering work mentioned above. In fact Mommsen drew two Appius Claudius portraits, between which the main difference is in the judgement of the career of Appius Claudius after his censorship. This circumstance caused that the major part of the later investigators fully abstained from the examination of his career after the censorship. Even those authors, who compiled monographies on Appius Claudius, wrote with great reservedness on his political career after the censorship. They did not investigate whether he continued or gave up his earlier radical democratic trend in the phase of his career after his censorship.¹⁴ The lessons to be drawn from the methods of historical research carried on so far are unmistakable. In order to get above the level of the results achieved by Mommsen, the new investigators must replace the false data of the tradition with real data and must fill the great gaps caused by the lack and fragmentary character of the sources. To achieve these aims, historical research must also resort to new methods. Earlier monographies on Appius Claudius regarded as their main source the presentation of the historians (Livy, Diodorus, etc.) drawing on the traditions of the annalists. Besides, they used the *Fasti consulares* and the elogium of Appius Claudius as supplementary evidence. We shall apply just the reverse of this method: we shall use his elogium,¹⁵ as well as the *Fasti consulares* as main sources.¹⁶ Thus we shall follow such documents as primary sources which render mere data and are free from the distortions of sympathy or antipathy. On the other hand, we shall use the presentation of annalists, on which Livy, Diodorus and Cicero drew, only as supplementary (secondary) evidence. We shall use their data only inasmuch as they do not contradict the data of the primary sources and the statements to be drawn from them.

Examining the career of Appius Claudius after his censorship, the first problem to be faced by us is: how the career of Appius Claudius after the censorship compares with his career before the censorship? Can we actually discover in the sources data showing that (as it was presumed by Mommsen and his followers) Appius Claudius after his censorship deviated from the political trend followed by him previously and came nearer to the ruling system?¹⁷ Such an assumption would appear likely also on account of the fact that the highest state offices were held by him just in this phase of his

¹⁴ Cf. P. LEJAY: *Revue de Philologie* 44 (1920) 126.; F. ALTHEIM: *Appius Claudius Caecus, Rom und der Hellenismus*. 1941. 96 foll.; RG I. (1956) 80 foll.; A. GARZETTI: *Athenaeum* 25 (1947) 210 foll.; E. STUART STAVELEY: *Historia* 8 (1959) 431 foll.

¹⁵ CIL I². 192., *Inscr. It.* XIII. 3. n. 79.

¹⁶ *Inscr. It.* XIII. 1. 38. foll.

¹⁷ A whole series of modern scholars from B. G. NIEBUHR (RG III. 385) to J. ROUVIER (*Du pouvoir dans la république romaine*, 1963. 26.) regard Appius Claudius as a reactionary, conservative politician, just on the basis of the attitude of the annalist tradition. Cf. G. FORNI: *op. cit.* 170 foll. 190².

career. He was consul twice (in 307 and in 296), he was praetor twice (we know only his praetorship in 295), he was dictator once (very likely between 292 and 285) and he was interrex at least on three occasions (we know only about his appearance in 299). The latter was such an office which depended definitely from the trust of the Senate.¹⁸

According to the tradition of the annualists Appius Claudius held the office of a censor for 5 years, disregarding the resignation of his fellow officer, Plautius,¹⁹ and the protest of the tribuni plebis standing on the side of the nobility, who took sides against him on account of infringement of the *Lex Aemilia*, restricting the period of censorship to 18 months.²⁰ When in 308 he had himself candidated to consul for the next year, a new tribunitial intervention was launched against him. Tribune L. Furius demanded that Appius Claudius should compete for consulship only after having vacated the censorship.²¹ Obviously this intervention remained as ineffective as the previous ones. Consequently he was elected consul for 307 together with L. Volumnius.²²

Since all sources agree in the fact that the consulship of Appius Claudius followed immediately after his censorship, we must give credence to the evidence of the annalists according to which Appius Claudius still holding the office of the censor competed for the consulship. As we mentioned above, L. Furius, the tribune standing on the side of the nobility, demanded that before competing for consulship Appius Claudius should resign of the censorship. This shows that the nobility prepared for a great resistance against the consulship of Appius Claudius. From his own point of view, he acted very far-sightedly, when he was not willing to resign of his office before achieving his designation to consul. In this connection we must bear in mind that at the end of the 4th century B. C. the consular office was much more important than that of the censor. In fact Appius Claudius was the first censor to expand the sphere of activity of the censorial office, which up to that time was not very significant from political view-point and was regarded as an extraordinary magistrate. As a result of this its significance increased considerably.²³ According to the assumptions of modern scholars, he did not compete for the censorship previous to the consulship because his great family connections made possible for him this irregular rise in rank.²⁴ On the

¹⁸ Cf. G. DULCKEIT—FR. SCHWARZ: *Römische Rechtsgeschichte*. 1966⁴. 85; M. KASER: *Römische Rechtsgeschichte*. 1967². 53; E. FERENCZY: *Zur Verfassungsgeschichte der Frührepublik*, Festschrift Altheim I. 1969. 140 foll.

¹⁹ Cf. J. SUOLATHI: *The Roman Censors*. 1963. 223 foll.

²⁰ Liv. IX. 33. 3—9., 34. 1—26. Cp. A. GARZETTI: *op. cit.* 193 foll.; U. COLI: *Sui limiti di durata delle magistrature romane*, Studi Arangio—Ruiz IV. 1953. 409.

²¹ Liv. IX. 42. 3.

²² T. R. S. BROUGHTON: *The Magistrates of the Roman Republic*. I. 1951. 164.

²³ J. SUOLATHI: *op. cit.* 222; E. FERENCZY: *Acta Ant. Hung.* 13 (1963) 402.

²⁴ Cf. K. J. BELOCH: *RG* 481; J. SUOLATHI: *op. cit.* 221.

contrary, he, as a member of the gens Claudia, at the time after the *Leges Liciniae Sextiae* ignored by the ruling class and declined both socially and politically, was therefore obliged to compete for the then still not significant censorial office, because he could not hope to be elected immediately consul or praetor after the office of an aedilis (held by him twice). At that time the praetorial office was not less significant than the consul's office. Appius Claudius did not skip over the consulship when he was elected censor, but on the contrary the censorship was for him a step to the consulship.²⁵ This is shown also by the stubborn struggle carried on by him in order to be designated for consulship still before his resignation of his post as censor. This explains why he held the censorship longer than the fixed period. Appius Claudius was well aware of the sentiments of the nobility towards him. Therefore he did not trust too much in his success if he had competed for consulship after resignation of the censorship, as a private man. Beside the report given by Livy, however, we have also other information on the circumstances of the election to consul of Appius Claudius. Even though these informations are indirect, they are much more significant than those found in Livy and they give a deeper insight behind the scenes. These informations are contained in the *Fasti consulares*. They clearly unmask the distortions of the annalists with regard to the relations of the two significant political personalities at the turn of the 4th and 3rd centuries, viz. the democrat reformer Appius Claudius and the leading personality of the nobility Fabius Rullianus, who held the office of a consul on five occasions.

The Roman annalists and Livy, who drew on them, show the relationship of Appius Claudius and Fabius Rullianus unfriendly and sometime even hostile. At any rate they show them as rivals.²⁶ According to Livy, in 304 it was Fabius Rullianus as censor, who together with his colleague, P. Decius Mus repealed the radical tribal reform of Appius Claudius and assigned the poor urban population (*omnem forensem turbam*) to the 4 urban tribes.²⁷ Similarly according to Livy, the same Fabius Rullianus rejected the initiative of Appius Claudius to be designated for consulship for 296 by breaking the *Leges Liciniae Sextiae*.²⁸ On the other hand, Appius Claudius as a consul, in 307 was against the extension of the imperium of Fabius Rullianus.²⁹ In 295 according to the same source — he as a praetor vehemently opposed the

²⁵ Cf. F. FERENCZY: *Acta Ant. Hung.* 13 (1965) 391.

²⁶ FR. MÜNZER: *RE VI*. 1800 foll.; *Römische Adelsparteien und Adelsfamilien*. 1920. 54 foll.; E. PAIS: *Storia di Roma V*³. 1928. 195; F. ALTHEIM: *Rom und der Hellenismus*. 1941. 96 foll.; *RG I*. (1956) 80 foll.; A. GARZETTI: *op. cit.* 214 foll.

²⁷ *Liv. IX*. 46. 14.; *Val. Max. II*. 2. 9.; *Auct. de vir. ill.* 32. 2. foll.; cf. *RE VI* 1806.; F. FERENCZY: *Acta Ant. Hung.* 15 (1967) 27 foll., 52 foll., *Gnomon* 1969. 514 (with the latest literature).

²⁸ *Liv. X*. 15. 7—11.

²⁹ *Liv. IX*. 42. 1. foll.

sending of consul Fabius Rullianus alone to the northern front, against the Etruscans, and in this respect he constantly intrigued against him.³⁰

Modern research has more or less accepted the representation of ancient historiography regarding the relationship between Appius Claudius and Fabius Rullianus, although the study of the source-material has recognized the anti-Appian tendency of the passages of annalist tradition referred to above. According to Mommsen the author of the distortions was the annalist Licinius Macer. According to recent researches, however, the distortions are attributed to Fabius Pictor, one of the eminent personalities of earlier annalistics.³¹ According to the representation of ancient literature, Appius Claudius and Fabius Rullianus were political opponents who competed with each other for power.³² Recent historical investigation did not raise any objection against this and has accepted the presentation of the annalist tradition as a basis of reconstruction to a certain extent.³³ If, however, we accept the data rendered by the *Fasti consulares* as a basis of reconstruction, and draw conclusions from these regarding the formation of Roman internal politics at the turn of the 4th and 3rd centuries, we recognize such novel relationships which point to an aspect of Roman internal politics differing from the representation of annalistics.

According to the Roman list of consuls, Appius Claudius held the consulship on two occasions, *viz.* in 307 and 296 B. C., on both occasions together with L. Volumnius. Both of his consulships were preceded by the consulships of Fabius Rullianus and Decius Mus.³⁴ This would be uncommon even if other circumstances would not point to the fact that here we do not have to do with a mere chance but with conscious relationships. According to Roman constitutional law the acceptance or rejection of the competitors and the submission of the names of the candidates to the popular assembly belonged to the jurisdiction of the main magistrate (consul) superintending the assembly electing the consuls. This meant that the consuls of the previous year exercised a decisive influence on the designation and election of the consuls of the next year.³⁵ This means in the case under discussion that Appius Claudius and his colleague were in both cases designated for the consular office exactly by Fabius Rullianus and his colleague. It is also interesting, though after the aforesaid antecedents no more uncommon that the fifth

³⁰ Liv. X. 25. 13–16.; 26. 6.; Auct. de vir. ill. 34. 5.

³¹ Cf. A. ALFÖLDI: Emotion und Haß bei Fabius Pictor, Antidoron Salin. 1962. 131 (with the earlier literature).

³² Cf. Liv. IX. 46. 14–15.; X. 15. 7 foll., 25. 13–16., 26. 6.; Auct. de vir. ill. 34. 5.

³³ Cf. A. GARZETTI: *op. cit.* 211 foll.; F. ALTHEIM: Rom und der Hellenismus 98 foll.; RG I. (1956) 80 ff.

³⁴ Cf. T. R. S. BROUGHTON: *op. cit.* I. 164 foll., 175 foll.

³⁵ Cf. TH. MOMMSEN: Römische Staatsrecht, I³. 212 foll., II. 80 foll., 125 foll., III. 1. 389 foll.; FR. MÜNZER: R. Ap. u. Af. 14 foll.; E. MEYER: Römischer Staat und Staatsgedanke. 1964³. 66 foll.

consulship of Fabius Rullianus and the fourth consulship of Decius Mus (in 295) were preceded by the second consulship of Appius Claudius and L. Volumnus. Thus in this case the designation of Fabius Rullianus and Decius Mus was placed before the popular assembly by Appius Claudius and L. Volumnus. This removes all doubts about the fact that there was a political agreement between Appius Claudius and Fabius Rullianus on the mutual supporting of each other's offices. A further evidence to the effect that they supported each other to obtain the highest offices is that under both consulships of Appius Claudius the consular imperium of Fabius Rullianus was extended.³⁶ During the second consulship of Appius Claudius the consular imperium of Decius Mus, fellow-consul of Fabius, was also extended. In the prorogation of the imperia, just like in the designations to the consular office, there was a reciprocity or mutual agreement between Appius Claudius and his fellow-consul on the one hand and Fabius Rullianus and his fellow-consul on the other hand. This is rendered doubtless by the fact that under the consulship of Fabius Rullianus and Decius Mus in 295 the praetor's office (which at that time had the same authority as the consulship, meaning a military commandership invested with imperium) was obtained by Appius Claudius. This again was an equal return for the proconsular imperium granted to Fabius Rullianus at the time of both consulships of Appius Claudius. Similarly *prorogatio imperii* was conferred to L. Volumnus. This can obviously be regarded as an equivalent return for the imperium of Decius Mus in the preceding year.³⁷

The picture on the political co-operation of Appius Claudius and Fabius Rullianus given by the data of the *Fasti consulares* can in all probability be regarded more authentic than the reports of anecdotal character found in annalistics and in the works of later historians drawing on annalistics regarding the hostility between these two statesmen. These historians, very likely, drew on the Annals of Fabius Pictor eternizing the historical merits of the gens Fabia with little sense for reality.³⁸ The co-operation between Appius Claudius and Fabius Rullianus, that is between the *factio forensis* led by the former and the noble clique being under the influence of the latter, naturally did not mean political alliance and even less friendship. We seem to be nearer to reality if we think of some kind of involuntary compromise in the case of the co-operation of the two, politically contrasting groups, frequently occurring in political life. This compromise was very likely forced by the serious war threatening the existence of Rome upon the two statesmen giving preference to the interests of their country before political rivalry.

³⁶ Cf. T. R. S. BROUGHTON: *op. cit.* I. 165, 176 foll.

³⁷ Cf. T. R. S. BROUGHTON: *op. cit.* I. 176 foll.

³⁸ Cf. E. PAIS: *Storia di Roma* V³, 230 ff.; K. J. BELOCH: *op. cit.* 95 ff., 480 foll.; H. BORNECQUE: *Tite-Live*. 1933. 64, 68 foll.; P. G. WALSH: *Livy*. 1961. 117 ff.; A. ALFÖLDI: *Antidoron Salin*. 131 foll.

The compromise existing between the groups led by Appius Claudius and Fabius Rullianus in all probability came into existence exactly in 308 in connection with the designation to consulship of Appius Claudius. This is shown not only by the regular alternation of the pairs of chief magistrates and by the *prorogatio imperii* of the chief magistrates of the preceding years. This willingness for compromise can be seen also from the attitude shown in 304 by Fabius Rullianus and Decius Mus as censors towards the radical tribal reform of their political opponent, Appius Claudius. As I tried to prove it elsewhere, in contrast to the views prevailing in special literature, Fabius Rullianus and Decius Mus in the course of their activity as censors did not annul the reforms of Appius Claudius, but only deprived them of their radicalism.³⁹ For example the admission of the wealthy urban citizens to the rural tribes was made possible by the reform of Appius Claudius. The censors of the year 304 did not annul this. On the contrary, they consolidated as an institution the important military reform of Appius Claudius. According to this the well-to-do urban citizens were obliged to equestrian service at their own expense (*equites equo privato*) and in return for this they received political privileges. This was not only maintained in force but with the introduction of the *transvectio equitum* also festival ceremonies were prescribed to commemorate this innovation.⁴⁰

Consequently the censorship of Fabius Rullianus and Decius Mus in 304 — in contrast to the representation of the annalists to be traced back to Fabius Pictor — in the course of measures taken in connection with the reforms of Appius Claudius showed restraint. Thus it did not overthrow the compromise brought about with Appius Claudius and his party in 308. As for Appius Claudius, such radical reforms which he introduced at the time of his censorship, were no longer attached to his name by historical tradition. We have not yet evidence to the effect that he would have given up his activity as an innovator, as it is maintained by modern investigators. In 304, exactly when the radicalism of his popular assembly reform was blunted off by the censors to some extent, he had the *actiones* and the calendar published by Cn. Flavius, his scribe and the adherent of his party. This created vehement disapproval on part of the ruling class,⁴¹ but won the sympathy of the people for him.⁴² His further political activity will be discussed later in detail. Here we only want to point out that Appius Claudius did not give up his earlier oppositional political trend even after his compromise made

³⁹ Acta Ant. Hung. 15 (1967) 53 ff., Gnomon 1969. 514 foll.

⁴⁰ Cf. TH. MOMMSEN: RStR III. 1. 493¹; A. ALFÖLDI: Der frühromische Reiteradel. 1952. 111 foll.; C. NICOLET: L'ordre équestre à l'époque républicaine (312–43 av. J.—C.) I. 1966. 44 foll.; J. GAUDEMET: Institutions de l'Antiquité. 1967. 303; E. FERENCZY: Acta Ant. Hung. 15 (1967) 60.

⁴¹ Cf. Macr. Sat. I. 15. 9.; Val. Max. Fact. ac Dict. Mem. 2. 5. 2.; Diod. XX. 36. 6.

⁴² Cf. D. 1. 2. 2. 7.; Plin. N. H. XXXIII. 17.

with the party of the nobility led by Fabius Rullianus. It is true that his activity as a reformer in the «second» phase of his career does not appear to be as radical as it had been in the period of his censorship. However, this alone cannot be regarded at all as an evidence for what Mommsen and his followers used it, *viz.* that Appius Claudius would have given up his earlier democratic programme. In the policy of Appius Claudius after his censorship we can observe a change rather in respect of the method than in respect of the essence. The latter remained the same as it had been at the time of his censorship. His aim was the transformation of the rule of the nobility with democratic reforms after the pattern of the Athenian democracy. This remained unchanged, only the methods were adjusted to the realities. Since the nobility succeeded in frustrating the reform of the Senate, Appius Claudius introduced a new strategy in his policy. With the restriction of the power of the magistrates as well as with expansion of the jurisdiction of the popular assemblies he strived to democratize Roman society and the Roman state. Important phases of the reform policy directed to restrict the power of the magistrates are the promulgation of the *Ius civile Flavianum* as well as the passing of the *Lex Valeria de provocatione* and the *Lex Aquilia de damno*. The expansion of the jurisdiction and significance of the popular assembly was brought about by the *Lex Hortensia*. This at the same time laid down the foundations of the large-scale expansion of the jurisdiction of the *tribuni plebis*.

2. HIS TWO CONSULSHIPS — HIS ACTIVITY AS COMMANDER

The hostile attitude towards Appius Claudius of the annalist tradition, preserved first of all by the works of Cicero, Livy and Dionysius Halicarnassensis as well as by the Roman Annals of Diodorus, was expressed in two ways, *viz.* 1. by the distortion of the facts, and the antipathetic representation of the deeds of Appius Claudius, and 2. by keeping back the activity of Appius Claudius. The activity of Appius Claudius during his first consulship (307 B. C.) is mentioned by Livy only in one sentence. Even this expresses the malice towards Appius Claudius, already expected from him. While others, first of all his fellow-consul Volumnius as well as the consul of the previous year, Fabius Rullianus, entrusted with independent military commandship, carried on heavy and victorious fights with the enemy, «Appius Claudius — as it is told by Livy — remained in Rome in order to increase his influence with urban (political) machinations.»^{42a}

But Appius Claudius prepared himself for the consulship for such a long time and so resolutely and he had carried on such a many-sided activity in all fields of state life. Can we imagine then that when at last he attained

^{42/a} Liv. IX. 42. 4.

the consulship, he would not have done anything worth to be remembered in this office? According to his elogium, in his young age he spent a long time in military service. This is shown also by the fact that he was *tribunus militum* three times. And would he not strive for military distinction, when at last he achieved the consular office meaning the highest military commandship? The annalists keep silent and naturally in the absence of concrete data we cannot enter into conjectures regarding his military and political activity in the period of his first consulship. And even if historiography does not link it up with his name in all probability, a significant event is still attached to an initiative made at the time of his consulship. This was the renewal of the Roman-Carthaginian treaty.⁴³ The act itself took place only in 306, that is in the year following the consulship of Appius Claudius. However, it can hardly be doubted that the initiative came from the consul of the previous year. On the occasion of the renewal of the treaty Livy reports only on the arrival of the Carthaginian delegates in Rome. But this does not exclude at all the very likely fact that previously Roman delegates visited Carthago, who made the proposal for the renewal of the treaty.

Appius Claudius at the time of his second consulship (296 B. C.) and then in the following year (295 B. C.) as praetor appeared in the battle field also according to Roman historiography. This, as a matter of course, renders an opportunity to Livy, or rather to his source, to show the deeds of Appius Claudius in the already usual antipathetic presentation and to belittle his abilities as a commander. This representation of the annalists — under the influence of Mommsen — has been also adopted by modern scholars.⁴⁴ In the following, therefore, we attempt a critical analysis of the ancient source-material regarding the activities of Appius Claudius as a commander.

In 296, at the time of the second consulship of Appius Claudius and L. Volumnius, the Etruscan and Samnite wars were raging vehemently.⁴⁵ Eventually even the Sabines interfered already in the fights.⁴⁶ Livy introduces the events of the year with the enumeration of the military achievements of Decius Mus in Samnium and the praising of his victories.⁴⁷ However, from his narrative it becomes clear very soon that his presentation is only one version of the many, because the events under discussion were written in a

⁴³ Liv. IX. 43. 26.: *et cum Carthaginiensibus eodem anno foedus tertio renovatum, legatisque eorum, qui ad id venerant, comiter munera missa.* Cf. E. TAUBLER: *Imperium Romanum* I. 1913. 275 foll.; FR. SCHACHERMEYR: *RhM* 79 (1930) 371 foll.; F. ALTHEIM: *RG* II. 1953. 383; R. WERNER in BENGTSO: *Die Verträge der griechisch-römischen Welt* I. 1962. 18.

⁴⁴ Cf. TH. MOMMSEN: *RF* I. 302 foll.; P. LEJAY: *op. cit.* 126; A. J. PFIFFIG: *Historia* 17 (1968) 325.

⁴⁵ Cf. A. AFZELIUS: *Die römische Eroberung Italiens*. 1942. 176; E. T. SALMON: *Samnium and the Samnites*. 1967. 263.

⁴⁶ Cf. K. J. BELOCH: *RG* 432.

⁴⁷ Liv. X. 16. 2.—17. 10.

different way by each annalist. The occupation of Murgantia, Ferentinum and Romulea was attributed by a part of the annalists to Decius and by another part of them to Fabius Rullianus. Again others maintain that Decius captured only Murgantia, while the occupation of Ferentinum and Romulea is the merit of Fabius.⁴⁸ However, this is not everything. «*Sunt, qui novorum consulum hanc gloriam faciant, quidam non amborum, sed alterius, L. Volumni: ei Samnium provinciam evenisse.*»⁴⁹ According to this the occupation of the above mentioned three towns was ascribed by some of the annalists to the two consuls, viz. Appius Claudius and L. Volumnius, while according to others it was the merit of Volumnius alone. The Samnian front belonged under the commandship of the latter. The chapter of Livy reporting on the occupation of the Samnian towns shows especially demonstratively the methods of historiography of annalistic character distorting reality.⁵⁰ Livy had the works of several annalists at his disposal. These represented different versions of the events. Among these Livy gave preference to one, which seemed to be the most interesting one, mostly a more recent annalist. In his presentation he followed the version of this. Then at the end of the chapter he casually referred to the other versions which were also known to him besides the one he followed in his narrative.⁵¹ A glance at the version to which Livy gave preference can convince us that the historian was not governed by the viewpoint of authenticity in the selection of his main source.

From the aforesaid we can conclude regarding the activity of Appius Claudius as a commander at the time of his second consulship that according to the information of part of the sources he occupied several Samnian towns. This agrees also with the data of his elogium.⁵²

Even though Livy strives to ascribe the merit of the victories to others, he is still obliged to refer even in two occasions to the fact that Appius Claudius had a share in the glory of the occupation of the Samnian towns.⁵³

The lack of the qualities of a commander in Appius Claudius is stressed by the annalists. This, however, is not confirmed even by the frequently anecdotal presentation in which Livy reports on the Etruscan war of Appius Claudius similarly in the year of his second consulship.⁵⁴

According to his narrative the main force of the enemy was concentrated in Etruria. As the other Roman armies were engaged on other fronts, Appius

⁴⁸ Liv. X. 17. 11.

⁴⁹ Liv. X. 17. 12.

⁵⁰ Liv. X. 17.

⁵¹ Cf. P. G. WALSH: *op. cit.* 141 foll.; O. SCHÖNBERGER: *Hermes* 88 (1960) 217 foll.

⁵² CIL I², 192: ...*complura oppida de Samnitibus cepit*... Cf. K. J. BELOCH: RG 432.

⁵³ X. 17. 12., 18. 1.: *Dum ea in Samnio cuiuscumque ductu auspicioque gererentur*...

⁵⁴ X. 18. 3. foll. Cf. FR. MÜNZER: RE IV. 2684.; K. J. BELOCH: RG 444.; L. HOMO: *L'Italie primitive*. 1938². 236; A. AFZELIUS: *op. cit.* 176; G. GIANNELLI: *La repubblica romana*. 1955². 234; O. SCHÖNBERGER: *op. cit.* 221; A. J. P'IFFIG: *op. cit.* 325.

Claudius with two legions and 12 thousand allied forces marched to Etruria. Livy's opinion on the Etrurian war of Appius Claudius is unfavourable. It is confined to generalities and in fact it is devoid of all reality. According to Livy even three annals maintain that with regard to the disadvantageous situation of the Roman army, Appius Claudius asked in a letter for the aid of his colleague Volumnius. However, when Volumnius arrived with his army, Appius Claudius denied that he would have asked for him and pretended to be surprised by the arrival of his colleague. Livy says that on account of the cold reception Volumnius wanted to march off with his army. He was, however, held back by the officers and soldiers amidst theatrical scenes and orations. At last the doubts were dissolved by the attack of the enemy itself and this ended the discord. In the midst of the heavy fight Appius Claudius made pledge to Bellona for the erection of a temple if she would help the Romans to victory. Finally the united armies of the two consuls achieved victory.⁵⁵

Livy's presentation is such a typical instance of the pretentious figures of rhetorical historiography that it is not worth while to deal with its authenticity. The anecdote of the letter written to Volumnius is so primitive that even Livy himself keeps away from the confirmation of its authenticity.⁵⁶ It is a favourable stylistic figure belonging to artistic technique of ancient literature to show that the more sympathetic fellow-commander (in the present case Volumnius) renders help to his conceited fellow-commander in trouble (in the present case Appius Claudius) and rescues him from the catastrophe. The authors liked to avail themselves of this motive to make the subject-matter more colourful and dramatical.⁵⁷ Only the pith of Livy's presentation is genuine, *viz.* the victory won over the enemy and the temple erected in honour of Bellona in commemoration of the victory. Besides, the successful appearance of the two consuls, Appius Claudius and Volumnius, as commanders is also doubtless.^{57a}

The last act of Appius Claudius as a commander, on which we have data, took place in 295 B. C. At this time he was praetor. Together with his permanent fellow-magistrate, Volumnius, who was also invested with imperium, he received the task to drive out the Samnite troops from Campania. In a heavy battle, the exaggerated figures of which point again to a later annalist as a source, Appius Claudius defeated the enemy which suffered significant losses.⁵⁸

⁵⁵ Sceptically: G. DE SANCTIS: *Storia dei Romani* II. 354; A. J. PFIFFIG: *op. cit.* 325 foll.

⁵⁶ X. 18. 7. Cf. G. DE SANCTIS: *Storia dei Romani* II. 354; A. GARZETTI: *op. cit.* 216.

⁵⁷ Cf. O. SCHÖNBERGER: *op. cit.* 220 foll.; P. G. WALSH: *op. cit.* 199 ff.

^{57a} Cf. Ovid. *Fasti* VI. 201; Plin. N. H. XXXV. 12; Elogium of Appius Claudius *CE* 1². 192.

⁵⁸ Liv. X. 31. 3—8. Cf. A. GARZETTI: *op. cit.* 217 foll.

As it can perhaps be seen from the aforesaid, the activities of Appius Claudius as a commander -- with the application of proper criticism -- do not justify the unfavourable opinion of Mommsen on his abilities as a general even as reflected in the annalist tradition hostile towards him. However, the later investigators -- under the influence of the Great Master -- adopted this opinion without reserve.⁵⁹

Obviously, the merits of Appius Claudius were greater in the field of social, political and military reforms and in the organization of the army and the fleet than in the battle-field. Quite a number of his more lucky contemporaries of equal or higher abilities, like Papirius Cursor, Fabius Rullianus or Decius Mus, earned greater fame than he.⁶⁰ His merits in the organization of the victory are by all means equally significant as the victories won in the battle-field.^{60/a} Beyond this even the annalists hostile towards Appius Claudius do not give any trustworthy evidence regarding the inferior role of Appius Claudius as a military commander among his contemporaries of equal rank. It was not granted to him to celebrate a triumph. Thus he could not share the desired reward of the victorious commanders. However, we must not seek for the cause of this in the inferior qualities of commandership or in failure. It is more real to ascribe the fact that the triumphal procession did not take place to political reasons. The most important reason was the hostile attitude of the Senate towards Appius Claudius because of his democratic reforms. Here we must bear in mind that the permission to celebrate a triumph belonged under the jurisdiction of the Senate.⁶¹

Conclusion. In contrast to the data of the elogium of Appius Claudius which refer to his military success, we do not have any trustworthy historical source which would deny it or would weaken its authenticity. The unfavourable picture regarding the abilities of Appius Claudius as a commander preserved in ancient sources, can most probably be traced back to Fabius Pictor, one of the earliest annalists. This, in interest of his ancestor Fabius Rullianus, contemporary of Appius Claudius, falsified or reduced the merits of Appius Claudius as a commander. The later annalists and Titus Livius adopted the characterization given by Fabius Pictor on Appius Claudius. Modern historical research followed the example of ancient historiography and draw more or less the same picture on Appius Claudius as a commander that had once been given by Fabius Pictor. Modern historiography was influenced too much by the already mentioned circumstance that Appius Claudius did not celebrate a triumph, while other eminent generals of his age did.

⁵⁹ TH. MOMMSEN: RF I. 302 foll.; P. LEJAY: *op. cit.* 126; A. J. PEIFFIG: *op. cit.* 325.

⁶⁰ Cf. K. J. BELOCH: RG 480.

^{60/a} Cf. L. HOMO: *op. cit.* 230.

⁶¹ Cf. TH. MOMMSEN: RStR I. 126 foll., III. 2. 1034 foll.; F. DE MARTINO: Storia della costituzione romana, F². 1958. 411 foll.

3. THE IUS CIVILE FLAVIANUM

The compilation and publication of the *Ius civile Flavianum*, an important achievement from the view-point of the development of ancient Roman law, is attached to the «second phase» of Appius Claudius. On account of the fragmentary character of the sources this phase is unfortunately known only in outlines. According to the testimony of the relevant sources, the opinions regarding the origin of this collection of laws were divided already in ancient times. The position is the same also in respect of its author and its contents. There are also sharp differences among the opinions of modern scholars regarding the character and authorship of the *Ius Flavianum*.⁶² The majority of the ancient sources maintain that the author of the collection was Cn. Flavius, son of a freedman, scribe and political adherent of Appius Claudius, who published also the *legis actiones* and the Roman calendar.⁶³ On the other hand, there are also sources according to which the real author of the *Ius civile Flavianum* was Appius Claudius himself, while the merit of Flavius is only the publication of the collection of laws and the *fasti*.⁶⁴ On account of the fragmentary character of the sources it is impossible to solve the problem concerning the authorship of the collection. The annalistic tradition probably regarded Cn. Flavius as the author and publisher of the *Ius civile Flavianum*, while it ascribed only the role of the inspirator to Appius Claudius. However, the antiquarian tradition of Varro, besides Pomponius followed also by Macrobius, Pliny and Valerius Maximus, held Appius Claudius the actual author of the collection of laws and recognized Flavius only as the publisher. This view is rendered likely by the circumstance that the sources, even those annalists who are hostile towards Appius Claudius, agree in maintaining that Appius Claudius was an eminent expert of law and a good orator. These concepts were regarded inseparable in Rome.⁶⁵ According to Pomponius,

⁶² Cf. F. ALTHEIM: Rom und der Hellenismus. 1941. 101 foll., 194; P. DE FRANCISCI: Storia del diritto romano I. 1943. 226 foll., II. 1. 1944. 223 foll.; P. JÖRS—W. KUNKEL—L. WENGER: Römisches Recht. 1949³. 206; M. KASER: Das altrömische Jus. 1949. 78¹⁵, Römisches Rechtsgeschichte. 1967². 163 foll.; F. SCHWIND: Römisches Recht I. 1950. 41; P. FREZZA: Corso di storia del diritto romano. 1954. 291; R. MONIER: Histoire des Institutions. 1955. 200; U. v. LÜBTOW: Das römische Volk. 1955. 540.⁴¹⁸; V. ARANGIO-RUIZ: Storia del diritto romano. 1957⁷. 60, 122; A. GUARINO: Storia del diritto romano. 1963³. 168, 234; G. GROSSO: Lezioni di storia del diritto romano. 1965⁵. 121 foll., 297 foll.; G. GIANNELLI—S. MAZZARINO: Trattato di storia romana I. 1965³. 205; G. DULCKEIT—Fr. SCHWARZ: Röm. Rechtsg. 1966.⁴ 139; J. GAUDEMET: Institutions de l'Antiquité. 1967. 394; H. BENGTSON: Grundriss der röm. Geschichte I. 1967. 43 foll., 54⁵, 65; C. A. MASCHI: Storia del diritto romano. 1968. 209; S. CRUZ: Direito romano I. 1969. 290., Fr. CASAVOLA: NOVISS. Dig. It. IX. 380 foll.

⁶³ Cic. Mur. 11. 25.; Ad Att. VI, 1, 8.; De orat. I. 41. 186.; Liv. IX. 46. 5.

⁶⁴ Pomp. D. I. 2. 2. 7.; Maer. Sat. I. 15. 9.; Plin. N. H. XXXIII. 17.; Val. Max. Fact. et Diet. Mem. II. 5. 2.

⁶⁵ Cf. Liv. X. 15. 12: *nobilitas obtreclare Fabio fugisse eum Ap. Claudium collegam, eloquentia civibusque artibus haud dubie praestantem*; X. 19. 6.: *... et cum Volumnius, causa superior, ne infacundus quidem adversus eximiam eloquentiam collegae visus esset...*; X. 22. 7.; *callidos, sollertesque iuris atque eloquentiae consultos, qualis Ap. Claudius esset,*

Appius Claudius wrote also an independent juridical work entitled «*De usurpationibus*».⁶⁶ This can be regarded as the earliest literary product of Roman jurisprudence.^{66/a} The collection of the material of the *ius civile* and the publication of the Roman legal procedure fitted even more in the programme of Appius Claudius, as this served the interests of the demos. Just like the publication of the calendar, it discontinued the privileged position enjoyed by the pontifices in the field of jurisdiction. At the end of the 4th century the rules of the *ius civile* were not secret,⁶⁷ but it is likely that there was uncertainty about them which made abuses possible to the disadvantage of the lower classes of the people. The action of Appius Claudius wanted to stop this situation. The publication of the *Ius civile Flavianum*, compiled by him or efficiently supported by him, gave a decisive impulse to the laicization of the law and at the same time made possible also the cultivation of laic jurisprudence.

Beside the *legis actiones* the *Ius civile Flavianum* probably contained also the code of the Twelve Tables. Their joint publication was rendered justified not only by the close relationship between them, but especially by the fact that the original text of the code of the Twelve Tables was destroyed during the Gallic invasion and had to be recorded again. Therefore it came just as well under the high-handed reconstruction of the pontifices, as the text of the formulae of proceedings attached to this code. At any rate, according to the report of Pomponius, the publication of the collection of laws earned such a great publicity to Cn. Flavius that, in spite of his slave origin, he could have a brilliant public life career. He became tribunus plebis, senator and aedilis curulis.⁶⁸ It seems to be more likely, however, that the publication of the *ius civile* and the calendar was done by Cn. Flavius already as aedilis. In fact, even with the support of such a powerful patron as Appius Claudius it can hardly be imagined that a private individual could initiate in Rome such important acts of public interest, openly opposing to the highly authoritative pontifical college.⁶⁹

urbi ac foro praesides habendos, praetoresque ad reddenda iura creandos esse. Cf. F. ALTHEIM: Rom und der Hellenismus. 1941. 101; TH. MAYER—MALY: Roms älteste Juristenschrift, Mnemosynon Bizoukidou. 1960—1963. 221 ff.

⁶⁶ D. I. 2. 2. 36.

^{66/a} Cf. TH. MAYER—MALY: *op. cit.* 221 foll. Otherwise: FR. SCHULZ: Geschichte der römischen Rechtswissenschaft. 1961. 12; V. ARANGIO-RUIZ: Storia del dir. rom. 126.

⁶⁷ Cf. FR. SCHULZ: *op. cit.* 12; M. KASER: Röm. Rechtsg. 161.

⁶⁸ D. I. 2. 2. 7.

⁶⁹ In my opinion this interpretation is supported by Val. Max.: Fact. et Dict. Mem. II. 5. 2.: *ius civile per multa saecula inter sacra caerimoniasque deorum immortalium abditum solisque pontificibus notum, C. Flavius, libertino patre genitus et scriba, cum ingenti nobilitatis indignatione factus aedilis curulis vulgavit ac fastos paene toto foro exposuit.* Cf. Liv. IX. 46. 5.

4. THE LEX VALERIA DE PROVOCATIONE

The publication of the *Ius civile Flavianum* can be dated to 304. This alone is an important evidence to the effect that Appius Claudius — in contrast to the annalistic representation — did not give up his original programme even after his censorship and continued his democratic activity as a statesman.⁷⁰ The reactionary modification of the constitution by the censors Fabius Rullianus and Decius Mus, *viz.* the revision of the radical-democratic comitial reform of Appius Claudius, took place in the same year. Thus it is very likely that — as it was first recognized by F. Altheim — Appius Claudius and his party «hit back» with the publication of the *Ius Flavianum* and the *Fasti* just on the antidemocratic measures taken by the censors.⁷¹ Four years later, when the plebeian nobility allied with the patricians achieved the admission of the plebeians (in fact only the plebeian aristocracy) to the highest priestly colleges (the pontifical and augural collegia), Appius Claudius and his party (with whom the gens Valeria marched closely together from the very beginning),⁷² through consul M. Valerius passed a law on the right of provocation. This most important law among the Roman civil rights was passed with a view to restricting the imperium of the high magistrates coming from the ranks of the nobility.⁷³ Livy, following the narrative of the annalistic reports

⁷⁰ On the relations between Cn. Flavius and Appius Claudius, as well as on the problems about the date of 304 see: TH. KIPP: *Geschichte der Quellen des römischen Rechts*. 1909.³ 34 ff., where the earlier literature is given; E. PAIS: *Storia V.*³ 102; P. FREZZA: *Storia del dir. rom.* 291; G. GROSSO: *Lezioni di storia del dir. rom.* 95 foll., 121 foll.; R. WERNER: *Der Beginn der römischen Republik*. 1963. 6 foll.; GABRIELI: *NDI* 6. (s. v. Flavius Gneo); ZOCCO—ROSA: *NDI* 7.; L. WENGER: *Die Quellen des römischen Rechts*. 1953. 361, 479; KR. HANELL: *Probleme der römischen Fasti*, in «*Les origines de la république romaine*» (*Entretiens sur l'Antiquité classique*. Tome XIII.) 1967. 177 foll., 188 foll.

⁷¹ F. ALTHEIM: *Rom und der Hellenismus*. 10 foll.; *RG I.* (1956) 80 foll. was the first to draw the attention to the fact that at the turn of the 4th and 3rd centuries the competition of the noblemen's parties of Appius Claudius and Fabius Rullianus can be regarded as the characteristic feature of Roman internal political life. According to this conception the publication of the *Ius Flavianum* was a counter-step on part of Appius Claudius and his party against the antidemocratic comitial reform of the censors of the year 304. In contradiction to Altheim, I do not hold the party of Appius Claudius a noblemen's party in spite of the fact that among its leaders there were really politicians of patrician origin (*c.g.* the Valerii) and members of the plebeian aristocracy also joined it (Volumnii). In my opinion, the party of Appius Claudius mainly consisted of urban citizens. This is also shown by its name (*factio forensis*). Without doubt, however, other oppositional layers of the society were also represented in it. The aim of Appius Claudius and his party was the overthrowing of the patrician-plebeian regime. They wanted to achieve this not in a revolutionary way but through the reform of the constitution, with the help of the democratization of the institutions, according to the Greek pattern. Cf. *Acta Ant. Hung.* 15 (1967) 58. The *factio forensis* — I believe — can be regarded as the forerunner of the later *populares*, as this is pointed out also by Livy (IX. 46. 12. foll.).

⁷² Cf. E. FERENCZY: *Acta Ant. Hung.* 13 (1965) 399 foll.

⁷³ *Liv.* X. 9. 5. Cf. G. ROTONDI: *Leges publicae pop. Rom.* 1912. 235; G. PUGLIESE: *Appunti sui limiti dell'imperium nella repressione penale a proposito della lex Iulia de vi publica*. *Mem. dell'Ist. Giur. della R. Univ. di Torino*, Serie II. Mem. XLIII. 1939. 6 foll.; H. SIBER: *ZSS* 62 (1942) 379 foll.; *RE* XXI. 177; *Römisches Verfassungsrecht*.

on the two important laws passed in the same year. In his typical way he mentions that Appius Claudius took sides against the *Lex Ogulnia*. This is the law which opened the pontificate and the augurate to the members of the plebeian aristocracy.⁷⁴ This episode is known only from Livy. There is no other source at our disposal on the basis of which we could control its authenticity. The only correct thing to be done is to be cautious about the trustworthiness of the information. Appius Claudius urged the introduction of the most radical democratic innovations after the Greek pattern. As it is shown by his reforms of religious character and the publication of the *Ius civile Flavianum*, he can by no means be accused with friendly or conservative feelings towards the old institutions of religious character. Thus it is difficult to imagine that Appius Claudius now suddenly would have assumed the most conservative standpoint. It is more credible that he, the resolute enemy of the regime of the nobility, knew well that the admission to the highest priestly colleges is indifferent for the masses of the plebs. It is the special interest only of the thin layer of plebeian aristocracy, which opposed to the democratic reforms of Appius Claudius even more sharply than the patricians and which two generations earlier excluded the gens Claudia from the circle of the nobility. Therefore, from practical reasons, for the actual interest of the masses of the plebs, he turned against the plebiscite of the Ogulnii. Instead of this law, concerning exclusively the plebeian aristocracy, Appius Claudius demanded the passing of more important reforms for the people. His opposition to the Ogulnian law rendered a good opportunity to the hostile annalists to keep silent about the reasons for the oppositional attitude of Appius Claudius, and to show him as an intransigent and reactionary patrician who is a great enemy of plebeian equality of rights.

Livy -- just with regard to Appius Claudius -- deals in great detail with the circumstances of the passing of the *Lex Ogulnia*. However, he gives very little space in his work to the even more important *Lex Valeria* passed in the same year (300 B. C.). This is conspicuous also on account of the fact that the *Lex Ogulnia* abolished the privilege of the patricians to hold the offices of the pontifices and augures, the importance of which by that time

1952. 44 foll., 127 foll.; A. HEUSS: ZSS 64 (1944) 57 ff.; G. SCHERILLO—A. DELL'ORO: Manuale di storia del diritto romano. 1950. 108; P. FREZZA: Corso di storia del dir. rom. 280 foll.; P. DE FRANCISCI: Studi Albertario I. 401 foll.; E. STUART STAVELEY: Historia 3 (1954/1955) 412 foll., 8 (1959) 431; J. BLEICKEN: RE XXIII. 2444 foll.; ZSS 76 (1959) 324 foll.; F. DE MARTINO: Storia della cost. rom. II. 194 foll.; W. KUNKEL: Untersuchungen zur Entwicklung des röm. Kriminalverf. Abhandl. d. Bayer. Akad. d. Wiss. Philos.-hist. Kl. N. F. Heft 56. 1962. 28 foll.; A. GUARINO: Storia del dir. rom. 127; E. MEYER: Röm. Staat und Staatsg. 66; G. GROSSO: Lezioni di storia del dir. rom. 181 foll.; G. DULCKEIT:—Fr. SCHWARZ: Röm. Rechtsg. 53; M. KASER: Röm. Rechtsg. 42; J. GAUDEMET: Institutions de l'Antiquité. 321; C. A. MASCHI: Storia del dir. rom. 98.

⁷⁴ Liv. X. 6—9. Cf. F. ALTHEIM: Rom und der Hellenismus. 99; A. GARZETTI: *op. cit.* 212 foll.

— partly as a result of the *Ius Flavianum* — had diminished considerably. On the other hand, the *Lex Valeria* — one of the most significant Roman civil rights — realized the restriction of the coercive right of the magistrates by appeal to the popular assembly. By the significant restriction of the influence of the pontifices on jurisdiction, the *Ius Flavianum* put an end to the earlier importance of the pontifical and augural offices. Consequently the *Lex Ogulnia* satisfied only the vanity of the plebeian aristocracy, while the masses of the plebs were entirely indifferent towards it. The fact is that Livy and his source still stress the significance of the *Lex Ogulnia*, which was actually less important from the viewpoint of civil law, and outshone the significance of the otherwise very important *Lex Valeria*. This is done by Livy on the one hand by comparing it with the more recent *Lex Porcia*, and on the other hand by the mentioning of the already in advance inefficient vindictory sanction of the law. The reasons for this must be sought in the contemporary political situation. Modern investigators disregarded a very important circumstance. This is that the consul M. Valerius, the introducer of the *Lex de provocazione*, was identical with the consul of the year 312 and the censor of the year 307. As we have already tried to show it, he was the most intimate follower and ally of Appius Claudius.⁷⁵ Valerius Maximus played an important role in the election of Appius Claudius to censor. This was reciprocated by Appius Claudius when in 307 as a consul he carried through the election of Valerius to censor.⁷⁶ Even after such antecedents it is likely that Appius Claudius inspired Valerius, or at least Valerius acted in full agreement with Appius Claudius, when he proposed the rogation *de provocazione*. This is the more likely as this law — in contrast to the *Lex Ogulnia* — represented the interests of the broad masses of the plebs, and thus it was a proper and efficient reply to the *Lex Ogulnia* urged with such a zeal by the plebeian aristocracy. At any rate, the *Lex Valeria de provocazione* was a great victory of Appius Claudius and his party in the fight against the nobility. The right of the *provocatio* ensured by this law to the Roman citizens, restricted the imperium and *coertitio* right exactly of the chief magistrates coming from the ranks of the class of the nobility. The role of Appius Claudius in the passing of the law and the defeat of the nobility in connection with this law, very popular among the masses, caused that Livy, following the annalists, mentioned this event very briefly and tried to befog its significance.

⁷⁵ Cf. W. SCHUR: *Hermes* 59 (1924) 463 foll.; H. H. SCULLARD: *Roman Politics* 220–150 B. C. 1951. 37; E. FERENCZY: *Acta Ant. Hung.* 13 (1965) 399 foll. I do not hold acceptable BROUGHTON's assumption (*op. cit.* I. 172, followed also by STAVELEY, *op. cit.* 431), according to which the consul of the year 300 would be identical with M. Valerius, who already in 348 and in the following years held the consular office. This cannot be accepted even from chronological view-point. In fact the consul of the year 348 ought to have been about 90 years of age in 300. This is quite unlikely. My stand-point has been accepted also by A. FIGANIOL: *La conquête romaine*. 1967⁵. 194.

⁷⁶ Cf. *Acta Ant. Hung.* 13 (1965) 399 foll.

In respect of Appius Claudius, Livy applied also on this occasion the same method as previously in connection with the *Ius Flavianum*, viz. he kept silent about the role of Appius Claudius in the passing of the law. Unlike the *Ius Flavianum*, in this case unfortunately we are not in a position to complete the deficiencies of Livy's informations with the help of the antiquarian tradition. Still we have no reason to doubt that the participation of Appius Claudius in the initiation or passing of the *Lex Valeria* can be regarded as a historical fact just like in the case of the *Ius Flavianum* according to the testimony of the sources.

5. THE «LAST SECESSIO» AND ITS POLITICAL ACHIEVEMENTS

THE *LEX HORTENSIA* AND THE *LEX AQUILIA*

This is how the sources relying on the annalists, first of all Livy, distort or falsify the internal political development of Rome at the turn of the 4th and 3rd centuries B. C. In respect of the period starting with the year 292 B. C. historical research is in an even more difficult position than before, not only because of the partiality of the sources but also on account of their fragmentary character and scantiness. The Annals of Diodorus were discontinued already as of the year 302 and the first decade of Livy ends with the year 293. Thus we have no continuous or detailed source on the period starting with the year 292.

As a result of the deficiency of the sources there are difficulties in the reconstruction of the further course of the career of Appius Claudius and the contemporary Roman history. Therefore we are compelled to attempt this reconstruction more or less on the basis of sketchy summaries (like Livy's Periochai, Justinus, etc.) and fragments of late historians, as well as on the basis of references of anecdotal and parainetic sources.

The last, comparatively detailed, report of Livy on the career of Appius Claudius is dated to 295. Here he relates on the fights against the Samnites carried on by Appius Claudius as praetor together with Volumnius.⁷⁷ The next reports deal already with the last great event of his life. This was his oration delivered in the Senate against the peace proposal of Pyrrhus in 280 or 279. On that 15 years long period of his life, which took place between these two events, there is no mentioning in the preserved sources.

Modern historical research fully adopts the attitude of ancient literature towards Appius Claudius also at this time. Part of the ancient sources report that Appius Claudius at the time of his last appearance in public life was

⁷⁷ X. 31. 3–8.

blind and had retired from political life already previously.⁷⁸ Therefore modern scholars felt themselves relieved of the obligation even to attempt to reconstruct the last 15 years of the life of Appius Claudius.

We can raise earnest counter-arguments against the passive attitude shown by modern investigation towards the 15 years' phase of the career of Appius Claudius between his activity as praetor and his famous appearance in the Senate. First of all it is a well-known and accepted fact that the extant sources are several hundred years later than this event and are mostly of parainetic character, full of moralist and rhetorical tendencies. The relationship of these sources with the historical realities is very little. The doubt as regards their authenticity is further enhanced by the contradictions in them.⁷⁹

After a more thorough evaluation of the data of the sources we get the impression that even if Appius Claudius, at the time of the delivery of his speech in the Senate, was in an advanced age and besides this he was blind, -- as it is shown also by his excellent oration -- he was still an active politician at that time or he had retired from active participation in public life only a short time before. There are sources which do not mention his advanced age in connection with his appearance in the Senate.⁸⁰ Even those authors, like Cicero, who refer to this, stress his excellent physical and mental qualities preserved also in his old age.⁸¹ From all this we can conclude that Appius Claudius was a political factor of high authority even in the 15 years' period which elapsed between his activity as a praetor mentioned by Livy and his swan-song, or at least in the greater part of this period.⁸² This is supported by the fact that of his offices mentioned in his elogium, the dictatorship, very likely one of his praetorships, and at least one of his three offices as interrex must have been held by him just in this phase of his career.⁸³ The trend of the internal political development of Rome in the period between 295 and 280, to be established on the basis of the sources also shows the active political role of Appius Claudius. He made very important initiatives towards the democratic transformation of Roman constitution at the time of his

⁷⁸ Cf. Plutarch. Pyrrhus 18. 5.

⁷⁹ Cf. FR. MÜNZER: RE III. 2685; SCHANZ—HOSIUS: Röm. Literaturg. I. 41; P. LÉVEQUE: Pyrrhos. 1957. 351; D. KIENAST: Pyrrhos, RE XXIV. 1963. 139 ff.

⁸⁰ Cf. Justin. XVIII. 2. 10.; Flor. I. 13. 20; Eutrop. II. 12–13.

⁸¹ Cic. Cato 16. 37. Cf. Cael. 33 foll.; Tusc. V. 112.

⁸² Beside other important data the Ined. Vat. II. 20. foll., deserves attention also on account of the fact that it elucidates the relationship of Appius Claudius and the Senate to a certain extent. As it is known, Appius Claudius was on unfriendly terms with the Senate during the major part of his career. However, his prestige was constantly increasing even in the Senate, what is shown by his election to interrex and by the fact that in the critical situation after the defeat at Heraclea, the Senate asked him to appear and tell his opinion. This invitation is simultaneously an evidence for the tight situation of Rome and the prestige of Appius Claudius as a statesman.

⁸³ Cf. the Elogium of Appius Claudius, Inscr. It. XIII. 3. 79; FR. MÜNZER: RE III. 2683 foll.

ensorship, first of all through the reform of the Senate and the comitia. This is shown by the publication of the *Ius civile Flavianum* and the *Lex Valeria de provocatione*. The trend referred to above was invariably represented also in his political programme after his censorship. In this 15 years' period, when the sources were completely silent about Appius Claudius, a new important step was made towards the democratization of Roman constitution. In 286 by the passing of the *Lex Hortensia*, the decisions of the popular assemblies were invested with legal force. Those sketchy or fragmentary sources, which report about this significant modification of constitution, mention the circumstances of the coming about of the *Lex Hortensia* only briefly. As we learn from these informations, the plebs, pressed by the debts, rose and then marched out to the Janiculus.⁸⁴

This «last *secessio*» did not mean at all -- as it was maintained by earlier literature⁸⁵ -- the end of class fight in Rome. The upheavals, which preceded the *secessio*, as well as the *secessio* itself, show that the once politically uniform plebs was definitively divided into classes. The upper layer of the plebs already earlier merged into the patricians, forming the nobility together with them.⁸⁶ From the rich plebeian citizens the equestrian order (*ordo equester*) was developing. To increase its political rights, it fought with the nobility, while in respect of its economic interests it stood nearer to the ruling class than to the lower, poor layers of the plebs.⁸⁷ The latter suffered much under the strict laws against the debtors and already on account of this were ready to attack against the ruling class. As it can be concluded from the *secessio*, the urban plebs participated in the revolutionary dissatisfaction. The rural plebs was also in upheaval. The latter bore the main burden of the fights carried on for the unification of Italy, but it demanded in vain the distribution of the occupied territories.⁸⁸ It suffered as much as the urban plebs from the despotism of the magistrates coming from the ranks of the nobility. The circumstance that for the calming down of the upheaval in the person of Q. Hortensius a dictator was appointed, is an evidence already in itself for the serious character of the crisis. But the dangerousness of the situation from the viewpoint of the ruling class is shown at least as well by the *Lex Hortensia*, the law

⁸⁴ Liv. Per. XI.: *plebs propter aes alienum post graves et longas seditiones ad ultimum secessit in Ianiculum unde a Q. Hortensio dictatore deducta est*. Cf. Plin. N. H. XVI. 10 (15); Zonaras VIII. 2. 1. = Cass. Dio Fr. 37. 2: *μετά δὲ ταῦτα δημάρχων τινῶν χρεῶν ἀποκοπῆν εἰσηρησαμένων, ἐπεὶ μὴ καὶ παρὰ τῶν δανειστῶν αὐτῆ ἐδίδοτο, ἐστασίασε τὸ πλῆθος*. Cf. Aug.: De civ. dei, III. 17.

⁸⁵ TH. MOMMSEN: RF I. 200.,⁵⁰ Ed. MEYER: Kl. Sehr. I. 354. Cf. J. BLEICKEN: Das Volkstribunat der klass. Republik (Zetemata 13) 1955. 19; J. GAUDEMET: *op. cit.* 297.

⁸⁶ Cf. E. FERENCZY: Acta Ant. Hung. 14 (1966) 113 ff.

⁸⁷ H. HILL: The Roman Middle Class in the Republican Period. 1952, The Equites as Middle Class. Athenaeum 33 (1955) 327 foll.; C. NICOLET: *op. cit.* 15 foll.; E. FERENCZY: Acta Ant. Hung. 14 (1966) 113 foll.

⁸⁸ Cf. G. FORNI: *op. cit.* 170 foll.; J. BLEICKEN: *op. cit.* 19 foll.; F. STUART STAVELEY: Historia 8 (1959) 431.

named after the dictator, the importance of which was underlined already in ancient times.⁸⁹

Roman historical literature mentions similar laws also from the earlier times, viz. from 449 the *Lex Valeria Horatia*, from 339 the *Lex Publilia Philonis*. According to these the decisions of the plebs are compulsory for the whole people (*populus*). It is very likely, however, that the legal principle, according to which the resolutions brought at the assemblies of the plebs should be of obligatory force and should be regarded as laws, was actually raised to a fundamental statute of the Roman constitution only by the *Lex Hortensia*.⁹⁰ The evidence of Granius Licinianus known from Macrobius testifies the great importance of the *Lex Hortensia* affecting the whole of the plebs. According to this the *Lex Hortensia* contained also a provision according to which those days on which the country people come to the fairs to the city should be declared *dies fasti*. Consequently on these days it has become possible for those belonging to the country tribes to turn with their law suits to the authorities residing in Rome.⁹¹ The holding of popular assemblies was not permitted on the *dies fasti*⁹², and thus the tribuni plebis could not use the gatherings of the plebs rustica taking place on these days for the initiation of political actions. However, the provisions of the *Lex Hortensia* even so made a considerable breach in the power of the nobility.⁹³ The regime of the nobility was shaken. This is shown by the further concessions extorted by

⁸⁹ Gai. Inst. I. 3. «... sed postea lex Hortensia lata est qua cautum est, ut plebiscita universum populum tenerent: itaque eo modo legibus aequata sunt.» Cf. Pomp. D. I. 2. 2. 8.; Gell. N. A. XV. 27. 4; Plin. N. H. XVI. 37.; Liv. Per. 11.; Cic. De leg. III. 9.

⁹⁰ Cf. J. LENGLE: RE 6A 2471; A. BERGER: RE Suppl. Bd. 7. 396, Encyclopedic Dictionary of Roman Law. 1953. 553; H. SIBER: Die plebejischen Magistraturen bis zur lex Hortensia. 1936. 39 foll., RE XXI. 1 (1951) 68, Röm. Verfassungsr. 1952. 61; FR. CORNELIUS: Untersuchungen zur frühen röm. Geschichte. 1940. 111; A. BISCARDI: BIDR 48 (1941) 464 ff.; P. DE FRANCISCI: Storia del dir. rom. I. 1943. 304 foll.; P. JÖRS—W. KUNKEL—L. WENGER: Röm. Recht. 1949³. 6; G. SCHERILLO—A. DELL'ORO: Manuale di storia del dir. rom. 1950. 138 foll., 151; F. SCHWIND: Röm. Recht I. 1950. 37; A. GUARINO: L.'«exaequatio legibus» dei «plebiscita», Festschrift Schulz I. 1951. 458 foll.; Storia del dir. rom. 67; P. FREZZA: Corso di storia del dir. rom. 302 foll.; SDHI 33 (1967) 342 foll., BIDR 75 (1969) 20; J. BLEICKEN: Das Volkstribunat der klass. Republik. 18 foll.; U. v. LÜBTOW: Das röm. Volk. 302 foll.; J. ELLUL: Histoire des institutions I. 1955. 315, 321; V. ARANGIO—RUIZ: Storia del dir. rom. 52; F. DE MARTINO: Storia della cost. rom. II. 127 foll.; E. SEIDL: Röm. Rechtsg. u. Röm. Zivilprozessrecht. 1962. 134; W. KUNKEL: Röm. Rechtsg. 1964.⁴ 30; E. MEYER: Röm. Staat u. Staatsg. 85, 176, 192, 213; G. GROSSO: Lezioni di storia del dir. rom. 110 foll.; G. DULCKEIT—FR. SCHWARZ: Röm. Rechtsg. 91; A. WILINSKI: Das römische Recht. 1966. 19 foll.; M. KASER: Röm. Rechtsg. 48 foll.; J. GAUDEMET: Institutions de l'Antiquité. 297; H. BENGSTON: Grundriß der röm. Gesch. I. 66; R. ORESTANO: I fatti di normazione nell'esperienza romana arcaica. 1967. 266³; C. A. MASCHI: Storia del dir. rom. 119.

⁹¹ Macr. Sat. I. 16. 30.: «lege Hortensia effectum, ut fastae (sc. nundinae) essent, uti rustici, qui nundinandi causa in urbem veniebant, lites componeret: nefasto enim die praetcri dari non licet.» Cf. J. BLEICKEN: Das Volkstribunat der klass. Rep. 23; F. DE MARTINO: Storia della cost. rom. II. 135.

⁹² Macr. Sat. I. 16. 14.

⁹³ Cf. F. DE MARTINO: Storia della cost. rom. I. 332 foll., II. 124 foll., 132 foll.

the opposition from the system of the nobility very likely simultaneously with the *Lex Hortensia*.

One of the important parts of the constitutional reform brought by the *Lex Hortensia* was the significant expansion of the jurisdiction of the tribuni plebis. Earlier the tribuni plebis could convoke only the *concilia plebis tributa*. This was the assembly comprising only the plebeians. Hereafter the tribuni plebis were invested with the right of convoking assemblies comprising the whole people (*populus*), viz. the *comitia tributa (ius agendi cum populo)*.^{93/a} The expansion of the jurisdiction of the tribuni plebis was similarly significant in respect of the Senate. In all probability the tribuni plebis were invested with the *ius referendi* and *ius sententiae dicendae* since the *Lex Hortensia*. By this the tribuni came in the same rank with chief magistrates of the state. Besides the right of protest asserted hitherto against the measures of administration, they obtained this way the positive participation in the administration of the state. They could make proposals at the sessions of the Senate and could express their opinion in connection with the questions discussed before the Senate. This meant that, at least de facto, they became members of the Senate.⁹⁴

It seems to be likely that the *Lex Aquilia de damno* came about at the same time with the *Lex Hortensia*. This important law can be regarded as the basis of Roman (and partly modern) system of delictual responsibility. Thanks to Gaius it is one of the Roman laws most exactly known.⁹⁵

F. Wieacker pointed out convincingly that the problems of civil law were in general not regulated by the popular assemblies. However, if the popular assemblies still brought legal provisions belonging in the category of civil law, these were of great importance affecting the foundations of the social and political order of the state. The *Lex Aquilia* belongs among these laws. It lays down the rules of a comprehensively new law of damages.⁹⁶ The great changes which took place in the economic and social conditions of Rome during the century preceding this, are clearly reflected in the provisions of the *Lex Aquilia*. The economic order resting on the slaves was nearing to its full development already in the first decades of the 3rd century

^{93/a} Cf. F. DE MARTINO: *Storia della cost. rom.* II. 213.

⁹⁴ Cf. TH. MOMMSEN: *RStR* II. 1. 316, III. 2. 951 foll.; A. BISCARDI: *BIDR* 48. (1941) 464 foll.; P. DE FRANCISCI: *Storia del dir. rom.* I. 286 foll.; G. SCHERILLO—A. DELL'ORO: *Manuale di storia del dir. rom.* 150; H. SIBER: *Plebiscita*, *RE* XXI. 67; *Röm. Verfassungsr.* 228; P. FREZZA: *Corso di storia del dir. rom.* 157; J. BLEICKEN: *Das Volkstribunat der klass. Rep.* 23 foll.; F. DE MARTINO: *Storia della cost. rom.* II 213; E. MEYER: *Röm. Staat u. Staatsg.* 127; G. GROSSO: *Lezioni di storia del dir. rom.* 111; G. DULCKEIT—FR. SCHWARZ: *Röm. Rechtsg.* 82; M. KASER: *Röm. Rechtsg.* 48 foll.

⁹⁵ D. 9. 4. 2., Gaius III. 210. Reinach. Cf. G. ROTONDI: *Leges publ. pop. rom.* 241 foll.; U. WESEL: *Rhetorische Statuslehre und Gesetzesauslegung der röm. Juristen.* 1967. 50 ff.

⁹⁶ F. WIEACKER: *Die Antike* 16 (1940) 176 foll., 193 foll.; *Vom römischen Recht.* 1961.² 62 foll.

B. C. The new regulation replacing the damage regulations of the code of the Twelve Tables does not recognize already the personality of the slaves. It regards them merely as items of property, in the same category with the draught animals. In accordance with this it fixes equal damage demand for them as in the case of the draught animals. This can be explained on the one hand with the provisions of the *Lex Poetelia Papiria* abolishing the slavery on account of debts, and on the other hand, by mass employment of foreign slaves. Naturally, we cannot deal here with the detailed analysis of the *Lex Aquilia* itself. We only stress that this law is the function of the great change which took place in the economic and social structure of Rome in the beginning of the 3rd century B. C. and that this law very likely came about on the demand of the rural plebs.⁹⁷

The important role of the rural plebs in the *secessio* of the year of 287 and the passing of the subsequent *Lex Hortensia* was already stressed by modern scholars.⁹⁸ As we have already pointed out, this revolutionary activity of the rural plebs can be explained with the great sacrifices brought by it in the war carried on for the occupation of Italy. It can also be attributed to the illiberality with which these sacrifices were reciprocated by the ruling nobility. The peasantry was especially excited by the delaying of the distribution of the *ager publicus* after the occupation of the territory of the Sabines.⁹⁹ A consequence of this was that the plebs rustica turned against the regime of the nobility, which with the usual selfishness of the ruling classes wanted to have the profits of the conquest almost exclusively for itself.¹⁰⁰ On the other hand it is doubtless that the urban plebs also participated in the uprising against the nobility, what is shown also by the fact of the *secessio*. Thus in the uprising of the year 287 almost the whole Roman people participated. This, on the one hand explains the success of the uprising, and on the other

⁹⁷ The most important modern literature on the *lex Aquilia* see R. Taubenschlag: RE XII (1925) 2325; D. DAUBE: The Law Quarterly Review 52 (1936) 267 foll.; Jur. Rev. 53 (1941) 242 foll.; Studi Solazzi. 1948. 65 foll.; Roman Law 1969. 66 foll.; C. SANFILIPPO: Annali Cat. 5 (1951) 127; BERGER: Encyclopedic Dictionary of Roman Law. 547 foll.; M. KASER: Das altrömische Jus. 1949. 132 foll.; Röm. Privatrecht. I. 1955. 144 foll.; Röm. Rechtsg. 28, 73, 132; FR. PRINGSHEIM: Mélanges Henri Lévy-Bruhl. 1959. 233 foll. = Gesammelte Abhandlungen II. 1961. 410 foll.; A. BISCARDI: Scritti mem. A. Giuffré 1 [1967] 77 foll.; U. WESEL: *op. cit.* 50 foll.

⁹⁸ Cf. J. BLEICKEN: *op. cit.* 20 foll.; F. DE MARTINO: Storia della cost. rom. II. 124. -- SIBER was earlier of the opinion that the *secessio* of 287 was the protest of the urban plebs against the process of running into debts. Similarly, he recognized that the urban plebs was not especially interested in the passing of the *lex Hortensia*. Therefore he raised the assumption that the *lex Hortensia* was extorted by the lower layers of the plebs as a «courtesy» for the plebeian aristocracy. Siber himself realized the weakness of his argumentation and in another passage of the same paper he attached the movement of 287 to the plebs rustica (RE XXI. 87 foll.).

⁹⁹ Cf. GIANFR. TIBILETTI: Athenaeum 26 (1948) 228 foll.; Athenaeum 27 (1949) 29 foll.; G. FORNI: *op. cit.* 200 foll.

¹⁰⁰ On the role of Curius Dentatus on the side of the plebs see FR. MÜNZER: RE IV. 1841 foll.; h. Ap. uAf. 61; G. FORNI: *op. cit.*; J. BLEICKEN: *op. cit.* 21.; F. DE MARTINO: Storia della cost. rom. II. 123.

hand renders likely that the *factio forensis*, the party organized by Appius Claudius against the ruling system, took its share of the movement against the nobility. This assumption is supported by weighty data. In 286, immediately after the *secessio*, when the concessions for the plebs were achieved, the patrician consul was M. Valerius Maximus, the most loyal political ally of Appius Claudius. He supported Appius Claudius efficiently in practically all his important political actions.¹⁰¹ But the investing of the plebiscita with binding legal force fitted also well into the line of the reform policy of Appius Claudius. This was put in force by the *Lex Hortensia*. Appius Claudius, after the frustration of his senate reform, initiated a radical tribal reform, by which he completely liquidated the influence of the nobility on the popular assemblies.¹⁰² The censors of the year 304 deprived the tribal reform of Appius Claudius only of its radical sharpness. Therefore Appius Claudius — a good expert of the Athenian constitution and a realistic statesman — very likely recognized that the monopolistic power of the nobility can be limited mainly at the assemblies. Consequently he made the increase of the jurisdiction of the popular assemblies the centre of his political programme. In 300 he renewed the *Lex Valeria-Horatia de provocatione* of 449 through the law of consul M. Valerius. Similarly in 286, through Hortensius, supporter of his party, he extorted from the nobility the modification of the popular *Lex Publilia Philonis de plebiscitis*, once already accepted in 339. Already the law of Publilius Philo invested the decisions of the popular assemblies with legal force in case of the previous consent of the patres (*patrum auctoritas*).¹⁰³ As a realist statesman, Appius Claudius recognized the temporary weakening of the power of the nobility, brought about by the *secessio*, and forced out the alternation of the Publilian law attacking the ruling system in its most sensitive point. Hitherto the Senate was such a citadel of the nobility which had control over every field of state life. It could revise the decisions of the popular assemblies and could limit the power of the magistrates. Through the *lex Hortensia* the Roman assemblies — even if they did not attain the competency of the Athenian *ἐκκλησία* — by the fact that they got liberated from the control of the Senate, made a great step forward towards the democratic transformation of Roman constitution. Whether Appius Claudius led the rising oppositional movement in 287 directly, or through others according to his intentions, at any rate by the *Lex Hortensia* an important programme of his reform policy was realized.

¹⁰¹ Cf. T. R. S. BROUGHTON: *op. cit.* I. 186; E. FERENCZY: *Acta Ant. Hung.* 13 (1965) 399 foll.

¹⁰² Cf. *Acta Ant. Hung.* 15 (1967) 51 foll., *Gnomon* 1969. 514 foll.

¹⁰³ Cf. A. BISCARDI: *BIDR* 48 (1941) 464 foll.; A. GUARINO: *L'origine storica dell'«auctoritas patrum»*, *Studi Solazzi*. 1948. 21 foll., *Festschrift Schulz* I. 1951. 458 foll.; H. J. WOLFF: *BIDR* 64 (1961) 1 ff.; P. FREZZA: *BIDR* 72 (1969) 1 ff.

Two significant objections can be expected against the direct or indirect role of Appius Claudius, as leader of the oppositional party turned against the nobility in the internal political upheavals about 287. 1. The sources do not say anything about Appius Claudius in connection with the *Lex Hortensia* and the circumstances of the coming about of the law. But it must be noted that our detailed descriptive sources got lost. On this period we have only outlined summaries, mostly from much later periods and non-historical late sources, mentioning even the most important events only casually. In many cases even the eponymous magistrates of the period between 292 and 280 are known to us only on the basis of late sources mostly of second or third rate. Thus there is nothing striking in the circumstance that in the sources even the names of leading politicians of this period are not mentioned. 2. The other objection to be expected is that Appius Claudius at the time of the *Lex Hortensia* could be already very old and on account of this he did not play an active political role in the Roman internal political fights. This objection is void of all real bases. According to Livy, eight years before the passing of the *Lex Hortensia*, Appius Claudius still led an army and also according to his elogium he held his office as dictator after 292. At least one of his offices as interrex falls on this period.¹⁰⁴ Similarly, one of his two praetorial offices, in all probability, was held by him in this phase of his career. Even if the blindness of Appius Claudius in his old age -- which presumably made an end to his activity in public life -- is doubted by modern investigators very likely without a foundation,¹⁰⁵ it can be regarded almost as sure that this blindness could precede his swan-song in the Senate only by a few years. But in all probability it set in only after 285. At any rate it is hardly possible that a period of less than 10 years would have been sufficient for Appius Claudius to hold the offices enumerated by his elogium, which however were not held by him till 293 (to the end of the first dekas of Livy).

6. THE «SWAN-SONG» OF APPIUS CLAUDIUS

HIS ADDRESS IN THE SENATE AGAINST THE PEACE PROPOSAL OF PYRRHUS

The last appearance of Appius Claudius in public life was his address delivered in the Senate against the peace proposal of Pyrrhus.¹⁰⁶ It is eternized in a whole series of ancient sources. Besides his censorship, this was regarded

¹⁰⁴ Cf. FR. MÜNZER: RE III. 2683.

¹⁰⁵ Cf. TH. MOMMSEN: RF I. 302; FR. MÜNZER: RE III. 2681; A. GARZETTI: *op. cit.* 210.

¹⁰⁶ The exact date of the speech is uncertain. On the basis of the sources, excellently analysed by D. KIENAST recently, (RE XXIV [1963] 139 foll.) it could take place just as well in 280 as in the following year, *viz.* 279.

as the best known and most important event of his life in ancient times.¹⁰⁷ Not only the Greco—Roman historiography, imbued with rhetorics, but also poets, orators and philosophers were captured by the grandeur of the scene when the old man, having great merits in the service of his country and highly respected by society, with juvenile zeal and the thoughtfulness of a patriarch, rejects the peace proposal humiliating his nation. He takes an oath on the continuation of the fight to the last, regardless of the sacrifices and sticking stubbornly to the realization of the national aims. The address of Appius Claudius in the Senate, judging from its echo in ancient times, was a masterpiece of political oration. This is shown by the rejection of the already almost accepted peace proposal of Pyrrhus and also by the long after-life of the oration. It was preserved for more than two centuries and was read at the age of Cicero and even of Seneca.¹⁰⁸ Of course, this could only be possible so that the oration appeared also in written form still in the life time of Appius Claudius or shortly after his death. Very likely it was taught in the schools of rhetoric as an outstanding instance of Roman eloquence. Beyond all this the value of the speech is shown by the frequent reference made by ancient writers to it. Its text, especially that of its introduction, as well as its chain of ideas were quoted even by such late writers as Plutarch and Appianus. This is an important fact even if these quotations and summaries of the subject had hardly any connection with the original text of the oration. Rhetoric, national pride, as well as the ethical and ideological trends of the last centuries of the Republic, in all probability, have transformed the text of the speech of Appius Claudius very much. Very likely its original form was never published. Thus it would be a great result even if at least the chain of ideas of the speech *actually* delivered by Appius Claudius in the Senate could be restored.

Against the hypercritical views it must be pointed out that the speech delivered by Appius Claudius in the Senate is such a historical fact, the authenticity of which cannot be doubted. Similarly, it is very likely that the speech was published still in the life time of Appius Claudius or soon after his death. About the turn of the 4th and 3rd centuries B. C., and especially in the first decades of the 3rd century was the laying down in writing of the Roman historical tradition. Presumably, Appius Claudius, at least indirectly, played a role in the compilation of the ancient skeleton of Roman historiography, the earliest form of the pontifical chronicle. As it is presumed by Altheim, the party of Appius Claudius was in competition with the noblemen's party of Fabius Rullianus. Therefore, it is easy to presume that, as a reply to the publication of the *legis actiones* and the calendar by

¹⁰⁷ The enumeration of the sources see FR. MÜNZER: RE III. 2685 foll.; P. LEJAY: *op. cit.* 139 foll.; SCHANZ—HOSIUS: *Gesch. d. röm. Lit.* 1. 41; A. GARZETTI: *op. cit.* 219.^{1,2}; LÉVÊQUE: *Pyrrhos*. 1957. 301; D. KIENAST: RE XXIV (1963) 139 foll.

¹⁰⁸ Cic. *Cato* 16.: et tamen ipsius Appi extat oratio... Cf. Seneca *Ep.* XIX. 5. 13.; *Isid. Or.* 1. 38. 2.

Appius Claudius and Cn. Flavius, the ruling regime published the official data of the historical tradition regarding the past of Rome, compiled by the pontifices.¹⁰⁹

The publication of the works of Appius Claudius and especially his speech in the Senate had a great effect on the contemporaries and in the first place on posterity. They saw in them the manifestation of a great witness of great times, of the greatest statesman of Rome living her heroic age. The speech of Appius Claudius delivered in the Senate was made especially valuable in the eyes of posterity by the pregnant formulation of the Great Power ideology which was regarded as the real programme and prediction of the foundation of the later empire.

The majority of the ancient sources underline the patriotic and moral details of the oration of Appius Claudius. They bring out the pathos which inspired the speech and by which — in the opinion of later generations — he made the deepest effect on his audience. Appius Claudius definitely must have referred to the examples of the ancestors and heroes, and the memory of the great fights fought by the predecessors, the magnificent achievements of which are now threatened by the despair of the successors. But is it imaginable that the speech delivered by Appius Claudius moved exclusively in the moral field? Could the highly experienced statesman be satisfied by using only the means of rhetoric in this dangerous situation of his country? Was it not more becoming to the character of this realist statesman to give also practical advices and concrete directions to the corporation which was destined to decide on the future of the nation in this critical situation? It can be taken for sure that Appius Claudius, when he recommended the rejection of the peace proposal of Pyrrhus to the Senate, at the same time also pointed out that path on which Rome had to proceed to escape from her dangerous situation. But what could be the proposition made by Appius Claudius to the Senate in case of the acceptance of which Rome could hope to be rescued from her tight situation?

The alliance with Carthage occupied a very important place in the foreign political conception of Appius Claudius, just like in that of the Roman statesmen preceding him. The alliance of Carthage, this strong naval power, since the foundation of the republic meant for Rome flourishing commercial relations in peace and friendly neutrality or even military aid (naturally naval) at the time of war.¹¹⁰ During his first consulship when his country

¹⁰⁹ On this problem: E. KORNEMANN: *Barthold Georg Niebuhr, Gestalten und Reiche*. 1943. 425 foll.; R. WERNER: *Der Beginn der röm. Rep.* 219 foll., 270; H. BENGTSON: *Grundriss der röm. Gesch.* I. 42 foll.; KR. HANELL: *Probleme der röm. Fasten*. In contrast to the view expounded by me, he attributes the first *Fasti* compilation to Cn. Flavius (*Les origines de la répub. rom.* 188.); F. ALTHEIM: *Rom und der Hellenismus*. 1941. 34 foll.

¹¹⁰ Cf. E. FERENCZY: *RIDA* 16 (1969) 259 foll.

had also to face the greatest dangers as a result of the concentrated attack of the Italian peoples, he took initiative steps towards the renewal of the earlier alliance with Carthage. This alliance was realized soon, on the occasion of the arrival of a Carthaginian delegation in Rome.¹¹¹ Is it not logical to see the initiative of Appius Claudius also behind the new Roman--Carthaginian agreement concluded in 279? Does it not seem to be likely that Appius Claudius in his famous oration demanded the renewal of the Roman--Carthaginian alliance as the only way out from the critical situation? This is the more likely as this only meant the revival of his old conception. Appius Claudius remembered also in his old age (what is consistently forgotten by the modern historians) that during the life-and-death struggle against the Italian peoples in the second half of the 4th century, besides the bravery of her soldiers, Rome could attribute it to her diplomatic skill that she could gain the upper hand over her enemies. As an active politician, he also knew that in the diplomatic play carried on by Rome first with the Latin alliance and later on with the Italian coalition so successfully, the Carthaginian--Roman alliance was the most important element which ensured the success of the Romans.¹¹² If we compare the informations of the sources regarding the Carthaginian--Roman agreement concluded in 279 or eventually 278 with the rejection of the peace proposal of Pyrrhus by the Romans, which according to the unanimous assertion of the sources came about as a result of the attitude or speech of Appius Claudius, then it becomes even more likely that there is a close relationship between the two. The later Roman annalists denied or disregarded the close Roman - Carthaginian relations in order to win the Greek public opinion. In accordance with their custom, they conceal the reality also at this time. Still they are obliged to mention that after the battle of Ausculum Mago appeared with his fleet at Ostia and offered the aid of the Carthaginians to the Romans. According to Justinus this aid was rejected by the Roman Senate.¹¹³ However, it is clear that such an attitude on the part of the Romans, at a time when they were faced with the most serious danger, is completely unlikely.¹¹⁴ On the contrary, it was very important for the Romans to accept the aid of the Carthaginians. Naturally, this aid was offered by the Carthaginians in their own interest. It was not doubted by them that in the case of the defeat of the Romans or an agreement with Pyrrhus, the king of Epirus would turn against them. Similarly, it was a great relief also for the Romans in their tight situation, if Pyrrhus divides

¹¹¹ See note 43.

¹¹² Cf. E. FERENCZY: *Acta Ant. Hung.* 1 (1951) 136 foll., *Acta Ant. Hung.* 16 (1968) 209 foll., *RIDA* 16 (1969) 259 foll.

¹¹³ XVIII. 2. 6. foll. Cf. V. EHRENBURG: *Mago*, *RE* 14 (1930) 494; LÉVÊQUE: *Pyrrhos*, 410; D. KIENAST: *RE* XXIV. 141 foll.

¹¹⁴ B. NIESE: *Hermes* 31 (1896) 494; K. J. BELOCH: *Griechische Gesch.* IV. 1. 551 foll.; A. PASSERINI: *Athenaeum* 21 (1943) 92 foll.

his strength in order to fight simultaneously on two fronts, *viz.* in Italy and in Sicily.¹¹⁵

According to the majority of the sources available, Cineas, envoy of Pyrrhus, went to Rome on two occasions with peace proposals. Once he was there after the battle of Heraclea and once after the battle of Ausculum. And Appius Claudius delivered his famous oration at the time of the first delegation of Cineas. Only Justinus and Cicero maintain that Cineas visited Rome only on one occasion, after the battle of Ausculum. Appius Claudius spoke at this time in the Senate and Mago's Punic fleet also appeared at this time before the Ostian coasts to offer his aid to the Romans. The opinion of the modern criticism of sources is divided in this respect. Earlier the investigators were inclined to believe that in the case of the sending of envoys on two occasions we have to do with a duplication, very frequent in ancient historiography. More recently, however, more preference is given to the opinion according to which the double sending of envoys occurring in the majority of the sources is authentic.¹¹⁶

In my opinion, even that would not prove decisively that Cineas made peace proposals on behalf of Pyrrhus on two occasions, if it were verified that Justinus really summarized his source negligently and therefore he writes about a single and not two delegations of Cineas. In fact, the description of the delegation of Cineas can be traced back finally to the Roman annalists. Among the rhetorical, stylistic and moralizing methods of these, duplication is very frequent. Thus, in case Justinus really acted negligently or arbitrarily, when he reported only on one delegation instead of two, he unintentionally returned to the correct version. It is much more likely that the Romans out of national pride whitewashed with two Epirote delegations those two heavy defeats which they suffered from Pyrrhus, than the version that the Epirote king after his two victories would have made two peace proposals to those whom he had defeated.¹¹⁷ But whether one or two Epirote delegations visited Rome, it is doubtless that the speech of Appius Claudius influenced the standpoint of the Romans towards Pyrrhus decisively and it is also very likely that he demanded in his famous speech the renewal of the alliance with the Carthaginians, as the only way out from the crisis. This was otherwise the renewal of the old diplomatic trend, which worked so well in the course of the fights carried on for the unification of Italy. In those days just Appius Claudius was one of the active initiators of this. The references to the Carthaginian alliance were left out from the speech of Appius Claudius by the

¹¹⁵ Cf. K. J. BELOCH: *Griech. Gesch.* IV. 2. 476 foll.; LÉVÊQUE: *op. cit.* 402 foll.; D. KIENAST: *RE* XXIV. 141 foll.; H. BENGTSON: *Griech. Gesch.* 1965.³ 386; *Grundriß der röm. Gesch.* I. 68 foll.; A. PASSERINI: *Athenaeum* 21 (1943) 92 ff.

¹¹⁶ Cf. LÉVÊQUE: *op. cit.* 370 foll., 410 foll.

¹¹⁷ Cf. the summing up of the problems: H. BENGTSON: *Grundriß der röm. Gesch.* I. 68.

later historians and rhetoric inspired by national pride. However, the events taking place after his speech, first of all the quick renewal of the Roman-Carthaginian alliance,¹¹⁸ render likely that it was Appius Claudius who with his dramatic attitude and his influence on Roman public opinion directed the Roman foreign policy irrevocably towards «fight up to the final victory». And an essential prerequisite of this foreign policy was alliance with Carthage, the deadly enemy of the Greeks, which was also hitherto one of the decisive elements of Roman foreign policy.

Hardly one and a half decades after the swan-song of Appius Claudius the long period of Roman-Carthaginian friendship came to an end. The earlier good relations were replaced by heavy fights. The old, traditional foreign policy of Rome, of which the alliance with Carthage was such an important part since the foundation of the Republic, took an almost complete turn. While, on the one hand, Rome turned against Carthage, the former friend, as a mortal enemy, on the other hand she initiated the policy of friendship with the Greeks, whom she had regarded earlier more or less as enemies.¹¹⁹ As it is known, it was Fabius Pictor, the earlier Roman annalists, who served first with his work as historiographer the cause of Graeco-Roman nearing.¹²⁰ This intention sealed the reliability of his historical work already in advance. The Greeks and the Carthaginians were deadly enemies since the Persian Wars, while Rome since the fall of the kingdom almost up to the outbreak of the first Roman-Punic War was constantly in alliance with Carthage. This alliance was mostly directed against the Greek. Thus Fabius Pictor did not have an easy job when he was looking for evidences for Graeco-Roman friendly relations in the history of his country. In the service of this purpose, on the one hand, he confused and disregarded the historical monuments of Roman-Carthaginian good relations as much as he could, while on the other hand he made such romantic stories around the interesting personalities of Roman history which were fashionable in contemporary Greek literature.¹²¹ In all probability it was he who first «purified» the speech of Appius Claudius from the pro-Punic tendencies. Considering the great effect made by his *Annales* on the later annalists, it is likely that the degradation of the old Roman-Punic relations found in the Roman historiographers can finally

¹¹⁸ Liv. Per. XIII., Diod. XXII. 7. 5.; Polyb. III. 25.

¹¹⁹ Cf. W. HOFFMANN: *Rom und die griechische Welt*. Philol. Suppl. Bd. 27. 1. 1934.; F. ALTHEIM: *Rom und der Hellenismus*. 1941. 13 ff.

¹²⁰ Cf. A. ROSENBERG: *Einleitung und Quellenkunde zur röm. Geschichte*. 1921. 123 foll.; M. GELZER: *Hermes* 68 (1933) 129 foll. = *Kl. Schr.* III. 51 foll. Otherwise: F. BÖMER: *Historia* 2 (1953/1954) 189 foll., especially 198 ff.; A. MOMIGLIANO: *Secondo contributo alla storia degli studi classici* II. 84; A. ALFÖLDI: *Emotion und Hass bei Fabius Pictor*, *Antidoron Salin.* 117 foll.

¹²¹ Cf. M. GELZER: *Hermes* 68 (1933) 129 foll.; 69 (1934) 46 = *Kl. Schr.* III. 93 foll.; *Kl. Schr.* III. 104 foll.; E. BURCK: *Die Erzählungskunst des T. Livius*. 1964.² 237; A. MOMIGLIANO: *Secondo contributo alla storia degli studi classici*. 1960. 69 foll., A. ALFÖLDI: *Antidoron Salin.* 131 foll.

be traced back to him. Since the speech of Appius Claudius was «leached» also by rhetoric, it is no wonder that it was handed down to posterity «purified» from every actual political aspects, only as a pattern of a pathetic and moralist political oration.

7. APPIUS CLAUDIUS THE STATESMAN

HIS IMPORTANCE IN THE HISTORY OF ROME

Appius Claudius was undoubtedly the greatest statesman of the turn of the 4th and 3rd centuries B. C. In this period Rome — recovering from the shock caused by the Gaul invasion — underwent a very quick rise. First she became the largest state of Central Italy. Then in heavy wars she united the Italian peoples under her rule and rose to the rank of a Mediterranean Great Power. The initiation of great public works, exciting admiration even today, are connected with the name of Appius Claudius, *viz.* the construction of the military road and the aqueduct bearing his name. He realized or initiated a whole series of important political and social reforms. He did this with a view to replace the system of the nobility, according to the Greek pattern, with a democratic form of government. Even if this endeavour was only partly successful, it is doubtless that the democratic movement (*populares*), unfolding in the last century of the republic, started out from the foundations laid down by his reforms. But he was not only a political innovator. He was also a promoter of the intellectual life of his people. He carried on activity in the field of literature, jurisprudence, rhetoric and even linguistics. For his unparalleled versatility he was given by his contemporaries the epithet *Centemmanus*.¹²² The greatness of Appius Claudius is also shown by the fact that he shared the fate of the real great men. In his life he had to face the misunderstanding of his contemporaries, and after his death the hatred of posterity, which accused him by turns with demagogy and with reactionary sentiments. The accusations raised by Roman historiography against him are in fact calumnies. They expressed the jealousy and hatred of the nobility towards the man who — in spite of his coming of one of the most distinguished clans of Rome — dedicated a considerable part of his political activity to the fight carried on for the rights of the lower classes of the people. Completely different was the reaction of the people of ancient times in connection with the famous speech of Appius Claudius delivered in the Senate. Instead of the continuous blames and protests, with which his political views were followed by ancient historiography, his opposition to the peace proposal of Pyrrhus was mentioned exultingly by every ancient writer. This applies

¹²² D. I. 2. 2. 36. According to the assumption of FR. MÜNZER: this epithet was given to Appius Claudius for his activity in construction works. This does not seem to be convincing. Cf. A. GARZETTI: *op. cit.* 196.

first of all for the argumentation with which Appius Claudius rejected the peace proposal of the king of Epirus. The assertion was attributed to him that one should negotiate with the enemy after its defeat. This view later on became the slogan of conquest policy in general. As a result of this Appius Claudius himself was threatened by the «fame» of being proclaimed the forerunner of imperialism in ancient times.¹²³ However, such a view in connection with him would be unhistorical and also untrue. Appius Claudius wanted to promote the rise of his country. The social, political, military and religious reforms initiated by him, as well as the achievements brought about by the large-scale public works similarly initiated by him, which preserved his name first of all for posterity, served this aim just like his feats of arms or his manysided intellectual activity.¹²⁴ With the same willpower, with which he wanted to raise his distinguished but at the time of his birth already degraded clan again among the leading clans of Rome, he strived to make his country — the mere existence of which was threatened in his young age — first the strongest state of Central Italy, and then the leading power of Italy. He believed in the power of fate but thought that man himself is the mover of it.¹²⁵ And fate was kind to him. As a result of his excellent activity in public life, his clan regained its former splendour and prestige.¹²⁶ And mainly as a result of his energetic policy, his country was not only rescued from the pressure of the neighbouring hostile peoples, but it forced all peoples of the Italian peninsula to recognize its supremacy. On account of the fragmentary character of the sources there are obscure phases in the age of Appius Claudius. Still it is doubtless that he occupies one of the first places among those leading personalities who earned the highest merits in the rise of Rome to the rank of a Great Power.

Budapest.

¹²³ Cf. W. SCHUR: Appius Claudius Caecus, Menschen die Geschichte machten. I. 1931. 106 ff.

¹²⁴ On the literary activity of Appius Claudius see P. LEJAY: *op. cit.* 127 foll.; SCHANZ – HOSIUS: Geschichte der röm. Lit. I. 41 foll.; F. ALTHEIM: Rom und der Hellenismus. 103 foll. On his work as a jurist see FR. SCHULZ: Geschichte der röm. Rechtswissenschaft. 1961. 11. Against his negative standpoint see TH. MAYER – MALY: Roms älteste Juristenschrift, Mnemosynon Bizoukidou. 1960/1963. 221 foll.

¹²⁵ «*Faber est suae quisque fortunae*». See P. LEJAY: *op. cit.* 134 foll.; F. ALTHEIM: Rom und der Hellenismus. 102.

¹²⁶ Cf. Cic. Cato m. 37; Plin. N. H. XXXV. 12.; Suet. Tib. 1.1–2. In the interpretation of these passages the opinions differ sharply. Cf. TH. MOMMSEN: RF I. 308. foll.; P. LEJAY: *op. cit.* 128; F. ALTHEIM: Rom und der Hellenismus. 100; A. GARZETTI: *op. cit.* 196; H. H. SCULLARD: Roman Politics. 37; E. FERENCZY: Acta Ant. Hung. 13. (1965) 390.



DIE ZEITGENÖSSISCHE WARENPRODUZIERENDE LANDWIRTSCHAFT IN DER SICHT VARROS*

Vor einigen Jahren unternahmen wir den Versuch, Catos Ansichten über die Rentabilität der für den Absatzmarkt produzierenden Landwirtschaft zu skizzieren, wie sie sich in seinem Werk *De agri cultura* offenbaren, um uns ein Bild von der Entwicklung und dem damaligen Stand der landwirtschaftlichen Warenproduktion Italiens machen zu können.¹ Diesmal wollen wir M. T. Varros *Rerum rusticarum libri III* zur Klärung dessen untersuchen, welche Wandlung die italische Landwirtschaft während des zwischen der Entstehungszeit der beiden genannten Werke verstrichenen Jahrhunderts erfuhr. Ferner wollen wir aus dem Studium der einzigen vollständig erhaltenen Schrift des großen römischen Polyhistoren ersehen, welche Aufschlüsse er uns über die bezeichnenden Merkmale der landwirtschaftlichen Warenproduktion im Italien des zweiten Drittels des 1. Jahrhunderts v. u. Z. zu bieten vermag.

In Verbindung mit Varros Werk müssen vor allem folgende Fragen untersucht und geklärt werden: der Gegenstand, mit dem es sich auseinandersetzt, das von ihm verfolgte Ziel, seine damalige Aktualität, die zeitgetreue Stiehhaltigkeit, die Selbständigkeit der in ihm geäußerten Ansichten, die Auskünfte, die es über die Einträglichkeit und die Arbeitsverhältnisse der einzelnen Produktionszweige erteilt, die wirtschaftsgeschichtliche Bedeutung seiner Angaben usw.

1. Varros römische Vorgänger, Cato, die beiden Saserna, C. Licinius Stolo und Cn. Tremellius Scrofa,² beschäftigten sich nahezu ausschließlich

* Abkürzungen:

Dahlmann: Varro = H. Dahlmann: M. Terentius Varro. PW · RE Suppl. 6 (1935) 1172--1277.

Maróti: Warenproduktion = E. Maróti: Zur Frage der Warenproduktion in Catos *De agri cultura*. Acta Ant. Hung. 11 (1963) 215--234.

Skydsgaard: Varro = J. E. Skydsgaard: Varro the Scholar. Studies in the First Book Varro's *De re rustica*. Copenhagen 1968.

¹ MARÓTI: op. cit. 215 ff.

² Bezügl. Catos Werk s. MARÓTI: op. cit. und H. DOHR: Die italischen Gutshöfe nach den Schriften Catos und Varros. Diss. Köln 1965. -- Bezügl. der letzteren s. R. REITZENSTEIN: *De scriptorum rei rusticae qui intercedunt inter Catonem et Columellam libris deperditis*. Berlin 1884. -- Über die beiden Saserna neuerdings M. E. SERGEJENKO: VDI 1946 (3) 70--80.

mit dem Ackerbau und gingen bestenfalls nur am Rande auf einige Fragen der Viehzucht ein. Und selbst die ausführlichsten Fachbücher der früheren außerrömischen Literatur, wie jene des karthagischen Mago³ bzw. deren griechische Übersetzung, Bearbeitung und teilweise Ergänzung durch Cassius Dionysius aus Utica, befaßten sich nicht systematisch und in einem angemessenen Verhältnis mit allen Zweigen der Viehzucht (vgl. *r. r.* III 1, 8). Demgegenüber erstreckt sich Varros Werk auf sämtliche Gebiete der Landwirtschaft, was schon aus der Gliederung des Stoffes in drei Bücher hervorgeht, deren erstes über den Ackerbau (*agri cultura*) handelt, das zweite über die extensive Weide-Viehzucht (*res pecuaria*), während sich das dritte mit allem Wissenswerten über die intensive Tierzucht und Mast innerhalb der Gehöfte und Meiereien (*villatica pastio*) und den bei ihnen wesentlichen Kenntnissen und Aufgaben auseinandersetzt.⁴

Bei der stofflichen Bezeichnung der einzelnen Bücher legt Varro großes Gewicht auf die genaue Umschreibung des betreffenden Landwirtschaftszweiges und dessen säuberliche Abgrenzung gegen anderweitige Aufgabebereiche. So beschränkt er sich im ersten Buch ausschließlich auf die im eigentlichen Sinn des Wortes (vgl. I 2, 13) aufs engste mit dem Ackerbau zusammenhängenden Angelegenheiten (I 11; 2, 12–28). Vor allem verweist er darauf, daß nicht alles, was sich auf den Feldern findet, als organischer Bestandteil der Landwirtschaft gelten könne, selbst wenn es zur Bodenkultivierung unerläßlich sei oder dem Landwirt irgendeinen Nutzen bringt. Nur die mit der Saat unmittelbar zusammenhängenden Vorkehrungen sowie die Pflege der Kulturen und die Einbringung der Ernte (2, 12. 23), mithin ganz allgemein der Anbau, die Pflege und Ernte landwirtschaftlicher Nutzpflanzen gehöre in diese Kategorie.

Über den Zusammenhang zwischen Ackerbau und Viehzucht, ihr wechselseitiges Aufeinanderangewiesensein ist sich Varro im klaren und er weiß, daß es zur Felderbewirtschaftung eines Viehbestandes bedarf.⁵ Dennoch hält er es für geboten, zwischen beiden einen scharfen Trennungsstrich zu ziehen (2, 13. 21). Die Lehre von der Felderwirtschaft erteilt darüber Aufschluß, was man je nach der jeweiligen Bodenbeschaffenheit anzubauen (zu säen) habe, und welche Arbeiten man zur Erzielung eines regelmäßigen, größtmöglichen Ertrags verrichten muß.⁶

³ Über Magos Einfluß auf die römische Landwirtschaft s. neuestens J. KUN: *AntTan* (*Studia Antiqua*) 15 (1968) 64–68 (ung.). — Von der karthagischen Landwirtschaft s. neuerdings I. S. SCHIFMANS Übersicht in dem von D. P. KALLISTOW redigierten Band Рабство на периферии античного мира. Leningrad 1968, 245–256.

⁴ S. I 1, 11 . . . *de ea re conor tribus libris exponere, uno de agri cultura, altero de re pecuaria, tertio de villaticis pastionibus* . . . Vgl. II intr. 5., III 1, 9.

⁵ Betr. Zugtiere und Notwendigkeit des Düngens vgl. I 2, 15; 20–21 und II intr. 5.

⁶ . . . *est scientia, quae sint in quoque agro serendi ac facienda, quo terra maximos perpetuo reddat fructus*.

Auf die Scheidung der beiden Produktionszweige und auf die Notwendigkeit der auf beiden Gebieten unabdingbaren Fachkenntnisse kehrt Varro auch in der Einleitung zum zweiten Buch zurück,⁷ diesmal vom Gesichtspunkt einer selbständigen Viehzucht.⁸ Laut Varros Begriffsbestimmung ist nämlich die Viehzucht jene Wissenschaft, wie man durch Anschaffung eines Viehbestandes (*pecus*) und durch dessen zielgerechtes Weiden, kurz aus dem, wovon das Geld (*pecunia*) selbst seinen Namen herleitet, einen möglichst hohen Nutzen ziehen könne.⁹

Aber auch in der Viehzucht unterscheidet man zweierlei Kategorien: die extensive oder Weidewirtschaft und jene Tierhaltung und Zucht, deren Schauplatz das Gehöft, die *villa* ist.¹⁰ Im zweiten Buch beschäftigt sich Varro dementsprechend mit der Haltung und Zucht von Schafen, Ziegen, Schweinen, Rindern, Pferden, Eseln und Maultieren (cap. 2–8), während sich das dritte Buch dem darin behandelten Stoff entsprechend in drei Hauptteile gliedert¹¹: Geflügelzucht (c. 4–11), Wildpark (c. 12–16) und Fischteiche (c. 17).

Wir sahen bereits, wie weitgehend Varro auf die Trennung von Ackerbau und Viehzucht bedacht war. Mehrere Bemerkungen des Autors zeugen davon, welch bedeutsamen wissenschaftlichen Fortschritt er in der erstmals von ihm vorgenommenen Dreiteilung des landwirtschaftlichen Sach- und Wissensgebietes erblickte.¹² Auch in bezug auf die deutliche Scheidung zwischen den beiden Arten der Tierzucht hebt er mit Nachdruck hervor, daß diese niemand vor ihm unzweideutig genug vollzogen hätte (*ab nullo satis discreta*, III 1, 8). Zugleich stellt er auch fest, daß die Belange der *villatica pastio* in ihrer Gesamtheit seines Wissens vor ihm noch von niemand anderem eigens behandelt wurden (*neque explicata tota separatim, quod sciam ab ullo*, (a. a. O.)). Selbst die namhaftesten Autoren hätten sich, wie er sagt, mit verstreuten, unzusammenhängenden Bemerkungen begnügt (III 1, 8).

⁷ II intr. 4: *non idem esse agri culturam et pastionem*. 5: *Alia, inquam, ratio est et scientia coloni, alia pastoris: coloni ea quae agri cultura factum ut nasceretur e terra, contra pastoris ea quae nata ex pecore*. — Die Bezeichnung *colonus* (-i) bezieht sich hier natürlich nicht auf eine bestimmte Gesellschaftsklasse, dient vielmehr lediglich als Synonym des in I 2, 13 erwähnten *agricola*, wie beide Benennungen für denselben Begriff auch bei Cato schon nebeneinander vorkommen (*De agr. pr.* 2.).

⁸ Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Varro allem Anschein nach der erste in der römischen landwirtschaftlichen Fachliteratur ist, der konsequent die Funktionen des Aufsehers der Feldarbeiten von jenen des Leiters der Viehzucht scheidet und gesondert von den Aufgaben des *vilicus* bzw. des *magister pecoris* spricht, u. zw. von letzteren ausführlicher. Vgl. E. MARÓTI: *Acta Ant. Hung.* 9 (1961) 66–67. S. auch Cicero, *pro Planc.* 62.

⁹ II 1, 11: *est scientia [sc. pastoralis] pecoris parandi ac pascendi, ut fructus quam possint maximi capiantur ex eo, a quibus ipsa pecunia nominata est*.

¹⁰ III 1, 8: *Quae ipsa pars duplex est, . . . altera est villatica pastio, altera agrestis*. 2, 13: *Duo enim genera cum sint pastionum, unum agreste. . . alterum villaticum. . .*

¹¹ *Eius disciplinae genera sunt tria: ornithones, leporaria, piscinae*, III 3, 1. Zur Aufteilung vgl. schon vorher II intr. 5. Zusammenfassend über die Beschaffenheit der *villatica pastio* s. überdies III 1, 8; 2, 14, über das *leporarium* 3, 2; 12, 1–2.

¹² Vgl. M. FUHRMANN: *Das systematische Lehrbuch*. Göttingen 1960. 70.

Wichtiger aber als seine theoretisch-wissenschaftliche Leistung und sein Verdienst um die methodische Klassifizierung fällt der von ihm erzielte wesentliche sachliche Fortschritt in die Waagschale, die Erkenntnis der neuen Entwicklungstendenzen in der Landwirtschaft und die Aufzeichnung neuer Nutzungs- und Ertragsförderungsmöglichkeiten.¹³ Denn eben auf dem von Varro systematisch erschlossenen Gebiet der *villatica pastio* kommen die mit dem behandelten Stoff und mit der römischen Mentalität in vollem Einklang stehenden wichtigsten Zielsetzungen seines Werkes am entschiedensten und vielseitigsten zur Geltung: die Förderung einer rationellen und ertragreichen Wirtschaft und die Erzielung möglichst hoher Gewinne aufgrund wohlüberlegter Ratschläge, neuer Gesichtspunkte und der methodischen Bearbeitung des gesamten Stoffgebietes.

Das von Varro bei Erörterung der wissenschaftlichen Grundlagen und Aufgaben des Ackerbaus und der Tierzucht angestrebte ausschlaggebende Ziel ist die Verbürgung einer möglichst hohen Rentabilität. Dieses Ziel steckt sich zunächst schon die Dreiteilung des weitverzweigten Themas und damit das ganze Werk: *Itaque cum putarem esse rerum rusticarum, quae constituta sunt fructus causa, tria genera, unum de agri cultura, alterum de re pecuaria, tertium de villaticis pastionibus, tres libros institui* (III 1, 9). Schon in der Widmung an seine Gattin Fundania bildet diese Erwägung den Ausgangspunkt seiner Gedankengänge: «Da du ein Gut gekauft hast, das du durch umsichtige Bewirtschaftung ertragreich gestalten möchtest, und da du mich bittest, diese deine Sorgen als die eigenen zu betrachten, will ich es versuchen» (1, 2). «Deshalb schreibe ich für dich drei Handbücher, damit du auf diese zurückgreifst, wenn du in irgendeiner Hinsicht wissen willst, wie und was du in der Wirtschaft tun sollst» (1, 4).

Diese Zielsetzung durchdringt das Gesamtwerk und macht sich in der Folge in jedem der behandelten Themenkreise und in Verbindung mit allen Einzelfragen geltend,¹⁴ am neuartigsten jedoch auf dem Gebiet der *villatica pastio*, wo die seit der Zeit Catos in der italischen Landwirtschaft und den römischen Lebensumständen vor sich gegangene Wandlung, die zur Entwicklung und zum Aufschwung neuer landwirtschaftlicher Produktionszweige führte, am sinnfälligsten zutage tritt.

Es genügt ein kurzer Überblick über die Vielzahl der auf den Landgütern der reichen italischen Grundbesitzer in stattlichen Mengen zur Verwertung gezogenen Tiere, um Varros weiter oben zitierte selbstsichere Äußerung richtig zu verstehen und zu erkennen, daß der Beschreibung dieser Gattung der Tierzucht die maßgeblichste Bedeutung und ein besonderer Quellen-

¹³ Dahlmann (Varro 1192) registriert erst den methodischen Fortschritt; hinsichtlich der wirtschaftlichen Bedeutung s. neuerdings Dohr: op. cit. 42.

¹⁴ Diesbezüglich s. weiter unten P. 5.

wert beizumessen ist. In den Vogelhäusern der *villa rustica*¹⁵ züchtete und mästete man zu Tausenden verschiedene Arten von Singvögeln und anderem kleinen Federvieh, wie Drosseln, Kranmetsvögel, Nachtigallen, Schwalben, Wachteln, Rebhühner, Tauben, Turteltauben u. dgl. m. In Hühnerställen und Lattenverschlägen hielt und mästete man auf dem Hof allerhand Geflügel, Bratenten und Bratgänse, Perlhühner, Pfauen, Kraniche usw. Für den Zeitewandel ist der Umstand bezeichnend, daß die *Lex Fannia sumptuaria* des Jahres 161 das Mästen kleiner Vögel verboten hatte.¹⁶ Der römische Ritter M. Laenius Strabo war der erste, der eine derartige Vogelzucht auf seinem Gut bei Brundisium anlegte.¹⁷ Dieser Strabo war übrigens der Freund jenes Appius Claudius Pulcher (Bruders des berühmten Clodius und Konsuls des Jahres 54), dem wir als einer der Hauptfiguren im dritten Buch Varros begegnen. Die Mast des Kranmetsvogels (*turdus*) bürgerte sich seit Lucullus ein (Plut. Pomp. 2, 12) und warf den Züchtern hohe Gewinne ab.¹⁸

In dem an die *villa* anschließenden, zuweilen mehr als 50 *iugera* umfassenden Wildpark¹⁹ (*leporaria, vivaria*) wurden Dutzende und Hunderte von Hasen, Wildschweinen, Hirschen, Rehen, Wildschafen und wilden Ziegen gehalten und gefüttert, dazu bestimmt, als Braten die Speisenfolge der wohlhabenden Römer abwechslungsreicher zu gestalten. Ferner wurden die als Delikatesse sehr beliebten Speiseschnecken²⁰ und Eichhörnchen gezüchtet, von den zahlreichen Imkereien ganz zu schweigen, die den als Süßstoff unentbehrlichen Honig lieferten. Neben den Wildgehegen erlangten die Fischteiche zur Aufzucht verschiedener Süßwasser- und Seefische sowie von Muränen zunehmende Bedeutung. Den ersten Fischteich legte in Italien L. Licinius Crassus (Zensor i. J. 92) an. Eifrige Nachahmer fand er in L. Marcius Philippus (Konsul i. J. 91), in Hortensius und in Lucullus, der erstmals ein Aquarium für Seefische zur Zeit des Bundesgenossenkrieges baute.²¹ Die Anregung zur

¹⁵ *aviarium* (III 5, 5), *ornithotrophium* (5, 8).

¹⁶ Plin. *n. h.* X 139. Im übrigen hat Varro das Mästen von Drosseln zu einem früheren Zeitpunkt noch beanstandet (vgl. *Men. frg.* 529), 115 erschien eine Verordnung gegen den Konsum von importierten Vögeln, Austern und Eichhörnchen, Plin. VIII 223. Über den kulinarischen Luxus s. P. FRIEDLÄNDER: *Sittengeschichte Roms*. II.¹⁹ 285–296.

¹⁷ III 5, 8. Plin. *n. h.* X 141., vgl. F. Münzer, *PW—RE* XII 442 (Nr. 3).

¹⁸ III 2, 15. Ein noch gefragter und einträglicherer Artikel war die Drossel zur Zeit Columellas, vgl. VIII 10, 6.

¹⁹ III 13, 2. — Als erster in Italien legte Fulvius Lippinus auf seinem Gut bei Tarquinii einen solchen Wildpark an, in dem Wildschweine und anderes Wild gehegt wurde, Plin. *n. h.* VIII 211. Außerhalb Italiens gab es vornehmlich in Gallien Wildparke, die sich manchmal über etliche tausend *iugera* erstreckten, vgl. *r. r.* III 12, 2 und Colum. IX 1, 4.

²⁰ Auch auf diesem Gebiet war Fulvius Lippinus der Bahnbrecher, kurz vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges zwischen Cäsar und Pompeius, Plin. *n. h.* IX 173.

²¹ Bezügl. der Fischzucht und des mit ihr verbundenen Luxus s. MARQUARDT: *Privatleben der Römer* II² 433; E. DE SAINT-DENIS: *Le vocabulaire des animaux marins en latin classique*. Paris 1947, XII—XIV. — K. SCHNEIDER: *PW—RE* XX 1783—1790, s. v. *piscina*. — J. VAN OOTEGHEM: *Piscinarii*, *LEC* 36 (1968) 41—46.

Muränenzucht ging von L. Lucilius Hirrus aus,²² die ersten Austernkulturen schuf C. Sergius Orata noch vor dem Marsischen Krieg in seiner bei Baiae gelegenen *villa*²³. Auffallend ist immerhin, daß Varro diesen letzteren, gleichfalls sehr einträglichen Geschäftszweig nicht erwähnt, obwohl er von Sergius in Verbindung mit dem Ursprung seines Cognomens spricht (III 3, 10) und obwohl die «*ostrea illa magna Baiana*» auch in den Menippeischen Satiren (frg. 549) vorkommen.

Cato dachte nur nebenbei an den Geflügelhandel, Varro gelangt hingegen schon zu der Feststellung, daß die Pfauenzucht neuerdings mehr Gewinn abwirft als die Hühnerzucht.²⁴ Bezeichnend ist die Bemerkung, daß Seius, der die einschlägigen Anleitungen und Fingerzeige der früheren Fachliteratur beherrzigt hatte, ein größeres Einkommen aus der *villatica pastio* erwirtschaften konnte, als andere aus ihrem ganzen Gutsbesitz.²⁵ Folglich gebraucht Varro zur Bezeichnung der *villatica pastio* mit Recht auch den Ausdruck *villaticus fructus* (III 1, 9).

Die durch eine dauernde Steigerung und Verfeinerung der kulinarischen Genüsse und durch die damit verbundene Differenzierung der Ansprüche bedingte wachsende Nachfrage²⁶ brachte ein stetiges Anziehen der Preise mit sich (III 5, 8) und bot einer immer größeren Zahl von Landwirten und Unternehmern Anreiz, sich in die neu erschlossenen lukrativen Produktionszweige aktiv einzuschalten.

Gewissenhaft registriert Varro zahlreiche absatzfördernde Faktoren, wie die in Privathäusern und von Körperschaften veranstalteten Bankette,²⁷ die anlässlich der Triumphzüge stattfindenden Massenbewirtungen²⁸ u. dgl. m.

Ein besonders großer Luxus wurde bei den unterschiedlichen Fischgerichten entfaltet. Diesbezüglich weiß Varro über einen bezeichnenden Fall zu berichten,²⁹ dessen Beschreibung mit Recht der später von Seneca (*ep.* 95, 41—42) verewigten Geschichte der zur Zeit des Tiberius berüchtigten Schlemmer zur Seite gestellt werden kann.

Über den kostspieligen Bau der für Seefische angelegten Fischteiche, bei denen zur Zuleitung des Meerwassers nicht selten umfangreiche Erd-

²² Plin. *n. h.* IX 171. Zur Identifizierung der Person s. F. MÜNZER: PW—RE XIII 1643. Bezügl. der Muränenzucht s. E. DE SAINT-DENIS: *op. cit.* 69—71. — S. ferner S. 127. und Anm. 143.

²³ Plin. *n. h.* IX 168. XXXII 161, 162; laut Val. Max. IX 1, 2 neben dem Lucretius-See. Vgl. E. DE SAINT-DENIS: *op. cit.* 79—80. — J. v. OOTEGHEM: *op. cit.* 46.

²⁴ III 4, 1., vgl. 6, 1. 2, 17. Plin. *n. h.* X 45. S. weiter unten S. 126. und Anm. 96.

²⁵ III 2, 3. Vgl. weiter unten S. 127.

²⁶ Vgl. MARQUARDT: *op. cit.* 428—433.

²⁷ Eine bezeichnende Angabe hierzu bietet die von Macrobius (*sat.* III 13, 12) mitgeteilte Speisenfolge eines zwischen 74 und 63 von einem Priestergremium veranstalteten Festmahles. Zur Datierung vgl. MOMMSEN: *Römische Forschungen* I² S. 87, Anm. 34 und FRIEDLÄNDER: *op. cit.* II¹⁰ 289.

²⁸ III 2, 16 und 5, 6. Ein prägnantes Beispiel: III 17, 3; vgl. weiter unten S. 127. Anm. 99.

²⁹ III 3, 9. Vgl. SAINT-DENIS; *op. cit.* 59—61.

arbeiten durchgeführt, zuweilen auch Tunnels gebohrt werden mußten, äußert sich auch Varro nicht weniger abfällig³⁰ als nicht viel später Horaz im Geiste des Augusteischen Mottos der *veterum norma*.³¹

Als leidenschaftlicher, gewissenhafter Erforscher der römisch-italischen Vergangenheit ist nämlich auch Varro selbst ein Anhänger der einstigen einfachen Sitten und Bräuche, was in verschiedenen Zusammenhängen auch in dem hier besprochenen Werk auf Schritt und Tritt zum Ausdruck kommt. Nicht nur in Verbindung mit den Fischteichen stellt er dem übertriebenen Luxus seiner Zeitgenossen die Sparsamkeit und Anspruchslosigkeit der Vorfahren gegenüber (*frugalitas antiqua — luxuria posterior*, III 3, 6), sondern auch bei Besprechung der zweckmäßigen Bauweise (*anticorum diligentia — horum luxuria*).³² Wo er auf den kulinarischen Luxus zu sprechen kommt, der durch Lucullus einen gewaltigen Auftrieb erfuhr, konfrontiert er die Anschauungen und Gewohnheiten der zeitgenössischen Feinschmecker (*luxuriosi*) mit jenen der in strenger Zucht aufgewachsenen Männer (*severi viri boni*).³³ An einer anderen Stelle zieht er ganz allgemein einen Vergleich zwischen dem früheren, arbeitsreichen Landleben und dem zu seiner Zeit weitverbreiteten Hang zu den Annehmlichkeiten des städtischen Lebens.³⁴

Angesichts dieser grundsätzlichen geistigen Einstellung muß man es Varro besonders hoch anrechnen, daß er selbst in hohem Alter die in seiner Umwelt vor sich gehenden Veränderungen so aufmerksam und scharf zu beobachten,³⁵ die Entwicklungstendenzen seiner Zeit so unvoreingenommen zu erkennen und zu verfolgen vermochte (auch wenn deren Befürwortung eine gewisse Inkonsequenz gegenüber seinen puritanischen Ansichten erkennen läßt). Nur so konnte er mit der traditionellen, seit Cato in der römischen landwirtschaft-

³⁰ III 17, 9 bzw. 17, 2. — An letztgenannter Stelle unter Berücksichtigung des materiellen Risikos der Unternehmung. Übrigens nannte Pompeius den Lucullus wegen der von ihm unternommenen kostspieligen Arbeiten «*Xerxes togatus*», Plin. *n. h.* IX 170; Velleius II 33, 4. — Laut Plut. Luc. 39, 3 stammt dieser Beiname des Lucullus von Aelius Tubero. Über die Erschließung eines etwa zur Zeit Sullas angelegten und von Columella (VIII 17) beschriebenen Fischteiches s. V. G. CHIAPPELLA; Not. Scav. 14 (1965) Suppl. 146–160.

³¹ C. II 15, 1–4; III 1, 33–37., vgl. II 18, 20–22; III 24, 1–4. S. noch z. B. Seneca, *contr.* V 5: *maria proiecta molibus submoventur*.

³² I 13, 6. Seine hier zu lesenden und folgenden Ausführungen (vgl. I 11, 1–2) sind in Catos Geist verfaßt, s. *De agr.* 3, 1. Eine interessante einschlägige Gegenüberstellung: III 2, 4 (vgl. Hor. *C.* II 15, 13–20 bzw. Sallust, *Cat.* 52, 22). S. ferner I 2, 1; II intr. 2; III 1, 4. 6. — Die Antithese «*horum temporum divitias et illorum paupertates*» findet sich auch unter den Fragmenten von *De vita populi Romani*, s. I 15 (ed. RIPCSATI).

³³ III 6, 6, vgl. II intr. 3. Der kulinarische Luxus bildet auch ein häufiges Thema der Menippeischen Satiren. Vgl. U. KNOCHE: Die römische Satire². Göttingen 1957. 40.

³⁴ II intr. 1–3; III 1, 4 (vgl. Cato, *De agr.* pr. 2, 4). In einer Satire (fig. 479–480) vergleicht er die einstige Tüchtigkeit und Schlagkraft der Reiterei mit ihrer Verweichlichung zu seiner Zeit. Vgl. C. CICHORIUS: Römische Studien. Leipzig–Berlin 1922. 221–222.

³⁵ Vgl. J. HEURGON; *Rev. Phil. Litt. Hist. Anc.* 24 (1950) 60. — Durchaus zutreffend ist H. BARDONS Feststellung: *Pour le style il archaïse; mais pour l'esprit il est aussi moderne que possible, curieux de tout* (*La littérature latine inconnue*. I. Paris 1952. 291).

lichen Fachliteratur eingebürgerten Anschauungsweise brechen, die jenen Verhältnissen entsprach, als die landwirtschaftliche Warenproduktion noch in ihren Anfängen steckte. So konnte er in seinem Werk anstelle des früher mit Recht propagierten Wein-, Oliven- und Gemüsebaus das Schwergewicht auf die Viehzucht, insbesondere auf deren lukrativsten Zweig, die *villatica pastio* verlegen.³⁶ Gewiß sind die Akzente innerhalb dieses Themenkreises nicht gleichmäßig und proportionell verteilt. So beschäftigt sich Varro beispielweise viel ausführlicher mit der Taubenzucht und der Imkerei als mit der neuerdings in Aufschwung begriffenen Wildhaltung und vor allem auch der Fischzucht. Allerdings standen ihm hinsichtlich letzterer noch keine hinreichenden Erfahrungsergebnisse zur Verfügung. Trotzdem verfolgt er jede Neuerung wachen Auges und zeigt sich jedem Fortschritt gegenüber aufgeschlossen, was ihn vor allen seinen Vorgängern auszeichnet.

2. Wie Varro selbst angibt (I 1, 1), schrieb er die *Rerum rusticarum libri III* als Achtzigjähriger, mithin im Jahre 37 v. u. Z. Seine gelegentlichen Hinweise auf historische Ereignisse und Berufungen auf die Verhältnisse und Sitten jener Provinzen, die er während seiner militärischen Laufbahn und gelegentlich seiner Reisen kennengelernt hatte, lassen darauf schließen, daß sich in dem von ihm entworfenen Situationsbild der römischen Landwirtschaft deren Stand in den mittleren Jahrzehnten des 1. Jahrhunderts spiegelt.³⁷

Angesichts der langsamen Entwicklung des Wirtschaftslebens in der Antike könnten wir uns praktisch mit dieser Feststellung begnügen, bildet doch eben die Landwirtschaft jenes Gebiet, auf dem man, was die Mittel und Werkzeuge sowie die Arbeitsmethoden anbelangt, am allerwenigsten von einem Tag zum anderen mit grundlegenden oder auch nur belangreichen Änderungen, umwälzenden Neuerungen rechnen kann.³⁸ Auch gibt es nur wenige Momente, die sich genauer datieren ließen, trotzdem ergeben sich teils aus dem Werk selbst, teils aus der Gegenüberstellung von Varros Angaben mit anderweitigen Quellenangaben mancherlei Probleme, zu deren Klärung es einer weiteren, eingehenderen Untersuchung bedarf.

Da ist vor allem die Verlegung jener Dialoge, in die Varro den Aussagegehalt seiner drei Bücher kleidet, auf verschiedene Zeitpunkte, wogegen jene

³⁶ Vgl. SKYDSGAARD: Varro 8. — C. GATTI: Le ville marittime italiane e africane. Istituto Lombardo (Rendic. Lett.) 91 (1957) 285—287. — E. CADONI: Maia 20 (1968) 58.

³⁷ Laut T. FRANK; ESAR I 363 entspricht die von Varro geschilderte Lage der Dinge der Zeitspanne zwischen 67 und 54. W. E. HEITLAND (Agricola. Cambridge 1921. 178—179) bezieht sie auf die vor dem Spartacus-Aufstand und sogar vor Sullas Güterkonfiskationen herrschenden Verhältnisse.

³⁸ Prof. S. SZÁDECZKY-KARDOSS hatte die Freundlichkeit, mich darauf aufmerksam zu machen, daß die in I 29, 2 enthaltene Erwähnung der zum Pflug gehörenden Holzplatten (*tabellis additis ad vomerem*) offenbar die erste Spur der entwickelteren Form des Streichbretts in der Landwirtschaft der griechisch-römischen Antike bildet. — Hinsichtlich der Einführung dieser technischen Neuerung kann die Erwähnung bei Varro natürlich nur als *terminus ante quem* gelten. Über den Zeitpunkt der Erfindung und der allgemeineren Verbreitung findet sich bei Varro kein konkreterer Anhaltspunkt.

Ereignisse, mit denen er diese Zwiegespräche fallweise in Verbindung bringt, nicht immer verlässliche Anhaltspunkte zur Ermittlung der fiktiven Datierungen bilden. Somit stellt sich zunächst die Aufgabe, diese Zeitbestimmungen zu klären.

Verhältnismäßig einfach liegen die Dinge in dieser Hinsicht im zweiten Buch. Der in dessen Einleitung erwähnte Aufenthalt Varros in Epirus (intr. 6) dürfte in die Zeit des von Gn. Pompeius gegen die Seeräuber unternommenen Feldzuges fallen,³⁹ u. zw. wahrscheinlich auf dessen zweite Phase, als Varro die ihm zugewiesenen Gebiete bereits von den Piraten gesäubert hatte und ihm bis zur Beendigung des Feldzuges genügend Muße blieb.

Der Dialog des dritten Buches findet in der Erwartung des Ausgangs einer römischen Ädilenwahl statt (2, 1; 5, 18; 17, 10), deren Zeitpunkt sich allerdings nur kombinatativ annähernd ermitteln läßt. An einer Stelle erwähnt Varro nämlich den kurz vorangegangenen Streit zwischen den Einwohnern von Interamna und Reate (2, 3), der sich aufgrund der gleichlautenden Mitteilungen Ciceros⁴⁰ auf 54 v. u. Z. datieren läßt.

Demgegenüber kann man den fiktiven Dialog des ersten Buches nur innerhalb weiterer Grenzen datieren. Eine Bemerkung (2, 10) deutet auf Varros Delegation in die Kommission, die zur 59 ins Auge gefaßten Aufteilung der campanischen Staatsdomänen zugunsten der Veteranen unter Vorsitz des Pompejus und Crassus gebildet wurde. Dies wäre mithin der *terminus post quem*. Den *terminus ante quem* zeigt, wie Dahlmann (Varro 1187) bemerkt, jene Stelle an, in der die Brüder Lucullus noch als lebende Personen in Erscheinung treten (13, 7). Das kann aber nicht später sein als 57, da Lucius, der frühere namhafte Feldherr zur Zeit des dritten Mithridatischen Krieges, ein Jahr später bereits gestorben ist.

Im weiteren Verlauf unserer Untersuchungen stellt sich uns unwillkürlich die Frage, mit welcher Folgerichtigkeit Varro die fiktive Antedatierung seiner Bücher beizubehalten und geltend zu machen vermochte. Aus der Natur der Dinge folgt, daß seine genau und datenmäßig kontrollierbaren Mitteilungen sich hinsichtlich des Gesamtbildes wirtschaftsgeschichtlich nahezu ausnahmslos auf nebensächliche Begebnisse beziehen. So hat die einschlägige Forschung festgestellt, daß beispielsweise in dem auf 67 verlegten zweiten Buch (2, 2) bereits die 58, mithin ein rundes Jahrzehnt später erfolgte Adoption des Titus Pomponius Atticus, des Freundes von Cicero erwähnt wird. Oder, daß das auf 58 datierbare erste Buch von der erst 46, also zwölf Jahre später von Cäsar vollzogenen Kalenderreform schon wie von einer vollendeten Tatsache spricht (28, 1)⁴¹. Aus der Antedatierung ergeben sich auch hinsicht-

³⁹ ... *cum piratico bello inter Delon et Siciliam Gracciae classibus praeessem*.

⁴⁰ *Epist. ad Att.* IV 15, 5; vgl. *pro Scaur.* 27.

⁴¹ Zur Begründung der Verwendung des früheren, herkömmlichen Systems s. SKYDSGAARD; op. cit. 19. Zur gleichen Frage s. auch A. REHM: Der römische Bauernkalender und der Kalender Cäsars. Epitymbion H. Swoboda. Reichenberg 1927. 214–228, bzw. idem, Parapegmastudien. Abh. Bayer. A. d. W. Phil.-hist. Abt. N. F. Heft 19. 1941. 49 ff.

lich des *cursus honorum* des Tremellius Scrofa chronologische Inkonssequenzen.⁴² Ein noch krasserer Fall findet sich an jener Stelle des auf 54 datierten dritten Buches (17, 3), die von Cäsar bereits als von einem Diktator spricht.

Bei der Klärung einer wesentlichen Frage kommt uns indessen gerade die fiktive Datierung zu Hilfe. Varro gibt an einer Stelle eine so allgemein gehaltene Beschreibung und zusammenfassende Charakterisierung, daß in ihrem Zusammenhang die zum früheren, fiktiven und zum späteren, wirklichen Zeitpunkt bestehenden Verhältnisse sehr wesentlich und deutlich wahrnehmbar voneinander abweichen. Das von Varro gezeichnete Bild steht nicht nur mit jenen Zuständen in Einklang, die zum fiktiven Zeitpunkt herrschten, sondern bietet allenfalls auch eine Erklärung dafür, weshalb es Varro für notwendig erachtete, sich in seinem Werk dieses Puzzle-Spiels mit den Zeitverschiebungen zu bedienen.

Wir denken dabei an die nahezu einem Preislied gleichkommende, paradiesische Beschreibung Italiens, an Varros rhetorische Fragen: Ist nicht etwa Italien als ganzes das bestkultivierte Gebiet des ganzen Erdkreises? (I 2, 3). Wächst dort nicht alles, und noch dazu von allem das Beste? Ist die ganze mit Bäumen bepflanzte Halbinsel nicht ein einziger großer Obstgarten?⁴³

Das konnte man wohl 37, wenige Jahre nach den auf die Proskriptionen des zweiten Triumvirats folgenden Wirren (43 v. u. Z.) und nach dem sog. Perusinischen Krieg (41–40) in dieser Form schwerlich behaupten.⁴⁴ Waren doch Zehntausende von Sklaven der landwirtschaftlichen Produktion entzogen⁴⁵ und blockierte doch Sextus Pompeius jahrelang (42–38) die italische Halbinsel, deren südliche Küstengebiete er während dieser Zeit wiederholt verheerte.⁴⁶

⁴² II 4, 2 bezeichnet ihn als Prätor. Da er indessen 71 Quästor war, konnte er 68 bestenfalls Ädil sein. Vgl. F. MÜNZER; PW—RE VI A 2887–88.

⁴³ I 2, 6. Varro stützt sich hier offenkundig auf das XI. Buch seiner *Ant. rer. hum.*, dessen Entstehungszeit im übrigen mit dem fiktiven Datum des hier besprochenen ersten Buches übereinstimmt, vgl. frg. XI 1–10 (M.). Dieses Buch mag auch Dionysios zu seiner Beschreibung der Fruchtbarkeit Italiens als Quelle gedient haben, vgl. E. FISCHER (FERENCZY): Dionysius Halicarnassensis und M. Terentius Varro. Budapest 1934. 13 (ung.). — Zum Thema der *laus Italiae* vgl. ferner Vergil *Georg.* II 136–176; Colum. II 2, 24; Plin. *n. h.* XXXVII 201–202. *Expositio totius mundi* c. 55.

⁴⁴ Bezügl. des hier folgenden und ausführlicher über die zeitgenössischen Zustände im allgemeinen s. E. MARÓTI: *Acta Class. Debr.* I (1965) 25–31. bzw. Sklavenbewegungen zur Zeit des zweiten Triumvirats. *Античное Общество*. Moskau 1967. 109–118. Ferner HEITLAND, *op. cit.* 178, T. FRANK; a. a. O. 366 und J. RUELENS: *LEC* 19 (1952) 334–35.

⁴⁵ Mindestens 30 000 Sklaven waren nach Sizilien geflohen, soviel fing man nämlich nach dem Sieg über Sextus Pompeius wieder zusammen, um sie von neuem ins italische Festland zu überstellen. Andererseits ließ Octavian von den italischen Grundbesitzern rund 20 000 Sklaven zum Auffüllen der Rudermannschaften seiner Flotte requirieren; s. E. MARÓTI; *Acta Class. Debr.* I (1965) 27–28.

⁴⁶ Diesbezügl. s. noch E. MARÓTI: Die Rolle der Seeräuber unter den Anhängern des Sex. Pompeius. *Sozialökon. Verhältnisse im ... klass. Altertum*. Berlin 1961. 208–216.

Denken wir nur daran, daß der namhafte Feldherr und Geschichtsschreiber Asinius Pollio unmittelbar nach Verhängung der Proskriptionen in einem an Cicero gerichteten Schreiben von der *vastitas Italiae* spricht (*ad fam.* X 33, 1). Cicero selbst schrieb schon viel früher (60 v. u. Z.) von einer *solitudo Italiae* (*ad. Att.* I 19, 4). In Verbindung mit der Vorgeschichte des Friedens von Puteoli (39) erwähnt Appianos die Verwüstung der Felder und die Vernachlässigung der Landwirtschaft.⁴⁷ Diese Zustände gaben Vergil den Anstoß zum Abfassen der *Georgica*:

... non ullus aratro
dignus honos; squalent abductis arva colonis
(I 506 -7).

Vornehmlich deshalb bedurfte es der Fiktion. Konnte doch der auf die glorreiche Vergangenheit Roms so stolze und mit allen Fasern seines Herzens an seiner italischen Heimat hängende Varro sein Lebenswerk ebenso wenig mit einer Schilderung der damaligen mißlichen und eher trostlosen Zustände beschließen, wie Livius, der Verherrlicher der römischen *virtus* und Chronist der einstigen Größe Roms den siegreichen Weg der römischen Legionen nicht bis zum bitteren Ende im Teutoburger Walde zu verfolgen vermochte. Zugleich bot aber diese Antedatierung dem erst vor kurzem von Antonius geächteten und nur mit knapper Not dem Tod entronnenen Autor einen willkommenen Vorwand, einer Stellungnahme in aktuellen Fragen seiner Zeit und in heiklen persönlichen Angelegenheiten auszuweichen.

3. Um sich ein Urteil über die Stiehhaltigkeit, die Selbständigkeit und die Aktualität der Äußerungen und Situationsberichte Varros bilden zu können, muß zunächst die Frage nach den von ihm benützten Quellen geklärt werden. Der Autor selbst bezeichnet drei solche Quellen, aus denen er seine Kenntnisse schöpfte: die auf seinen eigenen Gütern gesammelten praktischen Erfahrungen, die Lektüre einschlägiger Bücher und die von sachverständigen Landwirten eingeholten Auskünfte.⁴⁸

Heute läßt sich nicht mehr mit hinlänglicher Gewißheit feststellen, welche Literaturquellen Varro benützte, vor allem deshalb nicht, weil uns die überwiegende Mehrzahl der in Frage kommenden Werke nicht erhalten geblieben ist.⁴⁹ Wie das in solchen Fällen zu sein pflegt, gab dieser Umstand Anlaß zu allerhand Kombinationen und Hypothesen und führte zu stark voneinander abweichenden Meinungsbildungen betreffs der von Varro getroffene-

⁴⁷ b. e. V 74, 314: *ληηλασίας πεδίων καὶ γεωργίας ἀργίας.*

⁴⁸ I 1, 11: *Ea erunt de radicibus trinis, et quae ipse in meis fundis colendo animadverti, et quae legi, et quae a peritis audi.*

⁴⁹ H. GUMMERUS: Der römische Gutsbetrieb als wirtschaftlicher Organismus ... Leipzig 1906 (Klio Beiheft 5), 53. SKYDSGAARD: op. cit. 66.

nen Quellenwahl.⁵⁰ Vor allem ging es dabei um die Frage, welche der vom Autor auch namentlich angeführten angesehensten Vorgänger, wie Aristoteles, Theophrastos und Mago, von ihm unmittelbar im Original herangezogen wurden und welche nur aus zweiter Hand, aus späteren Bearbeitungen, Auszügen oder Kompilationen.⁵¹ Erschwert wird diese Untersuchung durch Varros mangelnde Folgerichtigkeit bei Angabe seiner Quellen und seine ungleichmäßige Methode bei ihrer Benützung.

Am aufschlußreichsten lassen sich die Ausführungen des ersten Buches Catos *De agri cultura* gegenüberstellen. Ein Großteil des über den Ackerbau handelnden Dialogs ist nichts weiter als eine systematische Gliederung und ausführlichere Erläuterung der nach praktischen Gesichtspunkten gruppierten knappen Anleitungen Catos, im großen ganzen im Geiste seiner Rentabilitätsgrundsätze.⁵² Die weitgehende Anlehnung an Catos Werk ist offenkundig nicht allein dem hohen Ansehen zuzuschreiben, in dem es auch zu Varros Zeiten stand, sondern auch dem Umstand, daß innerhalb der Landwirtschaft gerade der Ackerbau die wenigsten Änderungen erfahren hatte und daß das Warenproduktionsprogramm mittlerweile noch stärker in den Vordergrund des Interesses getreten war.

Gewiß kannte Varro auch das einschlägige Werk Gn. Tremellius Scrofas, der Hauptperson des Dialogs im ersten Buch und ebenso gewiß benützte er dieses Werk nicht nur im ersten, sondern auch bei Abfassung des zweiten Buches. Umso mehr muß es überraschen, daß er Scrofas Werk nicht ein einzigesmal erwähnt, was einige Forscher damit erklären, daß Scrofas Buch erst nach 59, dem fiktiven Datum des eben erwähnten Dialogs entstanden ist.⁵³ Wir können daraus keineswegs auf Varros Absicht eines vorsätzlichen Verschweigens der Existenz und der Kenntnis dieses Buches schließen, viel-

⁵⁰ Die negativste Auffassung vertritt in dieser Hinsicht G. GENTILI in seiner Studie *De Varronis in libris rerum rusticarum auctoribus* (Studi Ital. di Filol. Class. 11 (1903) 99–163). Die neuere Beurteilung fällt günstiger aus. Zuletzt äußerte sich zu dieser Frage SKYDSGAARD: op. cit. 64 ff.

⁵¹ Im Vergleich zu den praktischen Erfahrungen kann man auch der Benützung der sog. guten Quellen nur beschränkte Bedeutung beimessen, wobei man sich vor Augen halten sollte, daß sich gerade die absurdesten Behauptungen Varros auch bei den angesehensten Autoritäten der Antike wiederfinden, beispielsweise das untrügliche Vorzeichen, aus dem sich im vorhinein das Geschlecht des noch ungeborenen Kalbes ermitteln läßt, II 5, 13 ~ Aristot. de gen. anim. IV 1 (vgl. Colum. VI 24, 3 Plin. n. h. VIII 176.); der Glaube an das Beschälen der Stuten durch den Wind, II 1, 19 ~ Aristot. hist. anim. VI 18 (schon in der Ilias XVI 150–151; XX 222 ff., vgl. Servius, ad Georg. III 273.). Zur Erklärung s. A. HAUGER: Zur röm. Landwirtschaft u. Haustierzucht. Hannover 1921. 67.

⁵² Diesbezügl. s. MARÓTI: Warenproduktion 216 ff. — Vgl. T. FRANK: An Economic History of Rome². London 1927. 100. — Hinsichtlich der den geänderten Verhältnissen entsprechenden Abweichungen und Akzentverschiebungen s. weiter unten P. 5.

⁵³ Vgl. DAHLMANN: Varro 1120. — Im übrigen beabsichtigt Varro in der ausführlichen Liste I 1, 8–10 offenbar kein Verzeichnis der von ihm benützten Quellen zu geben, vielmehr die in griechischer Sprache vorhandene einschlägige Literatur anzuführen. Wahrscheinlich enthält diese Aufzählung eben deshalb weder die heimischen römischen Autoren, noch die lateinische Übersetzung des Mago.

mehr dürfte ihn beim Vordatieren u. a. der Vorsatz geleitet haben, einer persönlichen Polemik aus dem Weg zu gehen, die gegenteiligenfalls in Verbindung mit Ackerbau und Viehzucht bzw. mit der Scheidung der beiden Kategorien der Tierhaltung unwermeidlichen gewesen wäre.⁵⁴

Wie wir schon erwähnten, war Catos *De agri cultura* das wichtigste Quellenwerk, dessen sich Varro beim Verfassen seines ersten Buches bediente. Daraus erklärt sich auch die Ehrerbietung, mit der er Catos Arbeit bei passender Gelegenheit erwähnt. In zwei wesentlichen Fragen polemisiert er indessen mit Catos Auffassung. Einer dieser beiden Punkte bezieht sich auf den Arbeitskraftbedarf in der Landwirtschaft.⁵⁵ Seine Feststellung, man müsse dabei außer der Größe des Gutes auch die Bodenbeschaffenheit in Betracht ziehen (18, 7), ist durchaus berechtigt, doch sind seine Einwände mehr formeller Natur und im Grunde genommen führt er die von Cato angegebenen konkreten Beispiele nur ad absurdum. Hinsichtlich eines der jeweiligen Ausdehnung des Gutes proportional angemessenen dauernden Bestandes an Arbeitskräften, d. h. an Sklaven, vermissen wir letzten Endes auch bei ihm entsprechende Richtlinien oder Vorschläge, die Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben könnten.

An einer anderen Stelle äußert er Bedenken gegenüber der von Cato aufgestellten Rangordnung der verschiedenen Gütertypen bzw. der ihnen entsprechenden Produktionszweige.⁵⁶ Er selbst ersetzt sie zwar durch keine andere, doch gibt er Scrofa im Dialog die Bemerkung in den Mund, seiner Meinung nach gebühre der Wiese der Vorrang vor dem Weinberg.⁵⁷ Auch gibt er zu bedenken (8, 1), daß der Weinbau, dem Cato den ersten Platz einräumt, laut Ansicht anderer Fachleute unrentabel sei. Allerdings läßt eine anderweitige Angabe auf einen zeitgenössischen italischen Weinexport schließen (II 6, 5). Er erkennt die Nützlichkeit der von Cato gleichfalls lebhaft empfohlenen Gemüse-, Obst- und Blumenzucht in der unmittelbaren Umgebung der Städte⁵⁸ an und auch er beschäftigt sich mit den Problemen der Obstveredlung (I 41, 5—6). Zum Beweis der Einträglichkeit der von Cato auffallenderweise an einen der vornehmsten Plätze gestellten Weidenhaine führt Varro sogar weitere Angaben und Beispiele an (I 22, 1; 23, 5). Bemerkenswert sind auch seine Äußerungen, die sich auf die mit der *silva caedua*

⁵⁴ Später erwähnte auch Plinius (XVIII 22—23) nicht Columellas Werk, obwohl er nachweislich mit dessen Auffassung polemisiert. Vgl. M. E. SERGEJENKO: VDI 1953 (3) 6—7.

⁵⁵ I 18. Bei Cato c. 10—11. Vgl. MARÓTI; op. cit. 229—232.

⁵⁶ I 7, 9. Bei Cato 1, 7. Vgl. MARÓTI; op. cit. 221—228.

⁵⁷ I 7, 10. Die Versorgung der Tiere mit Futter beschäftigt Varro auch andernorts; so sagt er beispielsweise I 20, 4, es hänge von den jeweils verfügbaren Futtermitteln ab, welche Tiere der Grundherr halten soll.

⁵⁸ I 16, 3, vgl. 2, 10; 23, 4; 54, 2; 58; 59, 1; 3. 67. S. auch T. FRANK; ESAR I 366—367 und weiter unten S. 126.

zusammenhängenden Probleme beziehen.⁵⁹ Unter Berufung auf Cato (6, 3) hält er das Laub der Alleebäume in der Gemarkung des Gutes für hinreichend, um den Bedarf der Schafe und Rinder an Streu und Zusatzfutter zu decken (I 24, 3). Anders verhält es sich mit dem Abholzen der Wälder (*excoli silvas* I 27, 3), bei dem auch die Wurzeln der gefälltten Bäume ausgehoben werden (*radices . . . ut effodiantur*). Die Besprechung des Getreidebaus läßt im großen und ganzen auf einen weiteren Rückgang dieses Produktionszweiges in Italien seit Catos Zeiten schließen.⁶⁰

Strenger geht Varro mit dem Werk der beiden Saserna — Vater und Sohn — ins Gericht, vor allem deshalb, weil sie sich in Verbindung mit der Felderbewirtschaftung beispielsweise auch mit der Nutzung einer auf dem Gut befindlichen Lehmgrube befassen, was Varros Ansicht nach ebenso wenig mit der Landwirtschaft zu tun hat, wie etwa der Abbau eines Steinbruchs oder einer Sandgrube, wenn er auch zugibt, daß es sich dabei um eine gewinnbringende Beschäftigung handelt.⁶¹ Ferner läßt er sich die Gelegenheit zu einigen ironischen Bemerkungen über die im Werk seiner Vorläufer enthaltenen naiven Rezepte und abergläubischen Beschwörungen nicht entgehen.⁶² Eine andere Frage ist freilich, um wieviel mehr Varros eigene, an die im Text vorkommenden verschiedenen Begriffe geknüpften etymologischen Erläuterungen und altertumskundlichen Exkurse⁶³ mit dem landwirtschaftlichen Thema seines Werkes zu tun hatten, von welchem Nutzen diese für die landwirtschaftliche Praxis sein konnten.

Was die Tierzucht, den Gegenstand seines zweiten und dritten Buches betrifft, so standen Varro schon weniger zusammenhängende Stoffbearbeitungen zur Verfügung. Hier war er in höherem Grade auf seine eigenen Erfahrungen und die persönlichen Informationen anderer Landwirte angewiesen. Varros Beschlagenheit und praktisches Wissen in landwirtschaftlichen Dingen wurde von den früheren Forschern nicht allzu hoch gewertet,⁶⁴ obwohl man bei einem auf dem Land geborenen und aufgewachsenen Römer von vornherein

⁵⁹ Vgl. MARÓTI; op. cit. 227. S. noch Plin. *ep.* V 6, 8. II. 17, 26. III 19, 5, ferner unter dem Titelwort «*caedvus*» des *Thes. l. L.* (III 64 HOPPE) die dort angeführten einschlägigen Rechtsquellen.

⁶⁰ Vgl. GUMMERUS: op. cit. 55, 56. — J. RUELENS: op. cit. 332, 337—38. — SKYDSGAARD: op. cit. 39. Zu gegensätzlichen Schlußfolgerungen gelangt DOHR; op. cit. 76 ff.

⁶¹ I 2, 22—23. Vgl. w. o. S. 106.

⁶² I 2, 25—28; II 9, 6. Ähnliche finden sich übrigens auch schon bei Cato, vgl. c. 75, 76, 156, 162.

⁶³ S. II. T., P. 4 der ausführlicheren ungarischen Version der vorliegenden Studie, in der Einleitung zur zweisprachigen Ausgabe von Varros Werk. Budapest 1971. (in Druck).

⁶⁴ S. die angegebene Literatur bei TEUFFEL—SCHWABE: *Gesch. d. röm. Lit.* I⁶ 343, bei DAHLMANN: op. cit. 1199—1201 und bei SKYDSGAARD; op. cit. 64 ff. Vgl. demgegenüber R. HIRZEL: *Der Dialog I.* Leipzig 1895. 564. HAUGER: op. cit. IV. S., bzw. neuerdings DAHLMANN: op. cit. 1197. — CH. S. RAYMENT: *Varro versutus.* Cl. J. 40 (1944/45) 349—357. — H. I. MARROU: *Histoire de l'éducation dans l'antiquité*². Paris 1950. 326, und vor allem SKYDSGAARD: op. cit. 10, 91, 117 ff.

gewisse Kenntnisse des Landlebens und der dortigen Arbeitsverhältnisse mit Fug und Recht voraussetzen darf. Auch darf man nicht vergessen, daß ein Großteil seiner Berufungen und der von ihm angeführten Beispiele eben mit der landwirtschaftlichen Praxis und Eigenart sowie den örtlichen Gepflogenheiten seiner engeren Heimat, der Umgebung von Reate, verknüpft ist.⁶⁵ Übrigens wissen wir auch von Cicero, daß sich Varro in vorgerücktem Alter besonders gern auf seinen Gütern aufhielt.⁶⁶ Auch zählte laut Auffassung der römischen Optimaten die Bewirtschaftung der eigenen Güter zu den vornehmsten, ihrem Rang und ihrer Würde angemessensten Beschäftigungen.⁶⁷ Deshalb kann es durchaus nicht wundernehmen, daß auch Römer mit ganz anderer geistiger Einstellung und unterschiedlichem Interessenkreis über auffallend gründliche landwirtschaftliche Kenntnisse verfügten. Denken wir beispielsweise an die liebevoll minuziöse Beschreibung der vielen Freuden des Landwirtes⁶⁸ und der verschiedenen Arbeiten auf den Feldern und im Garten, die Cicero dem Cato in den Mund gibt (*de sen.* 15, 51–53), ferner an die gleichfalls von Ciceros Interesse für Fragen der Landwirtschaft zeugende, noch in seiner Jugend vollendete Übersetzung von Xenophons Oikonomikos.⁶⁹ Nicht weniger Fachkenntnisse verrät die Beschreibung des Umsetzens von Ölbäumen und alten Rebstöcken durch den Philosophen Seneca (ep. 86, 14–21). Ebenso selbstverständlich setzt der auch an den Dialogen des zweiten Buches teilnehmende Scrofa bei allen Beteiligten entsprechende Beschlagenheit auf dem Gebiet der Schweinezucht voraus (II 4, 3).

Wir wissen, daß Varro in diversen Teilen Italiens Ländereien besaß,⁷⁰ auf denen entweder ausschließlich oder nebstbei die Zucht und Mast verschiedener Tiere betrieben wurde. So unterhielt er in Apulien Schafherden, auf seinem Gut bei Reate ein Gestüt (II intr. 6), in Rosea trieb er Eselzucht

⁶⁵ Der Landwirtschaft und insbesondere der Viehzucht entlehnte Beispiele und Vergleiche kommen auch in Varros anderen Werken häufig vor, z. B. in *Men.* frg. 236, 241, 363, 369, 502, 564, 575. So beruft er sich geradezu auf seine in Reate (502) bzw. in Apulien (369) gesammelten Erfahrungen. S. ferner *Catus de lib. educ.* frg. 29 (R.).

⁶⁶ Vgl. die auf sein Gut bei Casinum bezüglichen Mitteilungen, in *Ant.* II 104–105. Zur Rekonstruktion des Varroschen Vogelhauses in Casinum s. neuerdings G. FUCHS: *Röm. Mitt.* 69 (1962) 96–105.

⁶⁷ Vgl. Cicero, *de off.* II 42, 151: *Omnium autem rerum, ex quibus aliquid adquiritur, nihil est agri cultura melius, nihil dulcius, nihil homine, nihil libero dignius.*

⁶⁸ *voluptates agricolarum.* Eine solche Einstellung Catos ist zweifellos anachronistisch. Bezügl. der allgemeinen Ursachen s. I. TRENCSENYYI-WALDAPFEL: Das Zeitalter der Scipionen in den Werken von Cicero. *Acta sessionis Ciceroniana.* Warschau 1960. 86 ff. — Varro bezeichnet in der Tat bereits als doppeltes Ziel der Landwirtschaft: *utilitas — voluptas*, I 2, 12; 3, 1; 4, 1. Diese Auffassung kommt auch in Verbindung mit anderen Einzelthemen zum Ausdruck, vgl. III 3, 1; 6, 10; 4, 2; 6, 1. Was Cato anbelangt, ist aber das von Cicero entworfene Bild noch vollkommen unreal.

⁶⁹ Vgl. B. BILIŃSKI: *Elogia della mano e la concezione Ciceroniana della società.* *Atti del I congresso internazionale di studi ciceroniani* I. Rom 1961. 13. — A. SCHICKEL: *Die Repetendensummen in Ciceros Verrinen.* Diss. München 1966. 1–4.

⁷⁰ Ihre Aufzählung s. bei M. JACZYŃSKA: *The Economic Differentiation of the Roman Nobility at the End of the Roman Republic*, im Anhang, *Historia* 11 (1962) S. 499. Nr. 48.

(III 17, 6). Zu seiner Villa in der Gegend von Tusculum gehörte ein *leporarium*, in dem u. a. auch Wildschweine und Wildziegen gehalten wurden.⁷¹ Auf die Vogelzucht verlegte er sich auf seinem Gut zu Casinum.⁷²

Mithin war seine Behauptung, die auf seinen Gütern gesammelten Erfahrungen berechtigten ihn, auf dem Gebiet der Viehzucht Ratschläge zu erteilen, offenbar durchaus begründet: *... quod eo facilius faciam, quod et ipse pecuarias habui grandes, in Apulia oviarias et in Reatino equarias, de re pecuaria breviter ac summatim percurram.*⁷³

Beachtung verdient der Umstand, daß sich die Mehrzahl der von Varro zur Illustration seiner Darlegungen und zur Erhärtung seiner Feststellungen angeführten Beispiele, Hinweise und Berufungen auf jene Gegenden bezieht, in denen er selbst herumgekommen war, was darauf schließen läßt, daß sich seine Ausführungen offenbar auf unmittelbar und persönlich an Ort und Stelle eingezogenen Informationen gründen.⁷⁴

Vielleicht hat auch seine Beschlagenheit auf landwirtschaftlichem Gebiet zu seiner Ernennung in die zur Vollstreckung der *lex Iulia* gebildete *Vigintiviri*-Kommission beigetragen.⁷⁵

4. Mit seinen dreibändigen *Res rusticae* wollte Varro nicht nur seinen Zeitgenossen ein brauchbares landwirtschaftliches Fachbuch in die Hand geben, sondern zugleich auch ein Werk von literarischer Qualität schaffen. Er wollte seine Vorgänger nicht nur in der Fortschrittlichkeit seiner wirtschaftlichen Konzeption, vielmehr auch auf literarischem Gebiet überflügeln. Cato war es noch fast ausschließlich um die Entwicklung seines Wirtschaftsprogramms und um die Darlegung der von ihm als richtig erkannten neuen Gesichtspunkte zu tun, weshalb er seine Ratschläge und Anleitungen stets von der Sicht des praktizierenden Landwirtes aus betrachtet erteilte. Demgegenüber strebt Varro im Aufbau des ganzen Werkes nach einer wohl durchdachten, manchmal sogar allzu sehr berechneten Proportionalität sowie nach einer Einheit von Inhalt und Form und zur erfolgreichen Verwirklichung dieser Absicht ergreift er jedes ihm zulässig erscheinende Mittel, um die Wirksamkeit seines Werkes zu steigern.

Unter letzteren können wir hier nur auf die Erörterung der von Varro vorgenommenen Gliederung und Aufteilung seines Stoffes eingehen,⁷⁶ ein zur

⁷¹ III 3, 8; 13, 1, vgl. Cicero, *ad fam.* IX 1, 2. 6, 4. 2, 1. 5, 3.

⁷² III 4, 2. — Von seinen Gütern in Cumae und allenfalls in Arpinum (s. Cic. *ad fam.* IX 1, 2. 5, 3, bzw. *ad Q. fr.* III 1, 4) wissen wir nichts Näheres.

⁷³ II intr. 6, vgl. II 1, 3; 2, 10. Bezügl. seiner persönlichen Erkundigungen s. z. B. I 19, 2; 44, 1; II 3, 10. S. ferner Ch. S. RAYMENT: *op. cit.* und G. FUCHS: *op. cit.* 96–98.

⁷⁴ S. SKYDSGAARD: *op. cit.* 41. — F. DELLA CORTE's einschlägige Materialsammlung (im 'Varrone, il terzo gran lume romano' betitelten Band, Genua 1954) war mir nicht zugänglich.

⁷⁵ Vgl. R. ASTBURY: *CIQ* (N.S.) 17 (1967) 405.

⁷⁶ Diesbezügl. s. DAHLMANN: *op. cit.* 1191, 1192. — FUHRMANN: *op. cit.* 71–72. — SKYDSGAARD: *op. cit.* 11 ff.

Erreichung seiner literarischen und didaktischen Zielsetzungen gleicherweise wichtiges Mittel.⁷⁷ Eine solche Gruppierung des in der Folge zu besprechenden Stoffes schickt Varro seltsamerweise jedem seiner Bücher in einem gesonderten Teil voran.⁷⁸ Eingangs macht er den Leser jedesmal eigens darauf aufmerksam, in welche Hauptgruppen er den Gegenstand des Buches gliedert und in welche Untergruppen sich diese Hauptgruppen unterteilen, welche Fragen in Verbindung mit den einzelnen Posten besprochen und von welchem Gesichtspunkt aus diese erörtert werden müssen. Die auf diese Art und Weise im vorhinein zurechtgelegte Thematik trachtet er dann, der zuvor festgelegten Gliederung und Reihenfolge nach einzuhalten.⁷⁹

Diese Kompositionsweise kommt der Übersichtlichkeit sehr zustatten, wirkt aber angesichts der Dialogform einigermaßen gezwungen. Die Landwirtschaftswissenschaft (*disciplina*) gliedert sich in vier Hauptteile (*partes summae*) und diese wiederum in je zwei Unterabteilungen (*species*), I 5, 3–4. Der erste, auf den Grund und Boden des Gutes bezügliche Hauptteil muß zunächst wieder in viererlei Belangen näher untersucht werden, u. zw. in bezug auf die Lage des Gutes, die Bodenbeschaffenheit, die Ausdehnung und den natürlichen Schutz (6, 1). Über letzteren erfahren wir beispielsweise, daß es viererlei Hauptgattungen (*genera*) von Umzäunungen gibt, und von diesen wiederum eine stattliche Anzahl von Unterarten (*species*).

Schon die obigen Beispiele genügen u. E., jene Behauptung berechtigt erscheinen zu lassen, daß Varro in den Kategorisierungen und Klassierungen geradezu schwelgt⁸⁰ und daß seinem Werk nicht nur im Vergleich mit anderen landwirtschaftlichen Fachbüchern, sondern auch mit anderweitigen Unterrichtsbehelfen eine übertrieben anmutende lehrhafte Schematisierung eignet.⁸¹

Alles andere wird indessen von der Einteilung des zweiten Buches in den Schatten gestellt. Hier erfahren wir nämlich (I, 12), daß die Wissenschaft von der Viehzucht «*partes habet novem, discretas ter ternas, ut sit una de minoribus pecudibus, cuius genera tria, oves capra sus, altera de pecore maiore, in quo sunt item ad tres species natura discreti boves asini equi. tertia pars est in pecuaria quae non parantur, ut ex iis capiatur fructus, sed propter eam aut ex ea sunt, muli canes pastores.*»

Schon diese Grundeinteilung ist bizarr genug.⁸² Doch gibt sich Varro mit ihr noch lange nicht zufrieden, denn die Lehre von der Viehzucht im

⁷⁷ Was das weitere anbelangt, wie etwa die Dialogform, die Zusammenhänge zwischen dem Ort und Rahmen der Dialoge und dem Inhalt der einzelnen Bücher, die Namensverwendung der Dialogteilnehmer, die etymologischen Anmerkungen usw. s. II/Punkt 4 der in der Ann. 63 erwähnten Studie sowie die dort angegebene Literatur.

⁷⁸ I 5, 3–4; II 1, 12–28; III 3, 1–14.

⁷⁹ Der Grundgedanke zu der der Systematisierung zuliebe angewandten Einteilung stammt wahrscheinlich von Antiochos von Askalon; vgl. HIRZEL: op. cit. 553.

⁸⁰ HIRZEL; a. a. O. 553. S. Ann. 3.

⁸¹ FUHRMANN: op. cit. 9. 163. 165.

⁸² S. weiter unten S. 132. bezügl. der Hirten S. 129.

allgemeinen gliedert sich nach zwei grundlegenden Gesichtspunkten in die Wissenschaft von der Anschaffung der Tiere und in jene der Viehhaltung (*scientia pecoris parandi ac pascendi* 1, 11), die ihrerseits wieder in je vier besondere und eine gemeinsame Unterabteilung zerfallen, u. zw.: a) Alter, Körperbau, Rasse und Ankauf der Tiere; b) Weiden, Mehrung, Aufziehen und Gesundheitszustand der Tiere – bzw. der mengenmäßige Bestand der Herden (1, 12–16). Mithin müssen alle neun Kategorien von je neun Gesichtspunkten aus untersucht und besprochen werden.⁸³

Aus der oben zitierten grundlegenden Klassierung der Viehzucht nach neun Gruppen ersieht man, auf welcher verblüffende und inkongruente Art und Weise die dritte Dreiergruppe an die beiden vorangehenden der Nutztiere anschließt, von ihrer seltsamen Zusammenstellung ganz abgesehen. In Varros Sicht – und vom Standpunkt des *fructus* aus betrachtet – finden wir dafür immerhin bis zu einem gewissen Grad eine Erklärung. Auf die Hirten werden wir weiter unten (bei Punkt 6) noch zurückkehren. Vom Nutzen der Maultierzucht spricht Varro selbst auch (II 8, 3), doch müssen wir uns außer den von ihm erwähnten Verwendungsarten (8, 5) auch die wichtige Rolle vor Augen halten, die sie als Reittiere der Hirten in der extensiven Viehzucht spielten. Der Hunde bedurfte es zum Treiben, noch mehr aber zum Bewachen und zum Schutz der Herden gegen Raubtiere (II 9, 16; vgl. Diod. XXXIV 2, 30) und gegen Diebe und Räuber (II 9, 3–4; 10, 3). Bei der Wahl der Hunde waren ihre Wachsamkeit und Verlässlichkeit die ausschlaggebenden Gesichtspunkte. Schon im ersten Buch erklärt Varro (19, 3, vgl. 12, 4; 16, 2), ohne Hunde sei keine einzige *villa* vor den Räubern sicher. In erhöhtem Maß galt dies natürlich für die an entlegenen Orten, auf Bergwiesen und Waldlichtungen weidenden Herden.

5. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die von Varro folgerichtig durchgeführte Systematisierung die Übersichtlichkeit des Stoffes trotz ihrer etwas gekünstelten Art fördert. Zugleich aber erhalten zufolge des Strebens nach einem ausgeglichenen, flüssigen, lückenlosen Vortrag des Themas die wesentlichen und belangloseren Elemente, die neuen und die herkömmlichen Methoden innerhalb der einzelnen Bücher unterschiedslos die gleichen Akzente. Cato setzt eine Reihe grundlegender Gegebenheiten als bekannt voraus und beschreibt umso ausführlicher und mit besonderem Nachdruck die neuen, einträglicheren Zweige der Landwirtschaft, wie den Wein-, Oliven- und Gemüsebau, umso unermüdlicher kehrt er wiederholt auf die bei ihnen anzuwendenden zweckmäßigsten Methoden zurück, umso eindringlichere Ratsschläge und Anleitungen gibt er bezüglich der notwendigen Vorrichtungen

⁸³ Unser Gegenstand bedarf keines näheren Eingehens auf die Inkonsequenzen und Widersprüche, die sich aus der gewaltsamen, gekünstelten Konstruktion ergeben. Diesbezügl. s. die in Anm. 63 angegebene Stelle und die dortselbst in Anm. 207 verzeichnete weitere Literatur.

und Vorkehrungen. Die Hervorhebung und Propagierung des Neuen tritt bei Varro auf andere Art in Erscheinung. Nach einer Übersicht über die im Lauf der Zeit erworbenen und herauskristallisierten Kenntnisse setzt er sich mit der in der *villatica pastio* erschlossenen, zu seiner Zeit eben in Aufschwung begriffenen Einnahmequelle als selbständigem, den herkömmlichen landwirtschaftlichen Produktionszweigen ebenbürtigem Faktor in einem separaten Buch auseinander. Die zur Veranschaulichung der hohen Gewinnspannen angeführten Beispiele versetzen die Teilnehmer des Dialogs in lebhaftere Erregung, so daß sie geradezu darauf brennen, Näheres über die neuen Einnahmsquellen zu erfahren.⁸⁴

Ganz allgemein läßt sich feststellen, daß die Rentabilität und das Kriterium des maximalen Gewinns, die bei Varro den Ausgangspunkt seiner Ausführungen bilden, mit denen er die drei Hauptzweige der Landwirtschaft in seinem Werk koppelt, und die zu verbürgen seiner eigenen Aussage nach das Ziel aller drei Betätigungsgebiete zu sein hat,⁸⁵ innerhalb des zuweilen gekünstelt und als Selbstzweck wirkenden kompositionellen Aufbaus mit zäher Folgerichtigkeit immer wieder zur Geltung kommen und in den verschiedensten Zusammenhängen zum Ausdruck gelangen.

Das erste und wichtigste Kriterium bei Beurteilung eines Landgutes ist, ob seine Ergiebigkeit in angemessenem Verhältnis zu dem erforderlichen Aufwand (*impensa*) an Sachwerten und an Arbeitskraft steht, ob es einen entsprechenden Gewinn (*fructus*) abwirft und ob es in einer gesunden Gegend liegt (I 2, 8). Letzteres ist wichtig, weil der Boden umso reichere Ernte bringt, je gesünder er ist, denn Klima und Bodenbeschaffenheit verbürgen den Ertrag (*fructus* 4, 3). Varro bekennt sich zu der altrömischen, schon in dem Zwölftafel-Gesetz festgelegten Auffassung,⁸⁶ wonach jeder, der diese Gesichtspunkte außer acht läßt und damit das Vermögen der Familie aufs Spiel setzt, als geistesgestört zu betrachten ist und deshalb unter Kuratel gestellt werden muß (2, 8). (Sehr bezeichnend ist in diesem Zusammenhang jene — übrigens irrige — Erläuterung, die Varro an einer Stelle seines Werkes *De lingua Latina* (V, 34) über die Etymologie des Wortes *ager* gibt: *ager dictus, in quam terram quid agebant et unde quid agebant fructus causa*.⁸⁷) Dementsprechend beschäftigt sich Varro erklärlicherweise sehr eingehend mit den verschiedenen Bodenarten bzw. mit der jeweiligen Bodenbeschaffenheit, hängt es doch weitgehend von ihr ab, was am zweckmäßigsten angebaut werden soll und welcher Ertrag zu gewärtigen ist. Letzten Endes bestimmt mithin die Güte oder Minderwertigkeit des Bodens den Wert oder Unwert eines Gutes.⁸⁸

⁸⁴ S. vor allem III 2, 15.

⁸⁵ Vgl. I 1, 2: *fructuosum facere*, 3: *maximos . . . fructus*, II intr. 5: *fructus . . . non mediocres*, 1, 11: *fructus quam maximi*, III 1, 9: *fructus causa*, 2, 10: *fructus magni*.

⁸⁶ Tab. V 7c (Dig. XXVII 10, 1 pr. Ulp. frg. 12, 2).

⁸⁷ Vgl. die Etymologie des Wortes *via*, r. r. I 2, 14.

⁸⁸ Vgl. I 7, 5; 9, 1. 4; 23, 1.

In diesem Zusammenhang kommt dem Meliorationsproblem, vor allem auch dem richtigen Düngen des Bodens erhöhte Bedeutung zu, eine Frage, mit der sich Varro in verschiedener Sicht des öfteren beschäftigt. Er geht auf die Eigenschaften, Vor- und Nachteile, auf die Wirksamkeit und Verwendungsart der unterschiedlichen Düngemittel ein, wobei er sich dank seiner gründlicheren Auseinandersetzung mit der Tierzucht auf differenzierte Kenntnisse und Erfahrungen zu stützen vermag.⁸⁹

Seine auf verschiedene Einzelheiten der Felderwirtschaft bezüglichen Ratschläge und Anleitungen sind gleichfalls auf die Erzielung eines maximalen Gewinnes abgestimmt. So sollen beispielsweise die Obstbäume der Reihe nach mit gleichmäßigen Zwischenräumen gepflanzt werden, damit sie gleichmäßig von der Sonne beschienen werden und die Früchte rascher reifen können. Auf diese Art läßt sich die Obsternte sowohl mengenmäßig steigern als auch qualitativ verbessern, mithin auch zu günstigeren Preisen absetzen (7, 3). Im übrigen verbürgt ein sorgfältig bewirtschaftetes Gut dem Eigentümer nicht nur höhere Einkünfte, sondern es macht, wenn man es veräußern will, einen gepflegten, guten Eindruck, so daß man dafür einen höheren Kaufpreis erzielen kann (3, 2).

Die Größenverhältnisse der Wirtschaftsgebäude sollen mit der Ausdehnung des Gutes in Einklang stehen, weil sich jedes Mißverhältnis — die Unzulänglichkeit ebenso wie die Überdimensionierung — zum Schaden der Wirtschaft auswirkt (I 11, 1). Dieser Sparsamkeitserwägung begegnet man schon bei Cato (3, 1). Auch Varro betont, daß sich die Genügsamkeit der Altvorderen ganz allgemein weit mehr lohnt als der Luxus (I 3, 6).

Er empfiehlt, im Interesse der Wirtschaftlichkeit den Viehbestand der Größe der verfügbaren Weidegründe anzupassen (II 1, 24), so wie die *utilitas* auch bei der Zahl der zu züchtenden Schweine den Ausschlag zu geben hat (II 4, 22). Unter jenen Nutztieren, die sich zur Verrichtung der gleichen Arbeiten eignen, soll man jenen den Vorzug geben, die auch anderweitigen Nutzen bringen (I 20, 5). Den Hirten eine Lebensgefährtin zu geben hält er deshalb für zweckdienlich und ratsam, weil sie dadurch anhänglicher werden und den Bestand an Arbeitskräften durch ihre Nachkommen bereichern, folglich die Einträglichkeit der Viehzucht auf zweierlei Art und Weise erhöhen (II 1, 26).

Von Wichtigkeit ist ganz allgemein alles, was zur Steigerung des Einkommens beiträgt (vgl. I 23, 4–6), deshalb soll man auch all jene Nebenprodukte der Landwirtschaft, für die es innerhalb der eigenen Wirtschaft keine Verwendung gibt, verkaufen (vgl. I 6, 3; 8, 2–3; 24, 4).

Weit weniger Gewicht als Cato verlegt Varro auf die Autarchie des Gutes und die Einsparungen im eigenen Haushalt,⁹⁰ wenn auch manche

⁸⁹ Vgl. I 13, 4; 38, 1–3; II intr. 5; 2, 12; III 6, 5; 8, 2.

⁹⁰ Vgl. MARÓTI: Warenproduktion 216 f. und 225.

seiner Bemerkungen ganz im Geiste Catos gehalten sind. Als Leitsatz hat zu gelten: was auf dem Gut wächst, was in Heimarbeit angefertigt werden kann, darf man nicht anderwärts kaufen.⁹¹ Immerhin gibt er zu, daß es zuweilen vorteilhafter sei, aus der näheren Umgebung dies oder jenes einzukaufen (I 16, 3). Es bedeute keine nennenswerte Belastung, gegebenenfalls etwas vom benachbarten Gut zu beziehen (I 8, 2). Von Verschwendung darf natürlich nicht die Rede sein, und alles, was sich auch im nächsten Wirtschaftsjahr noch verwenden läßt, soll man sorgfältig aufheben, um künftige Neuauslagen zu ersparen, wie beispielsweise die zum Stützen der Weinlauben dienenden Gabelstangen (I 8, 6). Bei allem, was man dennoch kaufen muß, -- verschiedene Wirtschaftsgeräte, Werkzeuge und andere Bedarfsartikel -- muß ihre Verwendbarkeit und Zweckdienlichkeit ausschlaggebend sein, nicht aber ihr gefälliges Aussehen, damit solche Ausgaben nicht den Gewinn schmälern (I 22, 2). Aufgrund ähnlicher Erwägungen setzt er sich dafür ein, das bei der Ernte auf den Feldern verstreute Korn lieber durch die Tiere auflesen zu lassen als zusammenzuklauben (II 2, 12). Falls der Gutsbesitzer über keinen hinlänglichen Viehbestand verfügt, ist es angezeigt, die überflüssigen Futtermittel zu verkaufen (I 21), sonst erweist es sich meist als vorteilhafter, die Futterpflanzen noch als Grünfutter abweiden zu lassen (II intr. 5).

Varro erteilt Aufschluß über die verschiedenen Verwendungs- und Verwertungsmöglichkeiten des Ölschaums (*amurca*), eines beim Ölpressen anfallenden brauchbaren Nebenproduktes.⁹²

Er schließt sich der hergebrachten Auffassung an, wonach nur ein fahrlässiger und leichtsinniger Landwirt seinen Bedarf an Speck und Schmer beim Selcher kauft, statt ihn aus selbstgezogenen und gemästeten Schweinen zu decken (II 4, 3).

Die Anweisung, der Vogelhüter solle zur Verrechnung die Leichen der verendeten kleinen Vögel aufbewahren (III 5, 5), könnte ebenso gut von Cato stammen.

Viel bemerkenswerter sind hingegen Varros Ausführungen hinsichtlich der Verbindungen mit dem Absatzmarkt und bezüglich der unterschiedlichen Komponenten der Warenproduktion, da gerade diese am bezeichnendsten für die seit Catos Zeiten in der Landwirtschaft erzielten Fortschritte sind. Die diesbezüglichen Mitteilungen sowie jene, aus denen sich die Entwicklung in der Versorgung der Landwirtschaft mit Arbeitskräften verfolgen läßt, verleihen erst Varros Werk seine grundlegende Bedeutung.

Gleich Cato betont auch Varro, daß sich die Nähe einer Stadt, eines aufnahmefähigen Absatzmarktes bzw. schiffbarer Flüsse und guter Straßen günstig auf die Verwertungsmöglichkeiten der auf dem Gut produzierten

⁹¹ I 22, 1: *Quae nasci in fundo ac fieri a domesticis poterunt, eorum nequid ematur.*

⁹² I 51, 1; 55, 7; 57, 2; 61; 64. Die diesbezüglichen Empfehlungen Catos s. bei MARÓTI; op. cit. 220.

Waren auswirkt und die Rentabilität der Wirtschaft erhöht, den Gewinn des Eigentümers mehrt.⁹³ Gemüsebau und Blumenzucht lohnen sich vornehmlich in der Nähe der Städte. Außer mit dem unmittelbaren Absatz der Güter befaßt sich Varro aber auch mit der Vermittlungstätigkeit des Zwischenhandels. Er spricht von den Eselkarawanen der Kaufleute, die Öl, Wein und andere landwirtschaftliche Produkte aus dem Innern der Halbinsel zur Küste verfrachten (II 6, 5).

Was die Lagerung des Weins anbelangt, hält sich Varro an das altbewährte Rezept, wonach man einen genügenden Vorrat an Lagergefäßen bereithalten muß, um nicht Jahr für Jahr einen Großteil des gekelterten Weins verkaufen zu müssen.⁹⁴ Der alte, gelagerte Wein ist wertvoller als der junge, aber auch bei ihm gibt es zeitgebundene Preisschwankungen (I 22, 4. 65). Für die Verwertung sämtlicher Produkte gilt ganz allgemein der Grundsatz: was verderblich ist, muß rechtzeitig abgestoßen werden, während man haltbare, lagerfähige Güter dann verkaufen soll, wenn man für sie günstige Preise erzielen kann, denn durch Abwarten des geeignetsten Zeitpunktes vermag man nicht selten den Gewinn zu verdoppeln (I 62. 69, 1).

Mit der Tierzucht beschäftigt sich Varro fast ausschließlich vom Gesichtspunkt der Verwertungsmöglichkeiten, zur Erzielung eines möglichst hohen Gewinns, gleichviel, ob es sich um Schafe, Rinder.⁹⁵ Wildschweine oder aber um Vögel und um die Bienenzucht handelt (II 2, 11). Das gilt vor allem für die *villatica pastio*. Hier zieht, vermehrt und mästet man die Tiere einzig und allein für den Verkauf an und in den Fleischhallen (III 3, 4). So erfahren wir im dritten Buch von der sorgfältigen Auswahl der zum Verkauf bestimmten Jungtauben, von den hohen Preisen, die für Pfauen gezahlt werden, weshalb ihre Zucht in letzter Zeit einen lebhaften Aufschwung erlebt hat,⁹⁶ ferner von den guten Absatzmöglichkeiten für die in Italien verhältnismäßig noch seltenen Perlhühner (9, 18—19).

Da die Preise für Mastgeflügel höher liegen (5, 2), werden Tauben (7, 9) und Turteltauben (8, 3) in großen Mengen gemästet. Varro gibt auch die günstigste Jahreszeit für die Taubenmast an. Für das gewaltige Ausmaß, das die Taubenzucht im damaligen Italien annahm, ist es bezeichnend, daß manche Gutsbesitzer in ihrem zur *villa* gehörigen Vogelhaus nicht selten 5000 Tauben hielten.⁹⁷ Von der Rentabilität kann man sich einen Begriff

⁹³ I 16, 1. 3. 6. Vgl. MARÓTI: op. cit. 218.

⁹⁴ I 22, 4. Vgl. MARÓTI: op. cit. 221. Über die Art der Lagerung laut Varros Beschreibung I 13, 1. Zum gleichen Thema s. bereits *Men. frg.* 530: *aliquot Romae sunt qui cellas vinarias fructibus causu fecerunt.*

⁹⁵ Bezügl. der damaligen Nachfrage nach Pferden, Rindern und Eseln s. T. FRANK: *ESAR* I 367.

⁹⁶ III 6, 1. Vgl. *Men. frg.* 183: *ubi graves pascuntur atque aluntur paronum greges.* Vgl. P. LENKEIT: *Varros Menippea Gerontodidaskalos*, Diss. Köln 1966. 24—30.

⁹⁷ Bezeichnend für die Lukrativität dieses Produktionszweiges ist der Umstand, daß die Selcher und Fleischhauer auch in den Städten Vögel züchteten. 4, 2.

machen, wenn man sich vor Augen hält, daß in Rom für ein Paar schön gefiederte, gut gebaute und einwandfreie Tauben im Schnitt 200 Sesterzen, für ganz besonders schöne Exemplare sogar bis zu 1000 Sesterzen gezahlt wurden. Der römische Ritter L. Axius verlangte für ein Paar selbstgezogener und gemästeter Tauben 400 Denare (7, 10).

Die lebhaftete Nachfrage nach Pfauen trieb auch deren Preis in die Höhe. Q. Seius verkaufte drei Pfauenkücken für 50 Denare (6, 3), für ein Pfauenei zahlte man für gewöhnlich 5 Denare, für ein ausgewachsenes Tier das Zehnfache,⁹⁸ ja für einen Posten von 100 Stück sogar 40 000 Sesterzen (6, 6). M. Aufidius Lurco brachte allein der Verkauf von Pfauen jährlich mehr als 60 000 Sesterzen ein.

Varros Tante, Besitzerin eines sabinischen Landgutes in der Nähe Roms, verkaufte jährlich 5 000 Drosseln zu 3 Denaren das Stück, so daß ihr einzig die Drosselzucht 60 000 Sesterzen eintrug, das Doppelte des Gesamteinkommens aus einem Gut von 200 iugera (50 ha) bei Reate (2, 15)! Auf seinem Gut in der Umgebung von Alba nahm L. Abuccius eingeständenermaßen aus der extensiven Viehzucht jährlich 10 000 Sesterzen ein, aus seiner *villatica pastio* hingegen mehr als das Doppelte. Und, wie er selbst erklärte, war er davon überzeugt, es auf ein Jahreseinkommen von 100 000 Sesterzen zu bringen, falls er seine ursprüngliche Absicht hätte verwirklichen können, ein Gut an der Küste zu erwerben (2, 17).

Nicht weniger einträglich gestaltete sich auch die Bienenzucht. Aus der Imkerei, die zwei hispanische Soldaten Varros in ihrem kleinen Garten von einem iugerum Grundfläche angelegt hatten, bezogen sie ein Jahreseinkommen von 10 000 Sesterzen (16, 11). Seius verpachtete seine Bienen für einen jährlichen Pachtzins von 5000 Pfund Honig (16, 10).

Besonders hohe Einkünfte verbürgten die allerdings mit erheblichen Investitionen verbundenen Fischteiche. Varro erwähnt, daß Cato Uticensis den Bestand der Fischteiche von L. Licinius Lucullus, des Sohnes des bestbekanntesten Feldherrn um 40 000 Sesterzen verkauft hatte (2, 17). Für den ungewöhnlich raschen Aufschwung dieses neuen Produktionszweiges ist indessen der Fall des C. Lucilius Hirrus an bezeichnendsten, der die Muränenzucht in Italien einbürgerte. Zu den Gelagen, die Cäsar gelegentlich seines römischen Triumphzuges veranstaltete, ließ Hirrus dem Diktator 2000 Muränen.⁹⁹ Später konnte für seine *villa*, vor allem dank der zugehörigen prächtigen Fischteiche, der ungewöhnlich hohe Kaufpreis von 4 Millionen Sesterzen erzielt werden.

⁹⁸ 6, 6. Das war mehr als der Nutzen eines Schafes (ORTH: PW -RE VII 915, s. v. Geflügelzucht), und entsprach ungefähr dem Ertrag eines iugerum Weizens (SERGEJENKO: VDI 1955 [1] 34).

⁹⁹ Plinius, *n. h.* IX 55, 171 erwähnt 6000. Varro spricht nicht von dem Anlaß (Triumphzug), vielleicht um nicht noch mehr mit der fiktiven Datierung in Konflikt zu kommen. Auch darf man nicht vergessen, daß es sich um die Feier des Sieges über Pompeius handelte.

Äußerte Varro, wie wir oben sahen, in dieser Hinsicht noch gewisse Bedenken und Vorbehalte, so betrachtet Columella die entlang der Küste angelegten Fischteiche bereits als eine Selbstverständlichkeit und als eine der ergiebigsten und lukrativsten Einnahmequellen (vgl. VIII 16, 6; 17, 8).

6. Ein sehr wichtiges Kriterium zur Charakterisierung der zeitgenössischen warenproduzierenden Landwirtschaft und zur Beurteilung der seit Cato vor sich gegangenen Entwicklung ist jenes des zur Verrichtung aller bei Ackerbau und Viehzucht nötigen Arbeiten, vor allem des zur Herstellung der zum Verkauf bestimmten Erzeugnisse erforderlichen Bedarfs an Arbeitskräften auf den von Varro aufgezählten drei Hauptgebieten der Landwirtschaft.

Die Feldarbeiten können Sklaven oder Freie getrennt oder auch gemeinsam verrichten.¹⁰⁰ Die freien Arbeitskräfte gliedern sich in drei Kategorien: die Kleinbauern, die Tagelöhner und die in Abhängigkeitsverhältnis stehenden, *obaerarii* genannten Kleinpächter. Die erstgenannten kamen als Arbeitskräfte für die warenproduzierende Landwirtschaft offenbar nicht in Betracht, letztere gab es, wie Varro bemerkt, zu seiner Zeit nur noch auf den Gütern einzelner hauptsächlich östlicher Provinzen.¹⁰¹

Die Tagelöhner wurden zu verschiedenen Saisonarbeiten, wie zur Heumahd, zur Ernte und Weinlese in Anspruch genommen.¹⁰² Den Dauerbestand an Arbeitskräften bildeten die Sklaven.¹⁰³ Diese Lage der Dinge entspricht dem Wesen nach den zu Catos Zeiten herrschenden Verhältnissen.¹⁰⁴ Auf gewisse, inzwischen eingetretene Veränderungen, vor allem auf die zunehmenden Schwierigkeiten bei Beschaffung neuer Sklaven verweist in diesem Zusammenhang allerdings Varros Empfehlung, in ungesunden Gegenden die Arbeit lieber mit Tagelöhnern als mit Sklaven verrichten zu lassen.¹⁰⁵ Aufgrund ähnlich unsentimentaler praktischer Erwägungen rät er, zur Bewältigung von Aufgaben, die spezielle Fachkenntnisse voraussetzen, fallweise die Dienste freier Handwerker in Anspruch zu nehmen,¹⁰⁶ weil der Tod eines fachlich geschulten Sklaven die Einkünfte des Gutes empfindlich verringert. Solche lohnt es sich nur auf größeren Gütern in entlegenen Gegenden zu halten,

¹⁰⁰ *Omnes agrī coluntur hominibus servis aut liberis aut utrisque*, I 17, 2.

¹⁰¹ Ihr Verhältnis zu der von Columella *nexūs civium* genannten Kategorie ist für uns hier belanglos. Zu dieser Frage vgl. GUMMERUS: op. cit. 62–63 und SKYDSGAARD: op. cit. 16. — Zur Arbeitskraft-Terminologie Columellas s. zuletzt R. GÜNTHER in Festschrift für Fr. Altheim I. Berlin 1969. 505–511.

¹⁰² *vindemiae, fenisicia*, 17, 2; *vindemiae, messis*, 17, 3.

¹⁰³ Vgl. I 2, 21. 13, 1. 4., 15. 16, 4. 17, 1. 4–7. 18, 3. 7.

¹⁰⁴ S. MARÓTI: op. cit. 217, 229–230.

¹⁰⁵ 17, 3: *gravia loca*, gegenüber der Bezeichnung *salubribus locis*. Vgl. 4, 3: *Etenim ubi ratio cum orco habetur, ibi non modo fructus est incertus, sed etiam colentium vita*. S. noch HEITLAND: op. cit. 182, 185 und GÜNTHER: op. cit. 506–507.

¹⁰⁶ 16, 4. Aufgrund mehrerer im II. Buch enthaltener Hinweise müssen wir in erster Linie an Tierärzte denken. Das Wort *faber* wird im allgemeinen als Bezeichnung für einen Handwerker verwendet, der mit hartem Werkstoff — Holz oder Eisen — arbeitet. Hier kommen vornehmlich Stellmacher, Schreiner und Schmiede in Betracht. Vgl. GUMMERUS: op. cit. 68–69 und T. FRANK: *An Econ. Hist.* 327.

um einen Ausfall an Arbeitszeit zu vermeiden (16, 4). Natürlich verrichteten Sklaven die um das Haus anfallenden Handwerksarbeiten, die nur geringe Sachkenntnis oder Ausbildung erforderten, wie Korbflechten, Seilerei, die Anfertigung einfacher Holzgeräte bzw. die Bereitstellung des zu diesen benötigten Rohstoffes. Deshalb wurden auf den Gütern Weidenhaine und Röhrichte angelegt sowie verschiedene Faserpflanzen gezogen.¹⁰⁷ Sklaven schnitzten die Pfähle zum Anbinden der Reben zurecht, sie fertigten die stützenden Gabelbäume für die Weinlauben an und vieles andere, was man in der Wirtschaft brauchte,¹⁰⁸ vornehmlich zur Winterszeit, wenn die Arbeit auf den Feldern ruhte und wenn die Witterung zur Verrichtung häuslicher Arbeiten unter einem schützenden Dach zwang.¹⁰⁹

Was die Felderbestellung anbelangt, bestand der ständige und grundlegende Stock an Arbeitskräften schon bei Cato aus Sklaven.¹¹⁰ Auf die zunehmende Ausbeutung der Arbeitskraft der Sklaven übte die Entwicklung der landwirtschaftlichen Warenproduktion eine Wechselswirkung aus, in deren Folge die Beschäftigung von Sklaven vor allem auf den mit dem Absatzmarkt enger verknüpften Privatgütern allgemeine Verbreitung fand.¹¹¹

Wie wir bereits erwähnten, machte die ungleichmäßige Verteilung der Feldarbeiten auf die verschiedenen Jahreszeiten die Einstellung von Tagelöhnern notwendig. In der Viehzucht gab es weit weniger solcher saisonbedingter Unterbeschäftigung und Schwankungen, weshalb auch die Hirten nahezu ausnahmslos dem Stand der Sklaven angehörten.¹¹² So verhielt es sich schon zur Zeit der beiden großen Sklavenaufstände in Sizilien in den dreißiger Jahren des 2. Jahrhunderts und knapp vor der Wende zum 1. Jahrhundert.¹¹³ Trotz aller sich hieraus ergebender Probleme dürfte die Lage auch zur Zeit Varros nicht viel anders gewesen sein, worauf auch eine Verordnung Cäsars deutet, der zufolge in der Viehzucht mindestens ein Drittel aller beschäftigten Arbeitskräfte aus Freien zu rekrutieren sind (Suet. Iul. 42, 1). Das bestätigen übrigens auch Varros Angaben.

Ein Sklave ist der Oberhirt, der *magister pecoris*¹¹⁴ und Sklaven sind auch die ihm unterstehenden Hirten,¹¹⁵ der Schaf- und der Rinderhirt (II intr. 4), der Ziegenhirt (3, 10) und der Schweinehirt (4, 1. 20).

¹⁰⁷ I 22, 1. 23, 5–6; vgl. II 2, 14. III 4, 11.

¹⁰⁸ I 8, 2. 4., 14, 2. Vgl. GUMMERUS: op. cit. 67.

¹⁰⁹ I 36. 13, 2. Vgl. MARÓTI: op. cit. 230–231.

¹¹⁰ S. MARÓTI: a. a. O. 217, 230. — Ganz allgemein über die Ausbeutung der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte vgl. UTTSCHENKO—STAJERMAN; VDI 1960 (4) 12–13.

¹¹¹ Vgl. I. M. DJAKONOW; VDI 1963 (1) 17.

¹¹² Vgl. GUMMERUS: op. cit. 65–66.

¹¹³ Vgl. E. MARÓTI: Acta Ant. Hung. 7 (1961) 58–59.

¹¹⁴ Vgl. I 2, 14. II 3, 8. 10, 2.

¹¹⁵ II 1, 26. 10, 1. 3. Die bei Varro häufig vorkommende Bezeichnung *familia* bezieht sich für gewöhnlich auch auf die Gesamtheit der vom Eigentümer beschäftigten Sklaven, wie bei Cato. Bezügl. letzterer s. E. MARÓTI: VDI 1970 (2) 60–64 (russ., mit engl. Zusammenfassung).

Sklassen versehen aber auch die Arbeit in der *villatica pastio*.¹¹⁶ Die *artifices*, d. h. die Leiter der drei wichtigsten Produktionszweige, der Vogelzucht, des Wildparkes und der Fischteiche (*aucupes, venatores, piscatores*) sind gleichfalls Sklassen. Gleich den Hirten gibt es auch für die Wärter der verschiedenen Vogelgattungen eigene Bezeichnungen: *aviarius* (III 5, 5), *columbarius* (7, 5), *pastor columbarum* (ebenda), *curator gallinarius* (9, 7), *procurator* (sc. *pavonum*).¹¹⁷ Sklassen sichten und sortieren die Eier der Zuchtgänse (10, 2) und Sklassen arbeiten im Wildgehege (3, 1; 2., 12, 1), in der Imkerei¹¹⁸ und der Fischwirtschaft (17, 6).

Aufgrund dieser Angaben bedarf die herkömmliche und weitverbreitete Auffassung, man hätte den Sklassen keine Aufgaben heiklerer Natur anvertrauen können, bis zu einem gewissen Grad einer Berichtigung. Zweifellos waren die Sklassen in ihrer Gesamtheit am Ergebnis und an der Produktivität ihrer Arbeit nicht interessiert. Hingegen lag es im Interesse jedes einzelnen, innerhalb der vorhandenen Gegebenheiten eine möglichst leichte Arbeit zugeteilt zu erhalten und diese seine Beschäftigung nicht zu verlieren, der Züchtigung oder sonstigen Strafen für nachlässige Arbeit zu entgehen. Dergleichen waren sie lebhaft daran interessiert, für gute Leistungen, die ihrem Herrn Nutzen brachten, Belohnungen und Vergünstigungen zu erhalten. Für all dies finden sich in Varros Werk zahlreiche Hinweise.

Es muß nicht eigens betont werden, daß die Feldarbeit auch im Altertum eine der mühsamsten und anstrengendsten Beschäftigungen bildete. Schwere und mühevollere Arbeit hatten aber auch die Hirten auf der Weide zu leisten. Es genügt in diesem Zusammenhang bei Varro nachzulesen, welche Ansprüche an sie gestellt wurden und welche physische Anforderungen bei der Auswahl der Hirten als maßgebend zu gelten hatten (II 10, 1. 3). Für die Art und Weise, wie man mit den Sklassen umging, ist der Umstand bezeichnend, daß er den Aufsehern nur dann verbietet, die Sklassen mit Stockschlägen zur Arbeit anzuhalten, wenn man die gleiche Leistung von ihnen auch mit guten Worten erlangen kann.¹¹⁹

Die Belohnung fleißiger Sklassen mit kleinen Geschenken war schon seit langem üblich. Auch Varro weiß, daß man die Arbeitslust der Sklassen zu heben vermag, wenn man sie menschlich behandelt, besser gepflegt und kleidet, wenn man ihnen Arbeitsvergünstigungen erteilt und ihnen gestattet, zum Eigengebrauch Tiere zu halten.¹²⁰ Ferner empfiehlt er, die Aufseher

¹¹⁶ S. III 3, 4: *tuorum servorum diligentia*. Vgl. MARQUARDT: op. cit. 141; GUMMERUS: op. cit. 66.

¹¹⁷ 6, 3. Vgl. Colum. VIII 11, 2: *curator pavonum*.

¹¹⁸ 16, 7: *mellarius*; 13, 3: *melitturgos*.

¹¹⁹ I 7, 5: *Neque illis concedendum ita imperare, ut verberibus coerceant potius quam verbis, si modo idem efficere possis*. Vgl. Colum. I 8, 3—5. 10. 15.

¹²⁰ I 17, 7: *Studiosiores ad opus fieri liberalius tractando aut cibariis aut vestitu largiore aut remissione operis concessioneve, ut peculiare aliquid in fundo pascere liceat*. . . Zum Spaargeld der Sklassen s. die sog. *tesseræ nummulariae* bei A. DEGRASSI: ILLRP, nr. 987—1063.

mit Belohnungen anzuspornen und ihnen zu ermöglichen, ein eigenes Vermögen (*peculium*) zu besitzen (I 17, 5). Dieses *peculium* konnte entweder Bargeld oder ein Stückchen eigener Grund und Boden oder ein bescheidener Bestand an Nutztieren sein, laut der vom römischen Rechtsgelehrten Q. Aelius Tubero, einem Zeitgenossen Varros stammenden Definition «all das, was ein Sklave mit der Erlaubnis seines Herrn von dessen Vermögen getrennt besitzt».¹²¹ Darüber hinaus, daß ein *peculium* in jedem Fall eine Verbesserung der Lebensumstände seines Besitzers zur Folge hatte, verhalf es dem Sklaven zuweilen auch, soviel beiseite zu legen, daß er sich damit seine Freiheit erkaufen konnte.

Eine besondere Vergünstigung, an die schon Cato gedacht hatte,¹²² war die dem Aufseher erteilte Erlaubnis, sich unter den Sklavinnen eine Lebensgefährtin zu erwählen (I 17, 5). Varro geht um einen Schritt weiter, indem er die Anwendung des gleichen Verfahrens auch bei den Hirten für wünschenswert hält (II 1, 26. 10, 6). Der Zweck, den man erreichen wollte, war in beiden Fällen der gleiche: die Anhänglichkeit der Sklaven an den Grundherrn zu steigern, sie fester an das Gut zu binden, und im Wege ihrer Kinder den Bestand an Arbeitskräften (*familia*) zu mehren. Diese Erwägungen enthalten im übrigen einen Hinweis auf die Tatsache, daß sich das Auffüllen der Belegschaft durch neue Sklaven zu Varros Zeiten immer schwieriger gestaltete, teils wegen der wachsenden Nachfrage, teils zufolge des nachlassenden Angebots.¹²³ Freilich wäre es verfehlt, die Bedeutung dieser auf dem Gut geborenen Sklaven, der sog. *vernae* zu überschätzen, denn die überwiegende Mehrzahl der Sklaven beschaffte sich das Römische Reich stets von außerhalb, durch Kriege, Piraterie, Menschenraub und im Wege des Sklavenhandels.¹²⁴ Die zum Ausgleich der Nachschubschwierigkeiten getroffenen Maßnahmen und Vorkehrungen waren bereits ein Zeichen der Krise, die der Sklavenwirtschaft drohte, und führten mit der Zeit zur Lockerung der strengen Disziplin.¹²⁵

Man findet es mithin auch von Varro bestätigt, daß für die Art und Weise, wie man mit den Sklaven umging, der aus ihrer Arbeit zu erhoffende Nutzen ausschlaggebend war.¹²⁶ Die Sklaverei wurde aus einer wirtschaftlichen Notwendigkeit geboren, da der Einsatz und die Ausbeutung der Arbeitskraft der Sklaven im Altertum das naturgegebenste und unentbehrlichste Mittel

¹²¹ Dig. XV 1, 5, 4: *Peculium autem Tubero quidem sic definit, ... quod servus domini permisso separatim a rationibus dominicis habet ...*

¹²² Vgl. 142. 143, 1. Columella empfiehlt bereits, Mütter mit drei Kindern von der Arbeit zu befreien, und jenen mit mehr Kindern die Freiheit zu geben, I 8, 19.

¹²³ Der sparsame Umgang mit Arbeitskräften kommt auch bei Varro zur Sprache, s. z. B. II 4, 22.

¹²⁴ Zu dieser Frage vgl. die Debatte zwischen UTTSCHENKO—STAJERMAN und KOVAL', VDI 1960 (4) 9—21 und 1961 (3) 94—100. — Was unsere Stellungnahme betrifft, s. Der Sklavenmarkt auf Delos und die Piraterie. *Helikon* 8 (1968). = *AntTan* (1962) 1—12. (ung.).

¹²⁵ Vgl. MARÓTI: Warenproduktion 234.

¹²⁶ Vgl. HEITLAND: op. cit. 185.

für die Steigerung der Produktivität war. Darüber waren sich schon vor Varro selbst die erhabensten Geister im klaren. Laut Aristoteles ist der Sklave das wertvollste Werkzeug, dessen man nur dann entraten könnte, falls die Werkzeuge die erforderliche Arbeit von selbst verrichten würden (vgl. Polit. I 4). Zweifellos repräsentierte mithin der Sklave für seinen Besitzer einen bestimmten Wert, und dieser Umstand bestimmte auch grundlegend seine Behandlung, die allerdings periodischen Schwankungen unterworfen war, je nachdem der Preis der Sklaven stieg oder fiel, je nach der Rentabilität ihrer Leistungen und der Arbeitsfähigkeit der einzelnen Sklaven, vor allem aber auch der jeweiligen Entwicklung von Angebot und Nachfrage auf dem Sklavenmarkt. Dem Wesen nach machte sich während des ganzen Altertums die von wirtschaftlichen Gesichtspunkten vorgezeichnete Auffassung geltend, die in der antiken landwirtschaftlichen Fachliteratur bei Varro ihre am deutlichsten kristallisierte Form fand.

Wir sahen bereits, daß Varro bei Aufgliederung der Tierzucht die Hirten in einem Atem mit den von ihnen gehüteten und den bei ihrer Beschäftigung verwendeten Tieren, den Mauleseln und Hunden nennt (II 1, 11—12). Diese Nebeneinanderreihung hält der eine Forscher für grotesk, gewaltsam und gekünstelt,¹²⁷ während ein anderer Autor in Kenntnis dessen, daß man hierin für gewöhnlich ein eklatantes Beispiel für Varros übertriebenen Hang zur Systematisierung erblickt, diese seltsame Zusammenstellung erklärlich findet.¹²⁸ Lehrreich gestaltet sich eine Gegenüberstellung von Varros Konzeption mit einer erhalten gebliebenen Bestimmung der *Lex Aquilia* und dem von Gaius hinzugefügten Kommentar: *Gaius libro septimo ad edictum provinciale Lege Aquilia capite primo cavetur: 'ut qui servum servamque alienum alienamque quadrupedem vel pecudem iniuria occiderit, quanti id in eo anno plurimi fuit, tantum aes dare domino damnus esto. . .'* *Ut igitur apparet, servis nostris exaequat quadrupedes, quae pecudum numero sunt et gregatim habentur, velut oves caprae boves equi muli asini. sed an sues pecudum appellatione continentur, quaeritur: et recte Labeoni placet contineri. sed canis inter pecudes non est* (Dig. IX 2, 2 pr. 2).

Auffallend ist in obiger Aufzählung die namentliche Anführung der auch von Varro genannten Tiere. Bezüglich der Vermögenswerte stellte mithin auch die Rechtsauffassung die Nutztiere und die Sklaven auf die gleiche Stufe.

Der gleichen Auffassung begegnet man, wenn man die Frage vom Gesichtspunkt der Funktion der Arbeitsverrichtung betrachtet. Schon Aristoteles nannte den Sklaven ein Werkzeug, dem eine Seele innewohnt.¹²⁹ Bei Beschreibung der landwirtschaftlichen Arbeitsbehelfe (*agri quibus rebus colun-*

¹²⁷ FUHRMANN; op. cit. 70.

¹²⁸ SKYDSGAARD: op. cit. 35—36.

¹²⁹ ἔμψυχον ὄργανον, *Eth. Nicom.* VIII 13 (1161 b), *Polit.* I 4.

tur, I 17, 1) bedient sich Varro folgender Dreiteilung: redende, Laute von sich gebende und stumme Werkzeuge (*instrumentum vocale, semivocale, mutum*). «Zu den sprechenden gehören die Sklaven, zur zweiten Kategorie die Ochsen und zu den stummen die Karren und Wagen.»¹³⁰

Auch in dieser Aufteilung erblicken einige Forscher eine scherzhafte Formel,¹³¹ während andere in ihr die der Auffassung der antiken Welt entsprechende, reale Einstufung der Sklaven erkennen.¹³² Für die Richtigkeit der letzteren Ansicht zitieren wir von neuem ein Rechtsgutachten vom Beginn des 3. Jahrhunderts u. Z. aus der Feder des Iulius Paulus (Sent. III 6, 35 - 37); *Quaerendorum fructuum causa esse videntur, qui opus rusticum faciunt, et monitores et vilici et saltuarii; item boves aratorii, aratra, bidentes, et falces putatoriae; frumentum quoque ad sementem repositum. Cogendorum fructuum causa comparata instrumento*¹³³ *cedunt, velut corbes, quali, falces messoriae et foenaria, item molae olivariae. Conservandorum fructuum causa comparata instrumento cedunt, velut dolia, cupae, vehicula rustica, pistores, asini, focariae; item ancillae, quae vestimenta rusticis faciunt; scortea quoque et sutor continebuntur.*

Zweifellos dürfte ein solcher Standpunkt, in dem die sachlich nüchterne, kalt rechnende, allein auf den eigenen Vorteil bedachte Betrachtungsweise so unverhohlen zum Ausdruck kommt, beim heutigen Leser Befremden, wenn nicht sittliche Entrüstung auslösen, was umso weniger wundernehmen kann, als «diese antiken Einrichtungen unseren heutigen Zuständen und unsern durch diese Zustände bestimmten Gefühlen nicht mehr entsprechen», wie Engels festgestellt hat.¹³⁴ Zugleich ermahnt uns aber Engels auch, an diese Gegebenheiten der Antike nicht mit der händeringenden Sentimentalität des Moralisten, sondern mit dem Verständnis für historische Entwicklungsetappen heranzugehen.¹³⁵

Die Wirtschaft konnte nur dann rentabel sein und dem Besitzer den erhofften Gewinn abwerfen, wenn die produktive Arbeit auf dem Gut pausenlos und störungsfrei vonstatten ging. Verschiedene Maßnahmen und Erwägungen, die hierauf abzielten, lernten wir bereits kennen.

In dieser Hinsicht spielte der Sklavenaufseher und Leiter der auf dem Gut zu verrichtenden Arbeiten eine entscheidende Rolle. Bezeichnend für die

¹³⁰ I 17 1., vgl. I 5, 4. — Laut einem grammatiscben Fragment Varros (August. *de dial.* V p. 7): *Loqui est articulata voce signum dare; articulatum dico quae comprehendere litteris potest.*

¹³¹ DAHLMANN: Varro 1196. — Man kann in diesem Zusammenhang auch an die Wirkung der Enneadenrechnung denken, schrieb doch bekanntlich Varro unter dem Einfluß der pythagoreischen Zahlenmystik sein aus 9 Büchern bestehendes Werk *De principiis numerorum*. Zur dreifachen Dreiergliederung vgl. *Men. frg.* 333: *... a Gratiarum numero ... progredi ad Musarum*. Vgl. Hor. c. III 20, 11- 14.

¹³² HEURGON: a. a. O. 59.

¹³³ Vgl. Varro I 2, 1 *De reliquo instrumento muto*.

¹³⁴ «Anti-Dühring». Moskau 1946. 221.

¹³⁵ S. die einschlägigen Bemerkungen a. a. O. 221— 222.

fortschreitende Entwicklung ist der Umstand, daß Cato sich seinerzeit im Grunde genommen nur mit den *Obliegenheiten* dieser Aufseher auseinandersetzt,¹³⁶ während Varro auch auf deren *Auswahl* Gewicht legt. Er beschreibt, über welche wichtigeren geistigen Fähigkeiten und physischen Eigenschaften und über welche Kenntnisse sie verfügen müssen, ferner welcher Altersklasse die Leiter der Feldarbeiten¹³⁷ bzw. die Oberhirten (II 10, 3) angehören sollen. Schon diese Unterscheidung an sich dürfte offenbar Varro in die landwirtschaftliche Fachliteratur eingeführt haben, entsprechend den zu seiner Zeit herrschenden Verhältnissen.¹³⁸ So kann es auch nicht überraschen, daß er über die mit den Feldarbeiten beschäftigten Sklaven nichts Wesentliches zu sagen hat,¹³⁹ sich aber umso eingehender mit den an die Hirtensklaven gestellten Anforderungen befaßt (II 10, 1—2).

Der Oberaufseher befand sich schon bei Cato in einer der Wichtigkeit seines Aufgabenkreises angemessenen Sonderstellung. Im Laufe der Zeit nahm seine Bedeutung nicht nur Hand in Hand mit der Produktions- und Rentabilitätssteigerung der Güter noch weiter zu, sondern auch zufolge der auf seinen Schultern lastenden wachsenden Verantwortung, da sich die Aufmerksamkeit und Fürsorge des Grundherrn für gewöhnlich auf mehrere Güter verteilte¹⁴⁰ und seine Fachkenntnisse mit der Entwicklung und den Ansprüchen der Zeit keineswegs immer Schritt hielten. In dieser Hinsicht ist eine Gegenüberstellung der Äußerungen Catos und Varros sehr aufschlußreich. Cato belehrt noch seinen *vilicus*, «sich selbst nicht für klüger zu halten als seinen Herrn»,¹⁴¹ Varro hingegen hält es für angezeigt, daß der Gutsbesitzer sich nicht nur das Vertrauen und Wohlwollen des Aufsehers, sondern auch der anderen anstelligeren Sklaven zu erwerben trachte. Deshalb solle er mit ihnen die zu verrichtenden Arbeiten besprechen, womit er ihnen zugleich zu verstehen gibt, daß er ihre Leistungen zu schätzen weiß.¹⁴² Wir brauchen nicht eigens zu betonen, daß es sich auch dabei lediglich um zielbewußte praktische Überlegungen, nicht aber um Gefühle und Erwägungen reiner Menschlichkeit handelt. Als Beweis genügt ein Beispiel unter vielen, das uns Varro in Hortensius den hochgebildeten Redner und Politiker seiner Zeit vor Augen

¹³⁶ *Vilici officia*, De agr. 5, 1—5.

¹³⁷ I 17, 4—5. Bezügl. der späteren Zeiten vgl. Colum. I 8, 1—4.

¹³⁸ Vgl. Cicero, *II in Verr.* V 7, 17. S. auch MARÓTI: Acta Ant. Hung. 9 (1961) 66.

¹³⁹ Columella sieht sich bereits benüßigt, sich eingehender mit diesem Problem zu beschäftigen, s. I 9, 1 ff.

¹⁴⁰ Über die praktischen Ursachen s. E. MARÓTI: Zum Problem der Ausgestaltung des überlieferten Cato-Bildes. Acta Univ. Debrecen. Ser. Hist. 3 (1964) 13. — Varro rechnet übrigens meist mit Grundstücken von ungefähr 200 iugera Flächeninhalt, vgl. T. FRANK: ESAR I 363 und DOHR: op. cit. 37—45. Als Beweis für die Zunahme an Großgrundbesitz oder an Latifundien kann die *r. r.* auf keinen Fall gelten, wie H. MIHAESCU (Studii și Cercetări de Istorie Veche 4 (1953) 527, 538, 539) glaubt. Zu diesem Problem s. noch W. I. KUSISCHTSCHIN: VDI 1957 (1) 64—68.

¹⁴¹ De agr. 5, 2: *ne plus censeat sapere se quam dominum*. Cf. Plaut. *epid.* 257—58.

¹⁴² Ähnliche Ratschläge erteilt später auch Columella, I 8, 15, 18.

hält. Dieser Hortensius, der sich in Klagen über den Verlust seiner Lieblingsmuraene erging,¹⁴³ ließ der Versorgung seiner Fische mit Frischwasser mehr Sorgfalt angedeihen als seinen kranken Sklaven, daß diese nicht zu kaltes Wasser tranken (III 17, 8).

Von den wachsenden Anforderungen an die Kenntnisse und Aufgaben der Aufseher zeugt der Umstand, daß Varro vom Sklaven, der die Feldarbeiten leitet, bereits verlangt, er solle lesen und schreiben können und einigermaßen gebildet sein.¹⁴⁴ Dessen bedurfte er zur zeitgerechten Verrichtung und Kontrolle der im Landwirtschaftskalender vorgesehenen Feldarbeiten (I 36), aber auch zum Anlegen und Führen der Inventare über die in der Wirtschaft vorhandene bewegliche Habe, bzw. über die Grund- und Umlaufmittel (I 22, 6). Auch der Oberhirt vermag seinem Herrn nur dann in gebührender Weise Rechenschaft abzulegen, wenn er des Schreibens kundig ist (II 10, 10). Der *magister pecoris* muß schriftliche Aufzeichnungen über alles Wissenswerte, über die Ursachen und Erkennungszeichen der häufigsten Tierkrankheiten sowie über die wirksamste Behandlung und Therapie dieser Erkrankungen besitzen (II. 1, 23), um nicht jedesmal auf den Tierarzt angewiesen zu sein (II. 1, 21). Dieser Gesichtspunkt kehrt in Verbindung mit der Pflege der verschiedenen Tiere des öfteren wieder.¹⁴⁵

Bei der intensiven Tierzucht, der *villatica pastio*, wurde zuweilen ein eigener *scriba librarius* zum Verbuchen der Einnahmen in Dienst gestellt (III. 2, 14).

Bei Cato findet sich keine schlüssige Angabe dafür, ob der *vilicus* seinem Herrn aufgrund schriftlicher Aufzeichnungen Rechenschaft über die verrichteten Arbeiten, die Einnahmen, die Vorräte u. dgl. m. ablegte (2, 1--5). Skydsgaard glaubt zwar, darauf schließen zu können,¹⁴⁶ doch liegt dafür kein zwingender Grund vor, zumal es Columella unter zweifellos weit komplizierteren Umständen keineswegs für unerlässlich hält, daß der *vilicus* schreiben und lesen könne. Im Gegenteil erblickt er sogar einen Vorteil darin, wenn er es nicht kann, indem er erklärt: «Auch ein Analphabet kann ganz gut die Wirtschaft führen, sofern er nur ein gutes Gedächtnis hat. Von solchen Aufsehern sagt Cornelius Celsus, sie empfangen ihre Herren öfter mit Geld als mit Verrechnungsbüchern, da sie des Schreibens unkundig, die Ausweise und Verrechnungen selbst nicht zu fälschen wissen und dazu fremde Hilfe aus Schuldbewußtsein nicht in Anspruch zu nehmen wagen» (I 8, 4).

¹⁴³ Plin. *n. h.* IX 172. Ähnliches berichtet auch Macrobius (*sat.* III 15, 4) über L. Licinius Crassus (Konsul i. J. 95, Zensor 92), den Cicero neben M. Antonius Orator für den bedeutendsten Redner der Jahrhundertwende hielt (*Brut.* 38, 243 ff.).

¹⁴⁴ I 17, 4: *Qui praesint esse oportere, qui litteris atque aliqui sint humanitate imbuti...* Über den Zustand des Textes vgl. neuerdings R. SOBELS Anmerkungen (*Critica Varro-niana*), *Eranos* 66 (1968) 139–140.

¹⁴⁵ S. II 2, 20. 3, 8. 7, 16. bzw. 10, 10 bezügl. der Hirten selbst.

¹⁴⁶ *op. cit.* 19–20, teilweise aufgrund des auch bei Cato erkennbaren Arbeitskalenders, mit den Vermerken zur Kontrolle der zu verrichtenden Arbeiten.

Diese Bemerkung läßt zugleich auch die Schwierigkeiten erkennen, die sich in einer ganz auf Sklavenarbeit gegründeten, in Abwesenheit des Gutsherrn von Sklaven geleiteten Wirtschaft ergeben.

Eine Schmälerung der aus dem Gut bezogenen Einkünfte brachte auch ein Ausfall an Arbeitskräften mit sich, mit dessen verschiedenen Ursachen sich schon Cato beschäftigte.¹⁴⁷ Offenbar sahen sich seine Nachfolger genötigt, dieses Problem schon bei Zusammenstellung des Arbeitskalenders in Betracht zu ziehen.¹⁴⁸ Auch bei Varro kommen derartige Erwägungen zu Wort (vgl. z. B. I 16, 4).

Einer noch schwerwiegenderen Möglichkeit, der Gefahr einer Verschwörung bzw. eines Sklavenaufstandes sucht Varro zuvorzukommen, wenn er davor warnt, auf ein und demselben Gut nicht viele Sklaven der gleichen Nationalität zu beschäftigen, die sich in ihrer Muttersprache verständigen können und mehr oder weniger die gleichen Gedankengänge haben.¹⁴⁹ Der Gedanke ist nicht neu, man begegnet ihm schon lange vor Varro.¹⁵⁰ Die vorangegangenen großen Sklavenaufstände (vor allem die beiden sizilianischen) und die in Verbindung mit den vom zweiten Triumvirat verhängten Proskriptionen gesammelten Erfahrungen¹⁵¹ verliehen ihm indessen neue Aktualität. Allerdings hätte die Beachtung dieser Verhaltensmaßregel die Arbeitsorganisation ungemein erschwert, ganz zu schweigen davon, daß sie bei einem größeren Bestand an Sklaven kaum verwirklicht und eingehalten werden konnte. Die Gutsbesitzer mußten eben für den zu erwartenden Gewinn dieses Risiko mit in Kauf nehmen, ebenso wie sie trotz aller schlechten Erfahrungen ihre Hirten zum Schutz der Herden auch weiterhin bewaffneten (II 10, 1). Daß es trotzdem in der Folge zu keinen größeren Sklavenaufständen mehr kam, findet seine Erklärung in der inzwischen gewandelten historischen Lage.

Budapest.

¹⁴⁷ De agr. 2, 2—3. Vgl. MARÓTI: Warenproduktion 223.

¹⁴⁸ S. Saserna bei Varro, I 18, 2: ... *sed relinquere se operas XIII valetudini, tempestati, inertiae, indiligentiae.*

¹⁴⁹ I 17, 5: *Neque eiusdem nationis plures parandos esse; ex eo enim potissimum solere offensiones domesticas fieri.*

¹⁵⁰ Plat. Nom. VI 19 (777 c); Aristot. Polit. VII 9, 9; Ps. Aristot. Oik. I 5 (1344 b).

¹⁵¹ Vgl. E. MARÓTI: Античное общество. Leningrad 1968. 109 ff.

T. KOTULA

FIRMUS, FILS DE NUBEL, ÉTAIT-IL USURPATEUR OU ROI DES MAURES ?

L'histoire des usurpateurs, des «tyrans» aspirant à conquérir illégalement le trône impérial, constitue un des chapitres les plus passionnants, les plus compliqués aussi de l'histoire politique de l'Empire romain, car elle est liée étroitement à sa crise et à sa désintégration. Aujourd'hui, on ne peut considérer les usurpations, particulièrement nombreuses au III^e siècle et à partir de la seconde moitié du IV^e, comme une manifestation de l'arbitraire des chefs, ou même comme le résultat des luttes intestines dans l'armée. Outre les aspirations des chefs et des légions, on perçoit déjà celles des provinciaux qui, pour défendre leurs pays menacés par les barbares, devaient souvent, avec l'aide de l'armée, proclamer des Augustes locaux, face à la faiblesse du pouvoir central.¹

Le problème des «tyrans» frappait dans l'Antiquité les historiens grecs et latins. Il constituait un sujet des plus intéressants pour les auteurs de l'Histoire Auguste, relevant le dramatisme de l'action par l'apparition sur la scène de l'Histoire de nouvelles figures — les prétendants au trône. Les exploits des empereurs glorifiés par leurs biographes devenaient d'autant plus célèbres si l'on pouvait ajouter à leurs triomphes sur les barbares, leurs victoires sur les usurpateurs. C'est pourquoi on inventait des usurpations qui n'avaient jamais eu lieu, si bien que parmi les *tyranni triginta* après Valérien et Gallien, on peut relever plus d'un personnage fictif.

La critique des sources a démasqué bien des falsifications de ce genre, mais d'autre part, lors des recherches modernes on considère souvent à tort comme des usurpateurs ceux qui luttaient, il est vrai, contre les Romains en tant que porte-parole des particularismes locaux, mais qui n'avaient aucune prétention à la pourpre impériale.

Étudions l'exemple d'un prince maure du temps de Valentinien I^{er}, celui de Firmus fils de Nubel, appartenant à une «dynastie» indigène des

¹ Nous avons souligné cet aspect de nombreuses usurpations dans notre étude, T. KOTULA: U źródeł afrykańskiego separatyzmu w III w. n. e. Wrocław 1961. 49 sqq. (Sources du séparatisme africain au III^e siècle de n. è.; résumé en français, 106—115). Mais on attend toujours un travail de synthèse sur le phénomène qu'étaient les usurpations à l'époque de l'Empire.

reguli tolérés par les Romains. Sa révolte dans les années 372-375,² bien connue grâce aux sources, a provoqué une discussion animée, une controverse sur le caractère du pouvoir du chef même et sur les buts de l'insurrection. Les savants se sont divisés en deux camps. O. Seeck, l'un des premiers, a exprimé l'opinion selon laquelle le chef des tribus barbares était un usurpateur qui avait adopté le titre d'Auguste.³ Cette hypothèse a été soutenue par de nombreux chercheurs. Les autres savants ne voient par contre en Firmus qu'un roi des Maures.⁴ Il convient donc de soumettre à une révision les opinions exprimées jusqu'à ce jour, à l'aide des sources dans lesquelles, semble-t-il, on peut trouver des arguments en faveur des deux points de vue controversés.

La source principale, très détaillée, est constituée par l'ample relation d'Ammien Marcellin sur le cours de la révolte, réprimée après deux années de combats par le maître de cavalerie Théodose, père du futur empereur du même nom.⁵ C'est cette source qui servira de point de départ à nos considérations. Dans l'opinion des savants, la valeur de cette relation est relevée par le fait que son auteur était un contemporain de Firmus.

Tout d'abord il convient de constater qu'Ammien n'emploie nulle part pour Firmus le terme de *tyrannus*. Le chef de tribus est appelé Maure, *perduellis*, *rebellis*, et même injurieusement *latro*, comme Tacfarinas.⁶ L'impression générale causée par la lecture d'Ammien présente à nos yeux le *regulus* typique qu'était déjà Nubel. Mais il semble résulter d'un paragraphe que l'historien croyait à l'usurpation de Firmus. Il mentionne notamment que l'un des tribuns de deux unités romaines, les *sagittarii* - cavaliers de la quatrième cohorte, ainsi que les *pedites Constantiani*, unités qui sont passées du côté du rebelle, lui avait passé au cou son *torques*, son collier à la place du diadème.⁷ C'est sur ce passage que Seeck a étayé son hypothèse. Cependant,

² Le début de la révolte est difficile à fixer. Dernièrement, A. DEMANDT est enclin à le reculer jusqu'en 370 (A. DEMANDT: Die afrikanischen Unruhen unter Valentinian I., Wissensch. Beiträge der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1968/6 (C 8) 283 sq.; cf. P. ROMANELLI: Storia delle province romane dell'Africa. Roma 1959. 580.

³ O. SEECK: PW VI (1909) 2383 sq.; Idem: Geschichte des Untergangs der Antiken Welt, V² (Stuttgart) 26 sqq. et les notes.

⁴ Voir infra, notes 5 et 21.

⁵ Amm. Marc. 28, 6, 26; 29, 5, 2-55, texte mutilé dans quelques endroits; 30, 7, 10, cf. 27, 9, 1-2. En dernier lieu, la relation d'Ammien est commentée amplement par J. BURIAN: Die einheimische Bevölkerung Nordafrikas in der Spätantike . . . (dans:) F. ALTHEIM-R. STEHL: Die Araber in der Alten Welt, V. Berlin 1968. 218 sqq.; pour la bibliographie concernant la révolte de Firmus, voir ibid., 221, note 10; cf. également A. WINKLER: Précis d'histoire des campagnes d'Afrique de Théodose contre Firmus (372-375) Revue Tunisienne 15 (1908) 137 sqq.; A. DEMANDT: op. cit. 277-292.

⁶ Voir A. DEMANDT: Zeitkritik und Geschichtsbild im Werk Ammians. Bonn 1965. 92 sq. Ce savant constate que, en général, les rebelles contre le pouvoir impérial étaient traités avec indulgence par Ammien qui tâchait de comprendre les motifs de leurs soulèvements. Les épithètes outrageantes que cet historien n'hésitait pas à lancer contre Firmus (qui, selon A. DEMANDT, appartiendrait à la série des usurpateurs de la basse époque) seraient là pour mettre mieux en relief les vertus de Théodose.

⁷ Amm. Marc. 29, 5, 20.

il faut souligner que la supposition d'Ammien qui suggère l'usurpation ne constitue pas une preuve que l'armée a réellement proclamé Firmus empereur.⁸ Si la décoration du Maure des insignes militaires du tribun était historique, cela peut vouloir dire que les soldats perdus dans un pays dominé par l'ennemi se sont rendus à lui, face à la supériorité de l'adversaire, en reconnaissant en Firmus leur chef. Par ailleurs les mots *pro diademate*, au lieu de diadème

insignes du pouvoir impérial, c'est déjà une interprétation de l'auteur ancien qui ne savait pas s'affranchir de la manière de penser romaine traditionnelle. L'histoire des usurpations ne connaît pas d'exemple, du moins jusqu'à Valentinien I^{er}, où l'armée romaine aurait donné le trône à un chef barbare qui n'aurait aucun titre officiel dans l'Etat.⁹ Les «tyrans» proclamés Augustes par les légions sortaient dans la seconde moitié du IV^e siècle des rangs des militaires supérieurs, tel Maxime, ou de la Cour, tel Eugène. Un modeste tribun de cohorte en Maurétanie n'avait aucun droit, il n'était pas préparé à une investiture solennelle.

Ici-bas, nous essaierons d'expliquer d'où provient la scène du «couronnement» dans la description de la révolte maurétanienne. Malheureusement, c'est sur cette scène que se sont basés certains auteurs plus récents, adoptant les suggestions de la source principale. Toutefois, ils sont allés encore plus loin, en plaçant alors sans aucune hésitation Firmus parmi les usurpateurs. C'est ainsi que le *sagus puniceus* du chef des Maures dont parle Ammien s'est transformé dans la version de Zosime en pourpre impériale qu'auraient posée les provinciaux africains, les *Αἰθνες*, sur les épaules de Firmus.¹⁰ Dans le passage correspondant de l'auteur de l'Épitomé de Caesaribus, nous lisons que Firmus *regnum invadens exstinguitur*.¹¹ Enfin, un ouvrage hagiographique catholique, la *Passio Sanctae Salsae*, dans sa description du siège de la cité maurétanienne de Tipasa par Firmus, considère la révolte comme une tyrannie, *labes Firminianae tyrannidis*, et donc comme une usurpation, et elle définit de manière non-équivoque les desseins du chef maure: *vellet . . . sibi imperii dominatum contra ius fasque degener vindicare gentilis*.¹² C'est ainsi que se renforçait dans l'Antiquité la légende que les savants modernes ont adoptée.

⁸ Cf. J. BURIAN: op. cit. 238.

⁹ L'opinion répandue depuis O. SEECK d'après lequel Firmus aurait été nommé, sous Valentinien I^{er}, *dux Maurétaniae* devrait enfin disparaître de la littérature. Le savant allemand a tiré des conclusions erronées du texte de Zosime 4, 16, 3 (éd. L. MENDELSSOHN) où les mots: *τὴν στρατιωτικὴν ἔχοντος ἐν Μαυροσίοις ἀρχῆν* concernent évidemment le comte Romanus dont la haute fonction avait été définie de manière peu précise par l'auteur grec (O. SEECK: Firmus, 2383; idem: Geschichte des Untergangs, I. cit.). Cependant, après O. SEECK, les savants imputent à Firmus presque unanimement ce prétendu commandement officiel en Maurétanie. Bien que la phrase mutilée d'Ammien, 29, 5, 3, ne permette pas de savoir quel fut le pouvoir auquel Firmus aurait renoncé (*ab imperii ditione descivit*), cet *imperium* peut y désigner un pouvoir quelconque, dans un sens peu concret.

¹⁰ Amm. Marc. 29, 5, 48; cf. Zosime: I. cit.

¹¹ Epitome de Caes. 45, 7.

¹² Passio S. Salsae, cap. 13 (Catal. codd. hagiogr. B. N. Paris., I 351).

Désirant mieux étayer son hypothèse de l'usurpation, O. Seeck s'est servi d'un argument supplémentaire: une inscription de Calama dédiée à un Auguste dont le nom a été martelé.¹³ D'après ce savant, l'Auguste en question serait justement Firmus, car le curateur de la cité qui y est nommé apparaîtrait dans un autre texte de Calama daté de 373.¹⁴ Cependant les divergences dans la carrière des deux curateurs aux noms d'ailleurs pas tout à fait identiques, excluent plutôt la possibilité d'une seule et même personne. C'est pourquoi l'hypothèse de S. Gsell semble plus juste, hypothèse basée sur une révision précise des deux textes mentionnés et selon laquelle l'Auguste anonyme serait Julien l'Apostat.¹⁵ Ajoutons que l'élimination du texte provenant de Calama a une grande importance pour déterminer l'extension de la révolte, car c'est lui qui a amené les chercheurs à supposer que celle-ci s'est également étendue à une partie de la Numidie.¹⁶

Mais dans le second groupe de textes littéraires de la fin du IV^e siècle et du début du V^e, Firmus est nettement défini comme roi des tribus maures. Orosius s'exprime ainsi à propos de lui: *sese excitatis Maurorum gentibus regem constituens*.¹⁷ Saint Augustin, Africain, jugeait de même: chez lui, l'insurgé apparaît toujours, et toujours en liaison avec la Maurétanie, comme le *rex barbarus Firmus*.¹⁸ D'ailleurs, le prêtre espagnol devait peut-être ses renseignements à son ami parfaitement informé, à l'évêque d'Hippone. La caractéristique de l'insurrection dans les vers du poète de la Cour, Claudius Claudianus, irait dans le même sens: *coniurat in arma progenies vesana Iubae*.¹⁹

¹³ CIL VIII 5338 + 17488 = I.LAlg. I 253.

¹⁴ CIL VIII 5347 = I.LAlg. I 272: Basilus Cirrenianus. Le curateur du texte cité plus haut (note 13) porte le nom de Basilus Cirrenianus Restitutus.

¹⁵ S. GSELL, ad I.LAlg. I 253. R. CAGNAT: L'armée romaine d'Afrique, I. Paris 1913. 78 sqq. a déjà combattu l'opinion selon laquelle cette inscription se rapporterait à Firmus. Quant aux fonctions exercées par les deux Basilii, il faut souligner que l'on avait omis, dans la carrière du second de ceux-ci, la dignité très importante de l'ancien grand prêtre provincial, *sacerdotalis p(rovinciae) A(fricae)*. Cette omission constitue, à moins que l'inscription I.LAlg. I 253 ne soit postérieure à celle du n° 272, l'argument le plus fort contre l'identification de deux personnages en question, dont le premier au prénom de Restitutus pourrait être, comme l'a voulu S. GSELL, père du second mentionné dans le texte plus récent de l'an 373. Cf. P. ROMANELLI: op. cit. 581 et A. DEMANDT: Afrikanische Unruhen 284.

¹⁶ Il faut donc constater, conformément à l'état actuel de nos connaissances, que la révolte n'a pas dépassé les frontières de la Maurétanie Césarienne et la partie Ouest de la Sitifienne. C'est à la Césarienne qu'ont trait les mots du chapitre cité de la Passio S. Salsae: *provinciam totam Firminianae labes tyrannidis devastarat*.

¹⁷ Oros. 7, 33, 5.

¹⁸ Augustin.: Contra ep. Parm. I, 10, 16; 11, 17.

¹⁹ Claudius Claud.: De bello Gild. 331 sq., sur les deux insurrections, de Firmus et de Gildon. Même le texte de l'Épitomé, 45, 7, d'ailleurs peu claire à cause de sa brièveté: *regnum invadens*, peut se rapporter, lui aussi, au règne du Maure sur les tribus. Le caractère illégal de ce pouvoir (*invadere*) ne consistait sans doute, de l'avis des Romains, que dans le fait que Firmus s'est fait élire chef d'une confédération de tribus sans avoir obtenu l'autorisation impériale, sans être nommé, comme les princes baquates du III^e siècle, *rex constitutus*. C'est pourquoi les conclusions tirées de nos textes par G. G. DILIGUENSKI ne nous paraissent pas être justifiées (Северная Африка в IV - V веках. Москва 1961. 208).

Malgré les témoignages ci-dessus, l'autorité de Seeck a très longtemps fait foi dans la science.²⁰ Ce n'est que dans les recherches récentes que l'on a réagi à son point de vue.²¹ Mais jusque là on n'a pas remarqué dans ce contexte un passage intéressant chez Ammien même, d'où il semble résulter selon toute vraisemblance que l'histoire du soi-disant «couronnement» de Firmus par le tribun romain est, du moins en ce qui concerne certains détails, une fiction. Comme on sait, le païen Ammien se trouvait sous le charme particulier de Julien l'Apostat auquel il a consacré, à son idéal de souverain, à César et ensuite à Auguste, quinze livres, c'est-à-dire près de la moitié de son histoire de Rome.

Or dans la scène de proclamation de Julien comme Auguste à Paris par les soldats qui lui étaient fidèles, révoltés contre Constance II, nous trouvons une expression reprise par la suite presque mot à mot dans le tableau du «couronnement» de Firmus. Comparons les deux passages:

Amm. Marc. 20, 4, 17 18
(ed. Gardthausen)

Augustus renuntiatus (Iulianus) iubebatur diadema proferre, negansque unquam habuisse, uxoris colli... poscebatur... Sed cum id quoque turpe esse adseveraret, Maurus nomine quidam, postea comes,²² ... abstractum sibi torquem... capiti Iuliani imposuit.

Amm. Marc. 29, 5, 20

(Theodosius)... Constantianorum perditum partem Tigavias venire iusserat cum tribunis, e quibus unum torquem pro diademate capitati imposuit Firmi.

Nous sommes en présence d'un doublet assez, semble-t-il, évident dans le texte du même auteur, avec le transfert du motif banal de l'usurpation d'un événement, célèbre, à un autre, d'une moindre importance pour l'auteur ancien.²³ Il est vrai, soulignons-le, qu'Ammien jouit d'une renommée de chercheur très consciencieux, mais ce Grec connaissait sans aucun doute assez peu l'histoire de l'Afrique, comme d'ailleurs sa géographie, ce que l'on

²⁰ Son hypothèse a été adoptée encore par G. G. DILIGUENSKI: op. cit. 202—209; cf. 215.

²¹ B. H. WARMINGTON: *The North African Provinces from Diocletian...* Cambridge 1954. 11, constate «A nationalist character» du soulèvement de Firmus. Le premier parmi les savants qui a contesté décidément la thèse de Seeck était P. ROMANELLI: op. cit. 581 sq. Récemment, il a été suivi par J. BURIAN: l. cit. Dans notre livre sur les sources du séparatisme africain nous avons déjà, nous aussi, insisté sur le caractère indigène de l'insurrection (T. KOTULA: op. cit. 67 sqq.).

²² Le même personnage apparaît également dans un autre passage de l'oeuvre d'Ammien, 31, 10, 21, où le même fait est mentionné encore une fois.

²³ Sur la technique du doublet dans les sources du Bas-Empire, voir T. KOTULA: En marge de l'usurpation africaine de L. Domitius Alexander. *Klio* 40 (1962) 163 sqq.

a observé il y a déjà longtemps justement à l'occasion de sa description de la campagne de Théodose contre Firmus.²⁴ Cette association purement mécanique des deux scènes est venue à l'esprit d'Ammien grâce aussi au nom de Maurus, nom générique qui semble indiquer une origine africaine du comte qui n'est pas attesté dans les autres sources, s'il s'agit bien d'un comte historique.

Ammien a dû entendre les bruits sur la prétendue usurpation de Firmus puisque, comme il le mentionne lui-même, Romanus, comte d'Afrique, dénigrait le prince maure à la Cour impériale.²⁵ Dans l'éventail des accusations de ce genre, les insinuations ayant trait à une aspiration secrète au trône constituaient une incrimination des plus lourdes. L'historien n'est donc probablement pas responsable de cette fiction, mais cela ne change en rien le fait que l'hypothèse fondée sur une tradition aussi peu certaine soit dans l'air. Le caractère de la révolte en Maurétanie a été justement déterminé par un auteur bien versé dans les affaires africaines, Q. Aurelius Symmachus, proconsul d'Afrique exactement en 373, qui l'a appelée *rebellio barbarica*.²⁶ Ce témoignage du païen correspond parfaitement à la version des chrétiens africains, accordant un point essentiel à l'opinion que Firmus était *rex Maurorum*.

Cependant, si l'on rejette l'hypothèse de l'usurpation, une question se pose: quels étaient en réalité les desseins du roi des Maures quand il s'insurgeait contre Rome? Ce problème est compliqué avant tout parce que Firmus a subi la défaite en y laissant la vie. Ce sont les raisons de ses adversaires qui devaient vaincre. Leurs opinions sur le *degener gentilis* se sont répandues dans les sources qui, n'épargnant pas le vaincu, essaient de le présenter sous un faux jour. Aujourd'hui, il convient donc dans un certain sens de réhabiliter le fils de Nubel.

Ammien mentionne comme les raisons directes de l'insurrection des motifs personnels, les luttes intestines dans la famille de Nubel qui était *velut regulus per nationes Mauricas potentissimus*, les craintes de Firmus après l'assassinat de Zammac, sa peur des intrigues de Romanus à la Cour. Tout cela obligea enfin le Maure à un acte d'autodéfense.²⁷ Il a exploité les protestations de la population opprimée par les rapines et les exactions du comte, entraînant avec facilité les tribus maures *ad omnes dissensionum motus perfabiles*.²⁸ En tout cas, c'est dans le milieu de l'aristocratie tribale que l'on doit chercher le vrai fond de l'affaire.

²⁴ Voir S. GSELL: Observations géographiques sur la révolte de Firmus. Recueil . . . de la Soc. Arch. de Constantine 36 (1902) 46; cf. P. ROMANELLI: op. cit. 578.

²⁵ Amm. Marc. 29, 5, 2, cf. 3.

²⁶ Symm.: Epist. 1, 64; cf. T. KOTULA: U zródel separatyzmu, 64 et note 65: d'autres exemples de révoltes des Maures qualifiées dans les sources de *rebellium incursio* ou de termes pareils.

²⁷ Amm. Marc.: I. cit.: *salutis tuendae gratia; ultimorum metu . . . trepidans*.

²⁸ Amm. Marc. 30, 7, 10.

Dans ce milieu, depuis les insurrections du III^e siècle, se sont fait sentir de sérieuses transformations sociales, économiques et politiques. La différenciation croissante des fortunes, l'accroissement rapide de la grande propriété foncière des chefs de tribus, l'apparition au premier plan des individualités les plus fortes et les plus puissantes -- voilà des processus qui témoignent du développement interne intensif de la Maurétanie jusque là arriérée. Grâce aux découvertes archéologiques et épigraphiques nous connaissons les châteaux-forts sur rochers, berceaux des princes berbères. Par un heureux hasard, l'inscription métrique de M'lakou sur l'Oued Soummam, avec sa mention sur le *praedium Sammacis — nomine Petra*, a permis aux savants de localiser le *fundus Petrensis* cité par Ammien, construit par le frère de Firmus.²⁹ A partir du III^e siècle, Rome reconnaissait de plus en plus souvent la position des chefs de tribus, accordant quelquefois officiellement aux anciens *principes gentis* un titre royal, ou du moins le titre de préfet, bien connu grâce aux inscriptions de Maurétanie. Dans sa lutte contre Firmus, Théodose a également appliqué cette politique afin d'attirer à lui les alliés les plus puissants du fils de Nubel.³⁰ Mais au IV^e siècle les *reguli* vaillants, souvent romanisés, menant une vie luxueuse de seigneurs quasi-féodaux, exigeaient eux-mêmes les dignités et les honneurs romains dans la hiérarchie de l'Etat. Aux côtés de Théodose, un frère de Firmus, Gildon, futur *comes et magister utriusque militiae per Africam* — et futur rebelle, essayait de mériter de l'Empire. Ces *potentes* avaient beaucoup de liens avec les «Romains» provinciaux, avec la population des villes où ils recherchaient également des partisans. Que Rome le voulût ou non, le rôle et l'importance de tels chefs allaient croissant en Maurétanie, on comptait avec eux. Ils faisaient dépendre leur loyauté envers les empereurs de la satisfaction de leurs grandes ambitions. Connaissant parfaitement les conditions de la vie, la disposition des esprits des divers groupes de provinciaux, Firmus a su exploiter toutes les faiblesses du règne romain.

Mais il serait trop d'affirmer que le Maure révolté avait dès le début un programme politique défini et des aspirations bien précisées. Il semble que dans une insurrection d'un caractère aussi spontané, ce n'est qu'avec le temps qu'il a pris conscience de ses desseins et de ses possibilités, avec le développement de la situation dont il tirait ses enseignements suivant ses succès militaires. Les sources permettent de voir de plus près sa tactique envers les divers groupes de la société provinciale, tactique qui éclaire dans une certaine mesure le problème complexe des aspirations du roi des Maures. Dernièrement, les opinions émises jusque là à propos de la politique de Firmus en Maurétanie ont été soumises à une critique approfondie. Les résultats de cette critique

²⁹ DESSAU, ILS 9351; S. GSELL: Atlas archéologique de l'Algérie. Paris 1902 1911. f. 6, n° 148.

³⁰ Amm. Marc. 29, 5, 35.

confirment notre point de vue et permettent de résumer le problème susmentionné.

Il semble résulter de la relation d'Ammien comme de celles des autres sources qu'au cours de ses trois années de lutte, Firmus aspirait, peut-être pas toujours avec conséquence, à se concilier la population des provinces romaines, y compris les couches romanisées. Ses plans ultérieurs devaient dépendre, par la force des choses, de ses succès dans ce domaine. On peut supposer qu'outre les tribus de montagnards qui n'étaient soumises que d'une manière très lâche au pouvoir romain, il a réussi à gagner la sympathie de la population rurale sédentaire qui cultivait la terre dans les grands domaines et sur les territoires des villes. Les masses non-romanisées des paysans et des colons maures ressentaient fortement le poids de l'annone, et malgré leurs conflits séculaires avec les montagnards, elles étaient des alliés naturels de Firmus. Il est difficile par exemple d'imaginer le siège parfaitement organisé du point de vue technique de la ville de Tipasa par les insurgés sans une aide importante des habitants des campagnes environnantes.³¹ Un fait mérite aussi l'attention, celui que dans le camp de Firmus la plèbe se trouvait à sa charge.³² Il s'agit là sans doute justement de la *plebs rusticana*, peut-être composée en partie de colons fugitifs.

Le passage de deux unités romaines dans le camp des Maures avait une certaine importance du point de vue de la propagande. Il résulte du fait que Théodose a fait exécuter ces soldats comme *proditores*, traîtres, que l'on craignait la propagande ennemie dans une armée qui se recrutait en partie d'Africains.³³ Le *sagus puniceus* dans lequel le rebelle est apparu devant ses troupes en demandant aux soldats romains de livrer Théodose, coupable d'avoir versé du sang de soldats, n'était pas la pourpre d'Auguste. Cependant, le chef barbare a pu se servir consciemment d'un vêtement rappelant le costume impérial afin de faire une impression d'autant plus grande sur les Romains qui considéraient la pourpre comme un attribut du pouvoir impérial.

Dans le jeu politique organisé afin de gagner les provinciaux, les villes constituaient un élément particulièrement important. C'est également dans ce domaine que Firmus a pu noter des succès. La prise -- parmi d'autres cités -- de la capitale même de la province, Césarée, qui d'après Orose est tombée par ruse, *dolo*, n'aurait pas été possible sans l'aide de partisans, stigmatisés par Ammien comme *proditores satellitesque Firmi*. Leurs noms romanisés -- Florus, Euasius -- méritent l'attention.³⁴ Le chef de l'insurrection n'avait probablement pas ménagé de promesses telles ou autres aux *curiales* opprimés. Dans les milieux catholiques, on se disait que les évêques donatistes

³¹ Voir Passio S. Salsac: l. cit.

³² Amm. Marc. 29, 5, 34.

³³ Amm. Marc., *ibid.* 20--24.

³⁴ Amm. Marc. *ibid.* 18, 39, 43; Oros.: l. cit.

ouvraient les portes des villes devant les troupes de Firmus. Mais dans l'appréciation de ces faits, il faut éviter d'aller jusqu'à l'exagération. Les sources pro-romaines soulignent avec empressement les cas isolés de trahison, sévèrement punis, cas que l'on ne peut généraliser, comme le faisait Zosime en parlant de l'engagement de l'ensemble des *Αἰθιοί* du côté de Firmus. Le *rex Maurorum* ne pouvait compter sur l'ouverture de toutes les portes devant lui. Malheureusement il n'a pas réussi également à empêcher son armée indisciplinée de faire le sac des villes conquises, ce qui a causé de grands dommages à ses affaires.³⁵

Il faut enfin définir l'attitude de Firmus face aux conflits religieux aigus, surtout entre les catholiques et les donatistes.³⁶ Il ne fait aucun doute qu'il a voulu exploiter à son profit cette lutte interne. On ne peut rejeter les témoignages des sources qui démontrent que le Maure soutenait les donatistes. Mais, est-ce que, à l'inverse, ceux-ci ont pris aussi le parti de l'insurgé? Sous ce rapport, certains savants contemporains sont allés trop loin. Il ne résulte aucunement de l'opinion de Saint Augustin selon lequel les schismatiques ont reconnu dans le barbare, ennemi des Romains, le pouvoir légitime, qu'ils voyaient en lui l'empereur.³⁷ Ils devaient bien compter avec le fait de la conquête par Firmus de presque toute la Maurétanie, et ce n'est que selon le principe de l'état des choses accompli qu'ils le considéraient comme une autorité avec laquelle il fallait établir un *modus vivendi* afin de tirer le maximum de profit possible pour leur Eglise. On oublie souvent que l'épithète de *Firmiani* que donnaient volontiers les catholiques à leurs antagonistes, était une manœuvre politique devant compromettre ces derniers. L'Eglise donatiste était, elle aussi, trop fortement intégrée dans le système romain pour conclure une «alliance» inconditionnelle avec Firmus. C'est à juste titre donc que l'on a souligné dans les recherches les plus récentes que le rapprochement entre les deux partenaires dont chacun avait des buts tout à fait différents a eu lieu avant tout pour des raisons tactiques.³⁸

En somme donc, il convient de constater que le fils de Nubel n'a pas réussi à gagner à sa cause l'ensemble des «Romains», malgré ses divers essais de les amadouer. Il n'a pas réussi non plus à créer une coalition des diverses couches de la société provinciale. C'est là que se trouve l'explication de ses

³⁵ Cf. J. BURIAN: op. cit. 240 sq.; H.-J. DIESNER: *Untergang der römischen Herrschaft in Nordafrika*, Weimar 1964, 97 voit, lui aussi, que la population citadine n'était pas trop encline à soutenir la cause des rebelles. Mais il considère traditionnellement le prince maure comme un usurpateur; cf. *ibid.* 95.

³⁶ Sur ce problème, très souvent discuté, se reporter à E. TENGSTROM: *Donatisten und Katholiken*. Göteborg 1964. 79 sqq.

³⁷ Augustin.: *Contra ep. Parm.* 1, 11, 17: *Firmum barbarum, . . . licet hostem immanissimum Romanorum, in legitimis potestatibus numerent*. Voir TENGSTROM: op. cit. 81 sq., contre O. SEECK et W. H. C. FRENCH: *The Donatist Church . . .* Oxford 1952. 198 sq.

³⁸ J. BURIAN: op. cit. 242 sqq.

échecs et de sa défaite définitive. Les habitants romanisés des villes témoignaient envers le roi des Maures la méfiance traditionnelle, instinctive. Un siècle ne s'était pas encore écoulé depuis l'écrasement, par l'empereur Maximien, des insurrections des tribus maures si dangereuses, que les attaques des Austuriens contre les villes de la Tripolitaine constituaient un nouvel avertissement.

La victoire de Firmus aurait pu conduire — vu l'aggravation de la crise générale de l'Empire — au détachement de la Maurétanie de Rome. C'est avec cela que nous revenons au problème posé plus haut, celui du but final du chef barbare. Dans son jeu politique, il ne pouvait laisser paraître ses aspirations séparatistes, ses desseins secrets dont la réalisation dépendait strictement des progrès de l'insurrection. Cependant l'analyse du caractère de la révolte des Maures nous confirme dans la conviction que le soulèvement du fils de Nubel doit être placé dans la perspective historique des aspirations de «l'éternel Jugurtha», de la tradition des luttes contre Rome dont devait émerger la nouvelle Afrique berbère après l'invasion vandale.

Firmus — *rex barbarorum* considéré par ses ennemis à Rome comme appartenant à la *progenies . . . Iubae* a tracé la voie à son frère Gildon. Ce comte d'Afrique en définitive *sibi velle coepit Africam optinere*. C'est des chefs maurétaniens de la seconde moitié du IV^e siècle que part la ligne qui mène directement aux princes tels que Masuna qui, après la chute de la domination de Rome en Afrique, pouvait non sans fierté se nommer *rex gentium Maurorum et Romanorum*.³⁹

Wrocław.

³⁹ CIL VIII 9835. Ici, nous approuvons Frensd qui envisage le deux frères, Firmus et Gildon, comme les prédécesseurs des chefs kabyles du V^e et du VI^e siècles (W. H. C. FRENSD: op. cit. 19).

K. SÁGI

DAS PROBLEM DER PANNONISCHEN ROMANISATION IM SPIEGEL DER VÖLKERWANDERUNGSZEITLICHEN GESCHICHTE VON FENÉKPUSZTA

Dem Andenken von Dr. Árpád Csák gewidmet

Es ist eine grundlegende Aufgabe für unsere Forschung, das Schicksal der pannonischen Romanisation zur Zeit der Völkerwanderung zu untersuchen. Denn wir müssen imstande sein, eine befriedigende Antwort auf die Frage zu erteilen, welche Überreste jener hohen Kultur, die in den Jahrhunderten 1. 4. v. u. Z. in Pannonien geblüht hatte, das landnehmende Ungarntum hier vorgefunden haben mag. Es ist bekannt, wie heutzutage manchmal die verschiedensten Wissenszweige sich gegenseitig zu ergänzen vermögen. Nachdem man früher, was das Fortleben der pannonischen Romanisation betrifft, einen negativen, ablehnenden Standpunkt eingenommen hatte,¹ führte eine integrierende Untersuchung desselben Problems im Falle der Umgebung von Keszthely zu neuen vielversprechenden Ergebnissen.²

Vergleicht man die archäologischen und archäobotanischen Angaben untereinander,³ so kommt man zu der Überzeugung, daß manche Erscheinungen der römischen Agrotechnik auch zur Zeit der ungarischen Landnahme auf diesem Gebiet noch vorhanden waren. Man kann auch darauf hinweisen, daß diese Agrotechnik durch ein solches «barbarisches» Ethnikum Pannoniens vertreten und weitergegeben wurde, das von verschiedenen Gebieten jenseits der Grenzen hierher gekommen war. Deutet man die ethnische Basis der Romanisation richtig, so lassen sich bei der Untersuchung des Fortlebens der Romanisation auch manche negative Züge erklären. Die ethnische Basis unserer Provinz entstand parallel mit dem Auseinanderfallen des städtischen Lebens und mit der Entfaltung der eine Autarkie erstrebenden Landwirtschaft, innerhalb welcher auch eine gewisse Gewerbstätigkeit ihren Platz erhielt.

¹ A. KISS: Pannonia római kori lakossága népvándorláskori helybenmaradásának kérdéséhez. A Janus Pannonius Múzeum Évkönyve (= Zur Frage des Hierbleibens der römischen Bevölkerung von Pannonien zur Zeit der Völkerwanderung. Jahrbuch des Janus Pannonius Museums) 1965, 81—123; mit der vollständigen Literatur der Frage.

² K. SÁGI—M. FÜZES F.: Régészeti és archäobotanikai adatok a pannoniai kontinuitás kérdéséhez. Agrártörténeti Szemle (= Archäologische und archäobotanische Angaben zur Frage der pannonischen Kontinuität) 9 (1967) 79—97.

³ K. SÁGI—M. FÜZES F.: A régészeti növénytan alapelemei és néhány módszertani kérdése (= Grundzüge und einige methodologische Fragen der Archäobotanik). Budapest 1966. 9—14.

Die Umgebung von Keszthely, besonders die auch in der Völkerwanderungszeit bewohnte spätrömische Siedlung Fenékpuszta⁴ besitzt eine Schlüsselstellung für die Forschung im Zusammenhang mit dem Fortleben der Romanisation, da hier die Denkmäler aller einander ablösenden Kulturen in übereinanderliegenden Schichten beinahe restlos vorhanden sind. Wir wollen im folgenden das völkerwanderungszeitliche Leben der Siedlung von Fenékpuszta unter dem Gesichtspunkt des Fortlebens der Romanisation zusammenfassen, um damit einen geeigneten Rahmen herzustellen, in dem sich ein gewisses archäologisches und archäobotanisches Material bewerten läßt.

Wir widmen die vorliegende Arbeit dem Andenken von Dr. Árpád Csák, dem die Rolle eines Bahnbrechers bei der Schöpfung des Plattensee-Museums zugefallen war.⁵ Ohne das Material und die geleistete Arbeit dieses Museums wäre ja unsere Forschung in mancher Hinsicht viel zurückgebliebener. Auch das Erschließen der Siedlung von Fenékpuszta hat man mindestens zum Teil Dr. Á. Csák zu verdanken, und wir benutzten in unserer Zusammenfassung über das Schicksal dieser Siedlung häufig seine Ergebnisse.⁶

Man kann unter den wirtschaftsgeographischen Gründen, die zum Entstehen der Städte in bedeutendem Maße beitragen, besonders die Straßen, Straßenknotenpunkte und Flußübergänge hervorheben.⁷ Die Rolle der römischen Straßen in der Völkerwanderungszeit ist wohlbekannt,⁸ ja man kann die Bedeutung derselben Straßen auch noch in der Zeit nach der ungarischen Staatsgründung nachweisen.⁹ A. Alföldi hat darauf hingewiesen, daß der Ort, wo die römische Siedlung von Fenékpuszta entstand, auch früher schon ein Straßenknotenpunkt war.¹⁰ Man sieht im Lichte der neueren Forschungen auch die Tatsache klar, daß Fenékpuszta die Plattensee-Übergangsstelle des Weges von Aquincum nach Italien war. Zur Bedeutung des Ortes hat noch mehr die Tatsache beigetragen, daß der kürzeste Weg, der die Hauptstadt der Provinz mit dem Mutterland verband, gleichzeitig die Fortsetzung eines Weges nach Kiev gebildet hatte¹¹ (Abb. 1).

Die großen, befestigten innerpannonischen Siedlungen -- von denen

⁴ K. BAKAY--N. KALICZ--K. SÁGI: Veszprém megye régészeti topográfiája. A keszthelyi és tapolcai járás (= Archäologische Topographie des Kom. Veszprém. Bezirk Keszthely und Tapolca) Bp. 1966, 81--88; mit vollständiger Literatur.

⁵ L. MADARASSY: Dr. Csák Árpád (ung.) Keszthely 1943. 7.

⁶ Seine Ausgrabungen in Fenékpuszta sind von B. KUZSINSZKY zusammengefaßt worden. A Balaton környékének archaeológiája (= Archäologie der Plattensee Umgebung). Bp. 1920. 45--74.

⁷ T. MENDŐL: Általános településföldrajz (= Allgemeine Siedlungsgeographie). Bp. 1963, 442--457.

⁸ GY. LÁSZLÓ: Budapest a népvándorlás korában (= Budapest zur Zeit der Völkerwanderung). Bp. Tört. (= Geschichte der Stadt Budapest) 1/2 Bp. 1942, 784. -- I. KOVRIG: Arch. Ért. 82 (1955) 38--39; I. BÓNA: Acta Arch. Hung. 7 (1956) 198; K. SÁGI: Arch. Ért. 87 (1960) 58--59.

⁹ J. HOLUB: Századok 51 (1917) 45--60; L. GLASER: Századok 63 (1929) 138--167.

¹⁰ A. ALFÖLDI: Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien II. Berlin--Leipzig, 1926. 31.

¹¹ K. SÁGI: Ant. Tan. 15 (1968) 37--39.

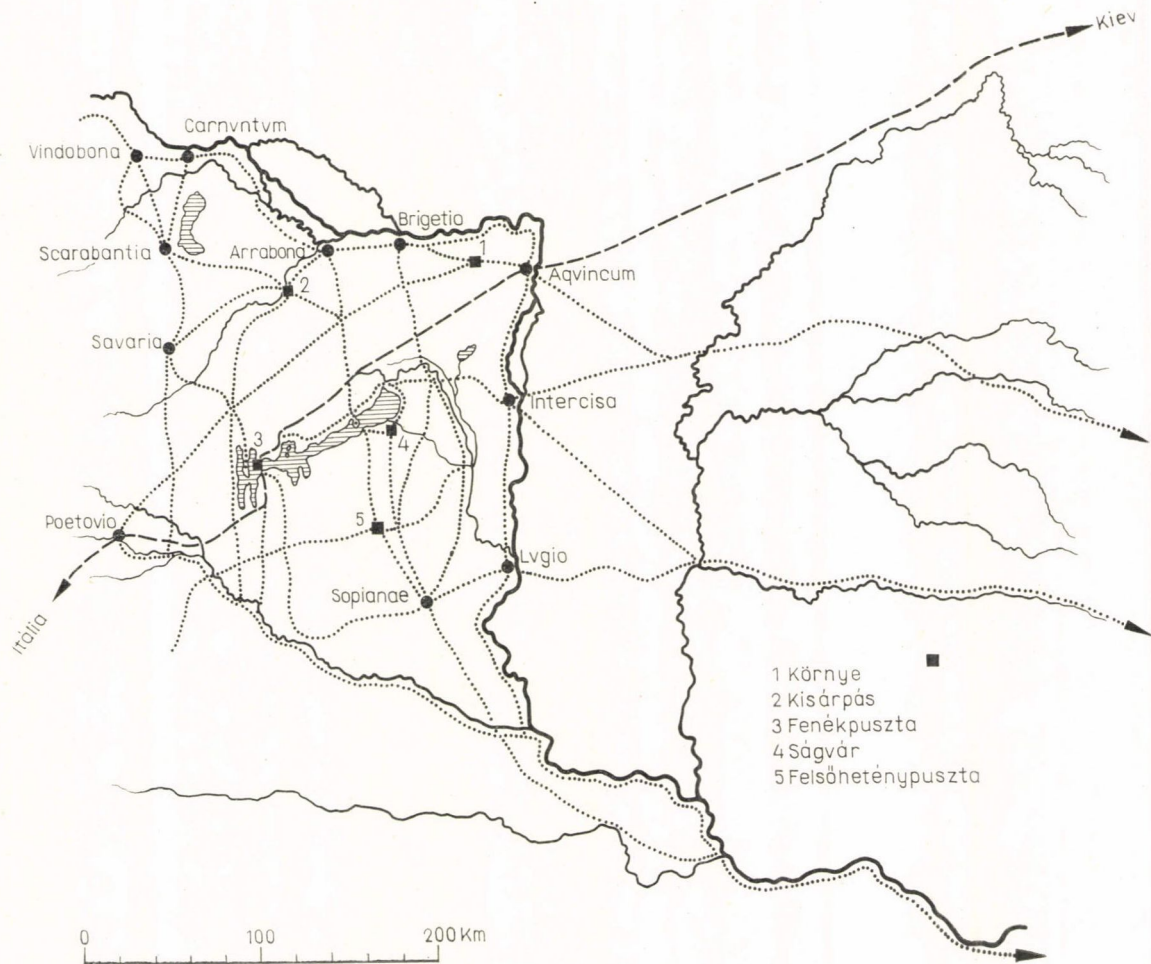


Abb. 1. Straßennetz von Pannonien und die befestigten Siedlungen

Fenekpuszta eine war – sind nach einem einheitlichen Plan, im Rahmen desselben Verteidigungsprogramms gebaut worden.¹² Dieses Programms stand im Dienste der Sicherung des Hinterlandes. Vergleicht man die bekannten befestigten Siedlungen Pannoniens, wie Környe,¹³ Kisárpás,¹⁴ Fenékpuszta, Ságvár¹⁵ und Felsőheténypuszta¹⁶ mit dem Straßennetz dieser Provinz (Abb. 1), so geht daraus der Grundgedanke dieses Programms eindeutig genug hervor. Nur die Siedlung von Ságvár scheint eine Ausnahme zu bilden; alle übrigen Siedlungen schließen die verschiedenen Abschnitte je eines Weges nach Italien. Aber es darf auch im Zusammenhang mit Ságvár nicht verschwiegen werden, daß das Gebiet südlich vom Plattensee noch ziemlich wie eine 'terra incognita' unserer Forschung ist; und so mag auch jene Spur einer alten Straße, die in Somogy unter dem Namen «türkische Straße» bekannt ist, der Überrest einer alten römischen Straße über Somogy hindurch nach Italien sein.¹⁷

Versuchte man herauszubekommen, warum in Fenékpuszta – und auch in ähnlichen Gebieten – eine Siedlung gebaut wurde, so könnte man eher auf militärische als auf zivile Beweggründe hinweisen. Dabei zeigt das Fundmaterial von Fenékpuszta, das von denjenigen der erwähnten Siedlungen heute allein bekannt ist, daß die Bewohner dieser Siedlung Handwerker und Ackerbauer waren.¹⁸ Der Militärdienst war in diesen Siedlungen milizartig; die Zivilbevölkerung war zwar bewaffnet, aber sie leistete nur in gewissen Fällen Militärdienst.^{18a}

Man kennt die Waffen der Siedlungsbewohner von Fenékpuszta aus den Funden (Abb. 2). Häufig sind die verschiedenen Lanzen, darunter Bartlanzen, germanische Stichwaffen und mit Blei bedeckte kleine Wurfspeere (Abb. 2. 2–3).¹⁹ Geschildert wird die letztere interessante Kleinwaffe bei Vegetius,²⁰ wobei auch bemerkt wird, daß die sog. 'plumbata' oder 'mattiobarbulus' eine Spezialwaffe zweier illyrischer Legionen war. Dieselbe Waffe war auch den Limes entlang bekannt.²¹ Das byzantinische Militär bediente sich derselben

¹² A. RADÓTI: Pannoniai városok élete a korai feudalizmusban (= Das Leben der pannonischen Städte im frühen Feudalismus). Mitteilungen der II. Klasse der Ung. Akademie der Wiss. V (1954) 496; K. SÁGI: Acta Antiqua 9 (1961) 402–405; Ant. Tan. 15 (1968) 38–39; A. MÓCSY: Pannonia. PWRE Suppl. IX. 1962 Sp. 700.

¹³ A. RADÓTI: Római tábor és feliratos kövek Környéről (= Römisches Lager und Steininschriften von Környe) Diss. Pann. II, 11. (Bp. 1941) 91–92; Pannoniai városok (= Pannonische Städte) 494.

¹⁴ E. BÍRÓ: Arch. Ért. 86 (1959) 173.

¹⁵ A. RADÓTI: Arch. Ért. 52 (1939) 151; Balatoni Szemle 1 (1942) 84; Pannoniai városok, 494.

¹⁶ K. SÁGI: Acta Arch. Hung. 1 (1951) 89–90.

¹⁷ A. RADÓTI: Arch. Ért. 52 (1939) 149–150.

¹⁸ A. RADÓTI: A pannoniai városok, 497–498.

^{18a} A. RADÓTI: a. a. O. 497.

¹⁹ B. KUZSINSZKY: a. a. O. 64, Abb. 81–85.

²⁰ Veget. *de re milit.* I 17, III 14.

²¹ L. LINDENSCHMIDT: Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. I. 1864. Heft V, Taf. V, 3. — RLiÖ X (1909) 95, Abb. 36,3. — Der Obergermanisch-Raetische Limes des Römerreiches Nr. 29. (Heidelberg, 1915) 24.

Waffe bis zum 9. Jh.²² Die Verteidiger besaßen auch Handbögen. Neben einigen römischen bronzenen Pfeilspitzen (Abb. 2. 10) überwiegen die aus germanischen Parallelen wohlbekannt²³ Pfeilspitzen mit aufgeschnittenen Tüllen (Abb. 2. 11–12). Es kommt im Fundmaterial auch die Spitze eines Katapult-Geschosses vor (Abb. 2, 13). Man darf annehmen, daß in den runden Schutztürmen auch Katapulte aufgestellt waren. Diese letzteren ließen sich nur im Besitze gewisser militärischer Kenntnisse handhaben, ja die ganze Schutz-Organisation setzt eine gewisse militärische Führung voraus. Die Fragmente eines Sporenpaares (Abb. 4, 1–2) die aus einem Grab des 4. Jh. bei der südlichen Befestigungsmauer der Siedlung von Fenékpuzta zum Vorschein kamen, verweisen auf einen Veteranen. Ebenso wurde früher in Fenékpuzta auch ein römisches Eisenschwert gefunden,²⁴ das ebenfalls einem Soldaten oder einem Veteranen angehört haben mag. Es wäre also denkbar, daß ein Paar Veteranen die militärische Verwaltung der Siedlung geführt haben.^{24a}

Die Tatsache, daß der südwestliche Teil der spätrömischen befestigten Siedlung von Fenékpuzta unbebaut blieb, legt den Gedanken nahe, daß diese vielleicht ein Refugium war;²⁵ man muß natürlich auch mit der anderen Möglichkeit rechnen, daß die großangelegte Bautätigkeit nicht zu Ende geführt wurde. Wir besitzen, was die Frage des Entstehens dieser Siedlung betrifft, nur eine einzige sichere Angabe: die Steininschrift des Constantinus I.,²⁶ die in die Befestigungsmauer eingebaut wurde. Mit dieser Steininschrift beschäftigte sich auch A. Alföldi, und bemerkte, daß Januarius i. J. 328 consul war, aber nicht mit dem Kaiser zusammen. Daß sie in der Inschrift zusammen genannt werden, ist seiner Ansicht nach ein leicht verständlicher Irrtum.²⁷ So viel darf man mit Sicherheit vermuten, daß die große befestigte Siedlung *nach* 328 an der Stelle einer früheren Siedlung gebaut wurde.²⁸ Die Forschung setzt im allgemeinen — auf Grund des Münzverkehrs — das Entstehen dieser Siedlungen auf die Zeit Constantius II.;²⁹ wir halten jedoch für wahrscheinlicher, daß die befestigten Siedlungen mit einem ähnlichen Grundriß, wie derjenige von Fenékpuzta, erst nach 374 entstanden.³⁰ Aber was das genaue Datum des Entstehens unserer Siedlung betrifft, erwarten wir die endgültige Lösung des Problems doch erst von den künftigen Ausgrabungen.

²² F. LAMMERT: PWRE 14. Stuttgart 1930. Sp. 2323.

²³ Vgl. K. SÁGI: Acta Arch. Hung. 12 (1960) 222–223.

²⁴ B. KUZSINSZKY: a. a. O. erwähnt irrtümlich zwei Schwerter.

^{24a} Es ist wohl nicht erwiesen, daß Fenékpuzta auch eine Garnison gehabt hätte; vgl. J. SZILÁGYI: Acta Arch. Hung. 2 (1952) 216.

²⁵ Die bisherigen Ausgrabungsergebnisse, hauptsächlich auf Grund der Arbeit von L. BARKÓCZI.

²⁶ B. KUZSINSZKY: a. a. O. 68.

²⁷ A. ALFÖLDI: a. a. O. II 32.

²⁸ K. SÁGI: Acta Ant. Hung. 9 (1961) 400–401.

²⁹ A. RADNÓTI: Pannoniai városok, 495.

³⁰ K. SÁGI: Acta Ant. Hung. 9 (1961) 403–405.

Man rechnete beim Schutz der Befestigungswerke der Siedlung von Fenékpuzsza wohl auch mit dem Menschenmaterial der Umgebung, denn die Bewohner der Siedlung selber vermochten — infolge ihrer geringen zahlenmäßigen Stärke — nur den Wachdienst oder die Beobachtung zu versehen. Ein solcher, milizartiger Militärdienst wäre nicht denkbar, wenn man dabei mit der alten, romanisierten Bevölkerung zu rechnen hätte. Wir müssen in diesem Fall an einen solchen Schlag von Menschen denken, deren Lebensform dem Militärdienst ähnlich war, und die auch gern bereit waren, diese Belastung auf sich zu nehmen. Es ist durch die Forschung die Frage noch nicht geklärt worden, was der Rechtszustand der Bevölkerung unserer Provinz auf den Gebieten nördlich der Drau im 4. Jh. gewesen sein mag.³¹ Es lassen sich zu dieser Zeit im Falle der in die Provinzen hereingelassenen Völker zwei Kategorien unterscheiden. Die Gruppe der 'gentiles' bestand aus Barbaren, die an ihren alten Traditionen festhielten, und die von der Romanisation noch kaum berührt waren. Die andere Gruppe bildeten die sog. 'laeti', die größere Rechte besaßen, und in deren Lebensweise sich der Einfluß einer gewissen Romanisation nachweisen läßt.³²

Man war früher im allgemeinen der Ansicht, daß Rom im 4. Jahrhundert nicht mehr genügend Kräfte besaß, um die neu angekommenen Fremden innerhalb der Grenzen des Imperiums nach dem Vorbild der eigenen Kultur umzuformen.³³ Nun ersieht man jedoch aus den erwähnten Erscheinungen in Fenékpuzsza, daß es für Rom, um die Hinterlandsprovinzen besser verteidigen zu können, geradezu vorteilhaft war, wenn Pannoniens Bewohner an ihren alten Sitten und Bräuchen festhielten und den Frieden für das Imperium sicherten. Die «barbarische» Art der ethnischen Basis in Pannonien war kein Zeichen der Kraftlosigkeit,³⁴ sondern sie wurde seitens des Imperiums geradezu erstrebt.

Das Leben der Siedlung von Fenékpuzsza war bis zur Mitte des 5. Jh. ungebrochen.³⁵ Die germanische Keramik auf dem doppelten Lehm Boden jenes Balkenhauses, das an die äußere südliche Befestigungsmauer angebaut wurde,³⁶ ferner die Gräber mit entstellten Schädeln innerhalb der Siedlung³⁷ sprechen dafür, daß die Bevölkerung der Siedlung sich nach dem Aufhören der tatsächlichen Macht von Rom mit verschiedenartigem völkerwanderungs-

³¹ A. RADNÓTI: Pannoniai városok, 498; A. MÓCSY: Pannonia, Sp. 711—712.

³² L. BARKÓCZI—I. BÓNA—A. MÓCSY: Pannonia története (= Geschichte Pannoniens). Budapest 1963, 119.

³³ T. PEKÁRY: Arch. Ért. 82 (1955) 19.

³⁴ K. SÁGI—F. M. FÜZES: Archäologische und archäobotanische Angaben (ung.) 82—84.

³⁵ K. SÁGI: Acta Ant. Hung. 9 (1961) 412; K. BAKAY—N. KALICZ—K. SÁGI: a. a. O. 84.

³⁶ A. RADNÓTI: Pannoniai városok, 502—503.

³⁷ A. RADNÓTI: a. a. O. 489—508; D. SIMONYI: Ant. Tan. 9 (1962) 19; J. NEMESKÉRI: Acta Arch. Hung. 2 (1952) 223—224; J. WERNER: Beiträge zur Archäologie des Attila-Reiches. München 1956. 109.

zeitlichem Menschenmaterial ergänzte. Dabei wurde auf der Halászrét (= Fischer-Wiese) von Fenékpuzsza in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts eine Friedhoskapelle (*cella memoriae*) über einem Ziegelgrab des 4. Jahrhunderts erbaut. Dies ist ein Zeichen dafür, daß der früher verstorbene Tote auch im 5. Jahrhundert noch als Heiliger verehrt wurde, woraus man auf die ethnische Kontinuität schließen darf.³⁸

Aber man kann im Leben der Siedlung von Fenékpuzsza um die Mitte des 5. Jahrhunderts eine ungeheuerere Verwüstung beobachten. Wir versuchten früher, diese große Verwüstung mit den Kriegswirren nach dem Tode des Hunnenkönigs Attila zu erklären, die ihren Höhepunkt in der Schlacht von Nedao erreicht hatten.³⁹ Aber wir sind jetzt der Meinung, daß die genauere Erwägung der Angaben und Beobachtungen auch ein konkreteres Ergebnis ermöglicht; darum müssen wir uns mit der Frage wiederholt beschäftigen.

Wir haben das Zugrundegehen der Siedlung um die Mitte des 5. Jahrhunderts erwähnt. Es sei hervorgehoben, daß alle Schutztürme und Tortürme zu dieser Zeit abgebrannt waren; ja die Feuerbrunst verheerte auch alle Bauten innerhalb der Befestigungsmauern.⁴⁰ Es fand sich im Laufe der Kontrollgrabung der altchristlichen Basilika Nr. 2. auf dem römischen Terrazzo-Boden kein datierbares keramisches Material zur Bestimmung der Zeit der Verwüstung.⁴¹ Dies ist leicht zu erklären im Falle eines Gebäudes für kirchliche Zwecke. Auf dem mit Trümmern bedeckten römischen Boden des 'horreum' südlich der 2. Basilika befand sich in größerer Anzahl das gut geschlammte, keltische, geglättet geschmückte keramische Material,⁴² das sich mit der germanischen Keramik des 5. Jh. verbinden läßt. Im sog. Gebäude »A«⁴³ vermochten wir bisher nur einige Forschungsgräben zu ziehen. Unsere Gräben⁴⁴ zeigten, daß die Innenräume weder durch die Ausgrabung von Á. Csák noch durch andere Erdarbeiten gestört wurden. Auf den römischen Terrazzo-Böden befand sich auch in diesem Fall Keramik aus dem 5. Jh. Es ist, leider, nur aus einer Erwähnung von A. Radnóti bekannt,⁴⁵ daß Á. Csák in einem Befestigungsturm im dicken Brandschutt eine Münze des Valentinianus III. (424-455) gefunden hatte. Diese wichtige Münze ist im Laufe des zweiten Weltkriegs verlorengegangen, und so kann man diese Angabe nicht kontrollieren.

So viel ist klar, daß die Siedlung von Fenékpuzsza die Römerherr-

³⁸ K. SÁGI: Acta Arch. Hung. 12 (1960) 190—196, Abb. 9.

³⁹ K. SÁGI: Acta Ant. Hung. 9 (1961) 412.

⁴⁰ K. BAKAY—N. KALICZ—K. SÁGI: a. a. O. 84.

⁴¹ K. SÁGI: a. a. O. 413.

⁴² Unveröffentlichte Ausgrabung.

⁴³ Á. CSÁK: Schilderung unserer archäologischen Ausgrabung i. J. 1899 auf dem Gebiete von Fenék-Mogentiana (ung.). Erstes Jahrbuch des Plattensee-Museums, Keszt-hely 1903. 73—92.

⁴⁴ Unveröffentlichte und unvollendete Ausgrabung.

⁴⁵ A. RADNÓTI: Études Slaves et Roumaines 1 (1948) 22.

schaft in Pannonien überlebt hatte. Will man die Zeit der Verwüstung bestimmen, so muß man von der Tatsache ausgehen, daß mit dieser großen, völligen Vernichtung um die Mitte des 5. Jh. die Eisenfunde in Fenékpusztá im Zusammenhang stehen. Die Ackerbauer und Handwerker dieser Siedlung hatten ihre spätrömischen Werkzeuge, ja auch ihre Waffen vergraben. Dieses gut erhaltene Eisenmaterial kam im Laufe der früheren Ausgrabungen und Erdarbeiten in «Haufen» zum Vorschein⁴⁶. Mit Recht dachte also L. Barkóczy, daß dieses Material seinerzeit verborgen wurde.⁴⁷ Dieses verborgene Material kam erst in unseren Tagen wieder zum Vorschein, was dafür spricht, daß die Verwüstung der Siedlung auch mit dem Wechsel des Ethnikums gleichbedeutend war.

Man kann die völlige Verwüstung und Entvölkerung der Siedlung mit einer Belagerung nicht erklären. Wir würden eine Annahme für völlig unmöglich halten, wonach die Verteidiger einer Befestigung, die ihre letzten Stunden erlebt, in den eventuell eintretenden Pausen des hoffnungslosen Kampfes ihre Schätze vergraben. Noch unmöglicher wäre zu vermuten, daß unter solchen Umständen gerade Waffen unter die Erde kommen.

Auch die Art der Verwüstung spricht gar nicht für eine Belagerung. Wie gesagt, ist alles brennbare der Feuerbrunst zum Opfer gefallen. Es sind nicht nur die voneinander manchmal weit entfernt liegenden Bauten abgebrannt, sondern auch die Festungstürme der viereckigen Befestigungsmauer, deren es, in den verschiedenen Himmelsrichtungen, nicht weniger als 40 gab! Auch der bekannte Grundriß der befestigten spätrömischen Siedlung von Fenékpusztá⁴⁸ zeigt schon an sich, daß man eine derartige Feuersbrunst nur mit Brandstiftung erklären kann.

Die wichtigeren Bauten der spätrömischen Festungen lagen im Schatten der Befestigungsmauern, um vor den Brandpfeilen geschützt zu sein. Die Befestigungsmauern bedeuteten also einen gewissen Schutz, der noch gesteigert wurde durch die starken *'tegulae'* und *'imbres'* nach römischer Art. Auch dies schließt — unserer Ansicht nach — die Möglichkeit eines völligen Ab Brennens im Falle einer Belagerung aus.

Die eingenommene und geplünderte Stadt kann durch die Sieger in Brand gesteckt werden. Im Falle einer solchen absichtlichen Verwüstung aus Rache mag in der Tat alles brennbare vernichtet werden. Aber wie erklärt man in diesem Fall jenen raschen Wiederaufbau, der sich im Falle der Bauten der Siedlung von Fenékpusztá, ja auch im Falle der Befestigungstürme beobachten läßt?

Auf die Verwüstung folgte sehr rasch der Wiederaufbau. Die Balken der Türme und Bauten, die römischen Dachziegel stürzten infolge der Feuers-

⁴⁶ B. KUZSINSZKY: a. a. O. 64.

⁴⁷ L. BARKÓCZI: Acta Arch. Hung. 20 (1968) 307.

⁴⁸ K. BAKAY—N. KALICZ—K. SÁGI: a. a. O., Abb. 13.

brunst in die Innenräume und bedeckten als dicker Schutt die Bodenfläche. Aber die mächtigen Trümmernmassen wurden in keinem Fall entfernt; sie wurden einfach gerammt und mit einem neuen Terrazzo-Boden bedeckt, in der altchristlichen Basilika Nr. 2⁴⁹ und im Gebäude «A»;⁵⁰ im 'horreum' bildete dagegen ein in Mörtel gepreßtes Bretterwerk den neuen Boden.⁵¹ Auch in den Befestigungstürmen blieb die Trümmerschicht unter dem neuen Boden erhalten.⁵² Es war im Falle der Basilika Nr. 2, aber auch in dem eines Befestigungsturmes zu beobachten, daß zwischen dem Fußboden der Römerzeit und demjenigen des Wiederaufbaus im 5. Jh. je ein mächtiger verkohlter Balken lag.⁵³ Der Erhaltungszustand der Balken zeigt, daß sie dem Niederschlag oder dem Frost längere Zeit hindurch nicht ausgesetzt waren; sie wurden bald mit Terrazzo- oder einem anderen Boden bedeckt, woraus man sowohl im Falle der Basilika Nr. 2, wie auch in denjenigen der Befestigungstürme auch auf ein Dach schließen kann. Die schon erwähnten identischen Schichtverhältnisse der Bauten legen die Vermutung nahe, daß die Wiederherstellungsarbeiten die ganze Siedlung erfaßten.

Wir können die genannten Erscheinungen nicht anders erklären, als daß die Bewohner der Siedlung auf die Nachricht des feindlichen Angriffes ihre Schätze selbst vergruben, die Siedlung in Brand steckten und die Flucht ergriffen. Dieselben Bewohner hatten die Absicht später, noch zurückzukehren, dafür spricht das Vergraben ihrer Schätze, sonst wäre auch die Brandstiftung nicht zu erklären. Die Brandstifter legten auch darauf ein besonderes Gewicht, daß alle Befestigungstürme abbrennen; die aufgeregte, mit panischer Furcht erfüllte Zeit vor der Flucht benutzten sie, um alles auf der Siedlung von Fenékpuszta zu vernichten.

Die Vernichtung mag auch gar nicht so einfach gewesen sein! Festes Balkenwerk aus Eichenholz trug die schweren römischen 'tegluae' und die 'imbrex'-Reihen. Die Holzkohlenreste des Balkenwerkes wurden in den Fällen des 'horreum' und des Gebäudes «A» eingesammelt, und diese wurden durch M. Füzes F. bestimmt.⁵⁴ Feste Eichenbalken in Brand zu stecken ist keine leichte Aufgabe! Es mag hinzugefügt werden, daß einige Gebäude, wie die altchristliche Basilika Nr. 2 und das 'horreum' wahrscheinlich gar keinen Dachboden besaßen. Das Anzünden des hohen Balkenwerkes war in diesen Fällen — ja auch bei den übrigen Bauten — nur auf dem Wege möglich, daß man brennbares Material in großer Menge aufgestapelt hatte. Bei den hohen Befestigungstürmen mußte man das brennbare Material auf dem obersten Stockwerk aufstapeln, damit die Türme vollständig verbrennen. Das Zünd-

⁴⁹ K. SÁGI: Acta Ant. Hung. 9 (1961) 412.

⁵⁰ Beobachtung auf Grund unseres nicht veröffentlichten Forschungsgrabens.

⁵¹ Unveröffentlichte Ausgrabung.

⁵² K. SÁGI: a. a. O. 412—413; A. RADNÓTI: Pannoniai városok, 502.

⁵³ K. SÁGI: a. a. O. Abb. 19, Taf. III.

⁵⁴ Mündliche Mitteilung, das Material ist noch nicht veröffentlicht.

material mußte überall im voraus bereit stehen, nur so war zu vermeiden, daß im Schutze des Rauches einige Bauten der Verwüstung entgehen.

Dieses absichtliche Werk der Brandstiftung, und diese planvolle Vernichtung sind kaum auf die Rechnung einer in Auflösung begriffenen Gesellschaft zu schreiben, die nur durch eine lockere kirchliche Führung zusammengefaßt wird. Bedenken wir dabei, daß die Bewohner der Siedlung auch gefühlsmäßig an ihr Heim gebunden waren. Wir müssen also eine andere Erklärung suchen.

Wir können die Vernichtung der Siedlung von Fenékpuszta und das Evakuieren der Einwohner nur als eine militärische Operation erklären. Eine solche militärische Operation wäre unter den Verhältnissen des 5. Jh. anlässlich des pannonischen Feldzuges des Kaisers Avitus denkbar. Dieser Kaiser versuchte nach der Schlacht von Nedao Pannonien zurückzuerobern, und er besetzte auch einige Städte, unter diesen vielleicht auch Savaria.⁵⁵ Fenékpuszta ist eine Station auf dem kürzesten Weg von Italien aus nach Aquincum, im Zentrum des transdanubischen Gebietes (Abb. 1). Wichtig mag die Besetzung der hiesigen Festung sowohl von dem Gesichtspunkt der Sicherung des Nachschubes, wie auch von demjenigen der Kriegsoperationen aus gewesen sein.

Auf die Nachricht des Einzugs der Ostgoten, i. J. 455 mag das Evakuieren der Befestigung von Fenékpuszta an die Reihe gekommen sein. Wahrscheinlich haben die im Rückzug begriffenen weströmischen Truppen die Befestigung vernichtet, und darum mußte die einheimische Bevölkerung, die hinter den Festungsmauern lebte, evakuiert werden.

Das Problem der Einwanderung und Ansiedlung der Ostgoten in Pannonien wurde durch A. Alföldi eingehend behandelt. Er hat — nach Eugippius — darauf hingewiesen, daß die neuen Einwohner dieser Provinz die östliche Hälfte Pannoniens besetzt hatten.⁵⁶ Man darf im Zusammenhang mit der Ansiedlung der Ostgoten vermuten, daß in West-Pannonien zu dieser Zeit noch solche militärische Kräfte stationierten, die im Laufe der Expedition des Avitus in unsere Provinz eindringen. Es geht ein gewisser Antagonismus der Ostgoten und der Weströmer auch aus der Tatsache hervor, daß obwohl Pannonien ein Besitztum des weströmischen Kaisertums war, die Ansiedlung der Ostgoten in Pannonien am Anfang des Jahres 457 dennoch durch den oströmischen Kaiser Marcianus sanktioniert wurde.⁵⁷ Alföldi versuchte, diese Tatsache damit zu erklären, daß aus Konstantinopel Gold an die Goten geschickt werden konnte, aber nicht aus Ravenna.⁵⁸

⁵⁵ A. MÓCSY: a. a. O. Sp. 582; A. KISS: a. a. O. 83.

⁵⁶ A. ALFÖLDI: a. a. O. II 102.

⁵⁷ A. ALFÖLDI: ebd. A keleti gótok betelepülése Pannoniába (= Einzug der Ostgoten nach Pannonien). Klebelsberg-Gedenkbuch. Budapest 1925. 123.

⁵⁸ A. ALFÖLDI: a. a. O.

Jordanes berichtet, daß sich die Ostgoten zur Zeit der Herrschaft ihres Königs Valamer und seiner Brüder in Pannonien niederließen. Das Gebiet des Valamer lag zwischen den Flüssen Scarniunga und Aqua Nigra, dasjenige des Thiudimer beim See Pelso, und dasjenige des Vidimer zwischen den beiden vorigen.⁵⁹ 'Scarniunga' und 'Aqua Nigra' wurden durch A. Alföldi befriedigend identifiziert.⁶⁰ Seinen Ansichten hat auch T. Nagy beigestimmt.⁶¹

Der eine König der Ostgoten, Thiudimer ließ sich beim See Pelso nieder; die Gleichsetzung des Pelso dem Plattensee macht gar keine Schwierigkeit.⁶² Man kann den raschen Wiederaufbau der Siedlung von Fenékpuzsza nach dem Abbrennen mit dem Einzug der Ostgoten erklären. Eine so großangelegte, durchdachte und einheitlich ausgeführte Bautätigkeit ist nicht vorstellbar, bloß auf Grund des Willens der einheimischen Bevölkerung. Es war zum Wiederaufbau keine geringe Arbeit nötig, die nur eine Volksgruppe unter geordneten gesellschaftlichen Verhältnissen aus eigenem Willen hätte ausführen können. Die in Auflösung begriffene Gesellschaft unserer Provinz war dazu nicht mehr fähig; darum muß man den richtunggebenden Willen und die bewaffnete Macht der Ostgoten im Hintergrund dieser Bautätigkeit vermuten.

Bedenkt man, daß der oberste König der Ostgoten, Valamer, sein Hauptquartier in Sirmium aufschlug, wo sowohl ein kaiserlicher Palast, wie auch Befestigungsmauern vorhanden waren,⁶³ und daß daselbst nach dem Abzug der Ostgoten die Gepiden ihren Königssitz hatten,⁶⁴ dann wird man vielleicht die Vermutung nicht ablehnen, daß Fenékpuzsza der Sitz des Thiudimer hätte sein können; es gab ja hier nicht nur Befestigungsmauern, sondern auch einen Palast für die Hofhaltung. Wir denken an das Gebäude «A», dessen Länge 102 m betrug.⁶⁵

Die bekannten Bauten der Siedlung von Fenékpuzsza sind am Anfang dieses Jahrhunderts von Á. Csák ausgegraben worden.⁶⁶ Seitdem sind nur noch eine Kontrollgrabung der altchristlichen Basilika Nr. 2 und ihre Veröffentlichung hinzugekommen;⁶⁷ die Ausgrabungsergebnisse des 'horreum' aus dem Jahre 1959/60 sind noch nicht veröffentlicht. Es ist also kein Wunder, daß bisher verhältnismäßig wenig Denkmäler der kurzen pannonischen Herrschaft der Ostgoten aus Fenékpuzsza bekannt sind. Es gab in Basilika 2 in

⁵⁹ Iord., *Get.* 264, 268.

⁶⁰ A. ALFÖLDI: a. a. O. II 101–104.

⁶¹ T. NAGY: Buda régészeti emlékei. Budapest Műemlékei (= Die archäologischen Denkmäler von Buda. Kunstdenkmäler von Budapest). Budapest 1962. 69.

⁶² A. GRAF: Übersicht der antiken Geographie von Pannonien. Diss. Pann. I 5 Budapest 1936. 26–27; A. ALFÖLDI: a. a. O. II 101.

⁶³ A. ALFÖLDI: a. a. O. 103.

⁶⁴ D. CSALLÁNY: Archäologische Denkmäler der Gepiden im Mitteldonaubecken. Arch. Hung. XXXVIII. 1961. 311; I. BÓNA: Die Langobarden. 235; A. KISS: a. a. O. 84.

⁶⁵ Vgl. Anm. 43.

⁶⁶ Vgl. K. BAKAY—N. KALICZ—K. SÁGI: a. a. O. 81–87.

⁶⁷ K. SÁGI: Acta Ant. Hung. 9 (1961) 397–459.

sekundärer Lage (in der Ausfüllung) solche Funde, die sich vermutlich mit ihnen verbinden lassen.⁶⁸ B. Kuzsinszky⁶⁹ und E. Beninger⁷⁰ erwähnen je eine solche gegossene Fibel von Fenékpuszta, die mit ihrem dortigen Leben im Zusammenhang stehen mögen. Leider sind diese Stücke zur Zeit des zweiten Weltkrieges der Vernichtung anheimgefallen, ebenso wie auch jene Blech-

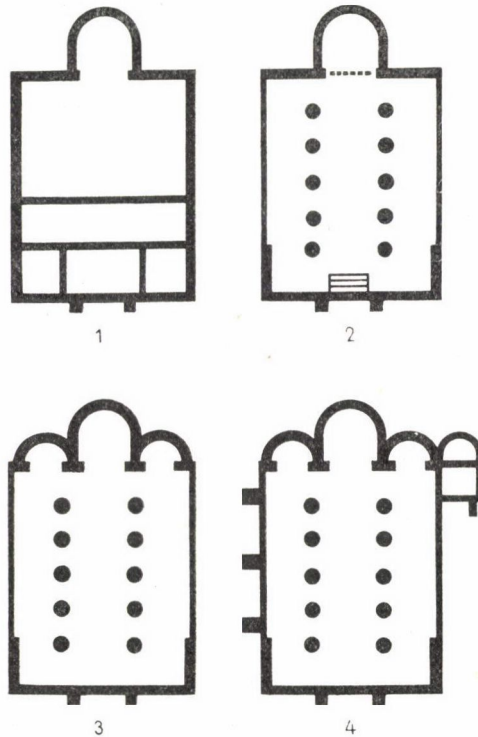


Abb. 3. Entwicklung der altchristlichen Basilika Nr. 2 von Fenékpuszta

fibel aus der Umgebung von Keszthely,⁷¹ die ebenfalls ein Denkmal der Ostgoten gewesen sein mag.

Wie schon gesagt wurde, bekamen das Gebäude «A» und das 'horreum' nach der großen Vernichtung einen neuen Boden; dagegen wurde die altchristliche Basilika 2 nach einem völlig neuen Grundrißplan wiederaufgebaut.⁷² Die inneren Teilungswände der aus einem profanen Gebäude in spätrömischer Zeit umgestalteten Kirche (Abb. 3, 1) wurden entfernt, und man hat eine Kirche mit Längsschiff ausgebildet. Gleichzeitig wurde das

⁶⁸ K. SÁGI: a. a. O. 435, Taf. XV 1–6.

⁶⁹ B. KUZSINSZKY: a. a. O. 76, Abb. 2.

⁷⁰ E. BENINGER: Der westgotisch-alanische Zug nach Mitteleuropa. Leipzig 1931. 22.

⁷¹ E. BENINGER: ebd.

⁷² K. BAKAY—N. KALICZ—K. SÁGI: a. a. O. 83—86.

Innere der Kirche mit Säulenreihen in drei Schiffe gegliedert, und die Trümmerschicht der Verwüstung wurde mit Terrazzo-Boden bedeckt (Abb. 3, 2). Die Grundriß-Lösung der neuen Kirche⁷³ hat auch pontische Parallelen,⁷⁴ und das ist wohl kein Zufall, denn die Ostgoten waren ja Christen.⁷⁵ Nötig war die Erweiterung der Basilika wohl deswegen, weil die Zahl der Gläubigen größer wurde.

Es ist auch kein Zufall, daß die von der Plünderung Dalmatiens heimkehrenden 'Suebi' von Thiudimer in einer stürmischen Nacht beim Plattensee geschlagen wurden.⁷⁶ Der dalmatinische Weg erreichte bei Vörs, gegenüber Fenékpuzsta den damaligen Plattensee; die siegreiche Schlacht von Thiudimer mag also hier, oder bei der anderen naheliegenden Übergangsstelle, bei Balatonhídvég stattgefunden haben.

Jordanes behauptet, daß der Sohn des Thiudimer, Theoderik der Große beim Plattensee geboren wurde.⁷⁷ Gy. Sebestyén suchte auch schon vor siebzig Jahren die Geburtsstätte des Theoderik, des «Tod nicht kennenden Detre» der Sagen, in der Umgebung von Keszthely.⁷⁸ Wir glauben, er hatte damit Recht: in Fenékpuzsta, das Gebäude «A» mag das Geburtshaus gewesen sein.⁷⁹

Es fragt sich nun, ob an der großen Bautätigkeit i. J. 455 auch die Bevölkerung der Umgebung, die römische Handwerker-Traditionen besaß, teilgenommen hatte. In Fenékpuzsta selbst hörte das Leben, das römische Traditionen bewahrte, mit dem Erscheinen der Ostgoten auf. Wir haben versucht, die Evakuierung der Siedlung und die Vernichtung der Befestigung mit einer militärischen Operation zu erklären. Aber daran kann man doch nicht denken, daß das im Rückzug begriffene Heer auch die hiesige Ackerbauer- und Handwerker-Bevölkerung in das Hinterland hätte schleppen wollen. Eben das Vergraben der Schätze ist der Beweis dafür, daß die Bevölkerung von Fenékpuzsta die Absicht hatte, zu den alten Wohnstätten zurückzukehren. Die evakuierte Bevölkerung von Fenékpuzsta mag sich in der Umgebung zerstreut haben, aber sie vermochte infolge des Einzugs der gotischen Führungsschicht auf die alte Wohnstätte längere Zeit hindurch nicht zurückzukehren. Die Ostgoten begannen erst nach 470 Pannonien zu verlassen,⁸⁰ wodurch auch die Tatsache erklärt wird, daß die vergrabenen Schätze (oder mindestens ein Teil von diesen) in der Erde geblieben sind.

Bóna vermutet, daß die Ostgoten bis zu den vierziger Jahren des 6. Jh.

⁷³ K. SÁGI: a. a. O. 413–414.

⁷⁴ K. SÁGI—M. FÜZES F.: Archäologische und archäobotanische Angaben (ung.) 81.

⁷⁵ E. BENINGER: *Mannus* 30 (1938) 137; A. ALFÖLDI: A kereszténység nyomai Pannoniában a népvándorlás korában (= Spuren des Christentums in Pannonien zur Zeit der Völkerwanderung). St. Stephans-Gedenkbuch I., Budapest 1938. 164.

⁷⁶ D. SIMONYI: a. a. O. 23.

⁷⁷ D. SIMONYI: a. a. O. 22–23.

⁷⁸ GY. SEBESTYÉN: *EPHk* 24 (1900) 152.

⁷⁹ K. SÁGI: Keszthely und Ravenna (ung.). *Idegenforgalom* 7 (1968) Nr. 8. 25–26.

⁸⁰ A. KISS: a. a. O. 84.

ihre Gebiete in den nördlich von der Drau liegenden Teilen Transdanubiens beibehalten hatten.⁸¹ Es wäre nicht ausgeschlossen, daß auch in Fenékpuzsza irgendeine ostgotische militärische Einheit stationierte und diese die Rückkehr der alten Bevölkerung bzw. ihrer Nachkommen verhinderte.

Die Bevölkerung der Umgebung, die teilweise wohl eben von Fenékpuzsza geflüchtet war, mag auch an dem großangelegten Wiederaufbau aktiv teilgenommen haben. Diese Bevölkerung hat später, um 630 herum, die Siedlung von Fenékpuzsza wiederaufgebaut, ja sie entwickelte auch noch im 9. Jh. eine rege Bautätigkeit. Diese Arbeiten, die weiter unten ausführlicher besprochen werden, legen die Vermutung nahe, daß wohl auch der Wiederaufbau i. J. 455 durch die einheimische Bevölkerung ausgeführt wurde.

Man kann zu gleicher Zeit einen großen Rückfall der Fachkenntnisse — im Vergleich mit der römischen Praxis — beobachten. Die Basis für den südöstlichen inneren Verteilungspfeiler der Basilika 2. wurde an einer falschen Stelle vorbereitet; und dann wurde derselbe am richtigen Platz teilweise ohne Basis aufgebaut.⁸² In den jüngeren Schichten nach 455 findet man keine Spuren der Dachbedeckung nach römischer Art; in diesen Schichten kommen nur noch fragmentarisch und sporadisch die Spuren der sekundären Benützung von 'tegula' und 'imbrex' vor. Ein Zweig des römischen Handwerkes starb vermutlich weil sich kein Bedarf zeigte — langsam aus.⁸³

Der Abschnitt der Geschichte der Siedlung von Fenékpuzsza bis zum Jahre 568 ist — mangels Funde — kaum bekannt. Es ist allerdings bekannt, daß die althechristliche Basilika Nr. 2 zu dieser Zeit vorhanden war und benutzt wurde, denn es wurden — wie später darüber die Rede sein wird — in der i. J. 455 ausgebildeten Kirche nach 568 noch Bestattungen vorgenommen. Am Ende des 6. Jh. kann man unter den Bewohnern von Fenékpuzsza auch einheimische Bevölkerung nachweisen; es wäre also denkbar, daß manche Familien eben in der fraglichen Epoche an die alte Wohnstätte zurückkamen. Die neuen Herren von Pannonien, im 6. Jh., die Langobarden, lebten zwar — nach dem Zeugnis der Gräberfelder von Vörs⁸⁴ und Keszthely⁸⁵ — in der unmittelbaren Nähe der Siedlung von Fenékpuzsza, aber ihr Fundmaterial ließ sich von Fenékpuzsza bisher noch nicht nachweisen.⁸⁶ Dies mag auch damit im Zusammenhang stehen, daß die Siedlung, zur Zeit des Einzugs der Langobarden, bewohnt war.

Die nach Italien abwandernden Langobarden haben — nach dem Bericht des Paulus⁸⁷ — verschiedene unterworfenen Völkerschaften mit sich

⁸¹ I. BÓNA: Alba Regia 2–3 (1961/62) 62 Anm. 101.

⁸² K. SÁGI: Acta Ant. Hung. 9 (1961) 415.

⁸³ K. SÁGI: a. a. O. 414.

⁸⁴ K. SÁGI: Acta Arch. Hung. 16 (1964) 359–408.

⁸⁵ I. BÓNA: Die Langobarden, 195.

⁸⁶ I. BÓNA: a. a. O. 195.

⁸⁷ Paulus, *Hist. Long.* 2, 26.

gebracht, «und auch heute heißen noch die Ortschaften, wo diese leben, Dörfer der Gepiden, Bulgaren, Sarmaten, Pannonen, Schwaben, Norici usw.» Nach der Beobachtung von I. Bóna hatten die Langobarden keine Siedlungen südlich der Linie Szombathely—Keszthely—Pécs,⁸⁸ und darum mag die pannonische Bevölkerung, die sie mit sich nach Italien brachten, jenes Menschenmaterial des langobardischen Siedlungsgebietes sein, das noch römische Traditionen hatte. Der Auszug der Langobarden hat wohl zu einer zahlenmäßigen Verdünnung in jenem Menschenmaterial Nord-Pannoniens geführt, das noch die Erinnerung an die römische Gewerbepraxis bewahrte, aber derselbe Auszug hat unser Gebiet doch wohl kaum berührt. Dies geht aus den späteren Ereignissen eindeutig hervor. Die zurückbleibende, lokale Bevölkerung mag übrigens die reichen Gräber des langobardischen Gräberfeldes von Vörs geplündert haben.⁸⁹ Die fortziehenden Langobarden haben zwar ihre pannonischen Quartiere in Brand gesteckt,⁹⁰ aber Fenékpusztá wurde unlänglich dieses Abzuges nicht verwüstet.

Die Analyse der Gräberfelder der Siedlung aus dem 6. Jh. führt zu einem solchen Schluß. Die Geschichte der Erforschung der Gräberfelder des 6. Jh. und die topographische Beschreibung der erschlossenen Gebiete haben wir schon anderen Orts zusammengefaßt.⁹¹ Früher vermochte die Forschung nur die durch V. Lipp entlang der äußeren südlichen Befestigungsmauer erschlossenen 300 Gräber⁹² sowie die westlich davon durch Á. Csák erschlossenen anderen 150 Gräber⁹³ zu berücksichtigen. Die beiden erwähnten Ausgrabungen haben römische Gräber aus dem 4. Jh., und Gräber aus dem 6. Jh. erschlossen; diese Gräberfelder sind also zweischichtig. Die Anzahl der Gräber je nach Schichten ließ sich, leider, nicht genau bestimmen, obwohl das spätrömische Material der Ausgrabung von Á. Csák von T. Pekáry eingehend bearbeitet wurde.⁹⁴ Westlich der Ausgrabungen von Lipp und Csák haben wir bei der westlichen Ecke der südlichen Befestigungsmauer einen ungestörten Teil des Gräberfeldes aus dem 6. Jh. gefunden. Die i. J. 1963 begonnene Ausgrabung hat bisher 99 Gräber erschlossen. Nach den Gräbern in dichten Reihen zu urteilen, wird man hier noch mehrere Hunderte von Gräbern erschließen können. Unsere noch nicht zu Ende geführte Ausgrabung ist bisher unveröffentlicht.

Aber so viel ist klar, daß der von uns erschlossene Teil des Gräberfeldes mit den Gräberfeldern von Lipp und Csák zusammenhängt; auch wir haben auf unserem Gebiet ein paar spätrömische Gräber gefunden. Ein römisches

⁸⁸ I. BÓNA: Beiträge zu den ethnischen Verhältnissen, 61.

⁸⁹ K. SÁGI: a. a. O. 389—392.

⁹⁰ I. BÓNA: a. a. O. 242.

⁹¹ K. BAKAY—N. KALICZ—K. SÁGI: a. a. O. 86—87.

⁹² V. LIPP: Arch. Közl. 14 (1886) 137—159.

⁹³ B. KUZSINSZKY: a. a. O. 70—74.

⁹⁴ T. PEKÁRY: Arch. Ért. 82 (1955) 19—29.

Ziegelgrab war in eine spätrömische Mistgrube eingebettet, was darauf hinweist, daß die römischen Bestattungen auf unserem Ausgrabungsgebiet sehr späten Ursprungs sind. Wahrscheinlich wurden hier seitens der Bewohner von Fenékpuzta auch in der ersten Hälfte des 5. Jh. Bestattungen vorgenommen.

Auch früher vermochten wir schon darauf hinzuweisen, daß die Gräber aus dem 6. Jh., die unter der südlichen Befestigungsmauer anlässlich der verschiedenen Ausgrabungen gefunden wurden, Teile eines größeren Gräberfeldes bilden, das nach dem hier zu Tage geförderten bescheideneren Material das Gräberfeld des gemeinen Volkes von Fenékpuzta im 6. Jh. gewesen sein mag.⁹⁵ Ein anderes sehr reiches Gräberfeld von 31 Gräbern, das wir mit L. Barkóczy zusammen i. J. 1959 an der östlichen Seite des 'horreum' freigelegt hatten,⁹⁶ wies zwar denselben Bestattungsritus auf wie das Gräberfeld bei der südlichen Befestigungsmauer, aber seine Isoliertheit und der Reichtum seines Fundmaterials zeigen, daß hier wohl die Angehörigen einer vornehmeren Schicht bestattet wurden. Die Ähnlichkeit des Fundmaterials und des Ritus, die sich in den Fällen jener 11 Gräber beobachten läßt, die in der altchristlichen Basilika Nr. 2 und bei ihrer südlichen Seite gefunden wurden, zeigt, daß die führende Schicht der Bevölkerung im 6. Jh. hier bestattet wurde.⁹⁷ Die Absonderung der einzelnen Gräberfelder, die Vermögensunterschiede, die im Fundmaterial der einzelnen Teile sich beobachten lassen, ferner die Gleichheit des Ritus in allen Fällen legen die Vermutung nahe, daß die Bestattungen je nach der gesellschaftlichen Gliederung vorgenommen wurden;⁹⁸ dieser Ansicht stimmt auch L. Barkóczy bei.⁹⁹

Die Gleichheit des Ritus in den drei verschiedenen Teilen des Gräberfeldes ist ein Beweis auch dafür, daß innerhalb der Siedlung die führende Schicht ethnisch einheitlich war. Ein grundlegender Zug dieses Ritus besteht darin, daß um den Toten herum im unteren Teil des Grabes aus kleineren oder größeren Steinen eine Steinreihe ohne Bindematerial gebildet wird.

Die Frage des Ursprungs dieses Ritus ist sehr wesentlich vom Gesichtspunkt der Geschichte von Fenékpuzta im 6. Jh. Früher, anlässlich der Behandlung der Gräber der altchristlichen Basilika Nr. 2¹⁰⁰, hielten wir diesen interessanten Bestattungsritus für einen westgermanischen Brauch. Neuerdings beschäftigte sich L. Barkóczy mit demselben Ritus anlässlich der Behandlung des reichen Gräberfeldes beim 'horreum'.¹⁰¹ Auf Grund seiner bisher noch nicht veröffentlichten Freilegung einiger Gräber von Fenékpuzta

⁹⁵ K. BAKAY—N. KALICZ—K. SÁGI: a. a. O. 86.

⁹⁶ L. BARKÓCZY: Acta Ant. Hung. 9 (1961) 415—421.

⁹⁷ K. SÁGI: Acta Ant. Hung. 9 (1961) 415—421.

⁹⁸ K. BAKAY—N. KALICZ—K. SÁGI: a. a. O. 87.

⁹⁹ L. BARKÓCZY: a. a. O. 288.

¹⁰⁰ K. SÁGI: a. a. O. 426—427.

¹⁰¹ L. BARKÓCZY: a. a. O. 288.

aus dem 4. Jh., bei denen sich ein ähnlicher Ritus beobachten ließ, hält er auch die Gräber aus dem 6. Jh. für Bestattungen der daselbst fortlebenden einheimischen Bevölkerung.

Es sei hier erwähnt, daß unter den spätesten Gräbern des kleinen Gräberfeldes der römischen Villa von Keszthely-Gátidomb auch wir auf ähnliche Gräber gestoßen sind.¹⁰² Wir haben die Freilegung dieses interessanten klei-

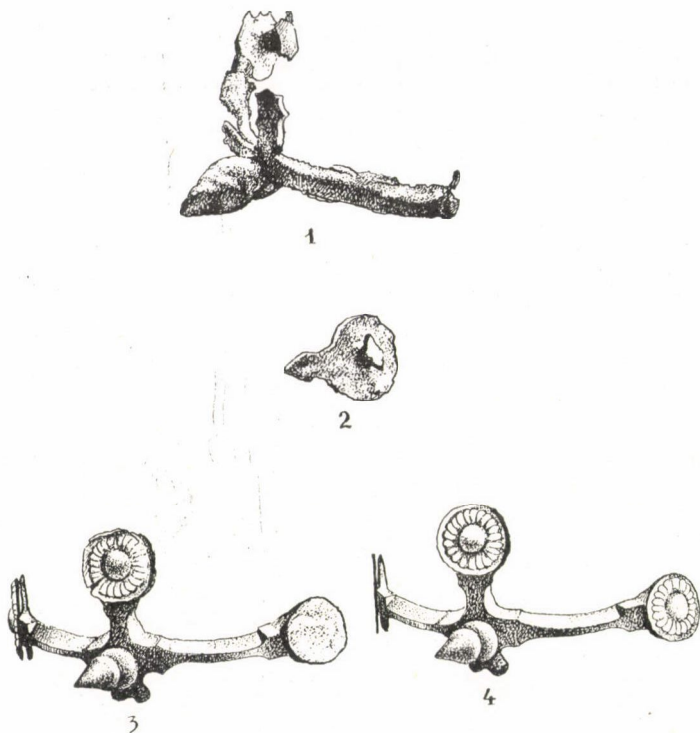


Abb. 4. Spätromische Sporen aus der Umgebung von Keszthely

nen Gräberfeldes noch nicht zu Ende geführt, und darum haben wir das Material auch noch nicht bearbeiten können. Wir halten es jedoch für wesentlich, hervorzuheben, daß der mit Stein ausgelegte Grabrand zusammen mit einem Brandgrab späten Ursprungs, und unter Gräbern, die von den römischen abweichende Bestattungsriten aufweisen, zum Vorschein kam. Ein gemischtes Ethnikum mit altertümlichen Bestattungsriten, das in der zweiten Hälfte des 4. Jh. hierher verschlagen war, hatte hier seine Gräber in der Nähe von einigen vornehmeren, mit Ziegeln ausgelegten Gräbern. Aus einer Grabkammer im Mittelpunkt dieses Gräberfeldes kam ein solches Sporenpaar zum Vorschein (Abb. 4, 3—4), das sonst im Fundmaterial des germanischen Gräberfeldes

¹⁰² Unsere noch nicht veröffentlichte und unvollendete Ausgrabung.

von Leuna häufig ist.¹⁰³ Diese Tatsache läßt die Vermutung zu, daß wohl die Familie eines Veteranen Reiter-Offiziers von germanischem Ethnikum, und sein Gesinde im Gräberfeld von Gátidomb), in der Nähe der Villa des Offiziers bestattet war.

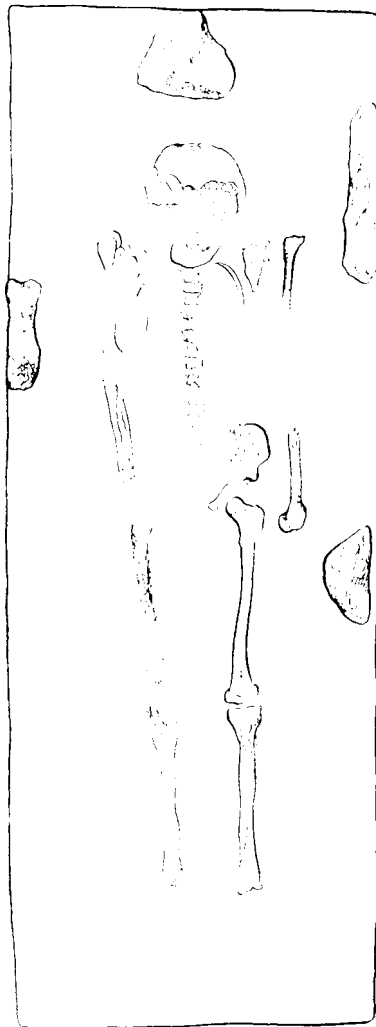


Abb. 5. Spät römisches Grab von Fenékpuszta

Auch das Grab 22 des Gräberfeldes bei der südlichen Befestigungsmauer von Fenékpuszta (Abb. 5) zeigt denselben Bestattungsritus. Das Grab war geplündert; die Plünderung erfolgte kurz nach der Bestattung. Man

¹⁰³ H. REINERTH: Vorgeschichte der deutschen Stämme I. Leipzig – Berlin 1940. Taf. 150, 1. — W. SCHULZ: Leuna. Berlin 1953. Taf. III 1; XIII 1; XVIII, XXXI 1.

ersieht dies aus der ungewöhnlichen Lage des linken Armes, dessen Schulterteil an der Stelle des Handgelenkes lag. Zur Zeit der Plünderung war die Auflösung der Weichteile, die die Knochen zusammenhalten, noch nicht beendet. Es kam unter dem Fundmaterial dieses Grabes das Bruchstück eines solchen Sporenpaares (Abb. 4, 1–2) zum Vorschein, wie dasjenige von Gátidomb. Es besteht gar kein Zweifel darüber, daß das Grab 22 spätrömisch ist.

Man begegnet demselben Ritus auch im Gräberfeld von Győr-Bierbrauer-Hügel; diese letzteren Gräber entsprechen zwar der spätrömischen Welt, aber ihre Bestattungsbräuche, und darunter der mit Stein ausgelegte Grabrand fügen sich nicht mehr ohne weiteres in die lokalen Eigentümlichkeiten.¹⁰⁴

L. Barkóczy versuchte in dem hier behandelten Bestattungsritus die Entartung jenes Brauches zu erblicken, dem man im Falle mancher spätrömischer Gräber begegnet, daß nämlich das Grabinnere mit Steinplatten ausgelegt wird; die Entartung dieser Sitte wäre teils auf Mangel an Rohmaterial und teils auf Armut zurückzuführen.¹⁰⁵ Doch sind die altertümlichen Vorläuferinnen dieser Sitte auch im Westen bekannt,¹⁰⁶ und unter westlichem Einfluß meldet sich dieselbe bei uns.¹⁰⁷ Darum können wir der Vermutung von Barkóczy nicht beistimmen. Eben die von ihm behandelten sehr reichen Gräber beim 'horreum' aus dem 6. Jahrhundert zeigen, daß man es hier mit einem sehr alten, vom Vermögen des Verstorbenen unabhängigen Bestattungsritus zu tun hat, der sporadisch auch schon im 4. Jh. in der Rhein-Gegend vorkommt. Es meldet sich z. B. dieser Ritus in den Gräbern 14 und 17 des noch nicht veröffentlichten Gräberfeldes von Wesslingen,¹⁰⁸ aber man begegnet demselben auch sonstwo. Der mit Stein ausgelegte Grabrand ist bezeichnend auch für die Gräber 1, 4 und 6 von Künzling.¹⁰⁹

Der Ritus kommt also sporadisch im 4. Jahrhundert sowohl bei uns, wie auch im Westen vor, wohl infolge der Zersplitterung irgendeiner ethnischen Gruppe. Es fragt sich nun, ob dieser sporadisch beobachtete Ritus, der in Fenékpuszta gemäß dem gemischten Ethnikum — dem verschiedenen kulturellen und religiösen Hintergrund entsprechend von vielen anderen Bestattungssitten begleitet wird,¹¹⁰ sich mit dem sozusagen allgemeinen

¹⁰⁴ E. LOVAS: Győri Szemle 2 (1931) 48.

¹⁰⁵ L. BARKÓCZY: a. a. O. 288.

¹⁰⁶ E. SALIN: La civilisation mérovingienne II. Paris 1952.

¹⁰⁷ F. TOMPA: Az őskor. Budapest története (= Die Urzeit. Die Geschichte der Stadt Budapest) I/1. Budapest 1942. 124.

¹⁰⁸ Wir verdanken diese Mitteilung der Freundlichkeit von E. KELLER.

¹⁰⁹ M. BERLING: Bayerische Vorgeschichtsblätter 29 (1964) 254 ff.

¹¹⁰ LIPP: a. a. O. 209; er fand ein mit Ziegel ausgelegtes Grab, doch sind seine Angaben nicht zuverlässig. Vgl. N. FETICH: Régészeti tanulmányok a késői hún fémművéség történetéhez (= Archäologische Studien zur Geschichte der späthunischen Metallkunst). Arch. Hung. XXXI. 1951. 59–60. B. KUZSINSZKY (a. a. O. 70–74) hat die Ausgrabungsergebnisse von Csák zusammengefaßt. Daraus vermochte T. PEKÁRY (Arch. Ért. 82 [1955] 19–29) das Material aus 28 spätrömischen Gräbern zu beschreiben. Nahezu 40 Gräber, die wir bei der südlichen Befestigungsmauer freigelegt hatten, sind noch nicht bearbeitet. Dieses Material bearbeiten wir zusammen mit L. BARKÓCZY.

Bestattungsbrauch in den Gräberfeldern des 6. Jh. von Fenékpuzsta verbinden läßt?

Eine grundlegende Schwierigkeit ist in dieser Hinsicht durch L. Barkóczi hervorgehoben worden, daß nämlich nach den sehr ärmlichen Gräbern der spätrömischen Welt der gleiche Bestattungsritus im 6. Jh. sich mit außerordentlich reichem Material meldet. Er hat auch darauf hingewiesen, daß dieser materielle Reichtum weder ein Produkt des Handels, noch dasjenige des lokalen Handwerks sein kann; man wird also den neuen Reichtum an Material, an Edelmetallen und Edelsteinen mit einem ethnischen Zuwachs erklären müssen. Wie Barkóczi schrieb,¹¹¹ «man wird eher daran denken müssen, daß in Fenékpuzsta und in der Umgebung im 6. Jh. eine neue Bevölkerung und eine neue führende Schicht erschienen war». Er fügte auch noch hinzu, daß im Falle von Fenékpuzsta «das Erscheinen der neuen führenden Schicht auch daraus hervorgeht, daß eine Gruppe innerhalb der Mauern bestattet wurde, was im Falle des bloßen Fortlebens der alten Bevölkerung nicht denkbar wäre».

Die Auffassung von L. Barkóczi ist derjenigen von A. Alföldi sehr ähnlich. Alföldi vermochte die Probleme von Fenékpuzsta im 6. Jahrhundert nur auf Grund der Ausgrabungen von Lipp und Csák zu behandeln; es war ihm nur ein Teil des Fundmaterials bekannt, die mangelhaften Beobachtungen anlässlich der früheren Ausgrabungen haben damals die interessanten Bestattungsriten noch nicht hervorgehoben. Es ist zwar Alföldi gelungen, im Fundmaterial von Fenékpuzsta aus dem 6. Jh. einen wie germanisch anmutenden Teil abzusondern, aber er hielt es noch für unvorstellbar, daß hier eine fremde Gruppe die frühere einheimische Bevölkerung sozusagen erobert hätte.¹¹² Unter seinem Einfluß hielt auch L. Schmidt die Gräberfelder von Fenékpuzsta und die mit diesen verwandten von Keszthely aus dem 6. Jahrhundert *nicht* für germanisch.¹¹³

Das große Gräberfeld des gemeinen Volkes, das unter der südlichen Befestigungsmauer mehrere hundert Gräber umfaßt, und dessen Bestattungsritus derselbe war, zeigt, daß es sich hier nicht bloß um eine neue führende Schicht der Siedlung handelt, sondern daß in der Tat ein neues Ethnikum hier erschienen war. Dieselbe Doppelheit kam auch aus den Untersuchungen von Dr. I. Lengyel hervor. Die anthropochemischen Untersuchungen von Lengyel erstreckten sich, leider, nur auf die von uns freigelegten 99 Gräber. Aus diesen Gräbern erhielt er -- nur unter Angabe der Grabnummer -- je ein formloses Wirbel-Fragment. Der Vergleich der archäologischen und anthropochemischen Untersuchungen¹¹⁴ führte zu dem Ergebnis, daß die von

¹¹¹ L. BARKÓCZI: a. a. O. 307.

¹¹² A. ALFÖLDI: a. a. O. II 38, 56.

¹¹³ L. SCHMIDT: Die Ostgermanen. 1934. 106 -- 107, 260.

¹¹⁴ Diese, aus wissenschaftsgeschichtlichem Gesichtspunkt wichtige Gleichsetzung erfolgte in der Gegenwart von L. BARKÓCZI, A. SALAMON und M. FÜZES F.

Lengyel abgesonderten 20 Gräber, die er nicht in das Gesamtbild des Gräberfeldes einzufügen vermochte, genau die Gräber ohne Steinrand, bzw. die Gräber aus dem 4. Jh. ergaben. Dieselben Gräber waren auch — im Vergleich zu den übrigen — arm an Beigaben. Innerhalb des Gräberfeldes für das gemeine Volk aus dem 6. Jahrhundert meldet sich — etwa in 20% — ein abweichendes Ethnikum mit unterschiedlichem Bestattungsritus. In dieser kleineren, ärmlieheren Gruppe darf man die lokale Bevölkerung von Fenékpuzsta vermuten. Es sei auch bemerkt, daß unter den von Dr. I. Lengyel abgesonderten Gräbern das eine das schon behandelte spätrömische Grab mit Steinrand war.

Daraus ergibt sich die Folgerung, daß zwischen dem sporadischen spätrömischen Bestattungsritus und dem des 6. Jh. keine Verbindung besteht. Gleiches Ethnikum und gleicher Jenseitsglaube steckt hinter der behandelten Bestattung beider Epochen, aber es läßt sich keine lokale Kontinuität der beiden Epochen nachweisen. Das dünne spätrömische Menschenmaterial, das diesen Brauch auch bei uns eingeführt hatte, verschmolz später mit der lokalen Bevölkerung.

Die nächste Frage heißt, woher jene völkerreiche Gruppe gekommen sein mag, die die Anzahl der Bewohner von Fenékpuzsta im 6. Jh. nahezu auf das Fünffache erhoben hatte. Barkóczy erinnert daran, daß der behandelte Bestattungsritus sich mit den Langobarden und Awaren nicht verbinden läßt. Er glaubt die Parallelen dieser Bestattungssitte in den langobardischen Gräberfeldern Norditaliens, in den Gräbern autochthoner Elemente wiederzufinden. Früher erblickte er zwar in diesem Bestattungsbrauch das Fortleben einer lokalen Gewohnheit, aber später wollte er dasselbe Rätsel bzw. den Fundreichtum der Gräberfelder von Fenékpuzsta aus dem 6. Jh. mit norditalischen Parallelen, mit der Einwanderung einer dortigen Volksgruppe erklären.¹¹⁵ Aber man findet bei uns wenig Spuren einer Steinpackung über der Leiche, die für die späten langobardischen Gräber bezeichnend ist; nur in Italien und in Krainburg ist diese Erscheinung häufig.^{115a}

Wir wollen unsererseits wiederholt nur darauf hinweisen, daß in den Gräberfeldern von Fenékpuzsta aus dem 6. Jh. derselbe Bestattungsritus unabhängig vom Vermögen und von der gesellschaftlichen Situation vorkommt. Der Ritus der führenden Schichten ist derselbe, wie derjenige des gemeinen Volkes. Das zähe Festhalten an dem altertümlichen Bestattungsbrauch ist ein Zeichen dafür, daß das betreffende Ethnikum fremden Einflüssen wenig ausgesetzt war, die alten Vorstellungen durch fremde religiöse oder politische Einflüsse nicht gestört wurden. Dabei vermochte auch die steife gesellschaftliche Gliederung nur im Rahmen eines längeren Nebenein-

¹¹⁵ J. BARKÓCZI: a. a. O. 288.

^{115a} I. BÓNA: Die Langobarden in Ungarn. 221.

ander-Lebens zustande zu kommen, natürlich innerhalb einer solchen unabhängigen Gesellschaft, in der das soziale Leben durch die Vorrechte der Abstammung geregelt war. Ein solches einheitliches und steifes gesellschaftliches System mit festgebundenem Bestattungsritus wäre in der in Auflösung begriffenen oder auch schon aufgelösten alten Gesellschaft unseres Pannoniens nicht denkbar. Die hiesige einheimische Bevölkerung löste sich vom 5. Jh. ab unter dem Machteinfluß der nacheinander gekommenen Völker in kleine lokale Gruppen oder in noch kleinere Einheiten auf; das gesellschaftliche Bewußtsein bestand höchstens aus einem gewissen, von der Romanisation ererbten Fachkennnen, und aus einer unbestimmten, lockeren kirchlichen Führung. Dieselben Argumente würden wohl auch für Norditalien gelten. Man hätte evtl. mit den Ostgoten rechnen müssen: aber man begegnet in ihren einheimischen¹¹⁶ und italischen¹¹⁷ Gräbern nicht dem behandelten Ritus. Ja, wir sind der Ansicht, daß auch die romanisierten Elemente Nord-Italiens, die von Byzanz stark beeinflußt waren, keineswegs Träger des stark gebundenen Ritus und der steifen gesellschaftlichen Gliederung sein konnten.

Zur Frage des Ursprungs jenes Ritus, dem man in Fenécpusztá in 6. Jh. begegnet, und damit in Zusammenhang zum Problem des früheren Wohnorts des neuen Ethnikums, möchten wir auf jene Trachteigentümlichkeiten hinweisen, die wir in den erwähnten Gräberfeld-Teilen beobachten konnten.

Es wurden im Grab 3 der Basilika 2 die Überreste einer hölzernen Tasche gefunden:¹¹⁸ die Tasche wurde von M. Fűzes F. rekonstruiert.¹¹⁹ Die Rekonstruktion (Abb. 6, 1) erinnert auffallend an die Tasche (Abb. 6, 2), die vom Gürtel eines vornehmen Franken herabhängt, auf einem Bild vom Ende des 8. Jh. in der Bibel von St. Paul.¹²⁰ Es befand sich in der erwähnten hölzernen Tasche der Basilika eine solche große Eisenschere mit Blechfeder, die in den Gräbern der romanisierten Bevölkerung nie, aber umso häufiger als Grabbeigabe der verschiedenen germanischen Stämme der Völkerwanderungszeit vorkommt. Als wir den Fund bearbeitet hatten, hielten wir diese Schere für ein solches Symbol, das die hohe gesellschaftliche Würde ihres Besitzers dokumentiert.¹²¹

Der vorstellungsmäßige Hintergrund der Bestattung in der *'basilica urbana'* wurde durch E. Dyggve erklärt.¹²² Es war ein häufiger Wunsch der Gläubigen, beim Grab je eines Heiligen oder Märtyrers bestattet zu sein, um

¹¹⁶ J. DOMBAY: Der gotische Grabfund von Domolospusztá. A Janus Pannonius Műzeum Évkönyve I, Pécs 1956.

¹¹⁷ G. ANNIBALDI—J. WERNER: Germania 41 (1963) 356—373.

¹¹⁸ K. SÁGI: a. a. O. 427.

¹¹⁹ M. FűZES F.: Acta Ant. Hung. 9 (1961) 461—466 Abb. 3.

¹²⁰ H. REINERTH: a. a. O. I 217 Abb. 90, 2.

¹²¹ K. SÁGI: a. a. O. 427.

¹²² E. DYGGVE: Classica et Mediaevalia 13 (1952) 147—153.

damit für sich die Hilfe des Betreffenden zu sichern. Die Kirche war bestrebt, die Bestattungen zu regeln, und die besten Plätze in der Nähe des Altars waren den vornehmen Mitglieder des Klerus vorbehalten. So mag es auch im Falle der Basilika Nr. 2. von Fenépuszta gewesen sein. Das erwähnte



Abb. 6. Die Tasche von Fenépuszta und die fränkische Tracht mit Tasche im 8. Jh.

Grab 3 kam im südlichen Schiff der Basilika, in der Nähe des Eingangs zum Vorschein, aber wir dürfen in dem hier Bestatteten dennoch einen weltlichen Führer der Siedlung vermuten. Das Grab stammt, nach dem Zeugnis des in ihm gefundenen Riemenendes mit gepreßter Silberplatte,¹²³ aus der Zeit nach 568.¹²⁴ Es ist wesentlich, daß auch aus den Gräbern der zahlenmäßig nicht

¹²³ K. SÁGI: a. a. O. Taf. XIII 4.

¹²⁴ Die Erzeugnisse mit gepreßten Silberplatten fehlen im einheimischen langobardischen Material aus der Zeit vor 568. Vgl. I. BÓNA: Die Langobarden, und J. WERNER: Die Langobarden in Pannonien. München 1962.

großen führenden Schicht sich die germanische Trachteigentümlichkeit nachweisen läßt.

Im Zusammenhang mit den Gräbern beim 'horreum' stellt L. Barkóczy die Frage, ob die hier gefundenen Nadeln Haarnadeln oder Kleidernadeln waren. Er kam zum Schluß, daß 6 Nadeln aus diesem Gräberfeld-Teil Kleidernadeln waren, die die Tracht in der Brustgegend zusammenhielten. Sehr wesentlich ist auch seine Bemerkung, wonach die Prototypen dieser Kleidernadeln von unserem Gebiet nicht bekannt sind.¹²⁵ Ähnliche Nadeln fanden sich bei den weiblichen Skeletten in den 99 Gräbern des Gräberfeldes vom gemeinen Volk, das wir bei der südlichen Befestigungsmauer freigelegt hatten; sie lagen unter dem Kinn des Skelettes und sie waren in den ärmlicheren Gräbern aus Eisen oder aus Bronze. In einem Fall blieb auch die Schnur der Nadel erhalten.

Sowohl zu der Tracht des gemeinen Volkes, wie auch zu derjenigen der Vornehmen gehörte also beim behandelten Ethnikum die Kleidernadel. Diese Kleidernadeln — oder wie sie in unserer archäologischen Literatur heißen: die «Stilnadeln» — beschränken sich nicht auf die Umgebung von Keszthely; ihr anderes großes Verbreitungsgebiet ist die Gegend von Pécs. Auf dem Gebiet Pannoniens sondern sich nur Előszállás und Csákberény mit je einem Grab von den beiden Gruppen ab.¹²⁶

A. Kiss rechnet die erwähnten Kleidernadeln zu den charakteristischen Gegenstandsformen der Keszthely-Kultur. Seiner Ansicht nach¹²⁷ stellt die Keszthely-Kultur «die traditionelle geistige und materielle Kultur der autochthonen romanisierten Bevölkerung und das 'maximale' Überleben derselben» dar. Wir haben jedoch im Falle von Fenékpusztá gesehen, daß man jenes Ethnikum des 6. Jahrhunderts, das in seiner weiblichen Tracht Kleidernadeln benutzte, mit der spätrömischen Welt nicht verbinden kann, weder was den Ritus, noch was die Prototypen der Kleidernadeln betrifft. Übrigens erblickt auch A. Alföldi in der Kleidernadel als einer Trachteigentümlichkeit keine römische Erbschaft.¹²⁸

Dabei erscheinen mehrere Trachteigentümlichkeiten der sog. Keszthely-Kultur, wie z. B. das Korbanhängsel und die Kleidernadel, im Grab der Arnegunde von Saint-Denis,¹²⁹ das aus der Zeit 565 - 570 stammen mag (Abb. 7). Auch L. Barkóczy erwähnt die Kleidernadel der Arnegunde unter den Parallelen der Kleidernadel mit goldenem Kopf und silbernem Stiel, die im Grab 6 des Gräberfeldes beim 'horreum' gefunden wurde, und ebenso eine silberne

¹²⁵ L. BARKÓCZI: a. a. O. 294.

A. KISS: Arch. Ért. 95 (1968) Abb. 1.

¹²⁷ A. KISS: a. a. O. 93.

¹²⁸ A. ALFÖLDI: a. a. O. II 53.

¹²⁹ A. FRANCE-LANORD—M. FLEURY: Germania 40 (1962) 359. Zur Diskussion über das Grab: M. R. ALFÖLDI: Germania 41 (1963) 55 ff.; WILSON: Germania 42 (1964) 265 ff.; H. AMENT: Germania 43 (1965) 324—327.

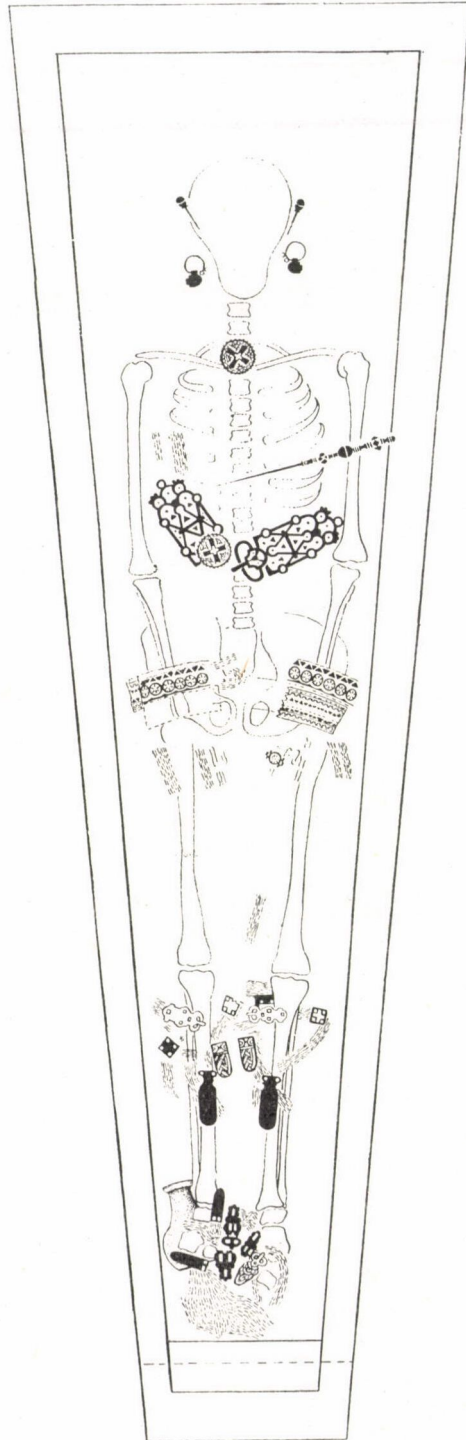


Abb. 7. Das Grab von Arnegunde (nach Germania 1962)

Nadel von Szigliget.¹³⁰ Auf die Verbindungen der Nadeln von Szigliget und Wittislingen hat J. Werner aufmerksam gemacht. Unter den Parallelen der Nadel von Wittislingen hat er auch auf die Nadeln von Oettingen und Alzey hingewiesen.¹³¹ Werner bemerkte, daß die Kleidernadeln mit goldenem Beschlag in Südwest-Deutschland fehlen.¹³² Es mag hinzugefügt werden, daß der Gebrauch der Kleidernadel sich auch aus den bajuwarischen Gräberfeldern nur sporadisch nachweisen läßt.¹³³ Dies ist deswegen wesentlich, weil das wichtigste Verbreitungsgebiet der Korbanhängsel gerade die bajuwarische Gegend nördlich der Alpen ist.¹³⁴ Aber man darf dieses Gebiet von dem Gesichtspunkt des untersuchten Grabritus und des gesuchten Ethnikums aus — auch deswegen ausschalten, weil der mit Stein ausgelegte Grabrand nur in Lauriacum bei einigen Gräbern vorkommt. Diese Gräber hatten keine Beigaben, nur aus dem Grab 12/1959 kam fränkisches Material aus dem 6. Jh. zum Vorschein.¹³⁵

Wir müssen noch erwähnen, daß es sich im Falle der Korbanhängsel, die in der Keszthely-Kultur, aber auch in der weiblichen Tracht von Fenépuszta im 6. Jh. eine so große Rolle gespielt hatten, eigentlich von sog. Anhängsel mit «Körbchen» die Rede ist. Solche goldene Anhängsel mit «Körbchen» befanden sich in dem schon erwähnten Grab der Königin Arnegunde;¹³⁶ aber wir kennen goldene Ohrgehänge mit «Körbchen» auch aus einem Grab von Herpes in Frankreich.¹³⁷ Bekannt sind übrigens silberne und bronzene Anhängsel mit «Körbchen» auch aus fränkischen Gräbern.¹³⁸ Es ist sehr wesentlich, daß die fränkischen Anhängsel im allgemeinen aus Draht hergestellt sind, und die Größe der Anhängsel dieselbe wie diejenige der Anhängsel mit «Körbchen» ist.¹³⁹

Unserer Ansicht nach hängt das Erscheinen der Anhängsel mit «Körbchen» auf das engste mit dem Gebrauch der Stilnadeln zusammen. Ohrgehänge und Nadeln bildeten eine Trachteinheit, und die Goldschmiede waren bestrebt, den Stil dieser Gegenstände miteinander in Einklang zu bringen, indem sie eine Schmuckgarnitur ausbildeten. Der Korb der Ohrgehänge wurde nach dem Kopf der Nadeln gestaltet. Ein gutes Beispiel dafür ist die schon erwähnte

¹³⁰ L. BARKÓCZI: a. a. O. 294.

¹³¹ J. WERNER: Das alamannische Fürstengrab von Wittislingen. München 1950. 60.

¹³² J. WERNER: a. a. O. 61.

¹³³ H. BOTT: Bajuwarischer Schmuck der Agilolfingerzeit. München 1952. 158—159, 161.

¹³⁴ Z. VINSKI: Körbchenohrringe aus Kroatien. Wiener Schule der Völkerkunde. Festschrift zum 25 jährigen Bestand 1929—1954, 565—566.

¹³⁵ AE. KLOIBER: Die Gräberfelder von Lauriacum. Das Ziegefeld. Linz 1957. 175.

¹³⁶ A. FRANCE-LANORD—M. FLEURY: a. a. O. 355, Taf. 31, 3—4.

¹³⁷ J. DE BAYE: Le cimetière wisigothique d'Herpes. Angoulême 1892. XI. Taf. 67.

¹³⁸ H. REINERTH: a. a. O. I 271; L. LINDENSCHMIT: AuhV IV. 1900. Taf. 47, I., 4.

¹³⁹ H. REINERTH: a. a. O. I 271; K. BÖHNER: Die fränkischen Altertümer des Trierer Landes. Berlin 1958. 113—116.

Silbernadel von Szigliget, deren durchbrochene Filigrantechnik auch auf den Körben der Silberanhängsel erscheint.¹⁴⁰ Die Anhängsel mit geschlossenem Korb, und darunter auch das Anhängsel aus dem Grab 8 des Gräberfeldes von Fenékpuzta neben dem 'horreum',¹⁴¹ erinnern an einen Nadelkopf aus einem Grab des fränkischen Gräberfeldes von Minden.¹⁴² Der Korb des Ohrgehänges war in der Weise auf den Ring anzubringen, daß die Edelstein- oder farbige Glaspasta-Einfassung des abschließenden Teiles sichtbar sei. Man hat dies dadurch erreicht, daß der Korb nach vorne geschoben an den Ring gelötet wurde.

Das, was hier gesagt wurde, läßt sich von dem bekannten Entwicklungsgang der Korbanhängsel natürlich nicht trennen.¹⁴³ Man kann also den Ursprungsort der Korbanhängsel dort suchen, wo die Nadeln nach germanischem Geschmack mit römischer Werkstatt-Praxis zusammentrafen. Trifft unsere Vermutung zu, so entstanden die Korbanhängsel nicht in dem byzantinischen Kulturkreis, sondern in Westeuropa, um die Mitte des 6. Jh. Anlässlich der Behandlung des Grabes von Arnegunde hat auch Barkóczi auf diese frühe Entstehungszeit der Korbanhängsel hingewiesen.¹⁴⁴ Die Langobarden haben zu dieser Zeit noch keine Anhängsel gebraucht;¹⁴⁵ aber in ihren italienischen Gräbern sind die Korbanhängsel schon häufig.¹⁴⁶ Dies alles zeigt, daß das Herstellen der Korbanhängsel, die dem Geschmack breiter germanischer Kreise entsprachen, auch in byzantinischen Werkstätten begonnen wurde. Diese byzantinische Ware hat dann nach 568 auch die Trachteigentümlichkeit der Langobarden weitgehend beeinflusst.

Die Verbreitung der Anhängsel mit «Körbchen» in Pannonien wurde durch A. Kiss zusammengestellt.¹⁴⁷ Anhängsel mit «Körbchen» melden sich, nach Kiss, außer dem Block um Keszthely herum, in Exemplaren aus Letenye, Bodajk und Nagykozár. Es hat zwar keine besondere Bedeutung, aber wir erwähnen, daß solche Stücke auch in Sobor (Komitat Győr-Sopron) zum Vorschein gekommen sind.¹⁴⁸ Die Einwanderung des Volkes der Anhängsel mit «Körbchen» auf die Plattensee-Gegend erfolgte nach I. Kovrig im 6. Jahrhundert.¹⁴⁹ Die Einwanderung mag, im Sinne des Gesagten, von Westeuropa

¹⁴⁰ K. DARNAY: Arch. Ért. 15 (1895) 320.

¹⁴¹ L. BARKÓCZI: a. a. O. LVIII. t. 1—2.

¹⁴² K. BÖHNER: a. a. O. Taf. 23, 3.

¹⁴³ RIEGEL (Spätromische Kunstindustrie. I. 1901, 152—153) sucht den Ursprung in oströmischer Umgebung. Nach BOTT (a. a. O. 131) sind seine Vermutungen zutreffend. Die Entwicklung der Typologie hat A. ALFÖLDI (a. a. O. II 40—45) zusammengefaßt. Wesentlich sind noch die Bemerkungen von REINECKE: MAG XIX. 1899. 41, und HAMPEL: Altertümer. I. 1905. 359 ff.

¹⁴⁴ L. BARKÓCZI: a. a. O. 298—299.

¹⁴⁵ J. WERNER: Die Langobarden in Pannonien. 81—82.

¹⁴⁶ N. ÅBERG: Die Goten und Langobarden in Italien. Uppsala—Paris 1923. 84—86; J. WERNER: a. a. O. 81, 128.

¹⁴⁷ Á. KISS: a. a. O. 100.

¹⁴⁸ V. RÉCSÉY: Arch. Ért. 23 (1903) 65.

¹⁴⁹ I. KOVRIG: Arch. Ért. 85 (1958) 68—69.



Abb. 8. Funde von germanischem Geschmack aus Gräbern von Fenékpusztá

her erfolgt sein; das neue Ethnikum war germanisch und hatte mit den Franken nähere Beziehungen.

Der in Gold eingefasste Rubin aus Grab 9 des Gräberfeldes von Fenékpusztá beim 'horreum', die leere Gold-Einfassung und mehrere Hunderte von winzigen, einige Millimeter großen Goldröhrchen lagen auf dem Schädel. Dieses Material ist mit den Funden des fränkischen Grabes unter dem Kölner

Dom aus dem 6. Jh. verwandt; im letzteren Fall lag ein Almandin in der Mitte des Stirnbeines an ein Stirnband befestigt. Nach Otto Doppelfeld war der Fund aus Köln ein Stirnband der fränkischen Bräute.¹⁵⁰ Auch die Funde aus Fenékpuzta legen den Gedanken nahe, daß es sich hier eher um ein Stirnband als um ein Haarnetz handelt.¹⁵¹

Man beobachtet am Fundmaterial des Gräberfeldes von Fenékpuzta — auch abgesehen von den erwähnten Trachteigentümlichkeiten — einen starken germanischen Einfluß. Wir dürfen in diesem Zusammenhang die Adler-Fibel¹⁵² aus Grab 4 des Gräberfeldes beim 'horreum' (Abb. 8, 4) erwähnen, deren westliche Parallelen sowie ihre Verwandtschaft mit der Scheiben-Fibel (Abb. 8, 1) aus einem Grab des Gräberfeldes von Lipp auch L. Barkóczy hervorgehoben hatte, obwohl er dahinter langobardischen Einfluß vermutete.¹⁵³ Wir halten im Zusammenhang mit den Adler-Fibeln die Feststellung von I. Bóna für wesentlich, wonach dieser in unserem einheimischen langobardischen Material nicht häufige Fibel-Typus westlichen Import darstellt.¹⁵⁴

Die mit in Swastika-Form angebrachten hakenschnäbligen Vögeln geschmückte Scheiben-Fibel (Abb. 8, 1) wurde durch V. Lipp aus einem Grab bei der südlichen Befestigungsmauer zu Tage gefördert.¹⁵⁵ Im Zusammenhang mit der vergoldeten Bronze-Fibel hat N. Fettich darauf hingewiesen, daß ähnliche Tierköpfe mit denselben Stilmerkmalen bei den Germanen überall vorkommen.¹⁵⁶ A. Alföldi hielt unser Exemplar für ein westliches Importstück aus der Zeit um 600 herum;¹⁵⁷ es ließen sich von daselbst zahlreiche Analogien namhaft machen.¹⁵⁸ Die kleine vergoldete Silberschnalle und Riemenende (Abb. 9, 1 - 2) aus Grab 3 der altchristlichen Basilika Nr. 2 weist dieselben Stilmerkmale auf, wie die vorhin genannten Stücke. Auf die westlichen Verbindungen dieser Gegenstände haben wir schon hingewiesen.¹⁵⁹

Im Laufe der Ausgrabung von Lipp kam aus einem Grab bei der südlichen Befestigungsmauer ein silbernes Armband mit Tierkopf (Abb. 8, 2) zum Vorschein.¹⁶⁰ Es handelt sich dabei, nach der Ansicht von Barkóczy,¹⁶¹ um ein singuläres Stück, das wohl an Ort und Stelle, noch zur Zeit der Langobarden hergestellt sein mag. Die Tierköpfe des Armbandes stehen in enger Verbin-

¹⁵⁰ O. DOPPELFELD: *Germania* 38 (1960) 109; *Germania* 42 (1964) 188.

¹⁵¹ L. BARKÓCZY: a. a. O. 302.

¹⁵² L. BARKÓCZY: a. a. O. LXII t. 1.

¹⁵³ L. BARKÓCZY: a. a. O. 292 - 293.

¹⁵⁴ I. BÓNA: *Die Langobarden*, 211.

¹⁵⁵ V. LIPP: a. a. O. III. Taf. 9.

¹⁵⁶ N. FETICH: *Az avarokori műipar Magyarországon* (= Das awarenzeitliche Kunstgewerbe in Ungarn). *Arch. Hung.* I. 1926. 4 Abb. 1.

¹⁵⁷ A. ALFÖLDI: a. a. O. II 37.

¹⁵⁸ L. LINDENSCHMIT: *AuV I*, Heft VIII Taf. VIII 6 = N. ÅBERG: *Die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit*. Uppsala - Paris 1922. Abb. 277., Abb. 111. H. REINERTH: a. a. O. II Taf. 360, 6. *Mannus* 31 (1939) 136 Abb. 11 usw.

¹⁵⁹ K. SÁGI: a. a. O. 422.

¹⁶⁰ V. LIPP: a. a. O. III. Taf. 5.

¹⁶¹ L. BARKÓCZY: a. a. O. 308.

dung mit den Tierköpfen der Fußendungen bei den germanischen Bügel-Fibeln. Es ließen sich dafür zahlreiche Beispiele aus dem ostgotischen,¹⁶² gepidischen¹⁶³ oder langobardischen Material,¹⁶⁴ oder auch aus den Denkmälern anderer germanischer Stämme anführen.¹⁶⁵ Darum ist die verhältnismäßige Frühdatierung des Armbandes wohl möglich. Aber man findet den-

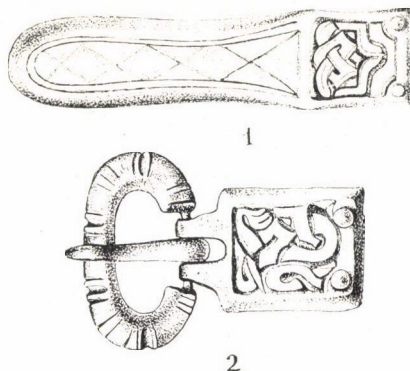


Abb. 9. Funde aus einem Grab in der altchristlichen Basilika Nr. 2.

noch eine sehr ähnliche Lösung, wie die Tierköpfe des Armbandes von Fenékpuszta, bei jener Schlange, die auf dem Deckel eines Sarges aus dem alemanischen Gräberfeld des 6–7. Jh. dahinzieht, und die an beiden Enden in einem Kopf endet;¹⁶⁶ diese letztere Tatsache macht die Frühdatierung unseres Stückes schon fraglich. Für die Spätdatierung spricht auch ein ähnliches Armband aus dem fränkischen Gräberfeld von Sprendling.¹⁶⁷ Darum wird es übrigens auch sehr zweifelhaft, ob das Armband von Fenékpuszta in der Tat an Ort und Stelle hergestellt wurde.

Das behandelte Armband von Fenékpuszta (Abb. 8, 2) hat dabei auch zu der Frage der Ausgestaltung des sog. zweiten germanischen Stils Wesentliches zu besagen. Wir haben schon darauf hinweisen können, daß von den Parallelen, die zu unserem Stück angeführt wurden, unter der Schlange von Zöbingen und unter dem ähnlichen Tier auf einer langobardischen Fibel aus Vörs ein Zusammenhang besteht; wir verwiesen diesen Bildertypus in den Kult des Wodan.¹⁶⁸ Wir vermuten, daß eben der Wodan-Kult die bekannte

¹⁶² G. ANNIBALDI—J. WERNER: a. a. O. Abb. 7. Taf. 41, 4., 45, 2. N. ÅBERG: Die Goten und die Langobarden. Abb. 28–40.

¹⁶³ D. CSALLÁNY: a. a. O. Taf. VIII, 3–4, 10., XI, 1–2., XIV, 6., XVIII, 4–5., XXIII, 5., XXVII, 9., XXXIII, 2 u. a. m.

¹⁶⁴ I. BÓNA: Die Langobarden. Taf. XXVII, 1–2, XXVIII, 1–2, XXIX, 1–2, XL, 5 u. a. m.

¹⁶⁵ N. ÅBERG: Die Franken und Westgoten. Abb. 95–96, 127, 129, 144–169.

¹⁶⁶ H. REINERTH: a. a. O. Taf. 193, 1.

¹⁶⁷ L. LINDENSCHMIT: AuV III 1881 Heft 1, Taf. VI 2.

¹⁶⁸ K. SÁGI: Das langobardische Gräberfeld von Vörs. 398.

Verbindung des zweiten Stils und des Bandgeflechtes¹⁶⁹ erklärt.¹⁷⁰ Im Bandgeflecht erblickte die germanische Welt ein Symbol des Wodan, und darum übernahm sie den betreffenden Stil. Man darf bei der Frage der Übernahme nicht vergessen, daß in der westgermanischen Welt die Handwerker zu dieser Zeit die römischen Werkstatt-Traditionen noch besaßen; ja, nach dem Zeugnis zweier Schnallen aus der Umgebung von Köln waren zu dieser Zeit auch noch die sprachlichen Traditionen der Romanisation lebendig.¹⁷¹ Auch Werner hat auf die wichtige Rolle dieser Handwerkerschicht anlässlich des Fundmaterials im Grab der Arnegunde hingewiesen;¹⁷² aber zu einer ähnlichen Ansicht kam auch O. Doppelfeld, als er die sehr reichen fürstlichen Grabschätze anlässlich der neuen Ausgrabungen in Köln bearbeitet hatte.^{172a} Möge der Stil hier oder in byzantinischem Kreis entstanden sein, das Bandgeflecht behielt oft seine Verbindung mit der Schlange, wofür man sehr viele Beispiele anführen könnte.¹⁷³ Wir möchten unsrerseits im zweiten germanischen Tierstil vor allem einen Inhalt, einen mit religiöser Symbolik zusammenhängenden Sinn, und nur nebenbei auch Dekoration erblicken. Nur auf diese Weise versteht man die Einheit des Stils, seine schnelle Verbreitung und das zähe Festhalten der germanischen Welt an ihm. Das wirksame Erscheinen dieses Stils im Fundmaterial der Bevölkerung von Fenékpuzsta im 6. Jh. beweist auch schon an sich die germanische Art dieser Bevölkerung.

Auch jener rohe Silberring (Abb. 8, 3), der aus Grab 7 des Gräberfeldes von Fenékpuzsta beim 'horreum' zum Vorschein kam, hat viel zu besagen¹⁷⁴. Man sieht auf dem viereckigen Kopf des Ringes ein mit Genitalien kenntlich gemachtes männliches und weibliches Brustbild; man sieht um die Köpfe Heiligenschein und unter ihnen eine stilisierte Baumdarstellung. Die Zeichnung des Bildes erinnert an die Einritzung auf dem Kästchen von Pfahlheim, wo man die Erzengel Gabriel und Michael sieht, mit Heiligenschein um die Köpfe und mit solchen Symbolzeichen auf den Brüsten, die auch an der Gestalt am hinteren Teil des berühmten Grabsteines von Niederdollendorf erscheinen.¹⁷⁵ Das Kästchen von Pfahlheim wurde, nach P. Paulsen, in einer fränkisch-alemannischen Werkstatt in der zweiten Hälfte des 7. Jh., unter

¹⁶⁹ N. FETTICH: Régészeti tanulmányok a késői hun fémművesség történetéhez (= Archäologische Studien zur Geschichte der späthunnischen Metallkunst). Arch. Hung. XXXI. 1951. 45.

¹⁷⁰ N. FETTICH: ESA 9 (1934) 313–314; Régészeti tanulmányok. 45. H. GÜNTHER: Germania 35 (1957) 142.

¹⁷¹ L. LINDENSCHMIT: AuV III 1881 Heft XI, Taf. V 2. H. REINERTH: a. a. O. I Taf. 82, 3. Anders I. BÓNA: Cundpald feicit. Soproni Szemle 6 (1964) 140.

¹⁷² J. WERNER: Die Langobarden in Pannonien. 91.

^{172a} O. DOPPELFELD: Das fränkische Knabengrab unter dem Chor des Kölner Domes. Germania 42 (1964) 187.

¹⁷³ N. ABERG: Die Goten und Langobarden. Abb. 144, 7., 182, 196., 199.; Die Franken und Westgoten. Abb. 270–271., 282., 288 u. a. m.

¹⁷⁴ L. BARKÓCZI: a. a. O. LXII, Taf. 2.

¹⁷⁵ H. REINERTH: a. a. O. Taf. 58, 2. W. HOLMQUIST: Germanic Art during the First Millennium. Stockholm 1955. Taf. XXV, 64.

Benutzung spätantiker, syrisch-koptischer und byzantinischer Motive hergestellt.¹⁷⁶ In der Darstellung des Ringes von Fenékpuzta dürfte man Adam und Eva vermuten. Denn diese erscheinen ja schon auf einem spätantiken Glasbecher aus Köln.¹⁷⁷ Man begegnet ihnen auch auf den Beschlägen des Paulinus-Sarkophags von Trier, wie sie neben einem Baum stehen, auf den

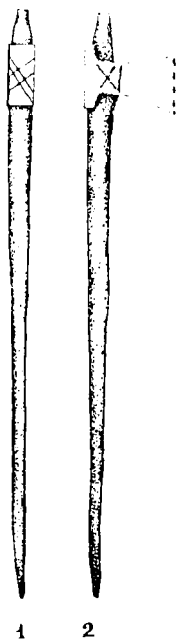


Abb. 10. Fränkische Nadeln von Fenékpuzta aus dem 7. Jh.

eine Schlange klettert.¹⁷⁸ Man findet Adam und Eva namentlich kenntlich gemacht auf dem Relief eines mit Bronze beschlagenen hölzernen Gefäßes aus einem fränkischen Grab von Wies-Oppenheim.¹⁷⁹ Und so ließe sich für diesen Bildertypus auch ein spätes Beispiel aus Vestergötland anführen.¹⁸⁰ Die westliche Verbindung des rohen Ringes aus dem Grab von Fenékpuzta ist kaum zu bestreiten; diese Verbindung läßt sich sowohl im Stil wie auch in Antezedenzen nachweisen.

¹⁷⁶ P. PAULSEN: *Germania* 41 (1963) 374--386.

¹⁷⁷ L. NAGY: *Pannonia Sacra. St. Stephans-Gedenkbuch* I. Budapest 1938. 46.

¹⁷⁸ L. NAGY: a. a. O. 73, Abb. 40. Z. KÁDÁR: *Arch. Ért.* 95 (1968) 92 Abb. 1, 5; mit Literatur.

¹⁷⁹ L. LINDENSCHMIT: *AuhV* III 1881, Heft X, Taf. IV.

¹⁸⁰ B. PÓSTA: *Régészeti tanulmányok az Oroszföldön* (= *Archäologische Studien in Rußland*) I. Budapest 1905. 298, Abb. 186.

Was die S-Fibeln aus den Gräbern von Fenékpuzta beim 'horreum' betrifft,¹⁸¹ mag erwähnt werden, daß diese zwar bezeichnende Exemplare des einheimischen langobardischen Fundmaterials sind, aber dieselben auch in den italischen Gräbern der Langobarden nach 568 auftauchen;¹⁸² sie waren auch in der westlichen germanischen Welt allgemein verbreitet.¹⁸³ Der langobardische Ursprung der S-Fibeln im Gräberfeld beim 'horreum' von Fenékpuzta ist also zweifelhaft.¹⁸⁴ Die den Exemplaren von Fenékpuzta sehr nahestehenden S-Fibeln von Vörs hielten wir auch früher für Erzeugnisse von byzantinischen Werkstätten.¹⁸⁵ Man kann auch jene mit einem Punkt-Kreis geschmückte bronzene S-Fibel-Nachahmung, die durch Á. Csák aus einem Grab an der südlichen Befestigungsmauer von Fenékpuzta zu Tage gefördert wurde,¹⁸⁶ nach I. Bóna nicht ausschließlich für langobardisch halten.¹⁸⁷ Auf diese Frage kommen wir später, im Zusammenhang mit den mit Punkt-Kreis geschmückten Bronzen von Fenékpuzta, noch zurück.

Auch die Parallelen des goldrandigen Knopfes mit Glaspasta-Einlage¹⁸⁸ aus Grab 16 des Gräberfeldes beim 'horreum' von Fenékpuzta sind aus der germanischen Welt wohlbekannt. Auch zwei ähnliche Exemplare sind aus dem alemannischen Grab von Gültlingen zum Vorschein gekommen;¹⁸⁹ aber man könnte, neben vielen anderen, auch auf fränkische Analogien aus Hohenfels hinweisen.¹⁹⁰

In die Schmucknadel aus dem Grab 5. des Gräberfeldes beim 'horreum' von Fenékpuzta wurde der Name des einstigen Besitzers *Bonosa* eingepunzt.¹⁹¹ Man kann, was diesen Namen betrifft, daran erinnern, daß jener 'Barbar' *Bonosus*, der in der Severinus-Biographie des Eugippius erwähnt wird, als er getauft wurde, seinen lateinisch klingenden Namen erhielt.¹⁹² So darf derselbe Name auch in Fenékpuzta wohl als ein Zeichen der durch das Christentum vermittelten Romanisation gelten.^{192a}

Nach den Gegenständen, die sowohl durch ihren Stil wie auch durch ihre Verbindungen von demselben fränkischen Ethnikum zeugen, das auch aus den Trachteigentümlichkeiten hervorzugehen schien, müssen wir noch einen glücklichen Fund von Fenékpuzta besprechen; dieser Fund ist nämlich trotz seiner Anspruchslosigkeit vielsagend. Anlässlich der Ausgrabung, die i. J.

¹⁸¹ L. BARKÓCZI: a. a. O. 293.

¹⁸² J. WERNER: Die Langobarden in Pannonien. 43.

¹⁸³ I. BÓNA: Die Langobarden in Ungarn. 210. K. BÖHNER: a. a. O., 100.

¹⁸⁴ L. BARKÓCZI: a. a. O. 307—308.

¹⁸⁵ K. SÁGI: Das langobardische Gräberfeld. 399—400.

¹⁸⁶ N. FETTICH: Régészeti tanulmányok. Taf. XXXI, 2.

¹⁸⁷ I. BÓNA: a. a. O. 195.

¹⁸⁸ L. BARKÓCZI: a. a. O. Taf. LXXV, 8.

¹⁸⁹ L. LINDENSCHMIT: AuhV V 1911, Taf. 12, 186.

¹⁹⁰ K. BÖHNER: a. a. O., Abb. 7.

¹⁹¹ L. BARKÓCZI: a. a. O., Taf. LV1, 5.

¹⁹² P. VÁCZY: Ant. Tan. 8 (1961) 256.

^{192a} Anders: D. SIMONYI: a. a. O. 19, 23. L. BARKÓCZI: a. a. O., 293.

1959 begonnen und in 1960 fortgesetzt wurde, fanden wir im 'horreum' auf dem Boden, der 455 entstanden war, Erzeugnisse einer Beindrechtsler-Werkstatt mit Trümmern der Verwüstung vom Anfang des 7. Jh. bedeckt, die weiter unten besprochen wird. Das Alter des Materials wird durch die bedeckende Trümmerschicht bestimmt. Es befand sich im Material auch eine kleine beilförmige Knochennadel (Abb. 10). Die Länge der kleinen Nadel beträgt 11,9 cm. Die Schneide des Beils ist abgebrochen, aber der Charakter ist eindeutig erkennbar. Ähnliche Knochennadeln sind in Frankreich sehr häufig; es ließen sich Parallelen aus Abbeville und Vermand erwähnen.¹⁹³ Bei den letzteren beobachtet man auch dasselbe liegende Kreuz als Schmuck, wie auf dem Exemplar von Fenékpuszta. Das liegende Kreuz kann zwar nicht als Erkennungsmerkmal für irgendein Ethnikum gelten, aber dieses uralte Sonnensymbol war doch ein beliebtes Motiv der germanischen Welt.¹⁹⁴ E. Brenner hielt eine ähnliche Beil-Nadel aus Wiesbaden für einen fränkischen Typus des 6. Jh.¹⁹⁵ Nach Lindenschmidt wäre diese Nadelart sehr selten, und man dürfte sie mit dem fränkischen Kriegsbeil verbinden, wie dies eine Nadel aus Samson (Belgien) verrät.^{195a}

Wir haben auf Grund der mit Stein umrandeten Gräber der altchristlichen Basilika Nr. 2 auf die fränkischen und alemannischen Beziehungen dieses Bestattungsbrauches schon hinweisen können.¹⁹⁶ Wir haben bei den neueren Ausgrabungen beobachtet, daß der Steinrand um das Skelett ein Bretterwerk hielt. Eine ähnliche Grabesform kommt auf fränkischem Gebiet häufig vor.^{196a} Die Trachteigentümlichkeiten der Gräberfelder von Fenékpuszta, das Fundmaterial und die Bestattungsriten weisen gleichermaßen nach Westeuropa hin, und sie legen die Vermutung nahe, daß von den dortigen germanischen Stämmen wohl die Franken hinter dem Ethnikum von Fenékpuszta im 6. Jh. standen.

Es sei in diesem Zusammenhang auch noch erwähnt, daß im Mittelpunkt des Gräberfeldes von Fenékpuszta beim 'horreum' unter den Gräbern ein freier Platz zu beobachten war. Wir fanden auf diesem freien Platz Pfostenlöcher.¹⁹⁷ L. Barkóczi wo lte diesen keine besondere Bedeutung zuschreiben,¹⁹⁸ als er schrieb: «die Pfostenlöcher auf dem Gebiete des Gräberfeldes ergeben keinen zusammenhängenden Grundriß; es ist nicht wahrscheinlich, daß sie

¹⁹³ J. PILLOY: Études sur lieux de sépultures dans l'Aisne I (5). Paris 1886. pl. V., II (3), Pl. XIX.

¹⁹⁴ K. SÁGI: Veszprém Megyei Múzeumok Közleményei 6 (1967), 70.

¹⁹⁵ E. BRENNER: Vorfränkische Funde von Wiesbaden. AuhV V. 1911. 427., Taf. 72, 1343.

^{195a} L. LINDENSCHMIT: Handbuch der deutschen Alterthumskunde. I. Braunschweig 1889. 387, Taf. IX, 10.

¹⁹⁶ K. SÁGI: Die zweite altchristliche Basilika. 426.

^{196a} K. BÖHNER: a. a. O., 264—266.

¹⁹⁷ L. BARKÓCZI: a. a. O., Abb. 2.

¹⁹⁸ L. BARKÓCZI: a. a. O., 288.

Bestandteile des Gräberfeldes wären». Doch ist eindeutig zu erkennen, daß die Gräber einen freien Platz für die Pfostenlöcher übriglassen; irgendein Zusammenhang muß also zweifellos bestehen. Es stimmt zwar, daß die Pfostenlöcher in der Tat keinen einheitlichen Grundrißplan ergeben. Doch faßt man das Loch beim Kopfende des Grabes 10 als die Spur eines Grabholzes auf, so kann man die zwei Pfostenlöcher zwischen den Gräbern 6 und 10 als Spuren je eines symbolischen Grabes auslegen. Es gibt in der Tat zwischen den Gräbern 6 und 10 freien Platz genug für zwei weitere Gräber. Paulus erwähnt die mit Vögeln geschmückten Grabhölzer, die man üblicherweise, für die in der Fremde Verstorbenen aufgestellt hat;¹⁹⁹ unsere Vermutung ist also keineswegs erzwungen. Es ist also möglich, auf Grund einer solchen Überlegung in den Pfostenlöchern unter den Gräbern die Spuren des östlichen Flurabschlusses eines einstigen Balkengebäude zu erblicken.

Man fand Pfostenlöcher auch am Rande des bajuwarischen Gräberfeldes von München-Aubing; im Zusammenhang mit diesen letzteren erinnerte H. Dannheimer an die ähnlichen Pfostenlöcher der Gräberfelder von Marktobendorf und Köln-Junkersdorf.²⁰⁰ Er hat zwar nicht entschieden Stellung genommen, aber er hielt doch jene Vermutung für wahrscheinlich, daß es sich um die Spuren einer einstigen Holzkirche handelt. Wir halten die Pfostenlöcher am Rand des Gräberfeldes von Fenékpuzta für die Spuren einer Balkenkapelle.²⁰¹ Es muß dabei allerdings bemerkt werden, daß die Ausgrabung nach Westen zu noch nicht vollendet ist. Der vollständige Grundrißplan kann erst nach einer weiteren Freilegung erwartet werden.

Auflösung und Abwanderung einer größeren fränkischen Einheit läßt sich auch mit historischen Ereignissen wahrscheinlich machen. Die Tochter des fränkischen Königs Chlotar I. († 561), namens Chodoswintha war die erste Frau des langobardischen Königs Alboin.²⁰² Aber wir glauben, daß jene fränkische Gruppe, die die führende Bevölkerung von Fenékpuzta gebildet hatte, erst später eingezogen war. Die Übersiedlung hing wohl mit jenen Ereignissen zusammen, die auf den Tod von Chlotar I. folgten. Nach dem Tode dieses Königs wurde das fränkische Reich unter seinen vier Söhnen aufgeteilt. Es kam eine Zeit des grausamen Bruderzwistes, begleitet vom erbitterten Kampf der Könige und der Adligen. Gesteigert wurden die inneren Gegensätze der Franken auch durch den Antagonismus des in höherem Grade romanisierten Westens und des reiner germanischen Ostens. Die letzte Epoche des brutalen Kampfes knüpft sich an die Namen der beiden Königinnen: Brunhildis und Fredegundis. Beendet wurde dieser Kampf erst unter Chlotar II. (584 - 629).²⁰³

¹⁹⁹ Paulus, *Hist. Long.* V. 34.

²⁰⁰ H. DANNHEIMER: *Germania* 44 (1966), 326-338.

²⁰¹ K. BAKAY-N. KALICZ-K. SÁGI: a. a. O., 87.

²⁰² Paulus, *Hist. Long.* I. 27.

²⁰³ H. REINERTH: a. a. O., I. 177-178.

Wir wollen uns mit dem Zeitpunkt des Einzugs unserer fränkischen Gruppe, und mit den Auswirkungen dieses Ereignisses erst später beschäftigen. Hier möchten wir zunächst darauf hinweisen, welche neue Möglichkeiten durch diese westliche Verbindung, im Zusammenhang mit dem Entstehungsort einiger Fundgegenstände, eröffnet werden. Die Frage des Ursprungs wird auch im Zusammenhang mit dem Kelchglas gestellt,²⁰⁴ das aus Grab 15 des Gräberfeldes beim 'horreum' zum Vorschein gekommen war. I. Bóna hat die bezeichnenden Exemplare für die Verbreitung dieses Typus, auf Grund eines ähnlichen Kelchglases aus Grab 18 des Gräberfeldes von Hegykő aus dem 6. Jh., zusammengestellt.²⁰⁵ Es darf damit im Zusammenhang bemerkt werden, daß mit einem Becher von Nocera Umbra²⁰⁶ das Stück von Kreutznach²⁰⁷ verwandt ist, bei dem jedoch schon zwei Henkel vorhanden sind. Das letztere entstammt aus einem fränkischen Grab. Man kennt einen ähnlichen Glasbecher, wie derjenige von Fenékpusztá auch aus einem fränkischen Grab von Rheinhessen;²⁰⁸ doch begegnet man demselben Typus auch im Grab von Herpes in Frankreich.²⁰⁹ Zusammen mit den von Bóna erwähnten Exemplaren hat man also insgesamt fünf solche Stücke, die aus Gräbern der germanischen Welt zum Vorschein gekommen sind. Man darf das Erscheinen dieser Exemplare mit westlichen Werkstätten verbinden, in denen die römischen Traditionen noch lebendig waren; wohl in solchen Werkstätten wurden auch die übrigen schönen Glasbeigaben der germanischen Gräber hergestellt.²¹⁰ Auch das betreffende Stück von Fenékpusztá mag das Erzeugnis einer westlichen Werkstatt sein, aber man kann dasselbe auch als ein byzantinisches Importstück aus der Zeit nach 568 auffassen. Den Hinweis auf die letztere (auch chronologische!) Möglichkeit stellen die Metall-²¹¹ und Ton-Nachahmungen²¹² desselben Typus aus awarischen Gräbern dar.

Umstritten ist auch der Herstellungsort des silbernen Ringes aus Grab 9 des Gräberfeldes beim 'horreum' von Fenékpusztá. Es sei über das Kreuzkreuz,^{212a} das man auf dem Kopf dieses Ringes sieht, gesagt, daß es kein christliches Symbol ist. Dieselbe Darstellung, die wohl als ein Sonnensymbol

²⁰⁴ L. BARKÓCZI: a. a. O. Taf. LXVIII, 6.

²⁰⁵ I. BÓNA: Soproni Szemle 14 (1960), 238.

²⁰⁶ R. PARIBENI: Monumenti Antichi 25 (1918), Fig. 20.

²⁰⁷ L. LINDENSCHMIT: AuhV I 1864, Heft XI, Taf. VII 7.

²⁰⁸ L. LINDENSCHMIT: AuhV IV 1900, Taf. 59, 6.

²⁰⁹ J. DE BAYE: a. a. O., Pl. XXIV 137.

²¹⁰ H. REINERTH: a. a. O., I 274—276.

²¹¹ GY. LÁSZLÓ: Budapest a népvándorlás korában. Bp. Tört. I/2 (= Budapest zur Zeit der Völkerwanderung. Geschichte der Stadt Bp.). Budapest 1942. CXXXVII, 1—2; N. FETICH: Régészeti Tanulmányok. Taf. II, 1, XXIII, 2; D. CSALLÁNY: Dolgozatok 16 (1940) XVIII, 3, XIX, 1, 3, XX, 1—4.

²¹² T. HORVÁTH: Das awarische Gräberfeld von Üllő und Kiskőrös (ung.). Arch. Hung. XIX. 1935. 83, 13, 20, 32.

^{212a} L. BARKÓCZI: a. a. O., Taf. LXI, 9.

gelten darf,²¹³ erscheint auch schon auf urzeitlichen Urnen,²¹⁴ auf Knochenbeil²¹⁵ und auf spätereisenzeitlichem Gürtelbeschlag.²¹⁶ Wohl erblickt Dannheimer in einem ähnlichen Riemenendenschmuck²¹⁷ aus Grab 6 des Gräberfeldes von Walda ein byzantinisches Symbol, doch wir haben anderen Orts schon darauf hingewiesen, daß diese urzeitlichen Sonnensymbole nicht als ausschließlich Merkmale irgendeines Ethnikums gelten können.^{217a} Gewiß war dieses Symbol auch im byzantinischen Kreis bekannt.²¹⁸ Aber man findet die Analogien des Kruckenkreuzes des Ringes von Fenékpuzsza auch auf wandalischen Mosaiken aus Karthago,²¹⁹ in der Mitte einer Scheibenfibel von Bopfingen,²²⁰ oder auf dem durchbrochenen Griff eines Schlüssels von Haithabu.²²¹ Das Motiv erscheint übrigens als Sonnensymbol auch in der Reihe der Bodestempel der einheimischen «fränkischen Flaschen» aus dem 9. Jh., auf dem Boden einer Flasche aus Cserszegtomaj²²² und auf demjenigen einer anderen Flasche von Fenékpuzsza.²²³

Es wäre nicht leicht, den Ursprung der kleinen schmuckvollen goldenen Perle aus Grab 6 des Gräberfeldes beim 'horreum' von Fenékpuzsza zu bestimmen.²²⁴ Es gibt ähnliche Stücke in zwei Exemplaren im Fund von Nordendorf;²²⁵ aber es gibt Analogien dafür auch aus Südrußland.²²⁶

Was den Zeitpunkt der Einwanderung der fränkischen Gruppe von Fenékpuzsza betrifft, muß man darauf hinweisen, daß das Fundmaterial der Gräberfelder, besonders der Gürtelschmuck mit gepreßten Silberplatten und die Riemenenden²²⁷ eindeutig beweisen,²²⁸ daß ein Teil der Bestattungen aus der Zeit nach 568 entstammt. Die bronzenen Anhängsel des Grabes 18 des Gräberfeldes beim 'horreum'²²⁹ kommen auch im awarischen Gräberfeld von

²¹³ Vgl. K. SÁGI: Árpádkori varázslás. 73.

²¹⁴ M. M. LIENAU: *Mannus* 7 (1915) 176, Abb. 3.

²¹⁵ P. PAULSEN: *Act und Kreuz*. Berlin 1939. Abb. 36, 3.

²¹⁶ J. BAUMÜLLER: *Leitfaden der Vorgeschichte Europas*. Augsburg 1925. Taf. 68, 266.

²¹⁷ H. DANNHEIMER: *Germania* 44 (1966), Abb. 3, 1b.

^{217a} K. SÁGI: a. a. O., 72—73.

²¹⁸ N. ÁBERG: *Die Goten und Langobarden*. Abb. 234 usw.

²¹⁹ H. REINERTH: a. a. O., Taf. III, 422, 1. H. KLUMBACH: *Pferde mit Brandmarken*. Festschrift des Röm.-Germ. Zentralmuseums in Mainz. Bd. 3. Mainz 1952. 10, Abb. 12.

²²⁰ L. LINDENSCHMIT: *AuhV* II. 1870. Heft XI, Taf. VI, 1.

²²¹ H. REINERTH: a. a. O. III, Taf. 546, 2.

²²² Á. Cs. SÓS: *Acta Arch. Hung.* 13 (1961). Taf. 73, 7.

²²³ Á. Cs. SÓS: a. a. O., Taf. 73, 7.

²²⁴ L. BARKÓCZI: a. a. O., Taf. LVII, 7.

²²⁵ L. LINDENSCHMIT: *AuhV* IV 1900, Taf. 10, 10.

²²⁶ MAP 20 1896 Taf. XI, 16, 19.

²²⁷ K. SÁGI: *Die zweite altchristliche Basilika*. Taf. XIII, 4; L. BARKÓCZI: a. a. O., Taf. LXIII 1—16, LXV, 1—7; V. LIPP: a. a. O., Taf. III, 4—9. — Mehrere Exemplare in unserer noch nicht veröffentlichten Ausgrabung.

²²⁸ K. SÁGI: a. a. O., 422—423; I. KOVRIG: *Das awarenzeitliche Gräberfeld von Alattyán*. *Arch. Hung.* XL. 1963. 106—107.

²²⁹ L. BARKÓCZI: a. a. O., Taf. LXVIII, 4—5.

Závod vor;²³⁰ doch gibt es awarische Parallelen zu einigen Ohrgehängen auch aus dem bisher noch nicht veröffentlichten Gräberfeldteil des 6. Jh. Eben-
solchen Halsbandschmuck, wie derjenige aus Grab 5. des Gräberfeldes beim
'horreum',²³¹ gibt es auch im Fund von Bakodpuszta.²³² Doch es gibt nahe-
stehende Analogien zu denselben auch im Fund jener Festung von Sadowetz,²³³
die um 600 herum verwüstet wurde. L. Barkóczy hat hervorgehoben, daß
jene 'körnigen Perlen', die in zwei Gräbern des Gräberfeldes beim 'horreum'
gefunden wurden, auf unserem Gebiet nach 568 erscheinen.²³⁴ Es gab ähnliche
Perlen auch im nicht veröffentlichten Teil des Gräberfeldes, und wir kennen
ebensolche auch aus dem Material der Ausgrabung von Lipp.²³⁵

Man kann zu gleicher Zeit an einigen Grabbeigaben des Gräberfeldes
beim 'horreum', besonders an den Halsbändern und an den Edelmetall-Gegen-
ständen, die Spuren eines langen Gebrauches beobachten. L. Barkóczy hebt
besonders den langen Gebrauch der reichgeschmückten Brosche aus Grab 8 des
Gräberfeldes beim 'horreum' hervor, indem er darauf hinweist, daß die rohe
bronzene Hinterplatte nachträglich an den Gegenstand angebracht wurde.²³⁶
Das Fundmaterial aus Grab 105 des Gräberfeldes von Cividale zeigt, daß
eine alte Goldmünze auch später zur Herstellung eines neuen Schmuckgegen-
standes verwendet werden konnte.²³⁷ Die Brosche von Fenékpuzsza kam nach
längerem Gebrauch in die Erde. Für uns ist augenblicklich nicht der Zeit-
punkt der Herstellung des Fundstückes, sondern derjenige der Bestattung das
Wesentliche. Es war ebenfalls L. Barkóczy, der darauf hingewiesen hatte, daß
sowohl die Halsbänder²³⁸ wie auch einige Ringe²³⁹ aus dem Gräberfeld beim
'horreum' nach längerem Gebrauch in die Erde kamen. Es mag hinzugefügt
werden, daß als eine mikroskopische Untersuchung des Körbchen-Anhängsels
aus Grab 29 vorgenommen wurde, sich herausstellte,²⁴⁰ daß es unter den Perlen
der Einfassungen auch solche gab, die früher - zwecks der Aufschnürung
schon durchlöchert worden waren;²⁴¹ diese Perlen wurden also sekundär
benutzt. Nach unseren heutigen Kenntnissen lassen sich die für die Gräber-
felder bezeichnenden Körbchen-Anhängsel auf unserem Gebiet aus der Zeit
vor 568 nicht nachweisen.²⁴²

²³⁰ L. BARKÓCZI: a. a. O., 297.

²³¹ L. BARKÓCZI: a. a. O., Taf. LV, 6—25, LVI, 6—25.

²³² N. FETTICH: Régészeti tanulmányok. Taf. XV 3.

²³³ J. WELKOW: Eine Gotenfestung bei Sadowetz (Nordbulgarien). Germania 19
(1935) 153, Taf. 16, 1.

²³⁴ L. BARKÓCZI: a. a. O., 305.

²³⁵ V. LIPP: a. a. O., Taf. III, 22—45.

²³⁶ L. BARKÓCZI: a. a. O., 292.

²³⁷ N. ÁBERG: Die Goten und Langobarden. 77.

²³⁸ L. BARKÓCZI: a. a. O., 305.

²³⁹ L. BARKÓCZI: a. a. O., 302, 305.

²⁴⁰ L. BARKÓCZI: Taf. LXVII, 1. spricht irrtümlich von einer Glaseinlage.

²⁴¹ Beobachtung von M. FÜZES F.; auf Grund seiner freundlichen Mitteilung.

²⁴² L. BARKÓCZI: a. a. O., 298.

Auch das verhältnismäßig späte Alter des von uns freigelegten und noch nicht veröffentlichten Gräberfeldteiles für das gemeine Volk läßt sich leicht nachweisen. Manche Angaben, die dafür sprechen, haben wir auch bisher schon namhaft gemacht. Es sei noch hinzugefügt, daß die in diesem Teil des Gräberfeldes zu Tage geförderten Schnallen mit großen Knöpfen und ihre Gegenbeschläge nach den Untersuchungen von I. Bóna am Ende des 6. Jahrhunderts und im 7. Jahrhundert gebraucht wurden.²⁴³ Auch die tauschierten Beschläge aus demselben Teil des Gräberfeldes verweisen gleichfalls auf eine so späte Zeit.²⁴⁴

Im Sinne des Gesagten datieren wir die Einwanderung der fränkischen Gruppe von Fenékpuzsza auf das Jahr 568, oder unmittelbar auf die Jahre danach. Für diese späte Zeit spricht auch die Gruppe der mit Punkt und Kreis geschmückten Bronzen, die im Laufe der Ausgrabungen von Lipp und Csák zum Vorschein gekommen waren. Zum ersten Male hat sich G. Müller mit dieser Gruppe beschäftigt, und er hat nachgewiesen, daß diese nach 568 entstandene Materialgruppe sich weder mit den Ostgoten noch mit den Langobarden verbinden läßt.²⁴⁵ N. Fettich hat dasselbe interessante Material wieder untersucht, und es ist ihm gelungen, von mehreren Gegenständen dieser Gruppe nachzuweisen, daß sie mit demselben Werkzeug und in derselben Werkstatt hergestellt wurden.²⁴⁶ Müller versuchte das Entstehen der mit Punkt-Kreis geschmückten Bronzen mit dem Zurückbleiben von germanischem (langobardischem) Menschenmaterial zu erklären.²⁴⁷ Gegen diese Theorie hat I. Bóna sehr entschieden Stellung genommen.²⁴⁸ Nach H. Sevin spricht dasselbe Fundmaterial für eine germanische Bevölkerung, die mit den Gepiden der Theiß-Gegend Verbindungen gehabt hätte.^{248a} Unsere Erkenntnis, wonach es sich um die Einwanderung einer fränkischen Gruppe handelt, gibt eine vollkommene Erklärung für die betreffende Fundgruppe. Übrigens ist unserer Ansicht nach der Punkt und Kreis keineswegs bloß eine Dekoration, sondern ein Sonnensymbol, wofür sich zahlreiche urzeitliche Beispiele anführen ließen.²⁴⁹ Häufig kommt dieses Motiv auch auf westeuropäischen germanischen Denkmälern vor.²⁵⁰

Auch manche historischen Ereignisse sprechen dafür, daß die Ein-

²⁴³ I. BÓNA: Beiträge zu den ethnischen Verhältnissen. 56.

²⁴⁴ I. BÓNA: a. a. O., 65—68.

²⁴⁵ G. MÜLLER: *Mannus* 27 (1935), 124—125.

²⁴⁶ N. FETTICH: *Régészeti tanulmányok*. 56—57.

²⁴⁷ G. MÜLLER: a. a. O., 126.

²⁴⁸ I. BÓNA: Die Langobarden in Ungarn. 239 ff.

^{248a} H. SEVIN: Die Gepiden. München 1955. 182—183.

²⁴⁹ K. SÁGI: *Árpádkori varázslás*. 73.

²⁵⁰ N. ÅBERG: Die Franken und Westgoten. Abb. 47, 52, 99, 143, 163, 313, 345; K. BÖHNER: a. a. O., Taf. 12, 2, 4, 6, 9., Taf. 13, 10—12., Taf. 18, 1, 3, 4, 7, 9, 10., Taf. 23, 4., Taf. 39, 5., Taf. 62, 5, 8, 10; L. LINDENSCHMIT: *AuhV* I 1864, Heft I, Taf. VII, 1, 3, 4, 6., Heft IV, Taf. VIII, 1, 3, 5, 6., Heft VII, 4, 7, Heft IX, Taf. VI, 3—8, Heft X I, 3., Heft XI, Taf. VIII, 13, 14., Heft XII, Taf. VI, 3—5. u. a. m.

wanderung der fränkischen Gruppe von Fenékpuzsta i. J. 568 oder kurz danach erfolgte. Die Awaren besetzten Transdanubien beinahe zu derselben Zeit, als die Langobarden fortgezogen waren.²⁵¹ Die erste awarische Besetzung erreichte nach I. Bóna nur die Linie Szombathely – Keszthely – Pécs.²⁵² Die Awaren ließen ihre Grenzen durch Völker verteidigen, deren Rechtsstellung ihnen, dem Herrenvolk gegenüber, untergeordneter war.²⁵³ Nach Bóna lebten in der Umgebung von Pécs Bulgaren; seiner Ansicht nach vermittelten eben die Bulgaren auch die Ware mit gepreßten Silberplatten, die im Fundmaterial von Fenékpuzsta vorkommt.²⁵⁴ Die Kutriguren der Dnepr-Gegend erhielten jährlichen Tribut von Byzanz, aber auch im Laufe ihrer Raubzüge mögen sie bedeutende Massen byzantinischen Edelmetalls erbeutet haben.²⁵⁵ Es wäre also denkbar, daß die Bulgaren Transdanubiens beachtenswertes byzantinisches Material nach Fenékpuzsta gebracht hätten. Ein weiterer Teil des byzantinischen Materials wäre auf dem Wege des Handels dorthin gekommen.^{255a}

Die halbmondförmigen byzantinischen Ohrgehänge aus Grab 5. des Gräberfeldes beim 'horreum' von Fenékpuzsta²⁵⁶ waren in weitem Kreis, von Ägypten bis nach England verbreitet.²⁵⁷ Einige Werkstätten der germanischen Welt haben diese gesuchte byzantinische Ware auch nachgeahmt. Die Ohrgehänge nach byzantinischem Geschmack aus Grab 83 des Gräberfeldes von Linz hält H. Ladenbauer-Orel für Nachahmungen, die in einer bayrischen Werkstatt hergestellt wurden.²⁵⁸ Über die Brustspange von Dunapataj hat T. Horváth festgestellt, daß ihr Meister ein in byzantinischer Metallkunst gebildeter Goldschmied war, der das Stück nach awarischem Geschmack verfertigt hatte.^{258a} Auch die Analogien der Ringe nach byzantinischem Geschmack des Gräberfeldes beim 'horreum'²⁵⁹ kommen in weitem Kreis zum Vorschein;²⁶⁰ es ist manchmal schwer festzustellen, in welcher Werkstatt sie wohl hergestellt wurden.

Eine bezeichnende Trachteigentümlichkeit der sog. Keszthely-Kultur bilden die mit biblischen Bildern oder mit christlichen Symbolen geschmückten

²⁵¹ I. KOVRIG: Arch. Ért. 82 (1955) 40; I. BÓNA: Die Langobarden. 242.

²⁵² I. BÓNA: Beiträge zu den ethnischen Verhältnissen. 62.

²⁵³ E. FERENCZY: A magyar föld népeinek története a honfoglalásig (= Geschichte der Völker von Ungarn bis zur Landnahme). Budapest 1958. 119–120.

²⁵⁴ I. BÓNA: a. a. O., 62.

²⁵⁵ J. HARMATTA: Arch. Hung. XXXI. 1951. 7.

^{255a} J. WERNER: BdRGK 42 (1961), 307–346.

²⁵⁶ L. BARKÓCZI: a. a. O., Taf. LV, 3–4.

²⁵⁷ GY. LÁSZLÓ: Adatok az avarokori műipar ó-keresztény kapcsolataihoz (= Angaben zu den altchristlichen Beziehungen des awarenzeitlichen Kunstgewerbes). Budapest 1935. 44–45.

²⁵⁸ H. LADENBAUER-OREL: Das bayerische Gräberfeld an der Traumündung. Wien – München 1960. 86.

^{258a} T. HORVÁTH: a. a. O., 62.

²⁵⁹ L. BARKÓCZI: a. a. O., 302.

²⁶⁰ Z. VINSKI: Zlatni prsten naden u Samoboru i nakit arhitektonskog tipa u VI. i VII. stoljecu. Posebni otisak is prvog sveska Tkalcicevog Zbornika. Zagreb 1955. 31–42.

Scheibenfibeln. Ihre Verbreitung in Pannonien wurde durch A. Kiss zusammengestellt.²⁶¹ Man findet diese Scheibenfibeln in zwei großen Gruppen in der Gegend von Keszthely und Pécs. Von diesen beiden Gruppen sondern sich nur einige Fundorte ab. Nach der Beobachtung von A. Kiss stellt die Keszthely-Kultur die materielle Kultur der lokalen romanisierten Bevölkerung dar; danach müßte man die lokale Herstellung der pannonischen Scheibenfibeln vermuten. Dies könnte auch dadurch bestätigt werden, daß außer Pannonien bisher nur in Albanien ein einziges ähnliches Exemplar zum Vorschein gekommen war.²⁶²

A. Alföldi hielt diese Scheibenfibeln für Erzeugnisse des lokalen Handwerks, das die Einflüsse der Romanisation aufbewahrt hatte, und er erblickte in ihnen das Fortleben der römischen Bildung zur Zeit der Völkerwanderung.²⁶³ Dagegen bemerkte Gy. László, daß die Ikonographie des sog. «Anbetung Christi»-Bildertypus auf den syrischen Kreis hinweist; aber er hielt diese Stücke dennoch für ungarländische Erzeugnisse.²⁶⁴ Auch A. Radnóti führte den Ursprung des sog. «Hl. Georg»-Bildertypus auf die Traditionen der spätrömischen Werkstätten zurück, und er glaubte, wie Alföldi, die Verbindung zwischen der spätrömischen Welt und den Darstellungen des 6. Jh. nachweisen zu können.²⁶⁵ Aber L. Barkóczy vermochte auch darauf schon hinzuweisen, daß die Prototypen der Scheibenfibeln des 6. Jahrhunderts bei uns nicht bekannt sind; gleichzeitig illustrierte er mit zahlreichen Beispielen, daß das Herstellen dieser Fibeln in byzantinischem Kreis sehr leicht denkbar wäre; aber endgültig hat er doch nicht Stellung genommen. Gemäß den Ansichten, die die einheimische Forschung gezeitigt hatte, hielt er, was das Entstehen der Fibeln im 6. Jh. betrifft, auch die lokalen Einflüsse für möglich.²⁶⁶

Unserer Ansicht nach besagt die Tatsache, daß die Bildertypen der Fibeln aus dem 6. Jh. starke Romanisationstraditionen aufweisen, auch an sich schon sehr viel. Die aus klassischen Elementen zusammengesetzten Bilder der Scheibenfibeln lassen sich, unserer Ansicht nach, kaum mit der «barbarischen» ethnischen Basis verbinden, die nördlich der Drau gelebt hatte.²⁶⁷ Die klassische Erbschaft setzt sich an diesen Fibeln des 6. Jh. mit elementarer Kraft durch, einerlei, welche Bildertypen man auch ins Auge fassen möge. Dasselbe gilt auch für die «Auferstehung Christi»-Szene, die aus Grab 5 des Gräberfeldes beim 'horreum' von Fenékpuzsta zum Vorschein

²⁶¹ A. KISS: Arch. Ért. 95 (1968), 100–101, Abb. 3.

²⁶² I. BÓNA: Beiträge zu den ethnischen Verhältnissen. 63, Anm. 109; L. BARKÓCZY: a. a. O., 290.

²⁶³ A. ALFÖLDI: Untergang II 47; ESA 9 (1934) 295; St. Stephans-Gedenkbuch I 158.

²⁶⁴ Gy. LÁSZLÓ: Dolgozatok 16 (1940) 150.

²⁶⁵ A. RADNÓTI: Arch. Ért. 84 (1957) 81.

²⁶⁶ L. BARKÓCZY: a. a. O., 289–295.

²⁶⁷ K. SÁGI—M. FÜZES F.: a. a. O., 82–87.

kam.²⁶⁸ Die Frage des Ursprungs dieser Fibeln wird übrigens eben durch dieses neue Stück entschieden! Der Soldat auf dem rechten Rand des Bildes ist nämlich ein Krieger des oströmischen Heeres (Abb. 11). Eine gute Parallele zu dieser Soldatendarstellung sieht man in dem Soldat auf der mittleren Phalera des in einer byzantinischen Werkstatt hergestellten Pferdegeschirrs aus



Abb. 11. Byzantinischer Soldat auf einer Scheibenfibel von Fenékpuszta

einem alemannischen Fürstengrab vom Anfang des 7. Jh. in Ittenheim, dessen weitere Parallelen man bei J. Werner findet.²⁶⁹ Wir glauben, daß weit von Byzanz im awarischen Reich kein Goldschmied einen Soldaten des oströmischen Heeres so überzeugend hätte darstellen können.

Die Scheibenfibeln von Fenékpuszta kamen aus den Gräbern der fränkischen Gruppe zum Vorschein, die i. J. 568 oder unmittelbar danach hierher gekommen war. Sowohl V. Lipp²⁷⁰ wie auch Á. Csák²⁷¹ haben solche Stücke aus den Gräbern des gemeinen Volkes zu Tage gefördert; aber wir haben

²⁶⁸ L. BARKÓCZI: a. a. O., Taf. LV, 1.

²⁶⁹ J. WERNER: Der Fund von Ittenheim. Ein alamannisches Fürstengrab des 7. Jahrhunderts im Elsaß. Straßburg 1943. 16.

²⁷⁰ V. LIPP: a. a. O. 147.

²⁷¹ B. KUZSINSZKY: a. a. O., 91., Abb. 2.

anlässlich der Freilegung unserer 99 Gräber keine derartigen Gegenstände mehr gefunden. Aber man vergesse nicht, wir haben es schon erwähnt, daß jener Teil des Gräberfeldes, den wir freigelegt hatten, in den letzten Jahren des 6. Jh. und in den ersten des 7. Jh. benutzt wurde. Beobachtungen anlässlich der Ausgrabung haben uns zum Schluß geführt, daß die Einströmung der Scheibenfibeln gegen Ende des 6. Jh. aufgehört hatte; darum fehlen diese in den späten Gräbern. Dies hängt wohl mit der awarischen Besetzung von Sirmium im Jahre 582 zusammen.²⁷²

Die Entstehung der pannonischen Scheibenfibeln läßt sich, im Sinne der Angaben von Fenékpuzsta, auf die Periode zwischen 568 und 582 setzen. Es erklärt sich mit dieser kurzen Periode der Herstellung auch die Tatsache, daß innerhalb der einzelnen Bildertypen keine Varianten vorkommen, ja man beobachtet bei einzelnen Stücken auch noch die Benutzung desselben Prägestempels. Nach L. Barkóczy wurde die «Hl. Georg»-Szene des Grabes 12 im Gräberfeld beim 'horreum' von Fenékpuzsta mit demselben Prägestempel hergestellt, wie ein ähnliches Stück, das noch anlässlich der Ausgrabung von Lipp zum Vorschein gekommen war.²⁷³ Zwischen 568 und 582 kam eine größere Masse dieser Ware in die Gegend von Keszthely, wohl über Sirmium. Damit erklärt sich, daß V. Lipp im Gräberfeld von Dobogó in einer kleineren, geschlossenen Einheit die Schnallen vorgefunden hatte, die seiner Schilderung nach²⁷⁴ byzantinische Produkte waren. Sirmium, Pécs und Fenékpuzsta lagen auf derselben Straßenlinie (vgl. Abb. 1). Auch der christliche Hintergrund, den man für das Ethnikum von Keszthely und Pécs vermuten darf, mag zum Ankauf der Scheibenfibeln beigetragen haben.

Es fällt übrigens an diesen Scheibenfibeln der «Zahnschnitt»,²⁷⁵ der bezeichnende Zug des zweiten germanischen Stils, auf. Die meisten Stücke mit Zahnschnittornamentik sind bei uns zum Vorschein gekommen. Man begegnet dieser Erscheinung außer Ungarn weder auf den westlichen und nördlichen germanischen Gebieten, noch in Rußland auf den zeitgenössischen Denkmälern.²⁷⁶ Man hat den Eindruck, daß einige byzantinische Werkstätten, wohl besonders diejenigen in Sirmium, dem Geschmack der Kunden entgegenkamen, und sie lieferten ihnen die erwünschte Ware. Im Falle von Sirmium kamen die Werkstatt-Traditionen der spätrömischen Münzprägung - - infolge der ostgotischen und dann der gepidischen Besetzung - - mit der germanischen Welt auch unmittelbar in Kontakt. Darum möchten wir die Wichtig-

²⁷² T. NAGY: *Antiquitas Hungarica* 2 (1948) 144.

²⁷³ L. BARKÓCZY: a. a. O., 289.

²⁷⁴ V. LIPP: *A keszthelyi sírmezők* (= Die Gräberfelder von Keszthely). Budapest 1884. 26.

²⁷⁵ N. FETTICH: *Az avarkori műipar Magyarországon* (= Das awarenzeitliche Kunstgewerbe in Ungarn). Arch. Hung. I. 1926. II. Taf. 24-25.

²⁷⁶ N. FETTICH: Arch. Ért. 43 (1929), 105.

^{276a} A. MAROSI-N. FETTICH: *Dunapentelei avar sírleletek* (= Awarische Grabesfunde aus Dunapentele). Arch. Hung. XVIII. 1936. Abb. 21, 19.

keit der hiesigen Produktion, unter dem Gesichtspunkt des awarenzeitlichen Fundmaterials im Karpatenbecken, besonders hervorheben. Die Tatsache, daß nach der Besetzung von Sirmium die Herstellung und Einströmung der Scheibenfibeln aufhört, zeigt, daß diese Stücke eben in dieser Stadt und für unser Gebiet hergestellt wurden.

Die mit Zahnschnitt und Bandgeflecht geschmückten Gegenstände im Fundmaterial der Gräberfelder von Fenékpuszta sind demnach wohl im byzantinischen Kreis entstanden, aber den Herstellungsort dieser Stücke können wir noch nicht genau bestimmen. So ist z. B. die Silberschnalle aus Grab 16 des Gräberfeldes beim 'horreum'²⁷⁷ wohl byzantinisch dem Typus nach,²⁷⁸ aber der Bandschmuck mit Zahnschnitt und die schnabelförmige Ausbildung des Schnallendornes entspricht dem germanischen Geschmack.^{278a} Die technische Ausführung des Gegenstandes und die Feinheit des Materials verraten auch an sich einen hochentwickelten Geschmack, großes technische Können und eine geübte Werkstatt-Praxis; und dies alles macht die byzantinischen Verbindungen sehr wahrscheinlich.

Mit Zahnschnitt ornamentiert ist auch die pferdeförmige Silberfibel aus Grab 17. des Gräberfeldes beim 'horreum' von Fenékpuszta.²⁷⁹ Ähnliche Fibeln kommen auch im Fundmaterial der burgundischen, fränkischen, alemannischen und thüringischen Gräberfelder vor, und dort sind sie Erzeugnisse römischer Werkstätten.²⁸⁰ Parallelen dazu gibt es auch in den norditalischen Gräberfeldern aus der Zeit nach 568.²⁸¹ Doch die künstlerisch anspruchsvolle Fibel von Fenékpuszta scheint für eine byzantinische Werkstatt zu sprechen.

Aus Grab 5 des Gräberfeldes beim 'horreum' kam ein abgenutzter Bronzering mit Bandgeflecht, verzahnt und vergoldet zum Vorschein.²⁸² Als Parallelen dazu erwähnt L. Barkóczy einen ähnlichen Ring von Fenékpuszta²⁸³ aus der Ausgrabung von Lipp, und einen goldenen Ring²⁸⁴ aus dem gepidischen Gräberfeld von Mezőbánd.^{284a} Wir können außerdem noch auf einen ebenfalls abgenutzten Bronzering unserer nicht veröffentlichten Ausgrabung von Fenékpuszta, und auf Exemplare aus Castel Trosino hinweisen.²⁸⁵ Die Vermittler-

²⁷⁷ L. BARKÓCZI: a. a. O., Taf. LXV, 9.

²⁷⁸ S. ÜENZE: Bayerische Vorgeschichtsblätter 31 (1966) 166 Abb. 14.

^{278a} Am behandelten Schnallendorn spiegelt sich ostgotischer Einfluß wider. Vgl. G. ANNIBALDI—J. WERNER: a. a. O., Taf. 37, 1., 38, 1—2., 42, 1—2., 48, 2.

²⁷⁹ L. BARKÓCZI: a. a. O., Taf. LXVI, 2.

²⁸⁰ K. BÖHNER: a. a. O., 112.

²⁸¹ R. PARIBENI: a. a. O., Fig. 162; L. BARKÓCZI: a. a. O., 293.

²⁸² L. BARKÓCZI: a. a. O. Taf. LV, 2, Taf. LVI, 2, Taf. LXIX, 7.

²⁸³ V. LIPP: Arch. Közl. 14 (1886).

²⁸⁴ D. CSALLÁNY: Archäologische Denkmäler 204 (mit der früheren Literatur).

^{284a} L. BARKÓCZI: a. a. O., 301—302.

²⁸⁵ L. MENGARELLI: Monumenti Antichi 12 (1902) 211., Taf. VIII, 9., 318—319, Taf. XIV, 5.

rolle von Sirmium ist, wegen der großen Zahl des lokalen Materials, wahrscheinlich.

Es war zu beobachten, als wir das Gräberfeld von Fenékpuzsza freilegten, das das gemeine Volk am Ende des 6. und auch am Anfang des 7. Jh. benutzt hatte, daß die Trümmerschicht der zweiten großen Verwüstung der Siedlung zur Zeit der Völkerwanderung²⁸⁶ auch die Gräber bedeckte. Dieses große Abbrennen, das ähnlich war, wie dasjenige i. J. 455, verbanden wir früher hypothetisch²⁸⁷ mit den Ereignissen i. J. 630. Die Beobachtungen anlässlich der neueren Ausgrabung, und der Vergleich der Trümmerschicht und der Chronologie der Gräberfeldes erhärtet die frühere Annahme. Wir haben bei einigen Gräbern auch beobachtet, daß die Angehörigen die Grabhölzer entfernt hatten. So fielen in die Pfostenlöcher Steine und Ziegelbruchstücke. Die Trümmerschicht bedeckte auch die Pfostenlöcher der Grabhölzer. Die Bewohner der Siedlung ließen die Zeichen der Gräberfelder verschwinden; so entging auch das Gräberfeld beim 'horreum' der späteren Plünderung. Wir erblicken in der Brandstiftung der Siedlung und der Befestigungswerke wieder das Werk des Volkes, das seine früheren Wohnsitze verließ.

Es war auch früher bekannt, daß in Fenékpuzsza am Anfang des 7. Jh. die Gräberfelder, über die bisher die Rede war, aufgegeben wurden. A. Alföldi versuchte diese Zäsur mit dem Einzug einer neuen awarischen Gruppe zu erklären.²⁸⁸ Auch I. Kovrig nimmt die Entvölkerung der Siedlung an, und sie weist auf die Möglichkeit hin, daß die Gruppe von Fenékpuzsza vielleicht nach Keszthely übersiedelte.²⁸⁹ Auch wir haben früher daran gedacht, daß das Volk von Fenékpuzsza von den 630-er Jahren ab sein Leben auf dem Gebiet von Keszthely fortgesetzt haben mag.²⁹⁰ In den Gräberfeldern von Keszthely kommt keine Scheibenfibeln mehr vor,²⁹¹ was auf ein verhältnismäßig späteres Alter hinweist. Doch wir haben es außer acht gelassen, daß der gebundene Ritus der Gräberfelder von Fenékpuzsza, die Umgürtung der Verstorbenen mit Steinen, in den Gräberfeldern von Keszthely nicht nachweisbar ist.²⁹² Lipp bemerkte, daß im Gräberfeld von Dobogó das Skelett manchmal mit faustgroßen Steinen umrandet war.²⁹³ Aber die Bestattungen in Dobogó sind nach dem Zeugnis der Scheibenfibeln und der byzantinischen Schnallen²⁹⁴ — mit denjenigen von Fenékpuzsza gleichartig; darum dürfte man in diesem Fall an Bestattungen desselben Ethnikums denken.

²⁸⁶ K. SÁGI: Die zweite altchristliche Basilika. 431.

²⁸⁷ K. SÁGI: a. a. O., 432.

²⁸⁸ A. ALFÖLDI: Untergang II 38., 56.; ESA 9 (1934) 302.

²⁸⁹ I. KOVRIG: Arch. Ért. 85 (1958), 68—69.

²⁹⁰ K. SÁGI: A Balaton szerepe. 43.

²⁹¹ A. KISS: a. a. O., 101, Anm. 70.

²⁹² Vgl. I. KOVRIG: Arch. Ért. 87 (1960), 136—166.

²⁹³ V. LIPP: A keszthelyi sírmezők. 11.

²⁹⁴ V. LIPP: a. a. O., 333—334, 168—180.

Bevor wir uns mit dem weiteren Schicksal der Gruppe von Fenékpuszta befassen, müssen wir in einigen Worten das Verhältnis dieser Gruppe und der sog. Keszthely-Kultur berühren. Es kann wohl kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß das Volk, wofür die «Großkorb»-Anhängsel mit melonenkernförmigen Perlen²⁹⁵ und die riesigen Kleidernadeln charakteristisch sind, dieselbe Trachteigentümlichkeit forsetzt, die wir im Falle von Fenékpuszta als die Trachteigentümlichkeit der fränkischen Gruppe behandelt hatten. Es meldet sich auch innerhalb der Keszthely-Kultur mindestens sporadisch der Steinrand um das Skelett. Lipp erwähnt diesen Brauch anlässlich eines Grabes des Polacsek-Gartens in Keszthely;²⁹⁶ und wir kennen auch ein Grab von Alsópáhok mit demselben Ritus.²⁹⁷ Es lassen sich, trotz der mangelhaften Beobachtungen anlässlich der Ausgrabungen von Lipp in Keszthely, gewisse westliche Verbindungen feststellen. Er beobachtete z. B. in vier Fällen Bestattungen übereinander mit entgegengesetzter Orientierung, wobei zwischen den beiden Skeletten je eine 15–18 cm dicke Erdschicht lag.²⁹⁸ Auch im Westen ist diese Bestattungsart nach R. v. Uslar in der späten Merowinger-Zeit häufig.²⁹⁹ Derselbe Ritus meldet sich bei uns in der späten Kaiserzeit; wir dachten, auf Grund der einheimischen Beispiele, an die Gepiden.³⁰⁰ Die einheimischen spätkaiserzeitlichen Fälle sprechen für den germanischen Ursprung dieser Bestattungsart. I. Kovrig beobachtete anlässlich ihrer Ausgrabung in Keszthely auch die Bestattung in sitzender Haltung;³⁰¹ auch die Schilderung von Lipp läßt auf eine solche Bestattungsart schließen.³⁰² Häufig ist dieser Bestattungsritus im Osten, aber er kommt auch in der westlichen germanischen Welt vor.³⁰³ Lipp betont, daß in den Gräbern häufig auch Hunde-, Katzen- und Eichhörnchen-Skelette zu finden waren;³⁰⁴ auch I. Kovrig fand zwei Hundeskelette.³⁰⁵ Es war auch bei den Franken üblich, mit dem Verstorbenen auch sein Lieblingstier zu bestatten.³⁰⁶

Die Eigentümlichkeiten der Tracht und gewisse Bestattungsbräuche zeigen, daß in der Umgebung von Keszthely — im großen: im Raum von Szigliget, Lesencetomaj, Lesenceistvánd — um 568 herum dasselbe Ethnikum siedelte. Die führende Schicht dieses Ethnikums lebte in Fenékpuszta. Die Gruppe von Fenékpuszta, die einen festgebundenen Bestattungsritus besaß, verschwand von unserer Gegend am Anfang des 7. Jh. In der Keszthely-

²⁹⁵ I. KOVRIG: Arch. Ért. 85 (1958), 71.

²⁹⁶ V. LIPP: a. a. O., 11.

²⁹⁷ I. KOVRIG: a. a. O., Abb. 2.

²⁹⁸ V. LIPP: a. a. O., 13.

²⁹⁹ R. v. USLAR: BJ 150 (1950), 221 ff.

³⁰⁰ K. SÁGI: Temetők (= Gräberfelder). Intercisa. I. Arch. Hung. XXXIII 1954, 97.

³⁰¹ I. KOVRIG: Arch. Ért. 87 (1960), 142.

³⁰² V. LIPP: a. a. O., 14.

³⁰³ I. KOVRIG: a. a. O., 158–159.

³⁰⁴ V. LIPP: a. a. O., 14.

³⁰⁵ I. KOVRIG: a. a. O., 146.

³⁰⁶ H. REINERTH: a. a. O., I 114.

Kultur meldet sich der Steinrand im Grab, wie gesagt, nur sporadisch. Zum Beweis dürfen wir die Ausgrabungen von I. Kovrig in Keszthely, Vállus und Balatonberény erwähnen,³⁰⁷ oder den von uns freigelegten Gräberfeldteil in Lesencetomaj.³⁰⁸ Eben weil der erwähnte Bestattungsritus nicht mehr vorhanden ist, denken wir daran, daß die Gruppe von Fenékpuzsta am Anfang des 7. Jh. von unserer Gegend verschwunden war. Das Volk dagegen, wofür in der späten Awarzeit die «Großkorb»-Anhängsel mit melonenkernförmigen Perlen³⁰⁹ und die riesigen Kleidernadeln bezeichnend sind, mag jene westliche germanische Gruppe, bzw. ihre Nachkommen sein, die zusammen mit der Gruppe von Fenékpuzsta eingewandert war. Die große Masse des Volkes hat ihre neue Heimat auch im 7. Jh. nicht verlassen.

Die Evakuierung und das Anstecken von Fenékpuzsta läßt sich auch mit bekannten historischen Ereignissen verbinden. Nach dem Tode des awarischen Kagans, im dritten Jahre der Regierung von Dagobert I. -- also in den Jahren 631/632 -- brach ein Kampf zwischen den Awaren und Bulgaren aus. Nachdem in diesem Kampf die Awaren den Sieg davon trugen, mußten 9000 bulgarische Familien auswandern. Die Flüchtlinge wandten sich an den fränkischen König Dagobert, und sie baten ihn um die Erlaubnis, sich niederlassen zu dürfen. Die Gruppe, die fränkisches Gebiet suchte, wollte bei den Bayern in der Gegend von Linz überwintern. Aber die Bayern metzelten die zerstreuten Bulgaren, auf Geheiß des Königs Dagobert, nieder. Nur 700 Familien konnten flüchten, und sie fanden, unter der Führung des Aciccus-Alëik, beim Fürsten der Wenden Schutz.³¹⁰

Es ist kaum denkbar, daß Dagobert, von den Awaren angestiftet, die Niedermetzlung angeordnet hätte.³¹¹ Der Gegensatz der Awaren und Franken ist wohlbekannt.³¹² Aber die militärische Macht der Awaren war nach Bajans Tode gar nicht mehr so stark, als daß die Franken ihnen hätten gehorchen müssen.³¹³ (Man könnte seitens der Franken eher den freundlichen Empfang der Flüchtlinge, der potentiellen Verbündeten, erwarten.)

Es ist auf alle Fälle sehr wahrscheinlich, daß die fränkische Gruppe in Fenékpuzsta am inneren Zwist der Awaren und Bulgaren interessiert war. Die Bulgaren, die zu den Franken flüchten wollten, haben unterwegs wohl auch Fenékpuzsta berührt, denn dies war der kürzeste Weg nach Linz. Darum ist es nicht ausgeschlossen, daß mit den flüchtenden Bulgaren auch ihre früheren Verbündeten, die Bewohner von Fenékpuzsta mitgeschleppt wurden.

³⁰⁷ I. KOVRIG: a. a. O., 136—166; die beiden anderen Ausgrabungen sind noch nicht veröffentlicht.

³⁰⁸ Nicht veröffentlichte Ausgrabung.

³⁰⁹ I. KOVRIG: Arch. Ért. 85 (1958), 68—69.

³¹⁰ G. FEHÉR: Századok 69 (1935), 538.

³¹¹ E. FERENCZY: a. a. O., 121.

³¹² Paulus, *Hist. Long.* II 10!

³¹³ E. FERENCZY: a. a. O., 120 121.

Im Zusammenhang mit diesen Ereignissen müßte noch die Rolle des Gräberfeldes von Bled geklärt werden. J. Castelic datiert die zweite Gruppe des Gräberfeldes von Bled auf das Ende des 6. und auf den Anfang des 7. Jh., und er verbindet diese — auf Grund der Körbehen-Anhängsel — mit Pannonien.³¹⁴ J. Werner hebt, im Zusammenhang mit diesem Gräberfeld, die Rolle der romanisierten Alpenvölker hervor.³¹⁵ I. Bóna weist darauf hin, daß in Bled die Gräber desselben Ethnikums und derselben Kultur freigelegt wurden, wie in der Umgebung von Keszthely. Er sieht zwar die Verbindung dieses Gräberfeldes mit der westlichen germanischen Welt, aber er betont dabei auch die Rolle eines gewissen romanisierten lokalen Ethnikums.³¹⁶ Für das identische Ethnikum spricht der mit Stein ausgelegte Grabrand in Friaul,³¹⁷ ja derselbe Ritus auch bei den Gräbern des 10. Jahrhunderts in Ptuj.³¹⁸ Kein Zweifel, man darf hier ein fränkisches Ethnikum vermuten, aber es bleibt fraglich, ob dieses von der Keszthely-Gegend, oder unmittelbar vom Westen hierher verschlagen wurde.

Unter der Führung des Franken Samo brach nach 626 ein Aufstand gegen die Awaren aus,³¹⁹ es bildete sich ein selbständiger Staat,³²⁰ der die Awaren bis zu der Linie Győr zurückzudrängen vermochte.³²¹ Eine Grenzbefestigung dieses neuen Staates gegen die Awaren mag Fenékpuzta gewesen sein.

Die Bevölkerung, die fortzog, hat Fenékpuzta in Brand gesteckt. Die Bauten der Siedlung sind abgebrannt, darunter auch die altchristliche Basilika Nr. 2, und ebenso vernichtet wurden alle Befestigungstürme.³²² Da das Gräberfeld des gemeinen Volkes am Anfang des 7. Jh. noch benutzt wurde, mag die Verwüstung zur Zeit des awarisch-bulgarischen Zwistes erfolgt sein. Auch nach dieser Verwüstung kam schnell der Wiederaufbau; auch die Basilika wurde mit neuer Grundriß-Lösung wiederaufgebaut.³²³ Die neue Form verrät einen solchen orientalischen Einfluß, wofür das erste Beispiel aus dem 6. Jh. die Basilika von Parnezo ist.³²⁴ Eben deswegen darf man vermuten, daß in der neuen Bautätigkeit, und wohl auch im Zustandekommen des neuen Staates von Samo, der politische Einfluß von Byzanz zur Geltung kam. Die lokale Bevölkerung dieser Gegend, die wohl auch zu dieser Zeit noch gewisse

³¹⁴ J. KASTELIĆ: *Archaeologia Jugoslavica* 2 (1956), 119 ff.

³¹⁵ J. WERNER: *Die Langobarden in Pannonien*, 128.

³¹⁶ I. BÓNA: *Beiträge zu den ethnischen Verhältnissen*, 63—64.

³¹⁷ G. FINGERLIN—J. GARBSCH—J. WERNER: *Germania* 46 (1968), 89, 90.

³¹⁸ B. SZÓKE: *Arch. Ért.* 83 (1956), 91.

³¹⁹ H. REINERTH: *a. a. O.*, I 348.

³²⁰ E. FERENCZY: *a. a. O.*, 121.

³²¹ I. BÓNA: *Arch. Rozhledy* XX/5, 1968, 613.

³²² K. SÁGI: *Die zweite altchristliche Basilika*, 431—432; K. BAKAY—N. KALKICZ—K. SÁGI: *a. a. O.*, 84.

³²³ K. SÁGI: *a. a. O.* 434.

³²⁴ S. STEINMANN-BRODTBECK: *Zeitschr. f. Schweiz. Arch. u. Kultgeschichte* 7 (1927), 301.

Elemente der einstigen Romanisation aufbewahrt hatte, wäre aus eigener Kraft zum Wiederaufbau kaum fähig gewesen.

Die Geschichte von Fenékpuszta ist nach 631/632 bis 679, d.h. bis zur zweiten awarischen Welle nicht bekannt.³²⁵ Wir wissen auch nicht, welche Art Bevölkerung hier zu dieser Zeit gelebt haben mag. Paulus berichtet nur über die Jahre zwischen 663 und 668, daß der bulgarische Fürst Alzeco sein

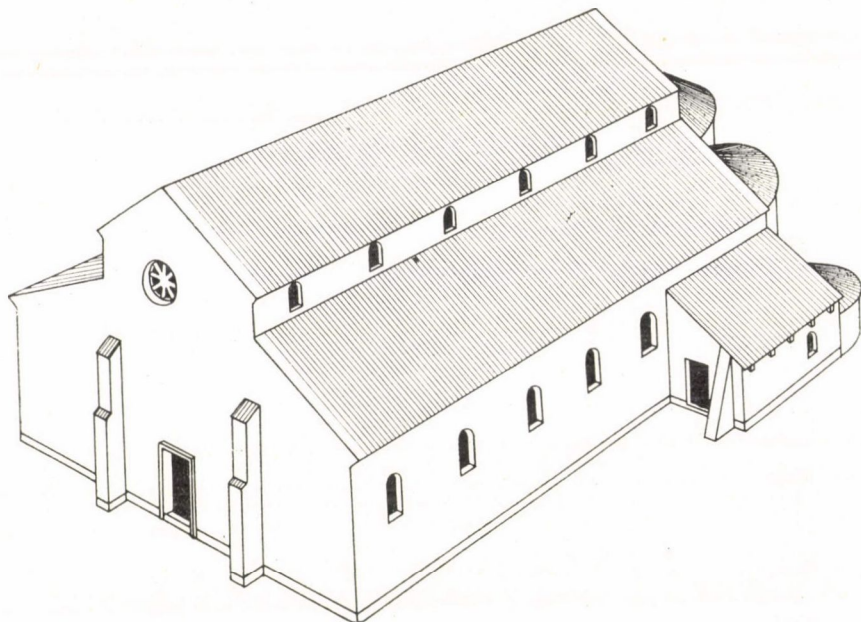


Abb. 12. Rekonstruktion der Form der altchristlichen Basilika im 9. Jh.

Volk verließ und mit seinem Heer friedlich nach Italien zog, um seine Dienste dem König Grimuald anzubieten.³²⁶ Dieser Auszug mag der nächsten awarischen Welle vorangegangen sein. Das Fundmaterial der spätawarischen Zeit ist von Fenékpuszta wieder bekannt.³²⁷

Eine neue Bautätigkeit beobachtet man im Leben von Fenékpuszta im 9. Jh. Die altchristliche Basilika wurde im Süden mit einer kleinen Kapelle ergänzt, während das alte Gebäude im Norden Stützpfiler bekam³²⁸ (Abb. 3, 4). Im sog. Gebäude «A» liegt wellenlinige Keramik auf dem Boden des 9. Jh., doch hat A. Radnóti dasselbe Material auch auf dem obersten Niveau des nordwestlichen Eckturmes beobachtet.³²⁹ Á. Csák fand im Gebäude «B»³³⁰

³²⁵ E. FERENCZY: a. a. O., 122.

³²⁶ G. FEHÉR: a. a. O., 538.

³²⁷ K. SÁGI: a. a. O., Taf. XVIII, 6—11.

³²⁸ K. SÁGI: a. a. O., 436.

³²⁹ K. BAKAY—N. KALICZ—K. SÁGI: a. a. O., 85.

³³⁰ B. KUZSINSZKY: a. a. O., Abb. 70.

scharnierte Gürtelbeschläge aus dem 9. Jh.³³¹ Bekannt ist auch das Gräberfeld dieser späten Epoche, von dem 76 Gräber freigelegt wurden. Á. Cs.-Sós glaubt an diesen Gräbern slawischen Einfluß beobachten zu können;³³² doch unterscheidet sich dieses Gräberfeld nach I. Bóna sowohl in den Bestattungsriten, wie auch im Fundmaterial bedeutend von den slawischen Gräbern des naheliegenden Zalavár, wie er schreibt: «das Leben der Festung Fenékpuzta verrät im 9. Jh. die unmittelbare fränkisch-bayrische Oberhoheit.³³³ Es steckt also hinter der Bautätigkeit von Fenékpuzta im 9. Jh. eine fränkische militärische Konzeption.

Zu dieser Zeit war der Mittelpunkt der Gegend schon Zalavár.³³⁴ Auch die Veränderungen des Straßensystems führten zu dieser Verschiebung.³³⁵ Es ist nicht gelungen, festzustellen, welchen Namen Fenékpuzta im 9. Jh. geführt haben mag.³³⁶ Aber es wurden hier bedeutende Steinbauten errichtet. Ein schönes Denkmal dafür ist die Basilika, deren rekonstruiertes Bild für das 9. Jh. hier als Abb. 12 beigelegt wird. Aber es ist noch nicht gelungen, nachzuweisen, ob es zu derselben Zeit auch schon in Zalavár Steinbauten gab.³³⁷ Der Grund dieses Unterschiedes ist wohl mit den verschiedenen Ansprüchen der beiden Bevölkerungen zu erklären. Denn der ethnische Hintergrund ist ja doch in beiden Fällen derselbe: es sind die Nachkommen jener römischen Bevölkerung die mit germanischen Elementen stark durchsetzt wurde.

Die befestigte Siedlung von Fenékpuzta haben die landnehmenden Ungarn zerstört.³³⁸ Das Dorf der Arpadenzeit wurde südlicher, bei der Übergangsstelle des Plattensees erbaut.³³⁹

Die Schilderung der Geschichte von Fenékpuzta zur Völkerwanderungszeit hat manche neuen Gesichtspunkte aufgeworfen. Die Ausgrabungen sind noch lange nicht beendet, wir erwarten nützliche Ergebnisse von den neuen Freilegungen, und wir hoffen, daß unsere Arbeit das jetzige skizzenhafte Bild noch bereichern wird.

Keszthely.

³³¹ I. KOVRIG: Arch. Ért. 87 (1960), 165.

³³² Á. Cs. SÓS: Acta Arch. Hung. 11 (1961), 247—305.

³³³ I. BÓNA: Veszprém megye régészeti topográfiája. I/1. 1966. 86—87.

³³⁴ Á. Cs. SÓS: Die Ausgrabungen G. Fehér's in Zalavár. Arch. Hung. 41. 1963.

³³⁵ K. SÁGI: A Balaton szerepe. 44.

³³⁶ K. SÁGI: a. a. O., 41—42.

³³⁷ Vgl. Anm. 334.

³³⁸ K. SÁGI: Die zweite altchristliche Basilika. 439.

³³⁹ K. BAKAY—N. KALICZ—K. SÁGI: a. a. O. 80.

NOTES ON THE COMPARISON OF PETRONIUS
WITH THREE MODERNS

In comparing Petronius with Marcel Proust, James Joyce, Scott Fitzgerald, I do not wish to propound any rigid view that similar states of society produce similar artists, (though this has something to do with the question), or that any of the three Twentieth Century authors was dominated by a direct literary influence of the First Century A. D., though it is clear that all were to some degree affected by it. Joyce took Homer as his model, and so did Petronius.¹ Fitzgerald took Petronius as his model for *The Great Gatsby*,² and produced something as much Homeric as Petronian. Proust was, in his early days, called a «Petrone ingénue» by Anatole France,³ but we cannot discern how detailed the intended comparison was intended to be. Yet «Petronian» characteristics are observable in all three, both in their lives (taking Tacitus' account of Petronius⁴ as our main biographical text about the ancient author) and in the character of their works.

¹ J. F. Killeen, James Joyce's Roman Prototype, Comparative literature, Vox. IX, 1957, No. 3, 193—203. E. Klebs, «Zur Composition von Petronius Satirae» *Philologus* 47, 1889. 623—35. Cf. for other source material of *Ulysses*: Attila Fűj, «Byzantine and Hungarian Models of 'Ulysses' and 'Finnegans Wake'», *Arcadia, Zeitschrift für Vergleichende Literaturwissenschaft*, Bd. 3, 1. 1968, 48—72.

² Paul MacKendrick, «The Great Gatsby and Trimalchio», *Classical Journal* 45, 7, 1950, 307—314.

³ In the preface to Marcel Proust's *Les Plaisirs et les Jours*.

⁴ Tacitus *Annales* XVI. 18, 1—19 5 *De C. Petronio pauca supra repetenda sunt. nam illi dies per somnum, nox officiis et oblectamentis vitae transigebatur; utque alios industria, ita hunc ignavia ad famam protulerat, habebaturque non ganeo et profligator, ut plerique sua haurientium, sed erudito luxu. ac dicta factaque eius quanto solutiora et quandam sui neglegentiam praeferebant, tanto gratius in speciem simplicitatis accipiebantur. proconsul tamen Bithyniae et mox consul vigentem se ac parem negotiis ostendit. dein revolutus ad vitia seu vitiorum imitatione inter paucos familiarium Neroni adsumptus est elegantiae arbiter, dum nihil amoenum et molle adfluentia putat nisi quod ei Petronius adprobavisset. unde invidia Tigellini quasi adversus aemulum et scientia voluptatum potioem. ergo crudelitatem principis, cui ceterae libidines cedebant, adgreditur, amicitiam Scaevini Petronio obiectans, corrupto ad indicium servo ademptaque defensione et maiore parte familiarum in vincla raptam.*

Forte illis diebus Campaniam petiverat Caesar, et Cumas usque progressus Petronius illic affinebatur: nec tulit ultra timoris aut spei moras. neque tamen praeceps vitam expulit, sed incisas venas, ut libitum, obligatas aperire rursus et alloqui amicos, non per seria aut quibus gloriam constantiae peteret. audiebatque referentis nihil de immortalitate

My principal suggestion in the discussion which follows is that some comparison with modern literature is to some extent packaged into the task of reading works of the classical past. This is also my principal justification for teasing out similarities between individuals of whose lives the outer and inner dynamics may be argued to be mutually incommensurable. They may well be so in many instances, but I would suggest that there are outcrops of similarity in these authors which are worthy of note. The literary (and personal) isotopism that the four have in common, will, it is hoped, emerge. In psychological, or rather «characterological» terms, Petronius as man and writer has much in him that seems familiar⁵ to inhabitants of our own dislocated century.⁶ We may note as a recurrent *topos* the instability of some of his characters, less gifted than some of the wilder «Vaganten» of the Middle Ages, but no worse educated, no less aware of a society which they have rejected than were the people of Kerouac⁷ or the Beats,⁸ whose labile *psychai* remind us not only of the *Satyricon*, but in some respects of Homer's heroes. Nor must we discount the possibility that such people may presage a departure from «visual»,

animae et sapientium plactis, sed levia carmina et facilis versus. servorum alios largi tione quosdam verberius adfecit. inivit epulas, somno indulisit, ut quamquam coacta mors fortuitae similis esset. ne codicillis quidem, quod plerique pereuntium, Neronem aut Tigellinum aut quem alium potentium adulatus est, sed flagitia principis sub nominibus exoletorum feminarumque et novitatem cuiusque stupri perscripsit atque obsignata misit Neroni. fregitque anulum, ne mox usui esset ad facienda pericula.

⁵ E. Auerbach, *Mimesis*, esp. 27–30, but he draws attention (32) to the absence of a serious social or economic background to the characterisation.

⁶ Cf. H. Jackson's *The Eighteen Nineties*, London 1913 – a portrait of a period, the «Nineties» of last century, that was deliberately conceived as a set piece of «decadence» by historically and critically sophisticated intellectual leading group. It was an era that regarded Petronius as one of its literary ancestors (107, ed. 2. 1931).

⁷ J. P. Sullivan, *The Satyricon of Petronius, a Literary Study*, Faber 1968, Ch. IV section ii, is cautious about making comparisons between Petronius and, for example, such writers as Kerouac, on the grounds that the Roman writer is far less ideological, and this chimes with the point of view expressed by E. Auerbach, *Mimesis* transl. Trask, Princeton 1953, 47, where he says of a comparison between Petronius and Proust, «but such comparisons with works of modern realism are never quite to the point, because the latter contain far more in the way of serious problems». Auerbach's view (32) is that ancient society did not have to be explained, was accepted. The suggestion is that when we come to compare a work like the *Satyricon* with a modern novel, be it of Proust or Kerouac, a whole dimension is missing. I cannot myself subscribe to this differentiation: what is missing is a knowledge of ancient society which is as comprehensive as our knowledge of our own; the awareness of an author in regard to his society, or his tendency to reflect aspects of it in sensitive records is something different. the «beats» are certainly less well equipped with ideology than were ancient Cynics, and their chosen art form is literature: see F. A. Butler's rather hostile article «On the beat nature of Beat», *American Scholar* vol. 20, 1961, 79–92. Beats are «ideologically» non-ideological and anomic: E. H. Powell, note 8, below.

⁸ A. M. Rose (ed.) *Human Behavior and Social Process: an interactionist approach*, London 1962: E. H. Powell, ch. 19 *Beyond Utopia: «The Beat Generation as a challenge for the sociology of knowledge»*, stresses the absence of ideology in this movement 361 (as against Sullivan's view note 7 above), and paints a not un-Petronian picture of «reason held in abeyance» and «the pursuit of long-range goods is abandoned for the pleasures and the anguish of the moment».

rationalizing man of Western classical culture.⁹ Joyce's latest work, for example, goes back not only to the pre-Homeric oral stage of *epos*; it can be argued to retreat even further into an age of circumambient magic of which language was a constituent entity rather than a medium.¹⁰

First we may consider Petronius' *Nachleben* and influence: References to him in ancient authors are few: possibly his book was under some kind of ban, which sent it underground for some time after his death.¹¹ Almost certainly, his work was of such a kind that the ancient world found it difficult to place within the range of accepted art-forms.¹² Tacitus and Pliny, closest to him in time, ignore the *Satyricon*. This is not strange in the case of the former, and in the relevant passage the latter is not concerned with literature.¹³

⁹ E. R. Dodds, *The Greeks and the Irrational*, California 1951, ch. I and II, on the loosely realised psychological textures of Homeric heroes. The personae of the *epos* are clearly neither literate, nor were they in their pre-Homeric form (if we may postulate this) originally the productions of a literate society. Reading silenety in the modern sense was scarcely known in the ancient world, in which the word spoken predominated: though this is not to say that there was little literacy. On the importance of oral presentation of works of literature: F. G. Kenyon *Books and Readers in the Ancient World*, Oxford 1932 12-16 — but books were still widely used in Classical times 22-24. See further, W. B. Stanford: *The Sounds of Greek*, California 1967, ch. I «The Primary of the Spoken Word»; E. Norden, *Die Antike Kunstprosa*, I Einleitung, 6 (referred to by Stanford, 20, n 4, and many other works on the subject *ad loc.*). It may be recalled that the whole point of the Acontius) Cydippe story in Catullus 65 is that Cydippe should read the inscription on the apple «aloud» and not *tacite*. Cf. the quotation from Beckett in note 10 below.

¹⁰ A more monistic approach to literature of a predominantly or partly oral transmission is implied by Marshall McLuhan in his *Understanding Media* 1964. Plato's views about the ontological status of literature and drama are also suggestive in this connection, also earlier «magical» views of poetry etc.: R. C. Elliott, *The Power of Satire*, Princeton 1960, esp. 128; S. Beckett, on Joyce's «work in progress»: «Examination» etc. London 1937 p. 14. «Here form is content, content is form. You complain that this stuff is not written in English. It is not written at all. It is not to be read, or rather it is not only to be read. It is to be looked at and listened to. His writing is not about something, it is that something itself.» However, it has been agreed that Joyce's *Ulysses*, unlike Homer's *epos*, is not organised in memory and unfolded in time, but both organised and unfolded in what we may call technological space: on printed pages for which it was designed from the beginning. Hugh Kenner, *Flaubert, Joyce and Beckett, The Stoic Comedians*, London 1966, 35.

¹¹ Probably it seemed worthy of suppression only after its author fell into disfavour. Books of disapproved authors could be burned: Tac. *Agr.* 2. Pliny esp. VII, 19, 5: on the preservation of an exemplar of Helvidius' book by his wife; Tac. *Annales* IV 34 b. Crematius Cordus' work was burned: F. A. Marx, «Tacitus und die Literatur der exitus illustrium vivorum» *Philologus* Bd. XLVI, 1937, 83-103, 87,88; Holbrook Jackson, *The Fear of Books*, London 1932, chs. I and II. See also: G. W. Clarke «The Burning of Books and Catullus 36», due to appear shortly in *Latomus*, esp. references in notes 7, 8, 9. Clarke argues that the practice had its remote origin in sympathetic magic. I am grateful to Professor Clarke for making the ms of this article available to me.

¹² See George Gellie, «A Comment on Petronius» A.U.M.L.A. 10, 1959, 89-100, 98. B. E. Perry, *The Ancient Romances: A Literary-Historical Account of their Origins*, California 1967, 187, stresses that there is no need of a precedent for Petronius' work when one can point to the *Margites*.

¹³ Tacitus does not allude to Seneca's tragedies as such, presumably because they are irrelevant in his view to his political analysis of Seneca's life. He mentions *carmina* (*Annales* XIV 52,3. *obiciebant etiam eloquentiae laudem uni sibi adsciscere et carmina crebrius facitare, postquam Neroni amor eorum venisset.*) because they can be related as a motive for Nero's jealousy of Seneca, but nothing more specific. R. Syme

Perhaps it is more than mere accident that other writers who mention him mention special aspects of his work and show no general grasp of its spirit. Attempts have been made to show his influence upon Martial, or Martial's influence upon him.¹⁴ He is mentioned probably by Sidonius Apollinaris.¹⁵ Macrobius¹⁶ refers to him as a writer of amatory *casus*, like Apuleius. Johannes Lydus compares him¹⁷ with satirists like Juvenal or Tullius. Many grammarians saw him as a quarry of unusual linguistic fossils, as may be seen from the collection of fragments not included in the *Satyricon*. The excerpts of the *Satyricon* which we possess, apart from the *Cena*,¹⁸ was probably made in the Ninth or Tenth centuries A. D., and the oldest M. S. that we have is likely to be of Eleventh Century origin.

John of Salisbury seems to have known the story of the «Widow of Ephesus». The popularity of this story does not presuppose the popularity of Petronius,¹⁹ yet the *excerpta* of the *Satyricon* seem to have been popular enough in France and Italy. On the whole, Petronius' influence upon medieval and modern centuries has been slight in proportion to the striking qualities of his work itself. We find that «Restoration» dramatists of the Seventeenth Century regarded Petronius himself as an attractive figure for use as a character in their plays.²⁰ Editions and commentaries of the *Satyricon* have been frequent from the late Fifteenth Century,²¹ but we hardly find a writer with much psychological insight into Petronius until J. K. Huysmans.²²

has suggested in his *Tacitus*, Oxford 1958, 336, that Tacitus' phrase *dicta factaque* in his biography of Petronius, may include a reference to the *Satyricon*, but this is doubtful.

Pliny N. Hist. 37, 20: *T. Petronius consularis moriturus invidia Neronis, ut mensam eius exheredaret, trullam myrrhinam HS CCC emptam fregit.*

¹⁴ A consensus of views now places the *Satyricon* in the time of Nero. The late K. F. C. Rose has argued strongly for a date of composition late in Petronius' life span (as near as possible to 65 A. D.) in «The Date of the *Satyricon*» *Classical Quarterly* NS XIII, 1, 1962, 166–8; also his «Time and Place in the *Satyricon*», *Transactions of the American Philological Association* XC III, 1962, 402–9. A. Collignon, *Étude sur Petrone*, Paris 1892, 172, 391–5 indicates correspondences between Petronius and Martial which he admits (391) are not conclusive in settling which poet influenced the other, or which preceded in time. E. V. Marmorale places the *Satyricon* after 180 A.D. but is equally dubious about the evidence of priority provided by a comparison of texts of these authors: *La Questione Petroniana*, Bari 1948, 263–40; Also, Rose «The Petronian Inquisition, An Auto-da-Fé» *Arion*, 1966, 275–301.

¹⁵ Sidonius Apollinaris, 23, 157, the basis of a theory of p's Massilian origin: C. Cichorius, *Römische Studien*, Berlin 1922: «Petronius und Massilia».

¹⁶ Macrobius, in *somnium Scipionis* I, 2, 8.

¹⁷ Johannes Lydus, *de magistratibus* I, 41.

¹⁸ A. Rini, *Petronius in Italy*, New York, 1937, 1–2.

¹⁹ For the widespread occurrence of related themes: Otto Rank, «Die Matrone von Ephesus, ein Deutungversuch der Fabel von der Treulosen Witwe», *Imago* I, 1913, 50–60.

²⁰ Petronius appears as a commonplace stage villain in Nathaniel Lee's *The Tragedy of Nero* (1675). The period of Nero interested Seventeenth Century dramatists: Mathew Gwinne's *Nero* (1603); the anonymous *Nero* (1624). Thomas May's *Julia Agrippina Empress of Rome* (1628).

²¹ S. Gaselee «The Bibliography of Petronius». *Transactions of the Bibliographical Society* vol. 10, London, 1910, 141–233.

²² *A Rebours*, edit. Paris 1926, 40–42. For Joyce's knowledge of Huysmans' novel: J. S. Atherton, *The Books at the Wake*, London 1959, 257.

I

PETRONE INGÉNUE

Marcel Proust's way of life came to resemble that of Petronius which is described especially in Tacitus *Annales* XVI, 18 in that he turned the night into day.²³ We know from biographers that Proust chose not to emerge either for pleasure or business during the day, and that for the purposes of his work he was quite prepared to simulate a perpetual night in a darkly shuttered, corklined study.²⁴ Even more suggestive in comparing the two is the interest in perverted sex²⁵ which appears in their works, though it is impossible to be completely sure that Petronius was himself involved in its multifarious toils, as was Proust. It has been suggested with some plausibility that Petronius' work reveals a tendency to scopophilia.²⁶ This may be compared with interpretations given to parts of Proust's novel.²⁷ In addition a certain quality of personality, a sense of naïveté and innocence in the midst of moral and intellectual complications, and in the face of vice itself, constituted probably both the apparent *simplicitas* of Petronius, and the goodness that that was attributed to Proust by his friends.²⁸

However, such strands of similarity are entangled with the difficulty that Proust's work is full and lengthy, whereas Petronius' book is available only as a set of excerpts. Thus Petronius' work never has a final form, is always fluid, and is perhaps too easily amenable to comparison. That is one aspect of the question. Another however, is the uniformity of texture that is to be found in all the excerpts: I do not mean a uniformity of style or language, but a uniform posture on the part of the author towards the presentation of his characters and an innovating use of language to express this.²⁹ His characters stand at a special «angle» to the words that they use, and are used of them. Language is used with the sinuousness of reminiscent thought,

²³ Tacitus, *Annales* XVI, 18, 1.2: *De C. Petronio pauca supra repetenda sunt. nam illi dies per somnum, nox officiis et oblectamentis vitae transigebatur; utique alios industria, ita hunc ignavia ad famam protulerat, habebaturque non ganeo et profligator, ut plerique sua haurientium, sed erudito luxu.*

²⁴ Richard H. Barker, *Marcel Proust, A Biography*, New York 1958, 182.

²⁵ G. D. Painter, *Marcel Proust a Biography* Vol. II London 1965, *passim*; the conversation reported between Proust and Gide (313) has something of the flavour of Petronian naïveté.

²⁶ Sullivan, Ch. VII, also «The Satiricon of Petronius, Some Psychoanalytical Considerations», *American Imago* 18, 4, 1961, 352–369.

²⁷ The episode in which Françoise intrudes upon Albertine and «Marcel»: Cf. J. P. Sullivan, «The Satiricon of Petronius, Some Psychoanalytical Considerations», *American Imago* vol. 18, 4, 1961, 353–369, esp. 361.

²⁸ Painter II 362–3 Lauris (on seeing Proust dead): «never was so much goodness accompanied by so much intelligence».

²⁹ This is exclusive of the question of how much vulgar or colloquial usage may occur in the *Satyricon*; (see W. Suess, *De eo quem dicunt misse Triniaichionis Cenae vulgari sermone*. Dorpat 1926).

moulded to suggest an associative autonomic flow, formalized to suggest informality. This may be compared to the impression which Proust's use of language creates in the reader: and if nothing survived but a set of excerpts from his novel, the impression would not be altered, nor would our view of his attitudes be radically changed, though the «flow» of the story would only be intermittently available. Neither author provides examples of the «interior monologue» technique in its purest, unmodified, immediate form,³⁰ as the direct presentation of the content of a character's thoughts. This occurs in famous passages of *Ulysses*, which were influenced, as Joyce himself claimed, by Edouard Dujardin.³¹ But the method and the term are both flexible enough to cover a wide selection of modes of presenting a character's thoughts. Dujardin himself refers to Browning et Dostoievsky as his predecessors in the genre.³²

Both Petronius and Proust were parodists, and this they share with Joyce.³³ Parody is the physic of a literary age, and in order to flourish it needs a fairly developed literature. Proust assures us that its purgative effect is salutary, and that it can be a homoeopathic cure for a writer of his excessive admiration of some other writer's style. In common with some other remedies, it can exhaust whoever indulges in it to excess, and parodists may be led into an obsessive course of devoting too much of their energies into parody, instead of concentrating on their own proper works.³⁴ Parody can also involve considerable but not necessarily obvious hostility to its model, and can be outright satire, like the parodies in Petronius, or Hipponax's allusions to Homeric lines.³⁵

Parody constitutes an attack upon literary types and forms by representing their main features as closely and clearly as possible. It is useless if it is not recognized as parody and if it does not sufficiently resemble its target. Not surprisingly, it is at times associated with the breaking of a literary boundary, and the overflow of literary creation into a new form, which is sometimes, at first, regarded as monstrous. Petronius and Joyce, parodied and travestied the *Odyssey* in the overall frame of the works.³⁶ More minutely,

³⁰ Depending upon the *Ulysses* but less elaborately worked, and consequently more immediate is the passage in Thomas Wolfe's *Look Homeward Angel*, 1929, which describes W. O. Gant's thoughts on returning home after a period of wandering in the West of the United States.

³¹ R. Ellmann, *James Joyce*, New York 1959, 534—5.

³² E. Dujardin, *Le monologue intérieur*, Paris 1931, 22—3, speculates on Browning and Dostoievsky as predecessors and inventors in this medium, and adduces the analogy of cinematic techniques 47—8.

³³ Painter II Ch. 5.

³⁴ Painter II Ch. 99.

³⁵ P. Brandt; *Parodorum Epicorum Græcorum*, Lips. 1888; P. Maas, s.v. Parodos in R. E.; Schmid—Stählin, *Griechische Literaturgeschichte*, I i, 227, 401, 642, 644.

³⁶ Killeen 199; W. B. Stanford, *The Ulysses Theme* Oxford 1962; H. Kenner, *Dublin's Joyce* London 1955, 182.

both used parody in the interior of their own works. Petronius parodies Greek romances, (probably) Virgil, Lucan, Publilius Syrus, Seneca, and many classical authors.³⁷ Proust wrote brilliant parodies in a series so protracted that his friends began to fear for his literary repute as a serious writer. In *À la Recherche du Temps Perdu* he inserted the famous Goncourt parody.³⁸ Joyce parodies advertisements³⁹ (as Petronius parodies inscriptions), but the «oxen of the sun» passage is a monumental «generative» parody that ranges through the whole literary tradition that he knew.⁴⁰ Proust's novel, Joyce's *Ulysses*, Petronius' *Satyricon*, were startlingly new forms when they appeared. Proust and Joyce have had assiduous literary heirs. Petronius, as far as we can see, had not. In Proust and Joyce, parody transcends its prior limitations and transforms itself into a mode of pure *mimesis*. We cannot be sure that Petronius' parody was in this class, though the originality of the *Satyricon* is clearly of an order in its time comparable with the innovations of *A la Recherche du Temps Perdu* and *Ulysses*. The work freed Petronius from the tyranny of school rhetoric and its styles,⁴¹ but we have not enough of him to tell whether his parody was empathic as well as technical.

II

«THE VIRGINAL KIP-RANGER»⁴²

When James Joyce was young, translations of Petronius, if not in vogue, were at least not infrequent.⁴³ Oliver St. John Gogarty, Joyce's friend, expressed envy of Petronius in verse which celebrates none too happily the Roman author's capacity to use the night as if it were day,⁴⁴ and win to fame

³⁷ For authors alluded to in the *Satyricon*: A. Rini 159; cf. E. Courtney, «Parody and Literary Allusion in Menippean Satire», *Philologus* 101 1/2 1962, 86–100.

³⁸ See Painter's comments *op. cit.* II 102–3.

³⁹ *Ulysses passim*, but especially the so-called *Aeolus* passage, and throughout *Finnegans Wake* e.g. 172.5 «Johns is a different butcher. Next place you are up town pay him a visit etc.».

⁴⁰ S. Gilbert, *James Joyce's Ulysses* London 1930, 289–305. R. Ellmann, *James Joyce* New York 1959, 489–90.

⁴¹ *nun ulio genere furiarum declamatores inquietantur, qui clamant: haec vulnera pro libertate publica excepti, hunc oculum pro vobis impendi; date mihi (ducem) qui me ducat ad liberos meos, nam succisi poplites membra non sustinent? haec ipsa tolerabilia essent, si ad eloquentiam ituris viam facerent, nunc et rerum timore et sententiarum vanissimo strepitu hoc tantum proficiunt, ut cum in forum venerint, putent se in alium orbem terrarum delatos.*

⁴² Stanislaus Joyce, *My Brother's Keeper*, London 1958, 160.

⁴³ Killen 194.

⁴⁴ Oliver St. John Gogarty, *The Collected Poems*, London 1951, 195

Proconsul of Bithynia
Who loved to turn the night to day
Yet for your ease had more to show
than others for their push and go
Teach us to save spirit's expense
And win to fame through indolence.

through indolence. Gogarty was not idle, and however much he roamed the town at night with his cronies, he was not a creature of the night like Proust, Petronius, or Joyce. He was an outgoing, athletic, garrulous, «Attic» or «Ionian» type of Dubliner. Joyce saw him as an Eighteenth Century «buck», but he also discerned in him, perhaps wrongly, an Ulyssean wiliness.⁴⁵ He was a devoted Hellenist.

Like Proust's work, *Ulysses* is a tissue of consciousnesses in which experience of the present blends with reminiscence. It emphasizes classic continuity, does not bend time outwards, like Proust's novel, but inwards, making an epic into a day's desultory business. We can tell little about Petronius' attitude to time. Tacitus records Petronius' disregard of the night and day division, which may have no far-reaching implication for his work: it is difficult to see, for instance, what importance Proust's own nocturnal habits may have had for his treatment of time. In Petronius' case, perhaps we may infer something from the two successive dinner-parties in the *Cena*? The incompleteness of the mss. forbids us to be more precise, and there was a general disregard of time in the Hellenistic novels. Something may be said for the view that the very fragmentation of the work conveys an intensified sense of the «timelessness» that we cannot but see in its longer passages.

In discussing similarities between the *Satyricon* and the *Ulysses*, Dr. J. F. Killeen proposes that Joyce may have drawn upon the *Satyricon* as the inspiration for his own parody of *epos*.⁴⁶ This is a more colourful hypothesis than that which W. B. Stanford has succeeded in establishing, namely that Joyce must have read Lamb's *Adventures of Ulysses* as part of his school curriculum.⁴⁷ However, the hypothesis of Petronian influence is based upon mainly «atmospheric» evidence. Killeen has shown that there was considerable interest in Petronius — poems written about him translations published — in the last decade of the Nineteenth Century and the first few years of the present one. It is significant too, that some of these should have been approved in Ireland. We have noted that Oliver Gogarty was interested in Petronius. Tom Kettle, an acquaintance of Joyce, was the author of a poem about Petronius.⁴⁸ We might recall also that Arthur Griffiths' paper, *United Irishman*, attacked J. M. Synge's «The Shadow of the Glen», on the grounds that it resembled the story of the «Widow of Ephesus», which was regarded as an

⁴⁵ As the name «Buck Mulligan» in Joyce's *Ulysses* itself testifies, Joyce saw Gogarty as resembling the Eighteenth Century Anglo-Irish «Buck» (such as Buck Whaley): Mick O'Connor, *Oliver St. John Gogarty A Poet and his Times*, London 1964, 38.

⁴⁶ Killeen 199, 198—203.

⁴⁷ Stanford, *Ulysses Theme* 213; «Ulyssean Qualities in Leopold Bloom», *Comparative Literature* 5, 1953, 125—136, esp. 126.

⁴⁸ Killeen 194.

effusion of Roman decadence.⁴⁹ None of this, however, forges a straight link between Petronius and Joyce: we know that Joyce knew enough Latin to read Petronius; we do not know that he ever read him.

Killeen may be on firmer ground when he refers to French authors such as Flaubert and Huysmans, both of whom refer to Petronius. Joyce knew these authors' works; how intimately, it would be impossible to say — but he certainly knew them.⁵⁰ This does not discount Killeen's hypothesis in principle: we know from other fields, how inventions and new ideas can travel without literary rails on which to run.⁵¹ We cannot be sure that the occurrence of comparable attitudes, use of language and the like, is not caused by unobserved environmental and personal influences, rather than by literary contact. We cannot deny the possibility that an atmosphere likely to encourage an interest in Petronius, such as that of the last decade of the Nineteenth Century, might well influence the growth of characteristics seemed to be Petronian, in some writer who himself had little knowledge of Petronius.

Let us look for example at a personal characteristic that Petronius and Joyce seem to have in common. This is the quality of detachment, of submergence of the satirical or romantic eye of the author.⁵² The role of artist is more important to each of them than the role of author. They are not particular about the world's opinion of their personalities; consider Petronius' *neglegentia sui*,⁵³ and his outrageous self-denigrating remarks, and Joyce's «nail-paring» indifference.⁵⁴ Killeen is right to regard neither of them as moralists,⁵⁵ though it is not at all remarkable that some have seen in Petronius a fine example of Epicurean *ataraxia*,⁵⁶ and in Joyce a principal moral satirist of this age. Neither of them could escape completely from the philosophically framed backgrounds of their early training.⁵⁷ If it is philosophical to reject

⁴⁹ J. M. Synge's «The Shadow of the Glen» was strongly criticized in Arthur Griffith's *United Irishman* Oct. 17th, 1903, for representing a version of a story of Roman decadence based on Petronius. In a history of the controversy: D. H. Greene, «The Shadow of the Glen and the Widow of Ephesus» *PMLA* 1947—238, indicates wider influences upon Synge's play. Further, see Otto Rank, note 19 above.

⁵⁰ Ellman, 78—9; Atherton 257; *Finnegans Wake* 346—8.

⁵¹ «Tibet, India and Malaya as sources of Medieval Western Technology», Lynn White Jr. *American Historical Review* LXV, 3, 1960, 515—26: Slaves and other less identifiable media conveyed important inventions to the west: he concluded (526): «despite difficult communication, Mankind in the Old World at least has long lived in a more uniform realm of discourse than we have been prepared to admit.»

⁵² Killeen 201. Ellmann 142—3, quoting from Stanislaus Joyce's Diary: «He has a distressing habit of saying quietly to those with whom he is familiar the most shocking things about himself and others.» Cf. note 53 below.

⁵³ Tac. *Ann.* XVI, 18,2. *ac dicta factaque eius quanto solutiora et quendam sui neglegentiam praeferebant, tanto gratius in speciem simplicitatis accipiebantur.*

⁵⁴ In: *A Portrait of the Artist*: Killeen 201.

⁵⁵ Killeen 201.

⁵⁶ G. Highet: «Petronius the Moralist», *Transactions of the American Philological Association* 72, 1941, 176—194; O. Raith *Petronius ein Epikurier*, Diss. Erlangen 1963. J. P. Sullivan, «Petronius, Artist or Moralist?» *Arion* VI, 1. 1967, 71—87; Syme 553.

⁵⁷ W. Noon, *Joyce and Aquinas*, Yale 1957; Raith: *op. cit.*

background ideology and the assumptions of society, both are philosophers.

In their respective styles of writing, both rejected current and accepted attitudes. Petronius attacked the dead rhetoric of his time,⁵⁸ Joyce exhibits a knowledgeable distaste for the dead rhetoric of a dead capital which he yet must use.⁵⁹ Both display the vulgar rhetoric that they disliked together with the colloquial usages of ordinary talk to transcend literary customs and escape current mannerisms in which they could see no future.

There can be discerned in common between them a personal trait of innocence and simplicity which could hardly be credited by their contemporaries in the light of their apparent corruption. Somehow, careless though they were of repute, they remained untouched by what they have done or seen, giving the lie to submerged Platonism. Our cliché about «artistic» integrity may serve to describe what this quality might have been, but it remains difficult to tie up in a satisfactorily neat definition. This «purity» of the devoted artist enabled Petronius to do what he pleased and say what he pleased, just as unrestrainedly and certainly less self-consciously than any Cynic philosopher of the First Century A. D.⁶⁰ It permitted Joyce to haunt Dublin's old brothel quarter without apparent effect upon the light joyous manner of his youth. Gogarty did not call him the «virginal kip-ranger» for nothing.⁶¹

Petronius, like Joyce and like Proust, broke through the accepted boundaries of contemporary forms to produce something distinctive and new.⁶² In all of them, man's nature is presented with detailed sensibility, his thoughts and feelings are made available more immediately to the mind of reader or listener than is the case in narrative or even in drama. The form is less obtru-

⁵⁸ *Satyricon* 1–3.

⁵⁹ Cf. Joyce's use of the «dead» but still persisted «classical» tradition of rhetoric in Dublin: Hugh Kenner argues that Joyce parodies this tradition at the same time as he uses it: *Dublin's Joyce*, London 1955, 16: «There is no directness in Dublin; no Parnell now acts out of middle-heart; the great orators are dead, the live ones degraded. Every phase of thought and action has a received analogue or a bookish correspondence. So Joyce's task was to take account of the patterns outside of the corporeal citizen and his empirical city. He solved it by being as indirect as they, coming at them by means of their analogues, parodying the models according to which they behaved, his attention focused on the invisible point of coincidence between half-living people and half-real literature, opera, oratory, and music.» Cf. 214 where Kenner connects Bloom with Cicero: Cf. also (especially) the first three chapters of the surviving *Satyricon*, on which this passage makes fine commentary.

⁶⁰ H. D. Rankin, «On Tacitus' Biography of Petronius» *Classica et Mediaevalia* XXVI, 1–2 1965 233–45.

⁶¹ S. Joyce. *op. cit.* 160–1.

«There is a young fellow named Joyce
Who possesses a sweet tenor voice.
He goes down to the kips
With a psalm on his lips
And biddeth the harlots rejoice.»

⁶² Gellie *op. cit.*

sive, and is almost submerged in the content. No doubt Joyce went much further along these lines than Petronius, and in his later work his conflation of form and content (distinct categories both to the ancients and the Latinate Joyce) was almost ostentatious. Joyce's early «non serviam»⁶³ was maintained in later life: he would serve no society or set of assumptions in which he did not believe, and he withdrew into intense privacy which his bardic blindness accentuated. Proust and Petronius isolated themselves, as it were, at the centre of the whirlwind, and their form of alienation from society at large and ordinary life, was simply to remain esconced in fashionable «Society». Joyce's «exile, silence and cunning»,⁶⁴ were perhaps more realistic means of procuring safety from stimuli arising from involvement in human society and its consequential demands upon his sympathy which would have produced an agonizing diversion from the pursuit of art.

III

«THE VERY RICH WHO ARE DIFFERENT FROM YOU AND ME»

Scott Fitzgerald, *The Rich Boy* 1926

Scott Fitzgerald was different from the writers whom we have discussed, both in his relation to Petronius and in the ways of his own life. However, he too sought refuge in exile at the centre of society. Some of his work is reminiscent of the social criticism in the *Satyricon* and of its description of certain conditions of society. His concern was more direct than that of Petronius or the others, and he was more conscious of Petronius than the others. We may see in Paul Mackendrick's analysis of *The Great Gatsby* and Trimalchio,⁶⁵ how Fitzgerald found in Petronius' work examples of the life led in the midst of a materialistic nightmare of the twenties. It is well known, for instance, that Fitzgerald originally had intended to call *The Great Gatsby* by the name *Trimalchio at West Egg*. Fitzgerald saw exemplified in Trimalchio the symptoms of a sick society, and *Gatsby* exemplified the sickness of the Twenties: conspicuous consumption, shallow culture, immense wealth. The tendency of Mackendrick's argument is that Petronius might have been, as Fitzgerald was, an outsider⁶⁶ in the group of the enormously wealthy and powerful, and one who perceived their sublime incomprehension of the human

⁶³ *A Portrait of the Artist as a Young Man*, London 1930 «Traveller's Library Edit. 133,281. H. Gorman, *James Joyce*, New York 1939, 110. Viking Press Edit. 117, 297.

⁶⁴ *A Portrait of the Artist as a Young Man*. 281; Ellman 365, points out that the proverb was borrowed from the *Fuge--Late--Tace* of one of Balzac's characters in *Splendeurs et Misères des Courtisanes*.

⁶⁵ Paul MacKendrick «The Great Gatsby and Trimalchio», *Classical Journal* 45, 7, 1950, 307- 14.

⁶⁶ MacKendrick 313; Petronius' detachment is sufficiently indicated in Tacitus' *Ann.* XVI, 18-20.

status and dignity of those who were outside their group. They would, however, partially accept an artist if he had taken pains to acquire the protective colouration of their mannerisms. It was a dangerous course for the artist to pursue: the rich could take up a man of talent, consume him for amusement, fancy, or convenience, and then toss him aside. Fitzgerald knew how very different in power and prestige, such people were from himself, and he resented it: he resented the easy way they took the prizes, especially the prize of love.⁶⁷ It was unfortunate for him that, after an early setback, he should have seemed to beat them in this sphere, only to acquire a relationship that had much tragedy in it.⁶⁸

Petronius was destroyed by the monster of wealth and power, though not, as far as we know, by any of its agents in the form of love. It was probably his intellectual brilliance and consequent court influence, that provoked the hatred of Tigellinus, who represented him to Nero as a traitor. He was destroyed, if you like, by his professional rival as court-entertainer. He had to be brilliant to live where he lived, and he had to conceal it in order to go on living. The intellectual hides from the tyrant with whom he nevertheless lives.⁶⁹ Once aroused by Tigellinus, Nero's cruel suspicion was unappeasable; so also was his paranoid tendency to turn upon his friends.

Petronius was forced to die. It is to his credit, and equally a felicitous example of his art, that he died mocking both the diversions and the philosophies of the society in which he had chosen to live, and bitterly ridiculed its arch-representative, Nero. Petronius' death illustrates his peculiar brand of detachment,⁷⁰ and it is perhaps a feasible interpretation of Tacitus' narrative to say that Petronius knew that he needed the monstrosity of Roman society for his art, but knew that he needed it for no other purpose.

I incline to disagree with Mackendrick's view that Petronius has created in Trimalchio a figure that is parallel with Gatsby.⁷¹ Neither Trimalchio nor Gatsby belong to the class of the sinisterly cool rich who are «different from you and me»⁷². Trimalchio is not all satire: there is rudimentary common sense

⁶⁷ MacKendrick, 314.

⁶⁸ MacKendrick, 312; «For Gatsby is Fitzgerald, and the novel is a condition contrary to fact in past time -- Gatsby's story might have been Fitzgerald's if *This Side of Paradise* had not made the author enough money to marry Zelda Sayre.

⁶⁹ «A system where the richest man gets the most beautiful girl if he wants her, where the artist without an income has to sell his talents to a butter manufacturer», quoted from *This Side of Paradise*; MacKendrick 312; Cf. Tennessee Williams *Camino Real* (Block 6), where Kilroy is forced by Gutman to accept employment as a «Patsy».

⁷⁰ Tac. *Ann.* XVI, 19, 1-3: *nec tulit ultra timoris aut spei moras. neque tamen praiceps vitam expulit, sed incisas venas, ut libitum, obligatas aperire rursus et adloqui amicos, non per seria aut quibus gloriam constantiae peteret. audiebatque referentis nihil de immortalitate animae et sapientium placitis, sed levia carmina et facilis versus.*

⁷¹ Possibly «Gatsby» is a «significant» name suggesting «son of a gun» *terrae filius?* It would suit his «epic» character.

⁷² 71,1: *et servi homines sunt et aequae unum lactem biberunt, etiam si illos malus jatus oppresserit.*

embedded in his absurdities, which, significantly, are part of his apparatus of social pretension, and are sometimes cast off. He regards his slaves as human beings,⁷³ remembering no doubt his own slave origins, and when he ask «What is a poor man?» it is not Trimalchio who is alone in being satirized, nor even the schools of rhetoric; it is all society. He is a natural person, as Petronius implies,⁷⁴ and is treated in the *Satyricon* with a blunt amusement which is very different from the slow, accurate flaying that Fitzgerald inflicts upon his rich characters. In the *Cena*, Trimalchio threatens much evil, but commits little. The rich people in *The Great Gatsby* are in fact careless and destructive of outsiders, not unlike the rich *piscinarii* of the late Republic.⁷⁵ In *Gatsby*, there subsists a strand of naïve and simple honesty, and in a sense he is much more naïve than Trimalchio.⁷⁶ *Gatsby* committed crimes which are left to our imagination in order to win the love of a girl whom he loved in a simple, adolescent, romantic way. He is much more innocent, and indeed more «pure» than the Buchanans whose friendship brings him to his death. Trimalchio, however, is a man whose life has been a rough-and-tumble of action and ambition. He has made money, and is enjoying it in his old age. He will have a most respectable, in fact, a luxurious funeral, and is looking forward to it with intense liveliness — so much that he has to act it out in mime at his party.⁷⁷ This death-orientation could hardly be called morbid.⁷⁸ He began his career as a slave and prostituted himself to his owners.⁷⁹ His implication is that he was sensible to do this voluntarily, and to make the best that he could of the situation. His owner left him money, which was the beginning of his success.⁸⁰

He is essentially a simple character, a dedicated boaster, a man who takes his pleasures and admits his own misdeeds with a candour that is almost Homeric. No sense of shame dogs him, but he has an explosive temper which he indulges moderately enough considering how ample is his liberty to do so. So far from being different from his fellows, Trimalchio seems to have much in common with the freedmen guests at his dinner, some of whom, at least, he must be financing.⁸¹ His only apparent difference is that he is richer than

⁷³ 48,5: *quid est pauper?*

⁷⁴ 52, 10–11; cf. 37, 4–8.

⁷⁵ Cicero *ad Atticum* II 1.7; Syme, *The Roman Revolution*, Oxford 1939, 44–5; 162–75.

⁷⁶ MacKendrick 310: «he (Gatsby) devoted his whole corrupt life to the realizing of his incorruptible dream».

⁷⁷ 78, 5–6.

⁷⁸ Since he does not accept the notion of death at all: 78, 3–4, *statim ampullam nardi aperuit omnesque nos unxit et «spero» inquit «futurum ut aeque me mortuum iuvel tamquam vivum»; for a different view: W. Arrowsmith, «Luxury and Death in the Satyricon» *Arion* V. 3, 1966, 304–31.*

⁷⁹ 75, 11.

⁸⁰ 76, 2.

⁸¹ 76, 10.

they,⁸² and it is possible to imagine him at the early stage of his career in which we observe them as they conserve at the *Cena*. He has a certain humorous awareness of the transformation of his fortunes, and he is not cruelly arrogant, though he is undoubtedly vulgar.

«Trimalchian» simplicity is very different from the *species simplicatis* which is attributed to Petronius himself by Tacitus.⁸³ This simplicity of Trimalchio is real and not a mask, no mere *species*. In Proust, Joyce,⁸⁴ (and to a lesser degree Fitzgerald) the simplicity of persona which they present is based upon a genuine psychological characteristic, but is coexistent with intellectual and artistic complexity. It is not unreasonable, and it is certainly tempting, to imagine that Petronius was like this. To put it another way, the possession of a naïve wit does not entail naïveté, but in some surrounding, the intellectual is forced to be apparently naïve, an apparent good fellow, with no eccentricities or paradoxes. Or, if he has such, these are too absurd for serious consideration. This does not detract from that other simplicity of tone and manner which is given to the personality by some overriding preoccupation, such as art, or religion, scientific research, or even the conscientious pursuit of selfish ends.⁸⁵ The two images of simplification converge to create a certain impression in those who meet or observe such persons.

Scott Fitzgerald shares with Petronius this «apparent» simplicity in a marked way. To survive socially in the group with whom he wished to live, he had to conceal his analytic, critical and essentially subversive attitudes to the social dispensation which allowed his rich friends to flourish in overpowering luxury. So well did he succeed in concealing his own self from the superficial gaze of the public, that he earned the reputation of a socialite, a camp-follower of the rich, a journalist of their expensive doings. So far from being a sycophantic character of conspicuous waste, his earlier works are in a distinct sense a parody of the «social» writer. His immediate aspect, like that of Petronius, was deceptive. He seemed to be (like Petronius, he had to seem to be) what he was not.

⁸² Cf. Ernest Hemingway's comment on the notion of the «very rich who are different from you and me» — «Yes, they have more money», — a response which hits off the attitudes of Trimalchio and his friends.

⁸³ This *simplicitas* was an assumed persona of old fashioned simplicity, an archaic good quality: H. Stubbe, *Philologus* suppl. 25, 150—1. H. Bogner, *Hermes* 1941, 223—4; E. Bickel, *Rheinisches Museum* XC, 1941, 269—72.

⁸⁴ Ezra Pound expresses this attitude of majestic simplicity very well: Canto XXXVII, 1.

«An' that year, Metevesky went over to America
del Sud (and the Pope's manners were so like Mr. Joyce's
got that way in the Vatican, were't like that before)»

Joyce's artistic persona is not in place in his letters to his wife from Dublin in 1909, which range from hysteria to ecstasy in their tone: *Letters of James Joyce*, edit. Ellmann, London 1966: Vol. II.

⁸⁵ e.g. the mixture of evil and charm in Catilina, as remarked by Cicero, *Pro Caelio* 12—13.

Where there is a multitude of stimuli, a multiplicity of opportunities for experience, simplicity in style of living can be a convenient defence against madness and destruction, and in this respect the simplicity of the king and the apparent simplicity of the court jester can confront each other. It is the only way in which they can. But the jester cannot let his mask drop, or like Petronius, he is destroyed. He can hint, and this is what both Petronius and Fitzgerald had to do.

Fitzgerald understood that the appearance of civilized simplicity is most dearly bought. Much scholarly discussion has tried to elucidate what the *simplicitas* of Tacitus' phrase *in speciem simplicitatis* (Ann. XVI, 18, 3, note 53 above) means. Fitzgerald has a passage in «Tender is the Night» which seems to constitute a most telling comment upon this phrase, and upon the atmosphere of Tacitus' biography of Petronius.

The circumstances are: Dick Diver, a principal character in Fitzgerald's novel, appears on the beach in a pair of bathing trunks which appear to be made of nothing but black lace, but which in fact have a lining of pink material, which has been calmly and laboriously stitched in by his wife. He is duly ridiculed for this «pansy's trick» by the bystanders, but the ingénue Rosemary is very much amused by it. Fitzgerald writes:⁸⁶

«Her naïveté responded wholeheartedly to the expensive simplicity of the Divers, unaware of its complexity and its lack of innocence, unaware that it was a selection of quality rather than quantity from the world's bazaar, and that simplicity of behaviour also, the nursery-like peace and goodwill, the emphasis on the simpler virtues, was part of a desperate bargain with the gods, and had been attained through struggles she could not have guessed at. At that moment, the Divers represented externally the exact furthestmost evolution of a class, so that most people seemed awkward beside them, in reality a qualitative change had set in that was not at all apparent to Rosemary.»

Here, it seems, we have the illustration of two kinds of «simplicity». The Divers' simplicity is the «apparent» simplicity of Petronius, Rosemary's is like that of Trimalchio, it accepts the apparent standards of a society that in its most advanced cultural core, has moved away from these standards. Nobody knew better than Petronius, what was elegant, for it was people like himself who created taste. So too did the Divers in Fitzgerald's novel.

No doubt we might be inclined to see in each of the writers whom we have discussed in relation to Petronius, some common ground in such apparent naïveté and simplicity in their own lives and in the impression created by some parts of their works. But this aspect of them is contingent upon their own basic attitudes to the societies in which they lived, and ultimately upon their views of the human condition. Each of them was expressing in his own fashion a

⁸⁶ *Tender is the Night*: Bodley Head edit. Vol. II London 1959, 91.

distinct individuality, and they were critical, indeed hostile, to many aspects of the society in which they found themselves. This is not to say that any of them was a moralist. It was sufficiently difficult to be an artist, indeed more difficult, since what the artist says often comes more closely home to the innermost feelings of his audience than does the philosophizing of the moralist. The point about all of them that comes out clearly is that they were individualists in a mode that was different from the outspoken hostility to society's way, that is to be found in an ancient Cyniés *παρρησία* or *libertas*, or in the outright structures of a modern reformer or propogandist. Also, they reflected and registered social phenomena rather than attempted to initiate them. A further point is that they all had conspicuous personal troubles: Petronius' final moment of truth in which he wrote down Nero's vices in his will, may not mean more than that he hated Nero, but this, if true, is still something important.⁸⁷ His picture of anomic life in Italy projects a greater discontent than his final outburst taken alone, suggests, — even if we do not so far as to identify him with his Encolpius.⁸⁸ Proust was separated from society by asthma and homosexuality, and lived at night, a significant and active comment on how life was lived in his time. Joyce's myth-making was beset in its progress by his blindness, and by drink, and also, as is most apparent in some early letters to his wife, by a profound neurosis on the question of friendship, marital love and trust, all of which are well aired in *Ulysses*.⁸⁹ It is interesting to note that both Joyce and Petronius had misgivings about friendship,⁹⁰ if we can take the picture of friendship betrayed in the *Satyricon* as meaning much. Proust doubted whether friendship was possible.⁹¹ Scott Fitzgerald suffered from marital insecurity and sought alienation in alcohol.⁹² Like Joyce, he struggled manfully under the burden of his familial and personal responsibilities and problems for some number of years. No wonder that they donned their respective forms of simplicity.

In a society which preserves a long literary tradition as an element in its education, the influence of an author can stretch for many centuries. Homer is still immediate, is frequently translated, and was a source of motivation

⁸⁷ It is not easy to agree with Sullivan ch. VIII, 257, that there is no evidence of Petronius' discontent with Nero's court, or of *Angst*: both the biography of P. in Tacitus, and the *Satyricon* itself seem to imply something different.

⁸⁸ Sullivan's theory (note 26 above) entails some identification of Petronius with Encolpius.

⁸⁹ Joyce's letters to his wife: note 84 above.

⁹⁰ Ellmann 120—1.

⁹¹ See the list themes under this heading: P. A. Spalding, *A Reader's Handbook to Proust*, London 1952, 170-1: For Petronius' doubts about the validity of human friendship are well expressed in the verses of *Satyricon*, 80.

⁹² On Fitzgerald's sense of sexual inadequacy and anxiety: E. Hemingway, *A Moveable Feast*, London 1964, chs. 17, 18, 19, esp. p. 171. F's «classical» pessimism is well expressed in a letter to his daughter (1936): «I feel it is your duty to accept the tragedy, the sadness of the world we live in, with a certain *esprit*».

and an origin of structure for one of the most remarkable works of this century. Themes from the *epos* well up as comments upon the perpetual human tragedy, and will do so, presumably, as long as memory of it lasts. What happened in *Ulysses* happened in the *Satyricon*, when writers who were sated with the complexity of the immediate tradition decided to delve deeper into the literary history of their cultures, to seek genuine metal for their own constructions. Writers of this century such as Joyce, Proust, Fitzgerald, are within the ambit of Petronian influence, directly or indirectly, and further, give indications in their lives and works, of «Petronian» responses. The response to anomie in society at large is clear: it is opposed by the writer clinging to his art as to a religion, and presenting minutely what he sees. By meticulous industry and artistic dedication, he keeps the wolf of anomie from the door for a while. There is something loosely textured in the characters that they present, a fluidity, a lack of wholeness. Some Homeric heroes show this same looseness and lability. Encolpius is nearer to Achilles or Agamemnon than we might care to think: Odysseus is different, and quite untypical of his heroic social context. He wins his battle against life's pressures without placing too high a value on his victory.

The standing of these modern writers is high. There is, however, a distinct critical tendency to place Petronius in the second rank.⁹⁴ In this can be seen the still living influence of a critical tradition that stems from Cicero and Quintilian. At all events, if Petronius' influence is what it seems to be, his abortive revolt against the decaying monolith of rhetoric has had vivid, albeit long delayed consequences in our time.

Monash University.

RECENSIO

J. HERMAN: LE LATIN VULGAIRE. Presses Universitaires de France. «Que sais-je?»
No 1247. Paris, 1967. 128 p.

Depuis quelques années la série «Que sais-je?» ne cesse de consacrer une attention parfaitement justifiée non seulement aux problèmes de la linguistique générale, mais aussi aux langues française et provençale, voire aux diverses périodes de l'évolution du français. Après ces antécédents rien de plus naturel que l'effort de remonter aux sources et de faire paraître un volume consacré au latin vulgaire.

J. Herman, professeur de philologie française à l'Université de Debrecen, s'est parfaitement acquitté de sa tâche qu'on ne saurait nommer ni facile, ni simple. Brillant spécialiste de la basse latinité en général et du «français pré-littéraire» en particulier, il s'oriente avec une remarquable sûreté dans le dédale des théories les plus contradictoires; en tant que latiniste, il sait envisager l'évolution dite «vulgaire» même sous l'angle de l'usage classique ce qui, soit dit en passant, n'est pas l'appanage nécessaire de tous les romanistes. Ses formules, fondées sur une vision très complexe de la réalité historique, sont toujours marquées d'une perspicacité aiguë et d'une souplesse quasi «diplomatique».

Le livre est divisé en huit chapitres: après une introduction où il est question de l'histoire et de la définition du terme de «latin vulgaire», des conditions externes de l'évolution de la latinité tardive et des sources et méthodes des recherches concernant les origines des langues romanes, l'auteur passe en revue l'évolution phonétique, le sort des flexions, les groupes de mots et la phrase, ainsi que les transformations d'ordre lexical; en guise de conclusion, il nous offre un exposé succinct, mais élégant et précis de quelques problèmes généraux (à retenir: «A quelle époque a-t-on cessé de parler latin?» p. 114 sq.).

Dans ce qui suit, nous allons nous borner à faire quelques suggestions en vue des rééditions très probables de ce précieux ouvrage.

P. 11: «Le sarde logoudorien possède un verbe qui remonte à *narrare*, le roumain un verbe dérivé de l'élément d'origine slave *vorbă* «parole». — A ajouter: a) *rost* (< lat. *rostrum*, mot quasi inexistant en l'Occident), d'où *a rosti* «prononcer (un mot, un discours)»; b) *cuvînt* «mot, parole» (< lat. *convantum*, cf. alb. *kuvënd*), d'où *a cuvînta* «parler, prononcer un discours» et *a binecuvînta* «bénir».

P. 16: On ne saurait que souscrire à la formule proposée par J. Herman pour définir le latin vulgaire: «nous appelons latin vulgaire la langue parlée des couches peu influencées ou non influencées par l'enseignement scolaire et par les modèles littéraires». Cette définition, ainsi que les remarques qui l'accompagnent font très bien ressortir l'importance du témoignage de la latinité orientale où les traditions de l'enseignement scolaire ont dû cesser à une date relativement très reculée.

P. 20: Pour ce qui est de la conquête de la Dacie, on ne devrait jamais perdre de vue l'importance de la Thrace et surtout de la Mésie (la future «Dacia Aureliana») qui fournissait même à Trajan une tête de pont d'importance vitale. L'auteur est parfaitement conscient de ce fait; ailleurs (p. 25) il ne manque pas de préciser à propos de l'abandon de la Dacie Trajane: «sauf peut-être quelques faibles restes, la population se retira sur les rives du bas Danube, dans l'ancienne Mésie».

P. 31: L'auteur fournit un excellent exemple latin de la nouvelle signification de *mittere*: «*Lactis sextarium et aquae modicum mittes in caccabo novo*» (Mulomed. Chironis, chap. 181). Dans une édition ultérieure on pourrait peut-être augmenter le nombre de ces exemples particulièrement significatifs; cf. l'exemple (p. 91) qui illustre fort bien la genèse de la conjonction roumaine *și* (< *sic*) «et»: *benedicantur cathecumeni sic fideles*» (Peregr. Eg. [= Aeth. ?] 43, 6).

P. 38: L'auteur résume d'une manière fort lucide ce qu'il faut savoir sur la quantité extraphonologique en latin vulgaire; il serait à ajouter que dans certaines zones (notamment en Ibérie) l'allongement des voyelles toniques paraît avoir atteint même certaines syllabes entravées, cf. *forte(m)* > esp. *fuente*, ainsi que les cas de métaphonie comme *dormit* > roum. *doarme*.

P. 39: L'affirmation «dans la série vélaire, *ũ* et *õ* ont donné un résultat commun, *o*» doit être atténuée par ce qui est dit à la p. 41: *gũla* > sarde *bula*, roum. *gurã*.

P. 52: En ce qui concerne la palatalisation de *k^e*, il n'eût pas été superflu de préciser avec plus d'insistance que le groupe *kj* pouvait évoluer, d'une part, vers *tj* > *ts*, d'autre part vers *tj* > *tš* (d'où fr. *ciel*, mais it. *cielo*, roum. *cer*).

P. 58: A propos des flexions (chap. V) l'auteur fait ressortir l'importance de la déclinaison bicasuelle de type français, fondée sur l'opposition consonantique *s* : *o* (ou, au pluriel, *o* : *s*). Il n'aurait pas été sans intérêt d'ajouter que dans la romanité orientale, plus exactement balkanique on retrouve jusqu'à nos jours un autre type de déclinaison bicasuelle, fondée sur des oppositions vocaliques, cf. roum. Nom. — Acc. *o masã* [< una(m) mensa(n)]; Gen. — Dat. *unei mese* [< *unaei mensae]. Il est évident que les alternances du type *casã* : *case* ou *masã* : *mese* n'auraient pas été possibles dans les langues où les voyelles finales étaient exposées à une réduction plus radicale. L'histoire des langues romanes atteste donc aussi bien une déclinaison bicasuelle, de type consonantique, des substantifs masculins qu'une autre déclinaison bicasuelle, de type vocalique, des substantifs féminins.

P. 80: Au sujet de la construction *habere* : *part. passé* l'auteur émet l'opinion suivante: «Il est plus que vraisemblable que dans la langue parlée de l'époque la formation d'un système de temps composés était plus avancée qu'on ne le croirait d'après la langue des documents écrits». Cette thèse est d'autant plus plausible qu'en roumain on retrouve au moins le noyau d'un futur système analytique (*am făcut* < *habeo factum*) et dans la Péninsule Ibérique une prédominance absolue (sans *esse!*) de la gamme des formes composées de ce genre. Par rapport à ces deux grandes zones périphériques la zone centrale (Gaule — Italie) présente un jeu assez complexe de l'emploi des verbes *habere* / *essere* — *part. passé*; il n'est pas exclu qu'à la genèse de la forme (*je*) *suis venu*, (*io*) *sono venuto* a contribué outre le parfait composé des déponents (*gavisus sum*, v. p. 81), même l'emploi de certaines formes impersonnelles des verbes de mouvement (par exemple: *ventum est ad Vestae*).

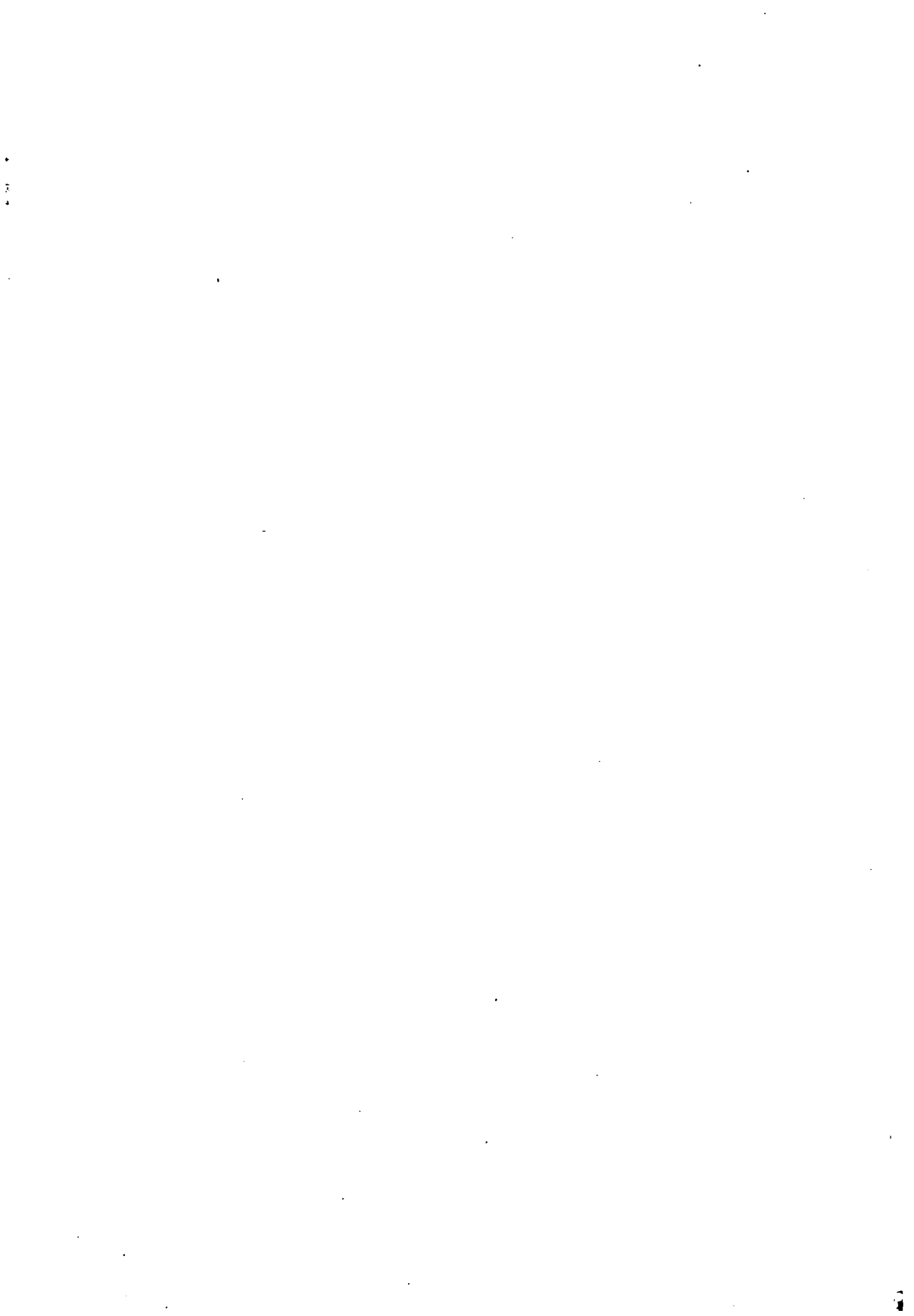
P. 92: En ce qui concerne la subordination, l'auteur constate: «Les conjonctions sont en premier lieu *quod* et *quia*, mais on relève aussi, après les verbes de déclaration et de perception, *quoniam*, *quomodo*». Malgré ces flottements, certaines nuances sémantiques ne devraient pas être perdues de vue; il serait, par exemple, impossible de construire avec *quomodo* la phrase suivante: «dicite quoniam episcopi vobiseum concumbunt et clerici vestri». (Victor Vitensis, II, 25).

P. 98: Dans certaines zones, notamment sur le territoire du roumain la catégorie *-issem* n'a point gardé sa valeur de subjonctif, cf. le plusqueparf. de l'ind. *cintasem* (< *cantasem*) 'j'avais chanté'.

P. 107: En connexion avec la substitution de *pulcher* par *formosus* on pourrait invoquer encore un motif: *formosus* était un dérivé parfaitement analysable de *forma*, cf. hongr. *forma* et *formás* «ayant une belle forme».

Malgré ces remarques qui constituent plutôt des «desiderata», il n'est pas exagéré de dire que J. Herman nous a offert, même dans ce lit Procruste, une petite synthèse magistrale; nous la recommandons vivement à tous ceux qui s'intéressent à la «mort» — plutôt apparente que réelle — des langues et à l'histoire fort sinieuse d'une grande langue de civilisation, sans l'apport de laquelle l'aspect linguistique de l'Europe serait inimaginable.

L. GÁLDI



The *Acta Antiqua* publish papers on classical philology in English, German, French, Russian and Latin.

The *Acta Antiqua* appear in parts of varying size, making up volumes. Manuscripts should be addressed to:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

Correspondence with the editors or publishers should be sent to the same address. The rate of subscription is \$ 16.00 a volume.

Orders may be placed with "Kultúra" Foreign Trade Company for Books and Newspapers (Budapest I., Fő utca 32. Account No 43-790-057-181) or with representatives abroad.

Les *Acta Antiqua* paraissent en français, allemand, anglais, russe et latin et publient des travaux du domaine de la philologie classique.

Les *Acta Antiqua* sont publiés sous forme de fascicules qui seront réunis en volumes.

On est prié d'envoyer les manuscrits destinés à la rédaction à l'adresse suivante:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

Toute correspondance doit être envoyée à cette même adresse.

Le prix de l'abonnement est \$ 16.00 par volume.

On peut s'abonner à l'Entreprise pour le Commerce Extérieur de Livres et Journaux «Kultúra» (Budapest I., Fő utca 32. Compte-courant No 43-790-057-181), ou à l'étranger chez tous les représentants ou dépositaires.

«*Acta Antiqua*» публикуют трактаты из области классической филологии на русском, немецком, французском, английском и латинском языках.

«*Acta Antiqua*» выходят отдельными выпусками разного объема. Несколько выпусков составляют один том.

Предназначенные для публикации рукописи следует направлять по адресу:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

По этому же адресу направлять всякую корреспонденцию для редакции и администрации. Подписная цена — \$ 16.00 за том.

Заказы принимает предприятие по внешней торговле книг и газет «Kultúra» (Budapest I., Fő utca 32. Текущий счет № 43-790-057-181), или его заграничные представительства и уполномоченные.

Reviews of the Hungarian Academy of Sciences are obtainable
at the following addresses:

ALBANIA

Drejtorija Qëndrone e Përhapjes
dhe Propagandimit të Librit
Kruja Konferenca e Pëzes
Tirana

AUSTRALIA

A. Keesing
Box 4886, GPO
Sydney

AUSTRIA

GLOBUS
Höchstädtplatz 3
A-1200 Wien XX

BELGIUM

Office International de Librairie
30, Avenue Marnix
Bruxelles 5
Du Monde Entier
5, Place St. Jean
Bruxelles

BULGARIA

HEMUS
11 pl Slaveikov
Sofia

CANADA

Pannonia Books
2, Spadina Road
Toronto 4, Ont.

CHINA

Waiwen Shudian
Peking
P. O. B. 88

CZECHOSLOVAKIA

Artia
Ve Smečkách 30
Praha 2
Poštovní Novinová Služba
Dovoz tisku
Vinohradská 46
Praha 2
Maďarská Kultura
Václavské nám. 2
Praha 1
SLOVART A. G.
Gorkého
Bratislava

DENMARK

Ejnar Munksgaard
Nørregade 6
Copenhagen

FINLAND

Akateeminen Kirjakauppa
Keskuskatu 2
Helsinki

FRANCE

Office International de Documentation
et Librairie
48, rue Gay Lussac
Paris 5

GERMAN DEMOCRATIC REPUBLIC

Deutscher Buch-Export und Import
Leninstraße 16
Leipzig 701
Zeitungsvertriebsamt
Fruchtstraße 3-4
1004 Berlin

GERMAN FEDERAL REPUBLIC

Kunst und Wissen
Erich Bieber
Postfach 46
7 Stuttgart S.

GREAT BRITAIN

Blackwell's Periodicals
Oxford House
Magdalen Street
Oxford
Collet's Subscription Import
Department
Denington Estate
Wellingborough, Northants.
Robert Maxwell and Co. Ltd.
4-5 Fitzroy Square
London W. 1

HOLLAND

Swetz and Zeitlinger
Keizersgracht 471-487
Amsterdam C.
Martinus Nijhof
Lange Voorhout 9
The Hague

INDIA

Hind Book House
66 Babar Road
New Delhi 1

ITALY

Santo Vansia
Via M. Macchi 71
Milano
Libreria Commissionaria Sansoni
Via La Marmora 45
Firenze

JAPAN

Kinokuniya Book-Store Co. Ltd.
826 Tsunohazu 1-chome
Shinjuku-ku
Tokyo
Maruzen and Co. Ltd.
P. O. Box 605
Tokyo-Central

KOREA

Chulpanmul
Phenjan

NORWAY

Tanum-Cammermeyer
Karl Johansgt 41-43
Oslo 1

POLAND

RUCH
ul. Wronia 23
Warszawa

ROUMANIA

Cartimex
Str. Aristide Briand 14-18
Bucuresti

SOVIET UNION

Mezhdunarodnaya Kniga
Moscow G-200

SWEDEN

Almqvist and Wiksell
Gamla Brogatan 26
S-101 20 Stockholm

USA

F. W. Faxon Co. Inc.
15 Southwest Park
Westwood Mass 0290
Stechert Hafner Inc.
31. East 10th Street
New York, N. Y. 10003

VIETNAM

Xunhasaba
19, Tran Quoc Toan
Hanoi

YUGOSLAVIA

Forum
Vojvode Mišića broj 1
Novi Sad
Jugoslovenska Knjiga
Terazije 27
Beograd

ACTA ANTIQUA

ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS

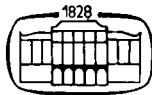
I. BORZSÁK, I. HAHN, J. HORVÁTH, GY. MORAVCSIK,
ZS. RITOÓK, S. SZÁDECZKY-KARDOSS

REDIGIT

J. HARMATTA

TOMUS XVIII

FASCICULI 3—4



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST

1970

ACTA ANT. HUNG.

ACTA ANTIQUA

A MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA
KLASSZIKA-FILOLÓGIAI KÖZLEMÉNYEI

SZERKESZTŐSÉG ÉS KIADÓHIVATAL: BUDAPEST V., ALKOTMÁNY UTCA 21.

Az *Acta Antiqua* német, angol, francia, orosz és latin nyelven közöl értekezéseket a klasszika-filológia köréből.

Az *Acta Antiqua* változó terjedelmű füzetekben jelenik meg. Több füzet alkot egy kötetet.

A közlésre szánt kéziratok a következő címre küldendők:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

Ugyanerre a címre küldendő minden szerkesztőségi és kiadóhivatali levelezés.

Megrendelhető a belföld számára az „Akadémiai Kiadó”-nál (Budapest V., Alkotmány utca 21. Bankszámla 05-915-111-46), a külföld számára pedig a „Kultúra” Könyv- és Hírlap-Külkereskedelmi Vállalatnál (Budapest I., Fő utca 32. Bankszámla 43-790-057-181) vagy külföldi képviselőinél és bizományosainál.

Die *Acta Antiqua* veröffentlichen Abhandlungen aus dem Bereiche der klassischen Philologie in deutscher, englischer, französischer, russischer und lateinischer Sprache.

Die *Acta Antiqua* erscheinen in Heften wechselnden Umfanges. Mehrere Hefte bilden einen Band.

Die zur Veröffentlichung bestimmten Manuskripte sind an folgende Adresse zu senden:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

An die gleiche Anschrift ist auch jede für die Redaktion und den Verlag bestimmte Korrespondenz zu richten. Abonnementspreis pro Band: \$ 16.00.

Bestellbar bei dem Buch- und Zeitungs-Außenhandels-Unternehmen «Kultúra» (Budapest I., Fő utca 32. Bankkonto Nr. 43-790-057-181) oder bei seinen Auslandsvertretungen und Kommissionären.

IMRE TRENCSENYI-WALDAPFEL

(16. 6. 1908 — 2. 6. 1970)

«Die Philologie als ungetrübte Klarheit der Dokumente, als unverfälschtes Sakrament des geschriebenen Buchstaben, als ein die in ihrer Unabänderlichkeit bindende Kraft des Nachlasses der europäischen Kultur überwachendes Gewissen — ist gewiß an und für sich bereits eine moralische Funktion.»

IMRE TRENCSENYI-WALDAPFEL: Erasmus und seine ungarischen Freunde. Budapest 1941. 37.

«Was wir bereits seit langer Zeit befürchteten, jedoch uns selbst auszusagen nicht gewahrten, steht nun als eine unablehnbare Wirklichkeit vor uns... Und jetzt sind wir doch nicht imstande... von ihm Abschied zu nehmen. Und jetzt dürfen wir auch nicht von ihm Abschied nehmen...» — diese Worte hat nahezu vor einem Vierteljahrhundert I. Trencsényi-Waldapfel über den Dichter M. Radnóti geschrieben.¹ Jetzt, als Er hingeschieden ist, klingen uns seine Sätze wie aus ferner Vergangenheit wieder. Wir wußten es längst und befürchteten es, und inmitten der täglich, ja öfters sogar stündlich wiederkehrenden Herzkrämpfe wußte es auch er selbst, er befürchtete aber nicht, was eingetreten ist. «Mit dem resignierten Frohsinn und einer weisen Seelenruhe des herannahenden alles abschließenden Todes» — um mit seinen Worten über M. Zrínyi, den Dichter zu sprechen² — sagte er mir bei einem Gespräch im Februar: «Ich bin dessen bewußt, daß vielleicht der nächste Augenblick... möglicherweise drei Jahre... ich kümmere mich aber nicht darum, sondern ich arbeite.» Und er arbeitete auch «im Tore des Todes» heroisch und ohne Todesangst: seine Aktentasche stand sogar bei seinem Sterbebett voll von Büchern und Zeitschriften. Sein Wille war es, daß wir keinen Abschied von ihm nehmen, und diesen seinen Willen möchten auch die folgenden Worte nicht verletzen. Statt eines Abschieds wollen wir nun also hier seine Persönlichkeit, seine Kämpfe, seine Werke und Ergebnisse wachrufen.

Betrachten wir sein einzigartig reiches Lebenswerk — im Zeitraum 1927–1970 hat er an die 400 Studien, Kritiken, Bücher, Übersetzungen veröffentlicht³ — fällt uns vielleicht sein breiter Interessenkreis, die kaum übersehbaren Grenzen des von ihm gepflegten Wissenschaftsgebietes am meisten ins Auge. Noch überraschender erscheint es aber, daß — wenn wir

¹ I. TRENCSENYI-WALDAPFEL: Új Idők. Sept. 1946. Nr. 14. Humanizmus és nemzeti irodalom (Humanismus und Nationalliteratur). Budapest 1966. 394.

² Humanizmus és nemzeti irodalom. 148.

³ Á. R. SZALAY: Die literarische Tätigkeit von Imre Trencsényi-Waldapfel. Act. Ant. Hung. 16 (1968) 465–475.

uns in dieses einem Labyrinth ähnlich weitverzweigtes Lebenswerk vertiefen, mit dem die Zeitgenossen nur aus einem oder dem anderen Aspekt in Beziehung gekommen sind -- finden wir in dieser dem Anscheine nach unübersehbaren Mannigfaltigkeit, diesem beinahe grenzenlosen wissenschaftlichen Interesse eine bewundernswerte Einheit, eine kristallklare prinzipielle und theoretische Grundlage, sowie eine dementsprechend auf strenger Logik beruhende Struktur.

Es gibt wahrlich nur wenige Wissenschaftler, deren Lebenswerk in solcher prinzipieller Klarheit, in solcher Eindeutigkeit menschlicher Haltung vor uns stehen würde. Das wissenschaftliche Lebenswerk weist im allgemeinen zwei Haupttypen auf: der eine gestaltet sich langsam, auf den ursprünglichen Kern setzen sich immer neuere Schichten, es entstehen darauf immer neuere Gebilde, aber letzten Endes bildet er sich möglicherweise doch zu keiner klaren Form, sondern bleibt ein amorpher Torso, der nie den Eindruck der Abgeschlossenheit und Planmäßigkeit zu erwecken vermag. Der andere Typ ist einem Gebäude ähnlich, dessen Zäune und Mauern bereits vom Anfang an fertig dastehen, und die Bautätigkeit nun ausschließlich darin besteht, die klar aufgestellten Rahmen nach einem einleuchtenden System auszufüllen: die Arbeit schreitet also von außen nach innen fort.

Die wissenschaftliche Tätigkeit von I. Trencsényi-Waldapfel verwirklicht diesen selten vorkommenden Lebenswerk-Typ. Seine erste wissenschaftliche Arbeit hat er im Alter von neunzehn Jahren veröffentlicht.⁴ Vier Jahre später berichtigt er in der Zeitschrift «Nyugat» die Auffassung eines kleineren Schriftstellers und Sprachkünstlers über die Sprache von P. Bornemissza, als Zs. Móricz.⁵ Vierundzwanzig Jahre war er alt, als im Jahre 1932 seine Kritik, betitelt «Humanismus-Forschung, klassische Philologie, ungarische Literaturgeschichte» über das Werk «Janus Pannonius» von J. Huszti erschienen ist,⁶ die nur ihrer äußeren Form nach eine Rezension ist, im wesentlichen jedoch als eine abgeschlossene Konzeption der Forschung des klassischen Altertums und des Humanismus gilt, und die bereits beinahe vollständig die wesentlichsten Züge seines wissenschaftlichen Lebenswerkes enthält.

Der junge Wissenschaftler, der eben erst seine Universitätsstudien beendet, setzt sich tapfer und entschieden für die von Gy. Hornyánszky, K. Kerényi, K. Marót damals vertretene Konzeption der klassischen Philologie ein, die «auf die klassische Philologie, teils als wissenschaftliche Erfüllung antiken Schönheitsanspruches, teils als Weg der Wissenschaft zur menschlichen Solidarität nicht verzichten möchte». Über dies bringt er aber zugleich ein neues Moment in die Diskussion, indem er ein neues Programm für die

⁴ Verbőczy Diákélet 2 (1927) Nr. 6. S. 7 (István Harsányi: A magyar biblia).

⁵ Bornemissza Péter nyelvújvészete (Die Sprachkunst von Péter Bornemissza). Nyugat 24 (1931) 124–126.

⁶ EPHK 56 (1932) 110–114.

Humanismus-Forschung entwirft: «Das Programm der Humanismus-Forschung — heißt es bei ihm — soll durch die Fragen der ungarischen Literaturgeschichte bestimmt werden. Diese Fragen können im großen und ganzen in folgende Problemenkreise eingereiht werden: 1) Prinzipien und Ideale des Humanismus in der Literatur, indem diese auch die ältere ungarische Literatur wesentlich beeinflußt haben. 2) Der Humanismus als im Hintergrund der älteren ungarischen Dichtung stehende Lektürekultur (Fragen der literarischen Vorbilder). 3) Inwiefern kann der Humanismus in Ungarn von der Zeit des Königs Matthias bis zum Anfang des XIX. Jahrhunderts als eine Entwicklungskontinuität, und als solche zugleich als integrierender Teil der literarischen Entwicklung in Ungarn aufgefaßt werden? Diese letztere Bedeutung des Humanismus zeigt sich vielleicht Mitte des 18. Jahrhunderts am auffälligsten. Die lateinische Dichtung dieses gelehrten Jahrhunderts übernimmt und pflegt die Überlieferungen aus der Barockzeit weiter, und bereitet zahlreiche Momente der Epoche des Wiederaufblühens, so die Aufklärung, das Arpadenepos, den Romantyp von Dugonics, sowie die Dichtungsart der Oden von Berzsenyi vor.»⁷

Heute, fast nach vier Jahrzehnten, bewundern wir mit Anerkennung die Konzeption, die Reife, die Tapferkeit dieser Studie. Und hier soll auf einen Zug der Persönlichkeit von I. Trencsenyi-Waldapfel hingewiesen werden, ohne dessen Kenntnis dies kaum verständlich wäre. Er ergriff immer leidenschaftlich Partei für die wissenschaftliche Wahrheit. Dies brachte er ebenso, wie seine umfassende Bildung, aus seiner Familie mit sich. Und da taucht mir aus der Tiefe der Erinnerungen eine Geschichte auf, die er selbst mir erzählt hatte, und deren Held und Zeuge bereits lange gestorben sind. L. Fejér, der große Mathematiker sah es einmal im Gebäude der Philosophischen Fakultät unserer Universität auf dem Museum-Ring, wie J. Waldapfel, der Vater von I. Trencsenyi-Waldapfel — der unerschrockene Kämpfer für die Sache der ungarischen Mittelschule, selbst dem Minister für Kultur, K. Klebelsberg gegenüber — in einem Treppenbruch in leidenschaftlicher Erregtheit einen Zeitungsartikel des Ministers über den Mittelschulunterricht mit seinem Taschenmesser durchstach.

Diese leidenschaftliche Suche nach Wahrheit war auch in I. Trencsenyi-Waldapfel zu finden, und dies gab ihm, dem jungen Forscher die moralische Grundlage und die Tapferkeit zur Kritik der Werke selbst von angesehenen Wissenschaftlern. Seine programmatische Konzeption der Humanismus-Forschung führte er ein Jahr später, 1933 in seiner Studie «Humanismus und Nationalliteratur» aus.⁸ Außer einer bündigen und klaren Bestimmung der Merkmale des Humanismus wirft diese gedankenreiche und für die Forschung

⁷ EPHK 56 (1932) 110 und 112.

⁸ Humanizmus és nemzeti irodalom. (Humanismus und Nationalliteratur). Irodalomtörténet 22 (1933) 15—49.

in so mancher Hinsicht einen Wendepunkt bedeutende Studie drei wichtige Fragengruppen auf, die zugleich auch klargestellt werden: 1) der Humanismus und die *lingua vulgaris*; 2) Humanismus und Barock; 3) Humanismus und Latinisierende Schule. Über diese Darstellung der «vielseitigen Rolle, welche der Humanismus bzw. die im Humanismus der Renaissance sich erneuernde, dieselbe aber Jahrhunderte überlebende, bei uns in Ungarn sogar bis zum Anfang des XIX. Jahrhunderts blühende klassisierende lateinische Literatur in der Entwicklung der ungarischen Literatur von Janus Pannonius bis Dániel Berzsenyi» spielte — wie er selbst später das Thema seiner Studie bestimmt hat⁹ — konnte er sogar nach drei Jahrzehnten sagen: «Mit meinen damaligen, in gewissen Beziehungen initiativen Ansichten kann ich zum großen Teil auch heute noch übereinstimmen. Unter den Gesetzmäßigkeiten in der Entwicklungsgeschichte unserer älteren Literatur spielen die über drei Jahrhunderte hindurch bestehende Symbiose der dichterischen Praxis in lateinischer und deutscher Sprache, die Wechselwirkung zwischen beiden, die Dialektik der universellen und nationalen Tendenzen, der unvermeidliche Sieg der nationalsprachlichen Literatur, zugleich aber die schöpferische Verwertung des am besiegten Latein genommenen reichen Beute gewiß eine beachtenswerte Rolle.»¹⁰

Nicht weniger bedeutend war aus dem Gesichtspunkt der Bestimmung der Aufgaben und der zukünftigen Entwicklung der klassischen Philologie seine 1934 erschienene Studie, «Die Philologie des europäischen Selbstbewußtseins»,¹¹ in welcher er den neonationalistischen Tendenzen gegenüber Stellung nimmt, sich zur humanistischen Anschauung der Antike bekennt und darauf hinweist: da das Wertsystem des Humanismus in der europäischen Kultur zum ersten Male im Altertum bewußt wurde, dies notwendigerweise die Einschätzung der Werte der antiken Kultur mit sich bringen muß. In diesem Sinne ist also die Altertumswissenschaft die Philologie des europäischen Selbstbewußtseins. Von welcher Bedeutung diese Stellungnahme gewesen war, zeigt am besten der Umstand, daß später, aus einem Zeitabstand von über dreißig Jahren zurückblickend, er deren Grundelemente im wesentlichen noch immer für richtig halten konnte: «Wenn ich auch ihre idealistischen Elemente, sowie die Einseitigkeiten ihrer Europa-zentrischen Anschauung bereits lange aufgegeben hatte, muß ich bis heute nicht die gegenseitige Angewiesenheit zwischen Nationalem und Internationalem in der ungarischen klassischen Philologie anders beurteilen, wie ich es damals behauptet habe...»¹²

⁹ Humanismus und Nationalliteratur. Budapest 1966. 7.

¹⁰ Ebenda.

¹¹ Válasz (1934) 253—257.

¹² Társadalomtudományunk nemzeti és nemzetközi jellege (Der nationale und internationale Charakter unserer Gesellschaftswissenschaft). Magyar Tudomány 14 (1969) 129.

Aber die Bedeutung dieser kämpferischen Stellungnahme in den lebenswichtigen Fragen der ungarischen klassischen Philologie kann nur dann wirklich verständlich werden, wenn wir die geschichtlichen Vorereignisse, die geschichtliche Lage in den dreißiger Jahren, die damaligen gesellschaftlichen Bedingungen wachrufen. In der europäischen Altertumswissenschaft kam es in der Mitte des XIX. Jahrhunderts zu großen Änderungen. Die Einseitigkeit der Textphilologie wurde bereits früher durch die Forschung der sachlichen, besonders der künstlerischen Denkmäler der Antike aufgelockert, sodann öffnete der Forschung antiker Texte die vergleichende Sprachwissenschaft nie geahnte Perspektiven, und schließlich verwandelte sich die absolute Einschätzung der Antike in die geschichtliche Betrachtung des Altertums. Die ungarische Altertumswissenschaft stand zu dieser Zeit in engem Zusammenhang mit der europäischen Entwicklung, und erhob sich von den siebziger Jahren des XIX. Jahrhunderts angefangen binnen vier Jahrzehnten auf das Niveau der Epoche. Diese Entwicklung zeigte bis zum Ende des Jahrhunderts zumeist positive Züge auf. Die Anschauungen in der Altertumswissenschaft beruhten auf dem zu dieser Zeit in der Wissenschaft eine führende Rolle spielenden Positivismus. Zwar wurde infolgedessen die neohumanistische absolute Einschätzung der Antike durch eine relativistische geschichtliche Betrachtungsweise des Altertums abgelöst, der Kreis der Altertumswissenschaft erweiterte sich dadurch jedoch in überaus hohem Maße.

Aber wenn auch die bürgerliche Umwälzung in Ungarn im Verhältnis zu den westeuropäischen Staaten nur mit großer Verspätung vor sich gegangen ist, widerspiegelte die im letzten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts aufblühende Arbeiterbewegung bereits doch den Beginn der Krise der bürgerlichen Gesellschaft. Dementsprechend zeigten sich immer mehr die negativen Seiten des Positivismus auch in unserer altertumswissenschaftlichen Forschung. Es wurden langsam die zentralen Probleme der Altertumsforschung zurückgedrängt, die Forschungsarbeit verzettelte sich auf kleine beschränkte Themen. Die Betrachtung der Altertumswissenschaft als eine Einheit, und des Altertums als ein organisches Ganzes trat immer mehr in den Hintergrund.

Im Zeitabschnitt zwischen den beiden Weltkriegen wurde die Wirkung der sich vertiefenden Krise der bürgerlichen Gesellschaft auch in der ungarischen Altertumswissenschaft immer mehr fühlbar. Infolge des Sturzes der Räterepublik wurden viele unserer fortschrittlichen Altertumsforscher völlig oder teilweise vom wissenschaftlichen Arbeitsgebiet verdrängt.

Die Krise unserer Altertumswissenschaft - gewiß kein Zufall - kam zu gleicher Zeit mit der 1929 beginnenden Weltkrise des Kapitalismus am klarsten in denjenigen Diskussionen zum Vorschein, die ihre Vertreter über das Wesen und die Aufgaben der klassischen Philologie führten. Im Laufe der Diskussionen traten zwei Ansichten vor. Die eine meinte, die Lage der

Altertumswissenschaft unter den gegebenen Umständen dadurch zu festigen, daß sie ihren Kreis durch Aufgabe der humanistischen Einschätzung der Antike, der neonationalistischen Richtung entsprechend, auf die Forschung des auf Ungarn bezüglichen griechisch-römischen Quellenmaterials einengte. Demgegenüber nahm die andere Ansicht im Schatten des von fern bereits drohenden Weltkrieges und des Faschismus für die einheitliche Betrachtungsweise des Altertums Stellung, und betonte die bedeutenden Werte der antiken Welt für die europäische und allgemein menschliche Entwicklung, forderte eine Einheit in der Altertumswissenschaft, ohne die charakteristischen nationalen Aufgaben außer acht gelassen zu haben. Zur ersteren Richtung gab der Minister Klebelsberg selbst den Anlaß, die konsequenten Vertreter der letzteren waren die um K. Kerényi sich sammelnden jungen Schriftsteller und Altertumsforscher, die Gruppe Stemma, welcher unter anderen A. Szerb, L. Németh, A. Brelich, I. Trencsényi-Waldapfel, Á. Szabó, J. Honti, A. Dobrovits, I. Borzsák, G. Devecseri, J. Gy. Szilágyi angehörten. Um die Einengung der wissenschaftlichen Forschung auf Ungarn bezügliche Themen waren damals lebhaft Diskussionen auch im Eötvös-Collegium, im Kreise der Mitgliedschaft dieser damals ausgezeichneten Ausbildungsstätte unseres Hochschulwesens, wo die linksgerichteten Bewegungen feste Wurzeln gefaßt hatten. Die Mehrheit der Eötvös-Kollegisten sah es damals klar, die Pflege der Wissenschaften internationalen Charakters, unter ihnen die der Altertumswissenschaft, dürfe keineswegs auf Ungarn bezügliche Grenzgebiete zurückgedrängt werden, denn die Vernachlässigung der Zentralprobleme führt bei jedem Wissenschaftszweig unbedingt zum Provinzialismus und zum Rückgang des wissenschaftlichen Niveaus.

Die Zielsetzung von Stemma war jedoch eine um vieles umfassendere. Da die Gruppe für die Wissenschaft eine bedeutende gesellschaftliche Funktion bestimmt hatte, forderte sie «eine künstlerische Wissenschaft», die auch für die breiten Schichten der Gesellschaft etwas zu sagen vermag.

«Sziget» («Insel») war der Titel der Zeitschrift Stemmas. Die Quelle für die Benennung war der Gedanke, den K. Kerényi in seinem mit I. Trencsényi-Waldapfel zusammen herausgegebenen Band, *Horatius Noster*, im Zusammenhang mit dem Bekenntnis des Horaz als *vates* auf folgende Weise gestaltet hatte: «Das ist der Inselmythos: schrieb er - das klare, fast geschaute Wissen davon, daß Reinheit und Glück — mythologisch benannt: das Goldene Zeitalter irgendwo einen Platz innerhalb des Kosmos hat. Ja dieser Platz ist der wirkliche Kosmos, anderswo überall zerfällt die Welt, sie modert gleichsam und rennt ihrem Ende zu. . .»¹³ Die *humanitas*, die Fundgrube der Werte der antiken Kultur war diese symbolische «Insel», von wo aus die

¹³ K. KERÉNYI: *Horatius Noster — Magyar Horatius*. Budapest, 1935. 12; — Apollon. Studien über antike Religion und Humanität. Wien — Amsterdam — Leipzig 1937. 210 — 211.

kleine Gruppe von Schriftstellern und Wissenschaftlern, in die, ihrem Untergang entgegenrennende ungarische Gesellschaft eindringen wollte, um sie auf ihrer schiefen Ebene anzuhalten; die «Insel» war die «Werkstätte» für die wissenschaftliche Arbeit. Mit ähnlichen Zielsetzungen sammelten sich um die Mitte der dreißiger Jahre Gemeinschaften junger Schriftsteller um neue Zeitschriften, um die «Szép Szó» («Schönes Wort»), «Apolló», «Magyarságtudomány» («Hungaristik»), «Argonauták» («Argonauten»). Die Mitglieder des Stemma sind als Mitarbeiter bei all diesen Zeitschriften zugegen. Zwischen Altertumswissenschaft und ungarischer Literatur bestand nie in der Vergangenheit eine ähnlich enge Verbindung, wie eben in diesen Jahren.

I. Trencsényi-Waldapfel als eine ausgereifte Gelehrtenpersönlichkeit war einer der klarblickendsten und zielbewußtesten Mitglieder des Stemma gewesen. Davon zeugen die Diskussionen, welche er über bedeutende Fragen wie z. B. das Problem der *humanitas* oder der philologischen Werkstättenarbeit auch mit K. Kerényi öfters geführt hatte. Die Zielsetzungen der Altertumswissenschaft auf dem Gebiete der Kunst, sein Talent als Dichter und Übersetzer gestalteten seine Freundschaft mit den größten Dichtern der Epoche, mit A. József und M. Radnóti. Wenn wir den Zeitabschnitt von 1927 bis 1945/46 in seinem Lebenswerk charakterisieren wollen, können wir ihn seine Humanismus-Periode nennen. Zwar schrieb er bereits damals Studien zur antiken Literatur- und Religionsgeschichte in voller wissenschaftlicher Rüstung des klassischen Philologen, aber im Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Tätigkeit stand die Forschungsarbeit auf dem Gebiet des Humanismus in Ungarn. Und die Wahrung der *humanitas*-Idee hatte eine besondere Aktualität in diesen Jahren. Eines seiner schönsten Werke, «Erasmus und seine ungarischen Freunde», 1941 erschienen, ist eine kämpferische Stellungnahme für die *humanitas* inmitten der Greuel des Weltkrieges. In seinem unter dem Pseudonym *Desiderius Desiderii* geschriebenen Gedicht legt er in den Mund des Erasmus seine eigenen Worte:

Hazám, Európa pusztul e gyilkos harc lázban,
 S már senki meg se hallja Jézus, ki bűne-vétke?!
 Finom latin beszédem, s ez minden fegyverem...¹⁴
 (Meine Heimat, Europa untergeht in dieser Mordwut und dem Kriegs-
 [fieber,
 Und nun hört schon keiner o Jesus Christus, wessen Sünd und Laster?!
 Mein feines Latein, und nur das sind meine Waffen...)

Unmöglich, bei dieser Gelegenheit nicht an Radnóti's Gedicht :«Őrizz és védj» («Bewahr und beschütz mich !») zu denken, wo er demselben tief erschütternden

¹⁴ Erasmus und seine ungarischen Freunde. Budapest 1941.

Gedanken eine klassische dichterische Form verleiht. Ebenfalls die Untergangsvisionen diktierten bei I. Trencsényi-Waldapfel die unvergeßlichen Zeilen im Band «Erasmus und seine ungarischen Freunde» über die moralische Funktion des Philologen, der Philologie: «Die Philologie als ungetrübte Klarheit der Dokumente, als unverfälschtes Sakrament des geschriebenen Buchstaben, als ein die in ihrer Unabänderlichkeit bindende Kraft des Nachlasses der europäischen Kultur überwachendes Gewissen — ist gewiß bereits an und für sich eine moralische Funktion.»¹⁵

Das Bewußtsein der moralischen Verantwortlichkeit des Gelehrten begleitete ihn sein ganzes Leben hindurch. Dieses Verantwortungsgefühl veranlaßte ihn, nach der Befreiung auch zum Versuch, in seinem Werk «Humanismus und Marxismus» zum ersten Mal die neuen Aufgaben der Altertumswissenschaft in unserer sozialistischen Gesellschaft zu bestimmen. Der Humanismus gewann für ihn im Sozialismus einen neuen Sinn. Dieser Humanismus war bereits der sozialistische Humanismus, der für jeden die Entfaltung all seiner naturgegebenen Fähigkeiten sicherstellt. In dieser Interpretation beschränkt sich der Humanismus bereits nicht mehr auf den Europäer, insofern gibt er also seine Europa-zentrische Betrachtungsweise auf, er betont jedoch, daß das Wertsystem des Humanismus zum ersten Mal jedenfalls bei den Völkern des klassischen Altertums bewußt geworden war, daher wurde es eben dem europäischen Menschen zur Pflicht, die Werte der antiken Kultur zu schätzen. Dem Europäer bedeutet also die Altertumswissenschaft bereits die Philologie des Selbstbewußtseins des sozialistischen Humanismus.

Einige Jahre später, 1953, kehrte er noch einmal auf dieses Problem zurück. Seine zu dieser Zeit gegebene klassische Definition wollen wir Wort für Wort anführen: «Die allseitige Entfaltung der naturgegebenen Fähigkeiten beim Menschen setzten sich zum Ziel die griechisch-römischen Vertreter der *humanitas*-Idee, und hierin sahen in erster Linie die paradigmatische Rolle der klassischen Kultur alle Richtungen innerhalb des Humanismus, die sich mit der Illusion der Erneuerung des antiken Bildungsideals nährten. Doch der Marxismus-Leninismus weist klar darauf hin, daß außer dem sozialistischen Humanismus es keinen konsequenten Humanismus gibt, denn nur der sozialistische Humanismus vermag die Beseitigung der Klassengesellschaft zu verwirklichen. Unter den Bedingungen der Klassengesellschaft muß nämlich die allseitige harmonische Entfaltung der naturgegebenen Fähigkeiten selbst auf den Kreis der herrschenden Klassen beschränkt — notwendigerweise nur eine Illusion bleiben, dies hat bereits der große Kritiker der im Verfall begriffenen Sklavenhaltergesellschaft, Seneca, klar gesehen, der darauf hingewiesen hat: die Sklaverei entmenscht letzten Endes Zwangsarbeit leistende Sklaven und ohne Arbeit dahinlebende müßige Sklavenhalter gleicherweise.

¹⁵ A. a. O. S. 37.

Die großen humanistischen Traditionen der europäischen Kultur können selbst nach Beseitigung der verschiedensten Formen der Ausbeutung erst als fortschrittliche Traditionen des sozialistischen Humanismus als dessen Mittel dazu dienen, daß — mit Gorkijs Worten — 'der Mensch die Kraft seines eigenen Geistes erkenne'.¹⁶

Die Idee des sozialistischen Humanismus blieb auch im zweiten Abschnitt seines Gelehrtenlebens zwischen 1945—1970 bis zu Ende sein Leitfaden. Als Professor am Lehrstuhl für klassische Philologie zuerst an der Universität in Szeged, nachher in Budapest als korrespondierendes, sodann als ordentliches Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, als Rektor der Eötvös Loránd Universität Budapest, Herausgeber von Zeitschriften, Präsident oder Mitglied von Kommissionen, Beauftragter bedeutender gesellschaftlicher Funktionen — immer bemühte er sich um die Verwirklichung dieser Idee. Seine Übersetzungen, populärwissenschaftlichen Werke verbreiteten in breiten Schichten unserer Gesellschaft das Bewußtsein des sozialistischen Humanismus. Sein Prinzip, das er als Übersetzer zusammen mit G. Devecseri verkündet hatte, nach welchem «das sicherste Maß der dichterischen Kraft bei einem Übersetzer die Treue ist, doch in bezug auf die griechische Dichtung kann sprachliches Verständnis und Anpassungsvermögen in Form und Gehalt seitens der Muttersprache keine genügende Sicherheit bieten: selbst zu den annähernd richtigen Lösungen ist die Empfindlichkeit des Philologen unerläßlich, die, in den sprachlichen Ausdrücken auch den ursprünglichen assoziativen Gehalt von Wörtern und Wortverbindungen mitzuempfinden vermag»,¹⁷ — hat in unserer Übersetzungsliteratur Schule gemacht. Die organische Zusammenwirkung von philologischem Wissen und dichterischem Talent in seinen Übersetzungen, wird ihm immer einen besonderen Platz in unserer Literatur sichern.

Er stellte in den Dienst des Kampfes für die marxistische Weltanschauung seine Erkenntnis, wonach «die Religionsgeschichte dadurch, daß sie die Entstehung und Entwicklung der Religion und deren einzelne Erscheinungsformen unter konkreten historischen Umständen darstellt, und auf Grund von konkreten historischen Voraussetzungen erklärt, ihnen bereits den Schein einer absoluten Gültigkeit benimmt, das heißt, daß sie dieselben aus dem Kreis einer religiösen Überzeugung im besten Falle zwischen die Denkmäler einer überwundenen Kulturstufe einreicht».¹⁸ Im Zeichen dieser

¹⁶ Nyelv- és irodalomtudományunk feladatai a Szovjetunió Kommunista Pártjának XIX. Kongresszusa után (Aufgaben unserer Sprach- und Literaturwissenschaft nach dem XIX. Kongreß der Kommunistischen Partei der Sowjetunion). MTA I OK 3 (1963) 351—352.

¹⁷ Görög versek DEVECSERI GÁBOR és TRENCSENYI-WALDAPFEL IMRE fordításában (Griechische Gedichte in der Übersetzung von G. D. und I. T. W.). 7.

¹⁸ Vallástörténeti tanulmányok (Untersuchungen zur Religionsgeschichte). Budapest 1959. 7.

Erkenntnis wurden seine Aufsätze verfaßt, die er im Sammelband «Vallástörténeti tanulmányok» («Untersuchungen zur Religionsgeschichte») erscheinen ließ, sodann ist die in vielen Ausgaben, in mehreren Sprachen herausgegebene «Mythologie», das beste Werk in unserer Literatur dieser Gattung.

Die Entfaltung der marxistischen religionsgeschichtlichen Forschung auf dem Gebiet unserer Altertumswissenschaft durch seine Tätigkeit wächst in ihrer Bedeutung weit über die Rahmen der ungarischen Wissenschaft hinaus. Besonders vielsagend ist die Anerkennung, die seinen religionsgeschichtlichen Werken im wissenschaftlichen Leben der Sowjetunion zuteil wurde. Die Ausgabe einiger seiner religionsgeschichtlichen Arbeiten in der Sowjetunion zeugt davon, daß er durch die Anwendung der historisch-materialistischen Methode auf die religionsgeschichtlichen Forschungen auch in internationalem Maßstab Hervorragendes geleistet hatte.

Seine marxistische Weltanschauung ermöglichte auch die Vollentfaltung seiner literaturgeschichtlichen Tätigkeit. Die Forderung einer «künstlerischen Literaturgeschichte» verwirklichte er auf einem hohen Niveau in seinen Aufsätzen über die hervorragendsten Dichter der Antike. Diese Aufsätze, die er voriges Jahr in einem Sammelband auch deutsch erscheinen ließ, bleiben dauerhafte Schöpfungen der antiken Literaturgeschichte. Nicht die Anhäufung der wissenschaftlichen Literatur ist nämlich in ihnen von Bedeutung, auch nicht die Gültigkeit der Teilergebnisse, sondern die künstlerische Form, die Haltung des sich den Problemen nähernden Gelehrten und Menschen, die sind die Werte, die selbst nach der Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Forschung nie vergehen werden. Diese Aufsätze haben als Teile seines Lebenswerkes aus zwei Gesichtspunkten eine außerordentliche Bedeutung: teils zeigt sich in ihnen klar, wie sich seine marxistische Weltanschauung vertieft hatte, teils widerspiegeln sie den Durchbruch der Idee des Fortschrittes und des Humanismus als Gesichtspunktes in der Betrachtung der antiken Literatur. Zum Beweis ziehen wir zwei Homer-Bilder bei ihm heran. Das erste wird aus seinem Werk «Griechische Literatur», vor der Befreiung verfaßt, das zweite aus dem Sammelband «Klasszikus arcképek» («Klassische Porträts») angeführt.

«In der Szene zwischen Priamos und Achilleus macht sich eins von den am meisten charakteristischen Zügen der homerischen Kompositionsweise, die Symmetrie geltend, schreibt er 1944. Diese Symmetrie ist Träger einer tiefgründigen Bedeutung. Die beiden Kämpfer machen sozusagen auf Schritt und Tritt symmetrische Bewegungen; diese Symmetrie wird in der großen Bestattungsszene im VII. Gesang auch durch sich mit entgegengesetzter Bedeutung wiederholenden Zeilen versinnlicht. In solchen und ähnlich symmetrisch gebauten Szenen kommt die Weltanschauung des Epos zum Ausdruck... Die parteiliche Stellungnahme für den einen oder den anderen Kämpfer steht Homer ebenso fern, wie dem Vater der Götter und Menschen, den Kampf

aus dem Gesichtspunkt der allgemeinen Weltordnung überwachenden Zeus. Diese tiefe Humanität ist seit Homer Erbe des wahren Epos...»¹⁹

Beobachten wir nun die marxistische Beleuchtung des Problems, entstanden 20 Jahre später, im Jahre 1964: «... betrachten wir die ergreifende Darstellung der Begegnung zwischen Priamos und Achilleus, diese verwickeltere, die symmetrischen Punkte kreuzende Variante... Ein größerer Kontrast als der zwischen den beiden, die da einander gegenüberstehen, ist gar nicht vorstellbar... Das Bild, wie die beiden einander sehen, macht dennoch den Eindruck der Symmetrie, und der Händedruck, in welchem die versöhnlich gegeneinander Gestimmten sich finden, legt zugleich die tiefe Bedeutung der Symmetrie dar. Homers Sympathie für Hektor, den größten trojanischen Helden, ist zugleich eine Ehrenbezeugung vor dem, der bei der Verteidigung der Heimat sein Leben opfert; die symmetrische Komposition der Ilias bringt einen noch allgemeiner formulierbaren Humanismus zur Geltung, denn sie versinnlicht, daß die einander gegenüberstehenden Kämpfer, Griechen und Trojaner gleichermaßen *Menschen* sind. Dieser homerische Humanismus ist indessen keine von Raum und Zeit unabhängige Anerkennung von etwas «ewig Menschlichem», wie es vom bürgerlichen Humanismus und von der mit demselben zusammenhängenden bürgerlichen Altertumswissenschaft in der Kultur der klassischen Antike gesucht wurde. Der homerische Humanismus macht die konkreten gesellschaftlichen Verhältnisse der Epoche Homers bewußt... er läßt an der Schwelle der Sklavenhaltergesellschaft den Wert des Menschenlebens sogar im besiegten Feind gelten.»²⁰

Diese Erörterungen zeigen klar, wie sich Verständnis für Geschichte und Ästhetik, Haltung des den Fortschritt und den Humanismus suchenden Menschen in ihm vertieft hatten. Diese Anschauung zeigte ihm auch den Platz von Hesiod in der Geschichte der griechischen Literatur: «... unser Ziel ist es... in Hesiods Dichtung die Einheit von Leben und Werk, im Lebenswerk die Einheit der beiden Schöpfungen, und vornehmlich in «Werke und Tage» die Einheit von Gerechtigkeit und Arbeit zu erfassen, nicht verschweigend dabei, in welchen Zügen das bäuerliche Weltbild Hesiods hinter Homer zurückbleibt. Diese dreifache Einheit bestimmt Hesiods Platz in der Entwicklung der griechischen Gesellschaft und der griechischen Literatur.»²¹

Wenn es sich im Fall Hesiods nur vermuten läßt, daß der Verfasser den fortschrittlichen Zug des Dichters in der Einheit von Arbeit und Gerechtigkeit sieht, in bezug auf Aischylos gewährt er uns auch in die theoretischen Tiefen seiner Anschauung einen Einblick: «... je vollständiger und vorwärtsweisender, je einheitlicher in Form und Gehalt der Dichter die soziale Wirklichkeit seiner Zeit widerspiegelt, desto mehr Aussicht besteht für ihn, von

¹⁹ A görög irodalom (Die griechische Literatur). Budapest 1944. 121—122.

²⁰ Klasszikus arcképek (Klassische Porträts) I. Homeros. Budapest, 1964. 56—59.

²¹ Klasszikus arcképek. 2. Hesiodos. Budapest 1964. 95.

der Nachwelt anerkannt zu werden. Darstellung der sozialen Wirklichkeit bedeutet naturgemäß immer Darstellung des *ganzen* Menschen, und damit die dialektische Einheit von Zeitgemäß-Konkretem und Menschlich-Allgemeinem. Und wenn es überhaupt berechtigt ist, vom Allgemein-Menschlichen in der Kunst zu sprechen, gibt es doch nur wenige Werke in der Weltliteratur, auf die man diese Kategorie in dem Maße anwenden könnte... wie auf die nuancierte Menschendarstellung des *Agamemnon* oder den philosophischen Humanismus des *Gefesselten Prometheus*.»²²

Die Verknüpfung der Idee des Fortschritts mit der marxistischen Widerspiegelungstheorie charakterisiert auch das bündig plastische Sophokles-Bild in den «Klassischen Porträts»: «Sophokles — heißt es dort — bestätigt die marxistische Ästhetik, die die Vollkommenheit jeder künstlerischen Schöpfung daran mißt, inwiefern es ihr gelungen ist, der gesellschaftlich-politischen Problematik ihrer Zeit eine vollkommene Form zu verleihen. Mit anderen Worten: Jede klassische Dichtung — so auch die Dichtung des Sophokles — ist also im Grunde genommen politische Dichtung. Sie widerspiegelt die gesellschaftliche Wirklichkeit ihrer Zeit, macht ihre Widersprüche bewußt, weist über ihre entschiedene Stellungnahme hinaus vorwärts, und dient auch dadurch dem Fortschritt.»²³

Während er in bezug auf Sophokles über den tiefen Humanismus spricht, der aus seiner Dichtung uns entgegenklingt, erblickt er bei Aristophanes im hohen Niveau seiner ethischen Haltung den dauerhaften Wert der europäischen Kultur: Aristophanes «...stand in den politischen Kämpfen seiner Zeit auf der Seite des werktätigen Volkes und er wußte den Frieden als die Grundlage schöpferischen Lebens zu schätzen. Er wob nicht nur mythische Träume des Goldenen Zeitalters um ihn, sondern stellte seinem Volk als realpolitische Aufgabe, den Frieden zu verwirklichen und zu wahren. Und weil dieser derbe und spielerische Dichter im gegebenen historischen Augenblick auf dem höchsten Niveau von Kunst und Moral standhielt, konnte sein Werk zum dauerhaften Wert der europäischen Kultur werden, und beim Wachrufen seiner Schöpfungen machen in sich die Völker Europas die gemeinsamen Wurzeln ihrer Kultur bewußt.»²⁴

Die meisterhaften Dichter-Porträts, deren jedes Stück sich durch plastische Züge voneinander unterscheidet, in denen die gemeinsame Anschauung jedoch immer klar zu empfinden ist, verdanken ihren individuellen Charakter letzten Endes doch der Verwachsenheit mit Raum und Zeit, wie dies am besten im Menandros-Porträt deutlich wird: «Der Humanismus bei Menandros — sagt hier I. Trencsenyi-Waldapfel — bedeutet ebenso wenig eine von Raum und Zeit unabhängige absolute moralische Idee, — auch wenn er in der

²² Klasszikus arcképek. 3. Aischylos. Budapest 1964. 160--161.

²³ Klasszikus arcképek. 4. Sophokles. Budapest 1964. 58.

²⁴ Klasszikus arcképek 5. Aristophanes. Budapest 1964. 81.

Entwicklung der *humanitas*-Idee historisch betrachtet eine höhere Stufe einnimmt, — wie die Menandrische Komödie ebenfalls nicht deshalb ihre anregende Wirkung auf die römische und durch deren Vermittlung auf die gesamteuropäische Komödie ausüben konnte, weil sie das von Raum und Zeit unabhängige Ewigmenschliche gestaltet hatte. Wenn Menandros als ein Spiegel des Lebens gilt, und die Alten sahen ihn als solchen an —, so kann er in erster Reihe als Spiegel Athens seiner Zeit betrachtet werden.»²⁵

Das *humanitas*-Problem steht im Mittelpunkt des Terenz-Essays: «Wärszt du ein Mensch, — si esses homo — nachdrücklicher könnte es garnicht ausgedrückt werden, — — (wir hören fast seine Erörterungen) — — daß es hier um die Grundprinzipien der *humanitas* geht. Es sind hochernste und ernst zu nehmende Prinzipien, sie werden jedoch spielerisch gestaltet, weil es sich eben um Humanitas handelt, die sich treuer und überzeugender in einem heiteren Spiel offenbart als in noch so genau verfaßten moralischen Thesen. Humanitas bedeutet nicht in letzter Reihe, Interesse und Verständnis zu haben an allem, was menschlich ist...»²⁶

Sprach da I. Trencsényi-Waldapfel über Terenz oder über sich selbst? Wir fühlen ja in jedem Stück seiner Analysen, seiner Porträts, die er mit Hilfe der objektivsten Mittel der Wissenschaft, mit fester theoretischer Reinheit geschaffen hatte, zugleich auch seine Anwesenheit. Jeder neue Zug in seinen Essays bereichert auch zugleich sein Porträt, er suchte und erschloß nämlich in jedem großen Schriftsteller und Dichter eben diese Werte, deren Verwirklichung er auch sich selber zum Ziel gesetzt hatte. Und daß er auch an deren Möglichkeit geglaubt hatte, beweist eben seine Auffassung über Vergil und Horaz. Er sagt ja: «Vergil mochte sich geirrt haben, als er in Augustus denjenigen sah, der die Erwartungen eines Goldenen Zeitalters erfüllen würde, die er — unabhängig von der Person des Augustus — in den Hirtengedichten seiner Jugend dargestellt hatte. Er hat sich aber nicht geirrt, als er sein Epos zur großzügigen Weiterbildung des Friedensgedankens der IV. Ekloge bestimmt hat. Was sich nämlich in einer blutigen Epoche der Geschichte als Illusion erwiesen hat, lebt seit 2000 Jahren als einer der schönsten Träume der Menschheit weiter, und spornt unter realeren Voraussetzungen auch uns zu dessen Verwirklichung an.»²⁷ Dasselbe bestärkt, was über Horaz bei ihm zu lesen ist: «Das Goldene Zeitalter kann als ein der moralischen Entwicklung in weiter Ferne gestecktes Ziel gelten, mag auch diese zeitliche Entfernung, entweder durch den über die augenblicklich drückende Lage triumphierenden Glauben, oder durch die optimistische Beurteilung der Gegenwart aufs Minimum reduziert werden.»²⁸

²⁵ Klasszikus arcképek 6. Menandros. Budapest 1964. 63.

²⁶ Klasszikus arcképek 7. Terentius. Budapest 1964 144—145.

²⁷ Klasszikus arcképek 9. Vergilius. Budapest 1964. 112—113.

²⁸ Klasszikus arcképek 10. Horatius. Budapest 1964. 33.

Hier steht seine Gestalt vor uns, um sein Gesicht schwebt das resignierte Lächeln des Humanisten: er selbst sprach über sich. Er war sich dessen bewußt, er werde bereits seine Pläne, seine Zielsetzungen kaum verwirklichen können, doch war er von der Möglichkeit der Verwirklichung derselben ungebrochen und fest überzeugt. War er Klassischer-Philologe oder ungarischer Literaturhistoriker, Schriftsteller oder Wissenschaftler? All dies, aber zuallererst Mensch, der nichts Menschliches als fremd erachtet hatte. Hören wir nun noch ein letztes Geständnis von ihm an: «Es war eigentlich eine Einheit von Humanismus und nationaler Kultur, der ich meine Feder von Anfang an in den Dienst gestellt habe, mit einem alles bisherige übertreffenden Verantwortungsbewußtsein, seitdem ich es weiß: die höchste Entwicklungsstufe des Humanismus ist der sozialistische Humanismus, und parallel mit seiner Verwirklichung entfaltet sich die internationalen Interessen des Fortschritts als die eigenen anerkennende sozialistische Nation.»²⁹

Budapest.

J. HARMATTA

²⁹ Humanizmus és nemzeti irodalom (Humanismus und Nationalliteratur). Budapest 1966. 9.

DIE LITERARISCHE TÄTIGKEIT VON IMRE TRENCSENYI-WALDAPFEL*

(1968 1970)

1968

- Die Töchter der Erinnerung. 3., verbesserte Ausgabe. Berlin 1968. 450 S. + 41 Taf.
Mitológia. 6., verbesserte Ausgabe. Budapest 1968. 420 S.
A török ifjú éneke a Szigeti Veszedelemben. Fil.Közl. 14 (1968) 548–562.
Der religionsgeschichtliche Hintergrund der bukolischen Poesie. Proceedings of the
11th Intern. Congr. of the Intern. Ass. for the Hist. of Religions. II. Leiden 1968.
203–211.
Die Philosophie der Geschichte und die Geschichte der Philosophie bei Aristophanes.
Studien zur Geschichte und Philosophie des Altertums. Budapest 1968. 50–56.
Eötvös Loránd levele Gábor Ignáchoz. Magy.Tud. 13 (1968) 655–658.
Mythologie und Gnosis. Studi di Storia nella tarda Antichità. Messina 1968. 50–62.
Száz éve született Gábor Ignác. Népszabadság 1968. IV. 13.
Társadalomtudományunk nemzeti és nemzetközi jellege. Magyar Hírlap 1968. XII. 18.
M. J. Vermarsen: The Legend of Attis in Greek and Roman Art. OLZ 63 (1968) 541–543.

1969

- Die Töchter der Erinnerung. 4. Ausgabe. Berlin 1969. 450 S. + 41 Taf.
Von Homer bis Vergil. Berlin–Budapest 1969. 523 S.
A dal a pusztán hatalmas erő. Jegyzetek a kazah irodalomról. Nagyvilág 14 (1969)
601–607.
Das Rosenmotiv außerhalb des Eselromans. Beiträge zur Alten Geschichte und deren
Nachleben. Festschrift für F. Altheim. Berlin 1969. I. 512–517.
Eine Invective gegen Hesiod bei Ovid. Hommage à M. Renard. Bruxelles 1969. 726–748.
Erasmus születésének ötszázadik évfordulójára. Világosság 9 (1969) 583–590.
L' humanisme belge et l' humanisme hongrois liés par l' esprit d' Érasme. De Gulden Pas-
ser 47 (1969) 211–224. (= Commemoration Nationale d' Érasme. Actes.—Nationa-
le Erasmus-Herdenking. Handelingen. Bruxelles—Brussel 1970. (211–224.)
Társadalomtudományunk nemzeti és nemzetközi jellege. Magy.Tud. 14 (1969) 124–138.

1970

- A magyar tudomány 25 éve. Klasszika-filológia. Magy.Tud. 15 (1970) 227–231.
Az életmű mint rendszer. Antigóné és Elektra. Magy.Tud. 15 (1970) 625–629.
Erasmus: Nyájás beszélgetések. [Übersetzung.]; Erasmus világa. Bukarest 1970.

Budapest.

Zs. RITÓÓK

* Vgl. Á. R. SZALAY: Die literarische Tätigkeit von Imre Trencsényi-Waldapfel. Acta Ant. Hung. 16 (1968) 465–475.

GRAMMATISCHE NOTIZEN ZU DEN NEUGEFUNDE-
NETRUSKISCHEN INSCRIFTEN

(SE 37, 1969, 303 ff.)

I

L. C. Vanoni, *Studi Etruschi*, 38 (1969) S. 319 ff. = M. Pallottino, ebda., S. 79 ff. (Caere; A: sulla fronte del pilastro centrale di una tomba a camera; B: sulla faccia posteriore del pilastro, ai piedi della quale si apre una fossetta quadrangolare; IV s.):

A) ^a¹ *laris. av² le. laris³al. clenar⁴sval. cn. sudi⁵cerixunce*

^b¹ *apac. atic. ²sanišva. ³du³i. cesu*

^c¹ *clavtieθ²urasi*

B) ¹*hupniva* ²*muca*

Wörtliche lateinische Übersetzung

A) «Laris (et) Aulus Larisis nati complentes hoc sepulcrum manuferunt.¹

Paterque materque dulcis hinc cubato.

Clavdii-posteris suis.

B) Sepulcrum («Schlafstätte») quidem (est hoc): precare (= preces fac) !»

Kommentar

Laris (häufig) Vorname.

Avle (häufig) = lat. *Aulus*.

Larisal (häufig) Possessivadjektiv von *Laris*.

clenar (auch TLE 98, 169 u. a.) Kollektiv > Plural von *clan* (häufig) 'natus, filius'. Zur Bildung s. V. Georgiev, *Linguistique Balkanique* 11 (1966) S. 55 f.; vgl. auch heth. *widaar* Nom.-Akk. Plur. von *watar* n. 'Wasser', *uddaar* Nom.-Akk. Plur. von *uttar* n. 'Wort, Sache'.

sval l-Partizip (und Präteritum) von *sva* (CIE 5002? 5569) = heth. *suwai-* 'füllen' in der Bedeutung von lat. *expleo* 'füllen, aus-, er-; vollenden; ergänzen, vervollständigen' oder *compleo* '(aus-, an)füllen; erfüllen; vollständig machen, vollenden': der Vater hat wohl den Bau der Grab-

¹ *Sive*: «... complentes hanc (scil. cellam sive sim.) lectos manufecerunt.» *Sive*: «... compleverunt hanc lectos (que) manufecerunt.» Darüber s. weiter unten.

² Darüber s. V. GEORGIEV: Hethitisch und Etruskisch. Sofia 1962. S. 51 f.

kammer begonnen, und nach seinem Tode haben ihn seine Söhne vollendet. Das *l*-Partizip wird auch im Lydischen als 3. Sing. und Plur. Prät. Akt. gebraucht, vgl. *cēnal* von *cēn(a)*- 'weihen', *kardal* von *karda*- 'anfertigen(?)'²

Im Jungetruskischen erscheint 9mal die Form *svalce* 'ex-, complevit', die eine sekundäre Form darstellt, und zwar auf Grund des *l*-Partizips und der Endungen der heth. *hi*-Konjugation gebildet. Es kommt auch die Form *svalθa-s* (TLE 126) = *savalθa-s* (TLE 883 mit epenthetischen *a*) 'ex-, complevit is' vor, wo *-θa* = heth. *-ta* Endung für 3. Pers. Prät. Akt. Med. ist; *-s* oder *-as* ist = heth. *-as*(enkl.) oder *sa* (*si-*) 'er, sie', lyd. *-is*, *-iś*, *-ś* 'er' (enkl.). Danach sind auch die Formen *svalas* (TLE 171) Partizip mit *-as* aus heth. *-anz* und *svalasi* (TLE 173) Dat.-Lok. mit *-asi* aus heth. *-anti* gebildet.

Nach M. Pallottino, Die Etrusker, S. 250 und Studi Etruschi, a. a. O., S. 81 f. soll *sval-* 'vivere, leben' bedeuten. Es gibt aber keinen sicheren Beweis für eine solche Bedeutung dieses Verbuns: die Bedeutung 'vivus, vivi' ist nur auf Grund der Präsumpion angenommen, daß lateinische Grabinschriften vorhanden sind, wo das Adjektiv 'vivus, vivi' vorkommt. Dem Adjektiv 'vivus, vivi' der lateinischen Grabinschriften entspricht in den etruskischen Grabinschriften *zivas* (TLE 135, 195, 880? 882? 893) = *zivaś* (M. VIII, TLE 628) [petrifizierter Nom. Sing. oder] Gen. Sing. = Plur. bzw. Dat.-Lok. Plur. (durch Synkope) aus heth. *siwattas* (Gen. Sing. = Plur. oder) Dat.-Lok. Plur. von *siwaz* c./n. (Stamm *siwatt-*) 'Tag'.³ Etr. *zivas* bedeutet 'in (bei) den Lebtagen = Lebzeiten' oder '[während] des Lebtags, der Lebtage'.

cn (auch TLE 51, 149) = heth. *kuun* Akk. Sing. c. von etr. *ca* (häufig) = = heth. *kaa-s* 'hic, haec'.

śuθi (auch TLE 51, 861) = *śuθi* (häufig), *sudi* (häufig) 'sepulcrum, Grab' stammt aus **sup-ti*⁴, einer Ableitung von heth. *sup-* 'schlafen', so daß seine Grundbedeutung 'Schlafstätte, lectus' ist. «Il piano della tomba -- schreibt L. C. Vanoni, a. a. O., S. 318 -- è occupato da 11 letti per deposizioni delimitati da dentelli a rilievo...» Da im Jungetruskischen die meisten auslautenden Konsonanten *-s* und *-n* schwinden, so ist *śuθi* sowohl Nom.-Akk. Sing., als auch Plur., vgl. heth. Sing. Nom. *halki-s*, Akk. *halki-n*, Plur. Akk.-Nom. *halki-s* aus ide. *-i-ns*. Vgl. TLE 882 *sa. śuθi cerixunce* - - - = - TLE 880 - - - *sa-m: śuθi: cerixun[ce:]* - - - 'sex lectos (sive loculos) manufecit' bzw. *sex autem...*

Nach den Prinzipien der Haplographie könnte man *śuθi(c) cerixunce* ergänzen. In dem Falle ist zu übersetzen: «...compleverunt hanc (scil. cellam sive sim.) lectos(que) manufecerunt.» Diese Ergänzung ist aber nicht notwendig, da *sval* ein Prinzip ist.

² Vgl. R. GUSMANI: Lydisches Wörterbuch. Heidelberg 1964. S. 42 f.

³ Heth. *siwatt-* 'Tag' = luw. *Tiwat-* 'Sonne(ngott)' stammen aus ie. **diw-* und sind mit ai. *dyau-h* 'Tag, Himmel', lat. *diēs* 'Tag' usw. verwandt.

⁴ Durch Assimilation *pt > θ*.

cerixunce (auch TLE 51, 880, 882) 'manu-feicit, manu-fecerunt' stammt von heth. *kisri* (*i* für *e* und *sr* > *r*) Dat.-Lok. (oder **kesrit* Instr.) von *kessar-n*. 'Hand' und *-xunce* (durch Synkope und Schwund des auslautenden Konsonanten) = heth. **kúnnahhes* 3. Pers. Sing. Prät. oder **kúnnahher* 3. Pers. Plur. Prät. von *kunnahh*.⁵ 'richtig machen, zurechtbringen; Erfolg haben, siegen': heth. *k* > etr. *c/x*. heth. *h(h)* > etr. *c*. Etr. *ceri-xunce* stammt also regelrecht aus heth. **kesri* **kúnnahher* 'manu-fecerunt'. Spätetr. *cerixu* (TLE 135) stammt durch Haplogie aus **ceri-xu(n)xu(n)* von heth. **kesri* **kúnnahhun* 1. Pers. Sing. Prät. Akt.⁶

apa-c: auf Grund von *apa-c ati-c* und *larisal clenar* hat M. Pallottino, a. a. O., S. 82 f. richtig erschlossen, daß hier *apa* 'Vater' bedeutet; *apa* ist ein Lallwort = griech. *ἄπα, ἄφα, ἀπά* 'Papa, Vater': etr. *apa* ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein griechisches Lehnwort, wie z. B. d. *Papa* aus dem Französischen entlehnt ist.⁷ Im Etruskischen gibt es 3 Homonymien: 1) *apa* 'Papa, Vater'; 2) *Apā* PN, Gen. *Apas*,⁸ z. B. in TLE 337 *mi apas* «Ego (sum) Appi(i)»: dieser PN ist wahrscheinlich = *apa* 'Papa'; 3) *apa* = heth. *apaa-s* 'is, ea', z. B. in TLE 82 (iuxta imaginem viri lugentis) *apas tanasar* «Is est histr(i)o (sive plorator).» Etr. *apa-s* stammt durch Kontraktion aus *apa es* = heth. *apaas eszi* «is (sive ea) est», zur Kontraktion vgl. alat. *east* = *ea est* u. dgl. Vgl. auch TLE 436 *1a. caini strume: 2mand*: *apa* «A(ulus) Caennius Strumus: *μάντις* ('Wahrsager') (est) is.» Etr. *mand* ist aus griech. *μάντις* entlehnt. Homonymien kommen in allen Sprachen vor,⁹ vgl. etr. *cesu* (CIE 203, 2361, 2363, 2364) PN = lat. *Kaeso* und *cesu* (CIE 886, 5447, 5452, 5554 u. a.) 'cubato', s. weiter unten.

ati-c: *ati* (häufig) 'Mutter' und *-c* 'que'.

saniš-va: *saniš* = heth. *sanizzi-* (*sanezzi-*) 'süß, wohlschmeckend, wohlriechend; erstklassig, fein' und *-va* = heth. *-wa* Partikel (der zitierten Rede), vgl. *herama-š-va* (Pyrgi), *maru-x-va* (s. weiter unten), s. V. Georgiev, Hethitisch und Etruskisch. Sofia 1962. S. 32 f.; ds., *Linguistique Balkanique* 11, (1966) S. 29.

θui 'hier' = *τυῖ ὄδε, Κοῖτες*, dor. lesb. *τυῖ-δε* 'hier'. Etr. *θui* ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein griechisches Lehnwort: das echtetruskische vom Urhethitischen ererbte Adverb für 'hier' ist *ce* (TLE 65, 78, 359, St. Etr. 36, 203 u. a.) = heth. *keet* 'hier'.

cesu (auch CIE 886, 5447, 5451, 5452, 5554 u. a.) aus heth. **ke-sk-u* 3. Pers. Sing. Imperat. (nach der *hi*-Konjugation), eine Ableitung von *ki-*

⁵ Vgl. heth. *maniyhhis* (*-is* für *-es*) 3. Pers. Sing. Prät. Akt. und *maniyahhir* (*-ir* für *-er*) 3. Pers. Plur. Prät. Akt. von *maniyahh-* 'überantworten' u. dgl.

⁶ Vgl. heth. *maniyahhun* 1. Pers. Sing. Prät. Akt.

⁷ Vgl. F. KLUGE—A. GÖTZE: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*,¹¹ Berlin—Leipzig 1934. s. v.

⁸ Vgl. lat. *Appius* PN.

⁹ Vgl. lat. *solī* Gen. Sing. oder Nom. Plur. von *solus* 'allein', Gen. Sing. von *solum* 'Boden' und Dat. Sing. von *sol* 'Sonne'; *alienus* 'fremd' und *Alienus* PN; u. dgl.

'liegen; gelegt sein' < ie. *key-; vgl. J. Friedrich, Heth. Elementarbuch. I², S. 74: «Von jedem Verbalstamm kann eine Erweiterung durch -šk- gebildet werden, die gewöhnlich als Iterativum bezeichnet wird...» Heth. *sk* > etr. *s*. Zur Kongruenz vgl. lat. *Cum gener atque socer diris concurreret armis* (Mart.). *Ratio ordoque agminis aliter se habebat* (Caes.). *Dixit hoc apud vos Zosippus et Ismenias, homines nobilissimi* (Cic.). *Homerus fuit et Hesiodus ante Romam conditam* (Cic.). *In luxuriam lapsos otium ac desidia superavit* (Iustin.).¹⁰

Clavtiēdurasi Dat. Plur. und das enklitische Possessivpronomen *-si*, vgl. *Precu-θuraši* (TLE 619) «Praeconis-posteris suis»: heth. *-as-si*. Vgl. auch *Aneiθura* (CIE 3842), *Aneiθuras* (CIE 3841) Gen.; *Velθuriθura* (TLE 746) Nom. oder Dat., *Velθuriθuras* (TLE 570) Gen.; *Cravzaθuras* (TLE 176); *paraθuras* (TLE 190); *tamiāθuras* (TLE 227); *Cucrinādur* (TLE 635); *Vipiθur* (TLE 635); u. dgl. Etr. *-θur* 'Nachkomme, Sproß' ist wahrscheinlich phrygischer Herkunft, vgl. arm. *thorn* 'Enkel' (S. Bugge). *Clavtie* = lat. *Claudius* PN. Der Name *Clavtie* erscheint auf anderen Inschriften aus demselben Grab: *lari clavtie* (L. C. Vanoni, a. a. O. S. 322), *av. apaavula. clavties. a* (a. a. O. S. 321).

hupni-va: *hupni* (auch TLE 53?)¹¹ 'Schlafstätte' Nachbildung von *sudi* 'Schlafstätte > Grab' auf Grund eines griechischen Lehnwortes, vgl. griech. ὕπνος; 'Schlaf; Todesschlaf'. Vgl. *hupnina* (TLE 442, 451, 892), *hupninedi* (TLE 630) Lok. Nachbildung nach *sudina* (häufig) = *sudina* Ableitung von *sudi*.

-va, s. oben (unter *saniš-va*).

muca = heth. *mugaai* 2. Pers. Sing. Imperat. von *mugaai*- 'beten, bitten, anflehen; (durch ein magisches Ritual einen Gott) zu Hilfe rufen'.

II

M. Cristofani, Studi Etruschi 37 (1969) S. 283 ff. und 334 (Marsigliana d'Albegna [Grosseto]; *aryballos* italo protocorinzio piriforme; 640–610 a. C.):

mi malak vanθ

«Ego voveo, (o) Vanth!»

mi 'ego, mihi, me' = heth. *ammuk* 'ego, mihi, me', *-mu* (enkl.) 'mihi, me', hier.-heth. (a)*mu* 'ego, me, mihi', *-mu*, *-mi* 'ego, mihi, me', lyd. *amu* 'ego, me'.

malak (durch Apokope) = heth. **maldáhhi* 1. Pers. Sing. Präs. Akt. von *mald-* 'geloben; feierlich erklären' (*hi*-Konjugation, vgl. *maldahhun* 1. Pers.

¹⁰ Darüber s. M. LEUMANN—J. B. HOFMANN: Lat. Gr., S. 632.

¹¹ Vgl. L. C. VANONI: a. a. O. S. 321: «Anche in questa iscrizione ritorna il termine *hupni*, in corrispondenza di un posto per deposizione molto piccolo (probabilmente per incinerazione).»

Sing. Prät. Akt.): heth. *ld* > etr. *l(l)* wie im Lateinischen; heth. *h(h)* > etr. *k(c)/x*. Bisher war nur die synkopierte Form *mlax* (TLE 42, 62, 151, 759, 864) = *mlac* (TLE 61) bekannt.¹³ In der behandelten altetruskischen Inschrift (VII. Jh.) finden wir nun die ältere nichtsynkopierte Form *malak*.

Vand Nom.-Vok. etruskische Göttin mit großen Flügeln, die ähnlich wie die griechische Moira das unausweichliche Schicksal darstellt.¹⁴ In der Tat ist *Vand* der Name einer 'dea infernale', eigtl. 'die Zürnende', vgl. heth. *wantaai-* 'warm sein; glühen; zürnen' und griech. 'Ἐρινός Namen einer rächenden Gottheit, urspr. die zürnende und rächende Seele des Ermordeten.

M. Cristofani, a. a. O., S. 344 (Norchia [Ager Tarquiniensis]; sarcofago):
s murinas arnd veldurus zila[θ — —]

«Is (est) Aruns Murini Volturis (scil. filius): (flamen) Dialis(?)...»

s (auch TLE 205, 309 u. a.) = *ś* (TLE 642, 702 u. a.) = heth. *sa* oder *si-* 'er, sie, es', lyd. *es-* 'dieser', *-is, -is', -ś* 'er'. Vgl. TLE 691 *s nenaθ turns* «Ea (est) ancilla Veneris»: *nenaθ* = heth. *nannant-* Partizip von *nanna-* 'treiben; ziehen, marschieren'. CIE 1046 ¹*en* ²*[θa]na: sati: cumerunia* ³*[ma]rcnisa: tlesnal: se[c]* «En (= ecce sive ista, scil. est) [Tha]na Satia Cumerunia Marcni Tlesniae fili[a].»

Murinas (auch CIE 5020) = *Murinas* (CIE 783) Gen., vgl. auch *Murina* (CIE 662, 1589) = *Murinas* (CIE 5170) arch. Gen. von *Murina* (häufig) männl. Gentile, vgl. auch *Murinei* (CIE 503 u. a.) weibl. Gentile, *Murinal* (CIE 1937 u. a.) Possessivadjektiv. Nach Cristofani *smurinas*, aber es gibt kein solches Gentile.

Arnd (häufig) männlicher Vorname.

Veldurus (häufig) Gen. vom männlichen Vornamen *Veldur* (sehr häufig): Genetivendung *-us* nach den *u*-Stämmen = heth. *-us* durch Kontraktion aus *-uw-as* (Gen.).

zilaθ '(flamen) Dialis(?)', s. V. Georgiev, Etr. Sprachwissenschaft. II. (in Vorbereitung).

M. Cristofani, a. a. O., S. 338 f. (Norchia [Ager Tarquiniensis]; sarcofago femminile):

s murinei ramθa. veldurus. θanxvilus. sex. aledna

«Ea (est) Ramtha Murinia Volturis (et) Tanaquilis filia Alethnia(e?).»

s murinei, vgl. *s murinas* (s. oben). Cristofani: *smurinei*.

Ramθa (häufig) weiblicher Vorname.

θanxvilus (häufig) = *θanxvilus* (TLE 700) Gen. (nach den *u*-Stämmen) vom weiblichen Vornamen *θanxvil* (häufig).

sex 'filia'.

Aledna Gentile, vgl. *Alednas* (TLE 169 -175) = *Alednas* (CIE 2979) Gen., *Alednal* (TLE 138) Nom. Possessivadjektiv, *Alednei* (CIE 5550) Nom.

¹³ Darüber s. V. GEORGIEV: Etr. Sprachwissenschaft. I. S. 22 ff.

¹⁴ Vgl. M. PALLOTTINO: Die Etrusker. S. 139.

weibliches Gentile. Cristofani, a. a. O., ergänzt *aleθna[l]*. Es ist *Aleθna[s]* Gen. zu ergänzen, vgl. CIE 5550 *θana: tutnei: aleθnas* «Thana Tutnia Alethniae.»

M. Torelli, Studi Etruschi 37 (1969) S. 327 (Vei; olletta di ceramica grezza; sull'interno dell'orlo; VI - IV. s.):

mi ta ara

«Me cape, amice!»

mi, s. oben.

ta (auch TLE 8) = heth. *daa* 'nimm!' 2. Sing. Imperat. von *da(a)*-nehmen'. Vgl. TLE 8 (Schale) *mi cupe s ta* «Ego (sum) cuppa: eam cape!»

ara (auch TLE 939) = heth. *ara-s* c. 'Gefährte(-in), Freund(-in)'.

M. Torelli, a. a. O., S. 330 (Vei; orlo di olletta: sull'esterno dell'orlo; VI - IV s.):

ari «amico»

ari (auch TLE 2.23) Dat. Sing. von *ara* = heth. *ara-s* c. 'Gefährte(-in), Freund(-in)'; heth. *-i* Dativ-Lokativendung.

M. Torelli, a. a. O., S. 324 (Vei; ciotola di bucchero; VI - IV. s.):

mi larisaḷ pataras

«Ego (sum) Larisis Patari.»

mi, s. oben.

Larisaḷ (häufig) Nom. Possessivadjektiv vom männlichen Vornamen *Laris* (sehr häufig), eigtl. 'Laris-isch'.

Pataras Gen. Gentile, vgl. den lydischen Personennamen *Παρταρας* = *Bartaraš*.¹⁵ Zur Syntax vgl. die boiotische Inschrift: *Καλιαία* (Possessivadjektiv) *ἐμὶ το Κέντρονο;* (Gen.) «Ich bin des *Καλία*(s? eigtl. *Kalia*-isch) (des Sohnes) des *Κέντρονο*»; thessalische Inschrift: *Ἀμφιωνεία* (Possessivadjektiv) *ἂ στάλα τοῦφρονῆτος* (Gen.) «Die Stele (ist) des *Ἀμφίων* (eigtl. *Amphion*-isch) (des Sohnes) des *Εὐφρονής*».

M. Cristofani, Studi Etruschi, 37, 1969, S. 344 (Norchia; sarcofago; fine del II s.):

tetrus: laris: larisaḷ: marunuxva: ten[θas — — —]

«Laris Tetrūs (gen.) Larisis (scil. filius) maro-fuitque quidem prae-positus[us? . . .]»

Laris (sehr häufig) männlicher Vorname.

Tetrus Gen. Gentile.

Larisaḷ (häufig) Nom. Possessivadjektiv > Patronymikon.

maru-nu-x-va «maro-fuit-que quidem» (auch TLE 133, 170, 173, 175, 894?), vgl. *maru* (TLE 134, 190), *marunux* (TLE 137, 165, 234) und *maruxva* (TLE 194): *maru* ist = umbr. *maru*, lat. *maro* (-*ōnis*) 'umbrischer Beamtentitel (Name des höchsten Magistrats)'. Etr. *maru-x-va* 'maro-que quidem': *-x/c* =

¹⁵ Darüber s. R. GUSMANI: Lydisches Wörterbuch. S. 75.

= lat. *-que*; *-va* enkl. Partikel, s. oben, Etr. *maru-nu-x* ist eine denominative Ableitung durch das hethitische Suffix *-nu-* («unter Änderung eines vorherigen Zustandes so machen wie das Grundwort angibt») und die enkl. Konjunktion *-x 'que'*.

tendas: zur Ergänzung vgl. TLE 170 -- -- *marunuxva tendas* -- -- Vgl. auch TLE 90 und 137. Etr. *tendas* 'gestellt, gesetzt; vorgesetzt, angestellt' (durch Kontraktion *iya > i, e*) stammt von heth. *tiyandanz* 'gesetzt, gestellt' Partizip von *tiyandaa-* 'setzen, stellen'.

L. C. Vanoni, Studi Etruschi 37 (1969) S. 313 (Tarquinii; cippo di nenfro; III II s.):

¹: *sentēs. l. s. svalce² avil. LXXX*

«L(ars) Senti S(ethri filius) explevit annos LXXX.»

Sentes Gen. vom männlichen Gentile *Sente* (CIE 2775), vgl. *Sentesa* (CIE 1203) arch. Gen. und *Senti* (häufig) weibl. Gentile.

sval-ce: eine spätetruskische Nachbildung nach den Verba auf *-x/cun*, *-x/ce* auf Grund des *l*-Partizips $>$ Präteritum, vgl. *sval*, s. oben.

avil n. 'Jahr' Nom.-Akk. Sing. = Plur., vgl. heth. *wastul* n. 'Sünde' Nom.-Akk. Sing. = Plur., *taksul* n. 'befreundet' Nom.-Akk. Sing. = Plur.

L. C. Vanoni, a. a. O., S. 313 (Tarquinii; cippo di nenfro a colonnina; III II s.):

lucial «Lucii (*sive* -iae gen.)»

Lucial Possessivadjektiv von *Luce* (CIE 5192) Nom: oder von *Lucciēs* (CIE 5528) Gen., vgl. osk. *Livkis*, lat. *Lucius* und *Lucia*, alat. *Louc-*: etr. *uv*, osk. *úv* = alat. *ou*.

III

A. I. Nemirovskij - A. I. Charsekin, Etruski. Voronež 1969. S. 152 ff. und 190. = ? W. Corsen; Über die Sprache der Etrusker. I. Leipzig 1874. Taf. XXIII, 3, 10 (Caere; vas; V s.):

tite tes:

«Titus dicat (= dedicat).»

Tite (sehr häufig) Vorname und Gentile = lat. *Titus*.

tes = heth. *tezzi* 3. Pers. Sing. Präs. Akt. von *te-* 'sagen'.¹⁶ Vgl. M. Runes - S. P. Cortsen: Der etruskische Text der Agramer Mumienbinde, Göttingen, 1935, S. 31 (Schale): *xarile des nip* «Χάριλλος dicat (= dedicat) (χέο-)/νιβον.» M. Cristofani, Studi Etruschi 31 (1963) S. 221 f. (urnetta in forma di casa; III—I s.): *ravnðu: teši* «R. dicat (= dedicat).»

Sofia.

¹⁶ NEMIROVSKIJ—CHARSEKIN lesen *titeles*, das als PN im Genitiv gedeutet wird. Nach dem Photo (S. 190) aber sind das fünfte und das erste Zeichen identisch. Die Zeichen sind im Kreis geschrieben: sie müssen von oben nach links und dann von unten nach rechts gelesen werden.

J. GY. SZILÁGYI

CONTRIBUTION A L'HISTOIRE DE LA PEINTURE DE VASES A FIGURES ROUGES CAMPANIENNE

Répondant à l'intention de son auteur, l'ouvrage monumental de A. D. Trendall¹ a une importance double: d'une part il clôt l'«enfance» de la recherche de la peinture de vases à figures rouges lucanienne, campanienne et sicilienne, et d'autre part il assigne les nouvelles tâches et trace le chemin que la recherche doit suivre. La monographie éclaire d'un nouveau jour les vieux problèmes, ainsi les vases relégués dans les réserves des musées pourront devenir les chaînons des corrélations qu'auparavant jamais personne n'avait soupçonnées; c'est ce que dans la présente étude nous désirons illustrer par des exemples tirés de la peinture de vases campanienne.

I

Peintre Siamois et peintre de Majewski

C'est Trendall qui a reconnu qu'une hydrie du Musée des Beaux-Arts de Budapest² (fig. 1—2) est sortie de la main du peintre Siamois.³ Bien que la forme de l'hydrie et le sujet du tableau du vase, les deux satyres dansants, soient inconnus dans l'œuvre jusqu'ici enregistré du peintre, la justesse de cette attribution ne peut être douteuse. Le pied en forme de cloche se répète sur les amphores du peintre, et on retrouve les exemples de tous les motifs importants du décor de l'hydrie sur ses autres vases. Les palmettes noires de l'épaule dont les pétales se sont rétrécis en lignes, se rencontrent sur l'épaule de son amphore éponyme de Capoue, et — sous une forme identique à celle du vase de Budapest, y compris les deux spirales en S couchées — sur les vêtements des «jumeaux siamois», ainsi que sur un cratère en cloche du

¹The Red-Figured Vases of Lucania, Campania and Sicily, I—II. Oxford, 1967. Dans ce qui suit = LCS. Nous nous référerons aux vases mentionnés dans cet ouvrage, et aux figures publiées sur les planches par le numéro du catalogue ou de la planche qui y figure.

²N° d'inv.: T. 654; entré en 1917 au Musée des Beaux-Arts comme don de Marcell Nemes. Provenance inconnue. Haut.: 39,8 cm. Sa publication en détails: CVA Hongrie 1, pl. 40, 4.

³LCS, p. 691, 2/909a. Données relatives aux vases du peintre mentionnés dans la suite: LCS, pp. 352—6.

Toledo Museum of Art (fig. 3) qui est incontestablement l'œuvre du peintre Siamois.⁴ Sur le vase de Toledo le motif orne les *sakkoï* des deux têtes féminines. La palmette noire ornant le centre de la palmette sous l'anse gauche du vase de Budapest — cette fois sous une forme plus simple visible sur le col de l'amphore éponyme — se répète avec la même fonction sur un cratère en cloche également de Capoue,⁵ et la ligne serpentine noire au centre de sa palmette (fig. 17) se répète sur le décor sous une anse de l'amphore éponyme de Capoue. Sont caractéristiques les groupes de trois points noirs (par exemple sur un cratère de Capoue du peintre, sur son amphore de New York ils ornent la robe, et sur le cratère de Toledo et sur l'amphore-seau de Turin ils décorent les *sakkoï*) et les palmettes en forme de lyre flanquées de feuilles aux gros bouts, qui apparaissent sous les anses du vase de Toledo sous une forme absolument identique à celles de Budapest; le dessin des postes, faisant le tour du vase au-dessus et au-dessous du champ, se répète sous cette même forme, avec des spirales irrégulièrement dessinées et à distances différentes l'une de l'autre, sur les vases de Toledo et de New York (sur ce dernier dans le sens contraire), et même sur le cratère de Melbourne, une œuvre de maturité du peintre. Particulièrement caractéristique est la rangée de points, indiquant le collier des satyres et de la femme enveloppée d'un manteau sur le col du vase et montant en lacet vers la nuque, tel par exemple, sur les têtes de femmes du cratère du British Museum (fig. 4–5).⁶ La ligne zigzagüée bordant derrière l'oreille le *sakkos* de la femme se répète exactement sur toutes deux têtes féminines du cratère de Toledo où elle encadre aussi les boucles s'échappant du *sakkos*. Par contre, sur les vases attribués jusqu'à présent au peintre Siamois on ne retrouve pas d'exemple de ces figures d'une structure peu solide et d'une démarche incertaine faisant presque l'effet de figures sans squelette.

Ce style n'est quand même pas tout à fait isolé sur les produits les plus tardifs de la peinture de vases à figures rouges campanienne. Nous le verrons aussitôt si nous confrontons l'un des satyres de l'hydrie de Budapest avec l'athlète vainqueur d'un cratère en cloche conservé également au Musée des

⁴ N° d'inv.: 12.1235. Haut.: 20,3 cm; diam. de l'embouchure: 19,7 cm; diam. d. la base: 10 cm. Recollé et aux endroits du recollage un peu repeint, par ailleurs complète A—B: tête féminine à gauche, coiffée d'un *sakkos*. — J'exprime ici mes plus vifs remerciements à M. Rudolph Riefsthal, conservateur du Musée de Toledo (Ohio), qui m'a permis d'étudier la collection et a mis à ma disposition les photos publiées dans le présent article, ainsi qu'à la direction du Toledo Museum of Art de m'avoir autorisé à les publier.

⁵ CVA Capua 1, pl. 38, 8. Sur le motif rare de la palmette et de la fleur ornant le centre de la palmette v. P. JACOBSTHAL: Ornamente griechischer Vasen. Berlin, 1926, p. 178.

⁶ C'est à l'obligeance des Trustees of the British Museum que je dois l'autorisation de publier les nouvelles photographies de ce vase et du cratère attribué au peintre de Majewski (fig. 8–9). J'exprime ma plus vive reconnaissance à M. D.E.L. Haynes, conservateur en chef du British Museum, et à ³Une Ann Birchall, de ce musée, qui m'ont aidé à me procurer les photographies.

Beaux-Arts de Budapest (fig. 6—7): les petits traits doubles tels des guillemets qui, pour la plupart, indiquent les flexions du corps ou les côtes, mais qui parfois (sur l'hydrie plus fréquemment que sur le cratère) ont une signification purement ornementale, les grosses paires de demi-cercles indiquant les genoux et apparaissant sur les premières œuvres du peintre Siamois également (par exemple sur le Hermès du cratère en cloche de Melbourne), la grosse ligne séparant les cuisses, ou — outre les détails — le dessin des jambes du satyre de droite et de l'athlète, présentent des identités qui prouvent indubitablement que les deux vases furent peints par la même main.

Depuis sa première publication le cratère est enregistré comme l'œuvre du peintre de Majewski.⁷ Trendall a signalé avec insistance les attaches étroites entre le peintre de Majewski et le peintre Siamois.⁸ Il paraît toutefois que l'hydrie de Budapest permette d'avancer encore d'un pas. Les éléments identiques sur les vases attribués au peintre Siamois et au peintre de Majewski peuvent être augmentées par toute une série de détails caractéristiques. La comparaison des formes des cratères en cloche et des skyphoi prouve que tous ces vases furent exécutés dans la même fabrique; est particulièrement digne d'attention l'identité de la forme des panses presque verticales et des pieds des cratères en cloche. Le rameau de laurier noir sous le rebord du cratère de Budapest se répète sur un cratère de Capoue du peintre Siamois,⁹ la palmette sous les anses sur son amphore-seau du Turin (voir le pétale médian tel un bâton, la forme des pétales latéraux, même la tache noire sur l'un des pétales) et la forme de la base des palmettes avec le dessin noir, sous l'anse verticale de l'hydrie de Budapest (fig. 17). Le dessin irrégulier des postes sur le bas du cratère de Londres attribué au peintre de Majewski (fig. 8—9) est bien connu par les œuvres énumérées du peintre Siamois. Plus importantes que celles-ci sont les concordances des figures des images. La queue du satyre de Budapest du peintre Siamois retourne sur les chevaux des vases attribués au peintre de Majewski (voir surtout son cratère en cloche de Capoue), et les ailes bordées d'une rangée de points de la Niké du cratère de Budapest se répètent sur l'amphore de New York du peintre Siamois. Trendall a signalé la parenté intime entre la figure de Niké de Budapest et le peintre Siamois: on revoit le collier indiqué par une rangée de points montant en lacet vers la nuque sur la figure de femme de l'autre face du cratère, sous une forme qui caractérise le peintre Siamois. Pour terminer, c'est incontestablement le peintre Siamois que dénotent les longs visages en profil des hommes et des femmes sur le cratère de Budapest, et le dessin caractéristique des yeux (cf. le cratère de Londres sur la fig. 4) et la transformation des boucles

⁷ J. G. SZILÁGYI, *Bulletin du Musée Hongrois des Beaux-Arts* 4 (1954) pp. 8—16; TRENDALL, *LCS*, p. 355, 2/932.

⁸ *LCS*, p. 355.

⁹ *CVA Capua* 1, pl. 38, fig. 6, 8 et 11.

s'échappant du *sakkos* en lignes zig-zaguées qui encadrent le visage de la Niké (cf. les têtes féminines sur les deux côtés du col de l'amphore-seau de Turin du peintre Siamois).

Le cratère de Londres attribué au peintre de Majewski est inséparable de celui de Budapest (il suffit d'indiquer les cavaliers sur la face B des deux vases ou les palmettes sous les anses), et le cratère de Capoue rattache à tous deux le skyphos éponyme disparu.¹⁰ Tout porte donc à croire que non seulement le cratère de Budapest, mais tout l'œuvre du peintre de Majewski peut être intégré dans celui du peintre Siamois en tant qu'étape tardive de celui-ci, mais dans lequel sont conservés encore plus d'un trait caractéristique des vases antérieurs.

Le peintre, dont on connaît avec l'hydrie de Budapest, le cratère de Toledo et un cratère en cloche conservé dans une collection particulière de Wales que Trendall lui a récemment attribué, ainsi qu'avec l'œuvre du peintre de Majewski intégré dans le sien, déjà 40 vases, figure en général comme l'exemple de la «barbarisation» complète de la peinture de vases à figures rouges campanienne, et cela sans aucun doute correctement si c'est la forme d'expression classique que nous considérons comme norme. Néanmoins, on ne pourrait passer sur le fait que ce peintre, l'un des derniers de l'histoire de la peinture de vases à figures rouges grecque — a choisi dans quelques-unes de ses œuvres, au lieu de la tradition classique en désagrégation, des nouveaux moyens d'expression jusqu'alors pour ainsi dire inconnus. L'écuyer grotesque de la face A du cratère de Londres, attribué auparavant au peintre de Majewski (fig. 8), ou la face A de l'autre cratère de Londres, avec les deux frises superposées de têtes féminines (fig. 4), justifient l'appréciation de Tillyard,¹¹ faite il y a près de 50 ans, dans laquelle il a relevé les traits positifs de cet art primitif opposé aux conventions classicisantes devenues à la fin du IV^e siècle déjà dévitalisées.

II

Varia Campana

Il est tout naturel qu'un ouvrage monumental comme celui de Trendall ne peut jamais être complet, du moins en ce qui concerne son catalogue qui ne peut pas embrasser tous les vases connus. Il est particulièrement difficile de suivre les collections américaines s'enrichissant avec une rapidité extraordinaire, et d'autre part toute une série d'obstacles objectifs empêche qui que ce soit de connaître parfaitement le matériel inédit des musées éloignés

¹⁰ La collection Fienga étant pour le moment inaccessible, il m'était impossible d'étudier personnellement les deux vases de Nocera attribués par Trendall au peintre de Majewski.

¹¹ E. M. W. TILLYARD: *The Hope Vases*. Cambridge, 1923, p. 20.

des artères principaux de l'archéologie classique. Toutefois, les nouvelles pièces ne touchent que très rarement la validité de la classification de Trendall, et les bases solides sur lesquelles elle repose témoignent justement du fait qu'elles permettent d'identifier non seulement des peintres de vases, au moment de l'achèvement de son ouvrage encore inconnus, avec l'un ou l'autre maître qui y figure, mais aussi d'intégrer dans son système des artistes auparavant ignorés, ce dont témoigne l'exemple du peintre des Colonnes.¹² Dans ce qui suit nous traiterons de quelques vases campaniens jusqu'ici inédits qui pourraient contribuer à la connaissance plus précise de l'un ou de l'autre des maîtres étudiés en détails par Trendall. Nous nous référerons sommairement aux vases de Budapest sans donner leur reproduction, car tous ceux-ci seront publiés dans le I^{er} volume du *Corpus Vasorum Antiquorum* actuellement sous presse. Quant aux autres collections, nous ferons figurer pour la plupart les vases qui peuvent être reproduits. En analysant les vases peints selon la technique à figures rouges, il nous semblait pratique de nous baser sur le classement de l'ouvrage de Trendall.

a) I^{re} école de Capoue

C'est un vase de Dresde auparavant inédit qui nous a permis d'établir que le peintre VPH est identique avec le peintre de Pluton.¹³ De ce maître devenu intéressant surtout dans la dernière phase de son activité, l'Alberlinum de Dresde conserve deux autres vases auparavant inconnus, un autre se trouve dans la *Antikensammlung* de Munich (fig. 10),¹⁴ un lécythe est apparu, il y a plusieurs années, dans le commerce de Rome et une amphore-seau récemment à Philadelphie.^{14a} Un skyphos de Budapest (n° d'inv. T. 777) appartient à l'un des maîtres de l'entourage du peintre de Cassandre peignant des têtes féminines, un peintre que nous pourrions dénommer pour le moment, d'après l'excellente spécialiste de la peinture de vases de l'Italie méridionale, le peintre de Láng, bien qu'il soit susceptible d'être une fois identifié avec l'un des maîtres plus fécond de l'atelier.¹⁵

¹² *Hesperia Art Bulletin* 48 (1969) nos 29 et 30, avec illustrations.

¹³ J. G. SZILÁGYI, *Festschrift G. von Lücken* (Wiss. Zeitschr. d. Univ. Rostock 17, 1969, *Gesellsch. u. sprachwiss. Reihe*, H. 9-10), pp. 797-798.

¹⁴ N° d'inv.: 3253; Jahn, n° 816, p. 266; de la collection Lipona; haut.: 26,9 cm. A: éphèbe debout avec lance et *pilos*, B: femme vêtue. Esquisse préliminaire. Le vase fut après la deuxième guerre mondiale fortement détérioré. Je tiens à remercier Mlle Chr. Vogelpohl qui m'a aidé à reconstituer des fragments existants une grande partie de la panse du vase, ainsi qu'au Dr. Klaus Vierneisel, qui a bien voulu mettre à ma disposition la photographie publiée, et à la Direction de la *Staatliche Antikensammlung* de Munich pour m'avoir autorisé à la publier. Les proportions de la figure de femme visible sur la photo et le dessin des plis de sa robe diffèrent de ceux qui sont habituels sur les autres vases du peintre, par contre sa tête, l'éphèbe à la lance de la face A et l'ornementation caractéristique dénotent le peintre de Pluton.

^{14a} *Hesperia Art Bulletin* 49 (1970) n° 22, avec illustration.

¹⁵ SZILÁGYI, loc. cit., p. 797 et pl. 56; de la même main LCS pl. 117, fig. 1.

C'est de l'un des peintres les plus féconds de l'autre branche de la I^{re} école de Capoue, le peintre B. M. F 63, que provient une amphore de Philadelphie (fig. 11—12).¹⁶ La tête féminine ornant le col sur la face A, avec la mèche en forme de disque s'échappant du *sakkos* et entourée de points, se répète sur nombreux vases du peintre. Un type également permanent est le jeune homme drapé de la face B, avec les mains cachées dans le manteau bordé de points, et avec le profil un peu long, caractéristique des figures du peintre; le *pilos* du guerrier de la face A indique des connexions plus vastes de la fabrique, mais le torse même avec les pieds se répète exactement avec une lance tournée également vers le bas, par exemple, sur l'hydrie de Cambridge du peintre (LCS, pl. 124, fig. 2). Les palmettes sous les anses et sur le col de la face B sont également bien connues par ses autres vases (voir par exemple son skyphos de Gênes ou le col de son amphore de Naples),¹⁷ et tant sur les vases sortis de sa main que dans le groupe auquel il appartient sont fréquents le noyau demi-oval de la palmette avec au centre un point noir, et une petite feuille recourbée et réduite en un demi-cercle flanquant les palmettes sous les anses, mais déjà dans le champ.

Trendall, dans l'introduction de son ouvrage, souligne que la recherche future doit procéder plutôt vers une intégration que vers une division encore plus détaillée. L'un des problèmes appartenant à ce domaine qui doit être résolu est mis en lumière par une œnochoé du Musée des Beaux-Arts de Budapest (n° d'inv. 50.249): la tête de jeune homme qui y est représentée se rattache étroitement aux types de têtes masculines du peintre B. M. F 63, mais en même temps il ne peut guère être douteux qu'elle soit sortie de la même main qu'une œnochoé de Sèvres (LCS, 2/496). Cette dernière est classée chez Trendall dans l'autre branche de l'école de Cassandre. Les deux œnochoés témoignent du fait — qui peut être justifié par toute une série d'autres motifs — que les deux branches se rattachaient étroitement l'une à l'autre, et que leurs limites étaient confondues de diverses façons.

C'est l'œuvre du peintre des Duels, un maître de ce même atelier connu par peu de vases, qu'enrichit une hydrie de Budapest (n° d'inv. 51.89) dont la scène de duel est la réplique presque exacte du groupe de gauche d'une hydrie conservée au Louvre (LCS, pl. 129, fig. 8).

Une hydrie apparue dans le commerce d'art de New York (Royal Athena Galleries) (fig. 13) provient d'un maître illustre de la I^{re} école de Capoue, le peintre d'Ixion, qui est un peu éloigné des peintres précédents. Sur la panse de l'hydrie est représenté un guerrier tourné à droite, et en face de lui deux

¹⁶ The University Museum, n° d'inv.: 58—29—1; haut.: 33,4 cm. J'exprime mes remerciements au Professeur Rodney S. Young, conservateur en chef du Département Méditerranéen et à Mlle Ellen Kohler pour les photographies et l'autorisation de les publier.

¹⁷ CVA Genova—Pegli 1, IV E r, pl. 1, fig. 3; Apollo (Boll. dei Musei Provinciali del Salernitano) 1 (1961) p. 45, fig. 14.

autres guerriers tournés à gauche, avec sous les anses horizontales une tête de femme. La forme du vase est absolument identique à celle de l'hydrie de Berlin (LCS, pl. 133, fig. 1): sur l'épaule on voit les feuilles de lierre connues par l'hydrie du British Museum (LCS, pl. 133, fig. 2), avec entre elles le motif du disque blanc cher au peintre (voir par exemple, LCS, pl. 133, fig. 4). Les plis des courtes chemises des deux guerriers de droite rappellent l'amazone de l'hydrie mentionnée de Londres, et les visages et les détails anatomiques des genoux corroborent l'hypothèse de Trendall selon laquelle les I^{er} et II^e groupes des vases énumérés sous le nom du peintre d'Ixion sont dus à la même main. Les têtes féminines sous les anses permettent d'en tirer encore une autre conclusion: comparés à la tête de femme d'un fragment de Valence (LCS, pl. 134, fig. 6), le *sakkos* et ses décors, le dessin de l'œil, la racine caractéristique du nez en forme de nœud, la ligne deux fois cassée de la bouche, la mèche couvrant l'oreille et les parures accusent une identité si parfaite qu'ils rendent indubitable, que du moins une partie des vases, réunis par Trendall sous le nom de «Groupe de Valence» et placés dans la proximité du peintre d'Ixion, provient du peintre lui-même.

b) II^e école de Capoue

C'est du peintre de Capoue, du maître principal du premier grand groupe de l'école qu'est dû un cratère en cloche de l'University Museum de Philadelphie (fig. 14-15).¹⁸ La tête féminine tournée à gauche sur la face A est un motif des plus typiques du peintre; est caractéristique le *sakkos* divisé en trois parties, avec à l'avant la stéphané blanche, sur la partie médiane une rangée de points noirs et à l'arrière largement bombé. Le dessin des yeux et de la bouche suit exactement la coutume connue par les autres vases du peintre de Capoue (cf. par exemple, LCS, pl. 139, fig. 8). L'oiseau de la face B n'est pas présent sur les vases attribués au peintre, mais on le rencontre fréquemment sur les cratères en cloche que Trendall a classés dans l'atelier du peintre de Capoue et dont il a relevé les attaches intimes avec le peintre (LCS, 3/79, 80, 82); parmi ceux-ci le cratère de Naples (LCS, 3/82) est sûrement de la même main que le vase de Philadelphie, comme aussi probablement les deux autres. — Un cratère en cloche de Budapest (n° d'inv. T. 656.1) qui, chez Trendall figure comme étroitement lié au peintre de Capoue (LCS, 3/79a), est, comparant le léopard représenté sur le col de l'hydrie de S. Maria Capua Vetere (LCS, 3/20) à celui du cratère de Budapest, sans aucun doute une œuvre sortie de la main du peintre lui-même. Pour le moment on ne peut rapprocher du peintre que très vaguement un lécythe de Toledo (fig. 16).¹⁹

¹⁸ No d'inv.: 58-29-2; haut.: 13,4 cm; intact.

¹⁹ The Toledo Museum of Art, n° d'inv.: 24.124, (de Capoue (selon l'inventaire: «antica Capua, scavi Patturelli, ispettore G. Jannelli, 1877»); haut. actuelle: 9,8 cm.

Le comparant à la tête de femme sous l'anse gauche de l'hydrie de Berlin du peintre de Capoue (LCS, pl. 139, fig. 7), il ressort incontestablement que les deux types se rattachent étroitement l'un à l'autre (voir le dessin de l'œil, le point à la racine du nez, le long cou un peu penché en avant), la forme du *sakkos*, cependant, n'est pas habituelle chez le peintre et les lignes du dessin sont plus grosses et plus lourdes que sur les œuvres sorties de sa main.

C'est l'œuvre du peintre de Sèvres 50, un maître jusqu'ici peu connu d'un autre groupe de l'école, le Groupe des Visages Blancs («AV I»), dénommé d'après son maître le plus important, qu'enrichit une amphore du Musée des Beaux-Arts de Budapest (n° d'inv. 51.34). La forme de son vase éponyme et l'éphèbe drapé d'un manteau, représenté sur la face B, sont absolument identiques à ceux du vase de Budapest; nombreux autres détails identiques peuvent être démontrés sur son amphore de Sèvres et sur celle de Toronto, ce qui corrobore unanimement l'attribution du vase de Budapest. Cela apporte une double aide à la connaissance du peintre de Sèvre 50, car la femme affligée de la face A, assise sur un monument funéraire, inclinant la tête sur sa main et vêtue d'un manteau enveloppant sa tête et ses mains, est, quant à sa forme et les détails du visage et du manteau, ainsi qu'à la bande de méandres sous les sujets, une réplique absolument exacte de l'amphore de la Yale University Art Gallery.²⁰ Donc il ne peut être douteux que le vase de New Haven fortement repeint et classé déjà antérieurement dans le Groupe des Visages Blancs (LCS, 3/265) soit également l'œuvre du peintre de Sèvres 50.

Une scène analogue à celle des amphores de Budapest et de New Haven orne l'amphore apparue dans le commerce d'art de New York, dont le peintre est le peintre des Libations, le maître principal et éponyme du Groupe des Libations («AV II»), un autre groupe de la II^e école de Capoue²¹ (fig. 18-19). La forme élancée de l'édicule de la face A, fortement repeint, se répète sur une amphore du Louvre du peintre (LCS, pl. 162, fig. 2), et les palmettes de l'acrotère se répètent sur l'hydrie de Wurtzbourg (Langlotz, pl. 250, n° 874). Il est intéressant de noter que le plafond de l'édicule, sur le vase de Wurtzbourg correctement dessiné, est ici mal interprété, et apparaît comme un dessin consistant de petits traits noirs obliques ornant la façade dans toute sa largeur. Le *kalathos* suspendu dans l'édicule indique sans doute un défunt féminin, bien qu'à première vue le spectateur serait incliné de voir le décédé plutôt dans le guerrier nu debout à droite de l'édicule et levant la main sur la tête dans un geste de deuil, que dans la femme assise sur la base de l'édicule,

Sous les anses aucune ornementation. - Cf. ci-dessus note 4.

²⁰ Gift of Rebecca Darlington Stoddard; n° d'inv.: 1913. 335.

²¹ Royal Athena Galleries. Je tiens à exprimer ici ma vive reconnaissance à M. Jerome M. Eisenberg qui a bien voulu me permettre d'étudier les vases et a mis leurs photos à ma disposition.

vêtue d'une robe noire et d'un manteau blanc, qui, en employant une expression de H. Bloesch, «pleure sur sa propre vie perdue».²² La face B de l'amphore présente une scène qui se répète dans un grand groupe de vases du peintre des Libations: une stèle ionique et de part et d'autre un jeune homme drapé présentant leurs offrandes. Les deux jeunes hommes, tout comme l'éphèbe représenté sur le col, présentent le type se répétant comme un refrain sur les œuvres du peintre, tant dans l'attitude du personnage que dans le dessin du manteau (cf. par exemple LCS, pl. 159, fig. 3 et 5; pl. 160, fig. 5; pl. 162, fig. 3; pl. 164, fig. 1).

c) *École de Cumae*

Cette école de la peinture de vases à figures rouges campanienne s'est avérée déjà auparavant l'école la plus féconde. Les pièces récemment apparues ont également justifié le fait qu'à Cumae dut fonctionner la plus grande fabrique de peinture de vases de la Campanie.²³ C'est de son maître principal, le peintre CA que provient une amphore-seau qui est passée de l'Italie, de la collection Gorga à Cleveland (fig. 20—21).²⁴ Toutes deux faces de ce vase appartiennent aux tableaux les plus fréquents de ce peintre extrêmement fécond qui, dans la majeure partie de ses œuvres n'a cessé de répéter certains motifs, même des compositions entières. Le groupe de trois personnages de la face A, avec au bas la femme présentant un sacrifice sur l'autel et en haut deux femmes assises, se répète presque exactement, par exemple, sur son amphore de Stockholm (voir Bulletin du Musée Hongrois des Beaux-Arts 16, 1960, p. 31, fig. 13), et la femme assise et le jeune homme debout de la face B sur un amphore-seau de New York (LCS, pl. 181, fig. 2) — pour ne citer qu'un des nombreux cas. Relativement rare, bien que de loin pas extraordinaire dans l'œuvre du peintre, est la feuille d'acanthé au pied de la palmette sous l'anse, d'une richesse habituelle.²⁵ Moins conventionnelle est une hydrie de Toledo (fig. 22)²⁶: la femme debout dans un édicule n'a pour le moment pas d'analogie exacte dans l'œuvre du peintre.²⁷ Par contre, les deux femmes

²² H. BLOESCH: *Antike Kunst in der Schweiz*. Zurich, 1943, pp. 96—97.

²³ Par exemple *Hesperia Art Bulletin* 47 (1968) nos A 7—12 (avec illustrations); *ibid.* 48 (1969) n° 31 (avec illustrations); *ibid.* 49 (1970) n° 24 (avec illustrations); *Art of Ancient Italy* (A. Emmerich Gallery, New York, April 4—29, 1970) nos 76 et 77; etc.

²⁴ The Cleveland Museum of Art, n° d'inv.: 67.245; haut.: 54 cm, jusqu'à la lèvre 48,5 cm; intact. Je remercie M. John D. Cooney, conservateur au Département des Antiquités du musée, pour m'avoir permis d'étudier le vase et de publier ici les photographies qu'il a bien voulu mettre à ma disposition.

²⁵ Cf. par exemple, H. SCHAAAL: *Griechische Vasen und figürliche Tonplastik in Bremen*. Bremen, 1933, pl. 26, fig. d (= LCS 4/44); JACOBSTHAL, *op. cit.* (note 5 de *ci-dessus*), pl. 59, fig. b (= LCS 4/130).

²⁶ The Toledo Museum of Art, n° d'inv.: 19.7; haut.: 46,5 cm; complet, une anse recollée. Cf. note 4.

²⁷ Cf. *Mon. Ant.* 22 (1913) pp. 689—90, fig. 239 (= LCS 4/135) et LCS, pl. 170, fig. 1 et 3.

debout autour de l'édicule, et en haut les deux femmes assises sont des types permanents bien connus de son répertoire (la femme assise demi-vêtue et les pieds caractéristiquement tendus sont visibles sur l'amphore de Stockholm ci-dessus citée, et la femme se précipitant vers l'édicule se répète sur une amphore de Bremen, et en contre-partie sur une hydrie de Pavie²⁸). Ainsi les nouveaux vases permettent de jeter un coup d'œil dans les secrets professionnels du peintre plutôt que d'illustrer les sommets rarement atteints de son art.

L'œnochoé n° 25. 214 - 20 de l'Institute of Art de Detroit nous conduit à l'un des problèmes principaux de l'atelier CA. Trendall a isolé un groupe de vases de l'atelier sous le nom du peintre LNO. L'œnochoé appartient incontestablement à ce groupe²⁹; le tableau représente une femme assise sur un rocher devant l'autel, dans sa main droite elle tient un rameau à ruban et de sa gauche un thyrses; derrière elle un arbrisseau et sur l'autel, entre quatre grenades, un gâteau en forme de pyramide. La forme du vase, les chevrons noirs encadrant la scène, la forme du thyrses, le dessin intérieur en forme de double demi-cercle noir de la fleur dans les demi-palmettes flanquant la palmette sous l'anse, se répètent sur le vase du «peintre LNO» conservé à Nostell Priory (LCS, pl. 185, fig. 1-3), le rocher sur une amphore apparue autrefois à Berlin (LCS, pl. 185, fig. 8), la grenade et les gâteaux sur une œnochoé de Naples (LCS, pl. 186, fig. 2) et l'arbrisseau sur un cratère de Naples (LCS, pl. 186, fig. 6) — pour ne citer qu'un exemple de chacun des motifs caractéristiques du peintre.

L'attribution du vase de Detroit ne pose ainsi en soi-même aucune difficulté. Par contre une hydrie de Budapest que Trendall a attribuée au peintre (LCS, pl. 186, fig. 3) pose décidément le problème ci-dessus signalé: à savoir, comment et dans quelle mesure peut-on distinguer le peintre LNO des autres peintres de l'atelier de Cumae. Comparant le guerrier à cheval de l'hydrie de Budapest aux cavaliers de la face A de trois amphores-seau attribués par Trendall au peintre de New York GR 1000 (LCS, 4/345-7 et pl. 188, fig. 4), on voit non seulement dans le modelé des figures, mais dans les moindres détails, des concordances si considérables qu'on se demande si on pouvait séparer l'un de l'autre les peintres des quatre vases: la figure du cavalier et sa main droite tenant la bride, le pied droit de devant levé du cheval et l'attitude caractéristique de ses pieds de derrière, le contour de sa croupe et de sa cuisse gauche de derrière qui est suivi d'une ligne noire à l'intérieur du dessin, ainsi que la rangée de points verticale sur le cou du cheval jusqu'à la poitrine et sur le corps derrière le cavalier, se répètent de la même façon sur tous les quatre vases. Étant donné qu'un autre amphore-seau du musée d'Agrigente (LCS, pl. 188, fig. 5) ne peut être séparé des précédents, il se montre nettement que ce n'est pas seulement de l'identi-

²⁸ SCHAAL, op. cit., pl. 23; A. STENICO, *Acme* 10 (1957) pl. 3, fig. 10 (= LCS 4/24).

²⁹ Haut.: 17,3 cm; intact.

cation d'un ou de deux vases qu'il est ici question. Cela se trouve illustré entre autres par une amphore conservée dans la collection de l'Université Jagellon de Cracovie,³⁰ dont la face A avec les trois figures de femme est inséparable, par exemple, de l'amphore apparue auparavant à Berlin et attribuée par Trendall au peintre LNO (LCS, pl. 185, fig. 8), par contre le tableau de la face B avec les deux éphèbes enveloppés d'un manteau se tenant de part et d'autre de l'autel, dénote tant dans toute la composition que dans les détails des têtes et des plis des robes, la main du peintre de New York GR 1000 (cf. la face B de ses amphores de Berlin et de Naples: LCS, 4/335 et pl. 188, fig. 3). Trendall, dans son ouvrage, a décidément signalé la connexion étroite du peintre LNO avec les peintres CA et de New York GR 1000, deux personnalités très distinctes de l'atelier CA. Ce sont les recherches ultérieures qui décideront dans quelle mesure on doit ou on peut intégrer les vases attribués à ce peintre dans l'œuvre des autres artistes connus de l'atelier A de Cumae.

Aussi la série des vases attribuables sans difficulté au peintre de New York GR 1000 peut-elle être augmentée de nouvelles œuvres. Sur les deux faces d'un cratère en cloche de Leipzig³¹ (fig. 23-25) on revoit deux types de têtes féminines du peintre souvent répétés (cf. LCS, pl. 190, fig. 1-2), par contre c'est sur son cratère en cloche de Budapest (n° d'inv. 51.42) qu'apparaît pour la première fois la scène de duel entre des guerriers vêtus du costume local très populaire en Campanie tant sur les vases que sur les fresques.

Dans l'œuvre extrêmement riche du peintre APZ, qui a le plus sensiblement réagi aux influences apuliennes que subit l'atelier de «Cumae A», une forme très rare est le *gamikos lesbès*. C'est le nombre de ceux-ci qu'augmente un vase du Detroit Institute of Art,³² avec sur une face une femme assise sur un rocher et tournée à droite qui, dans sa main gauche, tient une phiale et dans sa droite levée un miroir dans lequel elle se mire; sur l'autre face on voit une femme similaire assise sur un rocher mais tournée à gauche, qui de sa main gauche s'appuie sur le rocher et tient dans sa main droite tendue un plat chargé de gâteaux. La peinture angulaire des corps assis est typique des vases tardifs plus modestes du peintre. La femme de la face B est presque la réplique de la femme assise sur la marche d'une stèle funéraire de son hydrie de Pasadena (LCS, pl. 199, fig. 1).

³⁰ La reproduction du tableau de la face B: M. L. BERNHARD: *Greckie malars-two wazowe*. Wroclaw—Varsovie—Cracovie, 1966, fig. 286; n° d'inv.: 10335. Originellement le pied n'appartenait pas au vase.

³¹ Archäol. Inst. d. Univ., n° d'inv.: T. 3139; je remercie vivement le Professeur E. Paul pour les photographies et pour l'autorisation de les publier.

³² Sans n° d'inv.; haut.: 15,6 cm, avec les anses 19,7 cm; complet, une anse est détériorée. Originellement le couvercle n'a sans doute pas appartenu au vase.

Les connexions extrêmement étroites entre les peintres de l'atelier de «Cumae A» rendent dans quelques cas problématique l'attribution, même si on est en présence de personnalités marquantes et bien connues. C'est ce dont témoigne une amphore du Cabinet des Médailles de Paris (LCS, 4/627); Trendall l'a attribuée au peintre de Boston Ready, mais la femme debout sur l'extrême droite de la face A du vase est, tant par son attitude que dans ses détails (exceptés la grappe de raisin et l'*apoptygma*) la réplique exacte de l'amphore de Budapest du peintre APZ (voir Bulletin du Musée Hongrois des Beaux-Arts 19, 1961, p. 23, fig. 17) et la face B est dans son entier identique à la scène visible sur la face B du skyphos de Budapest du peintre APZ (voir Bulletin du Musée Hongrois des Beaux-Arts, loc. cit., p. 24, fig. 19) et se répètent souvent sur les œuvres du peintre.

Une œuvre due incontestablement au peintre de Boston Ready est l'amphore de l'Albertinum de Dresde (fig. 26 – 28).³³ Sont caractéristiques les proportions des figures avec les petites têtes et les corps trop allongés, le gâteau en forme de feuille, indiqué par un contour, sur le plat que tient la femme de gauche, les rubans constitués de points blancs, les éphèbes drapés de la face B et les «arbres de palmettes» sous les anses (pour la face A cf. par exemple LCS, pl. 202, fig. 4, pour la face B, LCS, pl. 203, fig. 2). Une hydrie du Los Angeles County Museum³⁴ présente également les traits typiques du peintre de Boston Ready (fig. 29): c'est sa main que dénotent les proportions des trois femmes, l'angularité des figures assises, le visage blanc de la femme offrant un sacrifice et de celle assise en haut, le *thymiaterion* et la grande ciste carrée à gauche au-dessus de l'anse, bien que leur dessin et toute l'invention soient loin de la qualité des meilleures pièces du peintre.

Les nouvelles pièces qui augmenteront le nombre des œuvres connues, mais n'enrichissant le portrait des certains peintres que numériquement, pourraient provenir des fouilles ou des réserves des musées et être intégrées dans le système de Trendall; un tel est le cratère en cloche du Musée des Beaux-Arts de Budapest (n° d'inv. 65. 75. A). une œuvre tardive du peintre de Branicki, le maître principal du Groupe Rhomboïde («Cumae B»), avec sur chaque face une tête féminine, et de telles sont une cruche sans anse et une pyxide skyphoïde(?) fragmentaire avec tête de femme, visibles parmi les trouvailles d'Angri à l'exposition du Museo dell'Agro Nocentino récemment inaugurée à Nocera, qui sont les œuvres du peintre de Fratte appartenant à la dernière phase de l'atelier de Cumae («Cumae C»).

³³ N° d'inv.: 113; haut.: 52 cm. Je dois les photographies et l'autorisation de les publier à la complaisance amicale souvent témoignée de M. le Directeur Martin Raumschüssel.

³⁴ N° d'inv.: M 62.27.6; haut.: 43,6 cm; intact. Je dois la photographie à M. Jay A. Bisno, et l'autorisation de la publier à la Direction du Los Angeles County Museum.

d) *(Ouvres de peintres à figures rouges exécutées selon une technique différente*

Bien plus essentiels que ces vases sont ceux que Trendall, en raison de leur technique, a omis dans son ouvrage embrassant les vases à figures rouges, et qui sont les vases des maîtres connus de la peinture à figures rouges peints selon la technique à figures noires ou décorés en couleurs superposées. En Campanie ceux-ci sont de rares exceptions, mais parfois ils complètent de traits fort intéressants le portrait de l'un ou de l'autre peintre ou jettent un jour plus vif sur les problèmes y relatifs. C'est ce dont témoigne l'amphore-seau à figures noires du Musée des Beaux-Arts de Moscou³⁵ (fig. 30-31), avec sur la face A une scène à trois personnages: au milieu un homme coiffé d'une couronne (Dionysos?) et de part et d'autre une femme debout; la femme de gauche tient un miroir et une couronne et celle de droite un ruban et une grappe de raisin. Bien qu'à première vue il paraisse conventionnel, le tableau de la face B est assez inhabituel: cette fois ce ne sont pas les deux jeunes hommes drapés affrontés répétés jusqu'à satiété qu'on y voit, car d'entre les deux personnages coiffés d'une couronne celui de droite est, d'après sa coiffure et sa boucle d'oreille, incontestablement une femme. Cette scène cependant n'est pas unique, elle se répète sous la même forme sur un amphore-seau de Naples du peintre de New York GR 1000 (LCS, pl. 189, fig. 5). Sont identiques sur les deux tableaux les drapés des manteaux (les bordures des robes peintes sur le vase à figures rouges avec une grosse ligne noire sont, sur le vase à figures noires, indiquées, à la place de l'incision, par une grosse ligne blanche), le rameau que tient la femme dans sa main gauche enveloppée du manteau, la forme de la couronne du jeune homme, les feuilles de lierre blanches au-dessus de la scène; d'autres détails telle la boucle d'oreille blanche en forme de feuille de lierre, le rameau blanc et la couronne entre les deux personnages se répètent sur d'autres vases du peintre (cf. par exemple, LCS, pl. 189, fig. 3-4). Tous ces éléments rendent indubitable qu'aussi le tableau à figures noires fut peint par le peintre de New York GR 1000.

Le torse nu de l'éphèbe assis de la face A et le manteau, enveloppant la partie inférieure du corps y compris les pieds, était dans l'atelier de Cumae A un motif très affectionné et fréquent dans les représentations de femmes. Ici cependant, le torse nu et laissé en noir, contrairement aux corps féminins peints en blanc, est incontestablement celui d'un homme. Le fait que c'est le type de femme qui fut ici adapté à la figure d'homme est indiqué aussi par le pied peint en blanc de l'éphèbe assis (les cordons de la chaussure sur le pied blanc sont indiqués, tout comme sur la figure féminine, par de traits jaunes). Chez le peintre de New York GR 1000 on ne retrouve pas d'analogies du

³⁵ N° d'inv.: II 1 b 498; W. D. BLAWATSKY: *Istoria antitschnoi raspisnoi keramiki*. Moscou, 1953, pp. 153-154 (tableau de la face B). Je dois les photographies à l'obligeance du Professeur W. D. Blawatsky, et l'autorisation de les publier à la Direction du Musée des Beaux-Arts de Moscou.

jeune homme assis, et les types et l'attitude des deux femmes debout rappellent plutôt le peintre CA; est particulièrement digne d'attention que les plis des robes partageant le torse au milieu ne sont pas habituels chez le peintre de New York GR 1000, mais sont fréquents chez le peintre CA. Un skyphos de Wurtzbourg de ce peintre (LCS, 4/66) est particulièrement significatif à cet égard: bien que la composition du tableau soit, conformément à la forme du vase, à un seul niveau, tous trois personnages sont très proches de ceux visibles sur la face A du vase de Moscou. Le personnage assis au torse masculin, mais semblablement à l'éphèbe du vase de Moscou, vêtu d'un «manteau de femme» et chaussé de sandales blanches, est cette fois sûrement Dionysos; l'attitude des figures et des bras des ménades se tenant des deux côtés, ainsi que le dessin intérieur de leurs robes peuvent être à peine séparés de ses analogies de Moscou. Bien que dans ces éléments il y ait nombreux caractéristiques en général de l'atelier, et que des analogies plus éloignées des trois figures de Moscou se rencontrent chez le peintre de New York GR 1000 également,³⁶ il nous faut laisser en suspens la possibilité surgie aussi en rapport avec les autres vases de l'atelier de Cumae A selon laquelle les deux faces auraient été peintes par deux différents peintres du même atelier.³⁷ Tant que n'apparaissent encore d'autres vases, reste ouverte la question de savoir quelle influence la technique inusitée à figures noires avait exercé sur la manière déjà familière des divers peintres. Le vase lui-même, avec son pied en cloche allongé et son long col svelte, est un produit typique de l'atelier de Cumae A.

C'est en couleurs superposées, technique qui peut être nettement séparée de la peinture de vases à figures rouges à proprement parler, que fut décoré un skyphos campanien du Lowie Museum de Berkeley (fig. 32-34).³⁸ Pour identifier son peintre, nous avons recours ici aussi plutôt à la face B. La forme de la figure d'éphèbe, la main gauche reposant sur la hanche et la main droite levée autour desquelles le manteau enveloppe l'épaule telle une grosse pélerine, les plis du manteau sur le pied droit avançant, ainsi que le décor végétal encadrant le tableau, avec les grandes fleurs entre les feuilles enroulées, et sous celles-ci une feuille à longue tige, ainsi que les languettes terminant en haut le tableau, sont tous des motifs apparaissant ensemble sous une forme identique sur un skyphos d'Amsterdam (LCS, pl. 91, fig. 6) que Trendall a attribué au peintre de Laon, appartenant à l'école du peintre de Cassandre.

³⁶ Par exemple, LCS, pl. 187, fig. 1, 3 et 5; pl. 188, fig. 2, 5 et 6; pl. 189, fig. 2, etc.

³⁷ Cf. H. R. W. SMITH, *AJA* 66 (1962) pp. 323-324; J. G. SZILÁGYI: *CVA* Hongrie I, ad pl. 29. Cette possibilité existe dans d'autres ateliers campaniens également: A. D. Trendall (par lettre) a bien voulu attirer mon attention sur un amphore-seau inédit qui porte sur une face un tableau proche du peintre d'Ixion, et sur l'autre un qui est proche du peintre Siamois.

³⁸ N° d'inv.: 8-3827; haut.: 13,9 cm; diam. de l'embouchure: 13,4 cm; larg. avec les anses: 20,6 cm; diam. de la base: 9,3 cm. Le vase entier est peint selon la technique à couleurs superposées. Je tiens à remercier le Professeur D. A. Amyx pour les photographies du vase, et la Direction du R. H. Lowie Museum of Anthropology pour m'avoir autorisé à les publier.

Est caractéristique du peintre la manière dont il dispose la figure dans le champ: celle-ci s'est déplacée vers l'extrême droite laissant vide à gauche un espace assez grand. Sur la face A du vase de Californie l'éphèbe est repeint, mais l'incision est originale et corrobore l'hypothèse selon laquelle le vase soit l'œuvre du peintre de Laon; sur une amphore de Debrecen de ce peintre³⁹ on observe bien l'œil en forme de triangle, la ligne horizontale indiquant la narine et surmontée d'un point, le dessin du genou de la jambe et de la haute chaussure. Tous ces traits se répètent sous une forme identique sur la figure du jeune homme nu du skyphos de Berkeley. Les plis du manteau de l'éphèbe sur la face B, partant du coude tels des rayons, ne sont pas caractéristiques du peintre, mais nous connaissons trop peu de ses œuvres pour nous permettre d'en tirer une conclusion décisive. Un trait intéressant, qui est sans doute la conséquence de la technique inusitée, est le dessin aéré des palmettes sous les anses, avec les minces pétales, différant sensiblement des palmettes touffues aux pétales charnus, habituels sur les vases à figures rouges du peintre. Ce sont justement ces détails qui montrent combien les œuvres des peintres à figures rouges peintes selon une autre technique peuvent être instructives et peuvent nous aider à préciser le style et les limites du talent de l'un ou de l'autre maître. (Voir les *Addenda*).

III.

Le Groupe des Spectres

C'est Beazley⁴⁰ qui a attiré l'attention sur ce groupe dont les vases étaient ornés de rehauts rouges, et qui par conséquent sont hors du cadre de la thématique de l'ouvrage de Trendall. «Encore un bon nombre de vases de style analogue est susceptible de se trouver mis de côté dans les angles les plus sombres et les plus poussiéreux des magasins des musées» — écrit-il en présentant le groupe. Cette description correspond avec une précision presque visionnaire au magasin du Louvre où, grâce à l'aide de Mme Biosse-Duplan, nous avons réussi à découvrir le cratère en cloche illustré sur les fig. 35—38.⁴¹ Sur la face A du vase absolument intact, on voit avancer vers un éphèbe nu un personnage vêtu d'un manteau et jouant de la flûte, et derrière lui une femme au torse nu et au manteau. Tous trois personnages sont coiffés d'une couronne; la femme tient dans sa main gauche baissée une feuille de lierre et dans sa droite un rameau avec trois feuilles de lierre. La face B, dont la peinture est, exceptée la figure de droite, presque complètement effacée, porte également une scène à trois personnages: au milieu une femme en manteau, avec dans sa main droite levée un rameau, le même qui est visible

³⁹ J. G. SZILÁGYI, *Acta Classica Univ. Debrecen* 5 (1969) pp. 45-47 et pl. V, XI, 2.

⁴⁰ *EVP*, 229.

⁴¹ Paris, Louvre, n° d'inv.: G 24 bis (N. 3036); argile jaune rougeâtre; absolument intact; haut.: 38,2 cm; diam. de l'embouchure: 33,1 cm; diam. de la base: 17,4 cm; hauteur du pied: 6,4 cm. A l'intérieur une bande fait le tour du vase le col. La peinture est partout selon la technique à couleurs superposées.

aussi sur la face A, et qui baisse la main droite aux doigts écartés. Elle est entourée de deux satyres dansants: les mains du satyre de gauche ont un geste de danse, et celui de droite tient une couronne qu'il tend vers la ménade.

La scène n'est pas inconnue dans l'œuvre du peintre de Madrid 11093, le maître principal du Groupe des Spectres. Elle se répète dans une composition exactement la même sur son cratère éponyme de Madrid et sur les deux faces de son cratère en cloche conservé à Berkeley.⁴² Par ailleurs les trois vases sont en connexion étroite l'un avec l'autre, bien que le cratère de Californie soit plus large et que sa panse soit plus bombée; leurs tranches ont la même forme, aussi leurs décors accessoires sont-ils identiques: sous le rebord les paires de palmettes obliques reliées par des spirales en S, motif hérité de la céramique attique du V^e siècle, sous les sujets l'alternance de deux méandres et d'un dessin de damier, les languettes ornées de points sur les bords extérieurs des anses, le décor des anses avec le dessin curieux constitué de feuilles en forme de faucille qui encadre la palmette.

Des scènes à deux personnages plus conventionnelles de ce peintre ornent quatre cratères en cloche de la collection de la Bibliothèque Nationale de Paris, conservés au Cabinet des Médailles, qui jusqu'à présent ont échappé à l'attention des chercheurs.⁴³ On voit sur toutes deux faces du cratère n° 5,148 la scène connue par plusieurs vases du peintre: deux éphèbes drapés affrontés, entre eux une paire de feuilles de laurier qui parfois sont stylisées en forme de poisson.⁴⁴ Sur les faces B des cratères n°^{os} 5,145 et 5,149 c'est cette même scène qui se répète; sur la face A du premier ce sont une flûtiste et un éphèbe drapé qui se tiennent en face l'un de l'autre, ce qui n'est pas non plus inhabituel;⁴⁵ sur la face A du dernier cratère, entre les deux éphèbes drapés est représenté un félin sautant vers l'éphèbe de droite. Sur une face du quatrième cratère n° 5,139, en face de l'éphèbe drapé et tenant une feuille de laurier on voit un enfant enveloppé d'un himation, et sur l'autre face un seul éphèbe coiffé d'une couronne. Une scène à un seul personnage orne toutes deux faces d'un cratère du peintre conservé à Madrid,⁴⁶ ce qui, sur ses vases

⁴² Sur le peintre voir BEAZLEY, EVP, p. 228; sur le cratère de Madrid: G. LEROUX: Vases grecs et italo-grecs du Musée Archéologique de Madrid. Bordeaux—Paris, 1912, n° 579, pl. 54 (= BEAZLEY, EVP, n° 8); sur le cratère de Berkeley: SZILÁGYI, op. cit. (v. ci-dessus note 13), pl. 58, fig. 1—2 (= BEAZLEY, EVP, n° 7).

⁴³ 1. N° d'inv.: 5,139; haut.: 34,5 cm; DE RIDDER, Cat. pp. 553—4, n° 925. — 2. N° d'inv.: 5,145; haut.: 38,4 cm; DE RIDDER, Cat. pp. 552—3, n° 923. — 3. N° d'inv.: 5,148; haut.: 42,2 cm; DE RIDDER, Cat. p. 553, n° 924. — 4. N° d'inv.: 5,149; haut.: 37 cm; DE RIDDER, Cat. p. 554, n° 926. Tous les vases sont absolument intacts, la peinture cependant est pour la plupart fortement effacée. — Je tiens à remercier ici Mlle Irène Aghion pour l'aide qu'elle m'a apportée dans l'étude des vases.

⁴⁴ TRENDALL, VIE, pl. 48, d et p. 266; J. FREL, Zprávy Jednoty Klas. Fil. 5 (1963) pp. 11—13 avec ill.

⁴⁵ TRENDALL, VIE, pl. 48, f; LEROUX, op. cit. (note 40 de ci-dessus), p. 301, n° 580; amplifié d'une autre figure d'éphèbe sur la face B du vase éponyme de Madrid du peintre (LEROUX, op. cit., p. 300).

⁴⁶ LEROUX, op. cit., p. 301, n° 581.

de cette forme, compte, à ce qu'il semble, pour une rareté;⁴⁷ par contre c'est toujours une scène à un personnage qu'on voit sur les skyphoi jusqu'ici connus du peintre. A ces derniers nous ajouterons un spécimen également inconnu du Cabinet des Médailles,⁴⁸ son premier skyphos sur lequel on voit des scènes à deux personnages: sur la face A un jeune homme dansant et un «flûtiste», sur l'autre face une femme vêtue d'une longue robe et une danseuse tenant dans ses mains des crotales; le flottement de sa robe descendant jusqu'aux genoux indique un mouvement tournant.

Les 31 vases connus de Groupe des Spectres, y compris ceux de ci-dessus,⁴⁹ ne sont pas sortis de la même main, mais ainsi que l'a reconnu Beazley, la plupart d'eux proviennent du peintre de Madrid 11093. Parmi les nouveaux exemplaires c'est sans doute le peintre du cratère éponyme de Madrid et de celui de Berkeley qui a peint les vases du Louvre et du Cabinet des Médailles, et probablement aussi le cratère de Madrid 11071 (Leroux, n° 581). Le cratère de Madrid 11036 (Leroux n° 580) ne peut être séparé du cratère Z 73 du Vatican, il en est la réplique exacte, même dans ses détails (voir, par exemple, les contours des cheveux peints avec des points blancs); le cratère de Prague se rattache de la même manière au cratère Z 72 du Vatican. Le cratère Z 61 du Vatican et les quatre skyphoi n^{os} 1-4 énumérés par Beazley se rattachent également à ceux-ci.

No us sommes donc ici en présence de deux groupes assez homogènes. Beazley n'a pas séparé les deux groupes d'après le matériel alors connu, et a considéré tous deux comme les œuvres du peintre de Madrid 11093. A présent, d'après le matériel plus riche, cette opinion semble encore plus sûre, et pour la justifier il suffit de comparer la tête d'homme du skyphos de Capoue à celle du satyre du cratère éponyme, ou d'observer les bouts partagés en deux des rameaux de laurier latéraux des skyphoi et dans la main de la femme se tenant au milieu du cratère éponyme. Toutefois, la différence de qualité entre les deux groupes, ainsi que la différence conséquente entre les formes et les décors accessoires des cratères nous invitent à penser que le premier groupe représente la phase de maturité du peintre, et le deuxième sa phase tardive. Le cratère de Madrid 11092⁵⁰ est, d'une certaine façon, une transition entre les deux groupes: ses personnages et le dessin de la bande de méandres sous les sujets

⁴⁷ TRENDALL, VIE, p. 265, mentionne encore huit autres cratères dans le magasin du Musée du Vatican, que je n'ai pas eu le moyen d'étudier; malheureusement, je n'ai trouvé aucune indication sur leurs représentations. Voir les *Addenda*.

⁴⁸ N° d'inv.: I,163; haut.: 16,8 cm; DE RIDDER, Cat. pp. 650-51; intact.

⁴⁹ BEAZLEY, EVP, p. 228, classe neuf vases dans le groupe et signale qu'encore trois vases de Madrid (voir plus haut les notes 45 et 46, et ci-dessous la note 50), éventuellement encore un vase de Naples, appartiennent probablement au groupe. TRENDALL, VIE, loc. cit., publie trois vases et classe dans ce groupe encore huit autres du fonds du Musée du Vatican. Sur le cratère de Prague voir la note 44. C'est à ceux-ci que nous ajouterons à présent le cratère du Louvre et cinq vases du Cabinet des Médailles.

⁵⁰ LEROUX, op. cit., pp. 301-2, n° 582; H. CHRISTIANSEN: *Gricchische Vasen*. Cologne, s. d., p. 12 et pl. 30.

le relie au second groupe, or le décor autour des anses rappelle les cratères du premier groupe, et les plis du manteau des figures médiane et de droits de la face B se rencontrent sur le cratère 5,145 du Cabinet des Médailles également. Beazley a isolé de l'oeuvre du peintre de Madrid 11093 un cratère de Capoue. La connaissance des vases inédits du Vatican et l'apparition de nouvelles pièces pourraient nous apporter des informations supplémentaires sur les dimensions de l'atelier.^{50a} (Voir les *Addenda*.)

Beazley et Trendall ont localisé le groupe en Campanie, sans doute d'après les deux vases de Capoue. Cela ne suffit cependant pas de trancher la question, d'une part parce qu'il ne subsiste que peu de données authentiques, et moins encore des données utilisables relatives aux circonstances de la trouvaille des vases du Museo Campano,⁵¹ et d'autre part parce que dans le cas du peintre de Riccardi on connaît un exemple concret du fait qu'un peintre considéré d'après son vase du Museo Campano comme campanien, s'est avéré étrusque;⁵² aussi d'autres données nous permettent de prendre pour possible une importation, au IV^e siècle, des marchandises étrusques en Campanie.⁵³ Ainsi le lieu de conservation et le lieu éventuel de la trouvaille des deux vases de Capoue ne donnent aucunement une réponse décisive à la question posée par le fait que les vases du Groupe des Spectres n'accusent une parenté, ni par le style de leur représentation ni de leur ornementation, avec les ateliers de la peinture à figures rouges campanienne du IV^e siècle, qui, grâce à l'ouvrage de Trendall, nous sont bien connus. Étant donné qu'on ne peut pas démontrer de telles connexions avec les autres fabriques contemporaines de l'Italie Méridionale non plus, il convient de soulever la possibilité d'une origine étrusque du Groupe des Spectres, dont la voie est indiquée par l'exemple du peintre de Riccardi. Cette supposition ne se fonde pas seulement sur des *argumenta ex silentio*. La technique à couleurs superposées était bien plus populaire dans la céramique étrusque à figures rouges du IV^e siècle, qu'en Campanie.⁵⁴ Le grand nombre des vases appartenant aux Groupes de

^{50a} Un cratère en cloche de Naples pourrait appartenir également à ce groupe, bien qu'il soit plus éloigné des cratères ci-dessus mentionnés (CVA Napoli 3, IV E, pl. 53,7 et 9).

⁵¹ P. MINGAZZINI, CVA Capua 4, Introduction.

⁵² A. STENICO, *Acme* 9 (1956) pp. 101--2, et en accord avec lui TRENDALL, LCS, p. 355. TRENDALL soulève un problème similaire au sujet du «Owl-Pillar Group» (LCS, p. 189), or ici le grand nombre des sites indiquant la Campanie, contrairement à l'absence totale des provenances de l'Étrurie, ne permet pour le moment pas de présumer que des maîtres étrusques aient travaillé en Campanie. Cf. B. B. SHEFTON, *JHS* 85 (1965) p. 259 et récemment Th. Hadzisteliou Price, *AJA* 74 (1970) p. 202.

⁵³ Le cratère en calice de Chicago du peintre de Perouse provient de Capoue (J. D. BEAZLEY: *Festschrift A. Rumpf*, Krefeld, 1952, p. 10); vases étrusques de Nola: BEAZLEY, *EVP*, pp. 218; 254, 23; plats du Groupe de Genucilia de Caere provenant de Cumae: M. A. DEL CHIARO: *The Genucilia Group*. Berkeley—Los Angeles, 1957, p. 299; etc. Cf. I. SCOTT RYBERG: *An Archaeological Record of Rome*. Philadelphie, 1940, p. 113.

⁵⁴ BEAZLEY, *EVP*, pp. 200--218, 306--307; depuis tous les groupes se sont augmentés de nombreuses nouvelles pièces. Vases campaniens peints selon cette même technique: BEAZLEY, *ibid.*, pp. 222--228.

Sokra et des Fantômes permet de conclure que certains ateliers étrusques se sont, du moins en partie, spécialisés dans cette technique. Au Groupe des Fantômes appartiennent presque exclusivement des vases à un seul personnage d'une très faible qualité; le Groupe de Sokra est artistiquement bien plus important, et sur quelques-unes de ses pièces apparaissent aussi certaines conventions graphiques du Groupe des Spectres, ce que montre nettement la femme représentée dans l'intérieur d'un kylix de Todi: le dessin de son collier se répète sur la figure de femme de la face A du cratère du Louvre, (fig. 35) et l'indication des plis de la robe par de petits traits sur le cratère Z 61 du Vatican.⁵⁵ Le satyre dansant du médaillon interne d'un fragment de kylix étrusque, peint selon la même technique superposée, trouvé à Tarquinies et conservé au Musée National de Civitavecchia, prouve d'une façon encore plus convaincante que des liens très étroits ont rattaché le Groupe des Spectres à l'Étrurie.⁵⁶ Aussi un motif thématique mérite-t-il considération. Sur la face A du skyphos du Cabinet des Médailles l'orifice de l'instrument de musique du «flûtiste» s'évase en forme d'un pavillon. Comme le témoignent les spécimens subsistants, les *auloi* grecs parfois, du moins aux époques hellénistique et romaine, s'élargissaient quelque peu vers leur partie inférieure

la fonction de cet élargissement n'est pour le moment pas claire⁵⁷... ce qui, cependant, est à peine perceptible et pour la plupart n'est pas indiqué sur les représentations ni en Grèce ni en Italie Méridionale. Par contre, on a observé que sur les représentations étrusques apparaît souvent, dès l'époque archaïque, une version de l'*aulos* sur laquelle cet évase est bien plus accentué que sur les représentations grecques.⁵⁸ N'importe qu'il s'agit d'une convention locale de la représentation, ou de la représentation réaliste d'un instrument à vent différant en effet de l'*aulos* grec, son apparition sur un vase du Groupe des Spectres peut être un nouvel argument en faveur de l'origine étrusque du groupe. Il convient de mentionner en plus que le motif du décor sous le rebord du cratère éponyme de Madrid et des deux autres cratères apparentés, est en Apulie et en Lucanie bien connu, et ne compte pas pour une exception sur les vases étrusques non plus, mais en Campanie, s'il était présent, il dut être extrêmement rare.⁵⁹

D'après tout ceci la localisation en Campanie de l'atelier du Groupe des Spectres est du moins douteuse, et il paraît plus vraisemblable qu'il ait

⁵⁵ CVA Musei Communalì Umbri I, Todi, pl. 10,2.

⁵⁶ Dans le matériel confisqué, pour le moment sans numéro; fragmentaire, le pied et une anse manquent; diam. de la coupe: 22,6 cm. A l'extérieur A-B un éphèbe enveloppé d'un manteau, sous les anses des palmettes et des rinceaux.

⁵⁷ N. B. BODLEY, *AJA* 50 (1946) p. 229; J. G. LANDELS, *Hesperia* 33 (1964) p. 398, fig. F, fig. 1, pl. 70; *id.*, *BSA* 63 (1968) p. 234 et pl. 55. Les spécimens de Meroe et d'Athènes, dont le lieu de découverte est connu et qui peuvent être datés avec assez de précision, sont de la fin du I^{er} siècle av. n.è. Cf. encore TH. REINACH, *DS V*, p. 303.

⁵⁸ M. WEGNER, dans: *Die Musik in Geschichte und Gegenwart* (hrsg. von Fr. Blume) III. Kassel-Basel, 1954, p. 1597; G. FLEISCHHAUER: *Etrurien und Rom* (Musikgeschichte in Bildern, vol. I, fasc. 5). Leipzig, 1964, p. 34.

fonctionné sur territoire étrusque. La décision définitive de la question est bien difficile non seulement parce que la provenance des pièces récemment apparues n'est-elle pas non plus inconnue, mais aussi du fait que dans l'art étrusque, y compris la peinture de vases, se fait valoir une forte influence de l'Italie Méridionale qui est partie, parfois d'une façon démontrable, de la Campanie.⁶⁰ Pourtant l'opinion qui s'est formée sur la localisation joue sans aucun doute un rôle important dans l'appréciation du groupe dans l'histoire de l'art, et du moins jusque surgissent des critères objectifs -- aussi de sa situation chronologique.⁶¹

Jusqu'aux années 1960, l'appréciation du Groupe des Spectres et de son peintre était presque unanimement négative: «dessin d'une gaucherie puérule», «rozzissima figura», «extraordinarily barbarous style», «stile imbarbarito», «non certo degni di essere publicati».⁶² Le problème est dans l'essence le même que celui qui surgit en rapport avec le peintre Siamois, mais ici — si la localisation présumée s'avère correcte — il se rattache au problème général de l'appréciation de l'art étrusque du IV^e siècle et à la situation chronologique inéclaircie du groupe à l'intérieur du IV^e siècle. Par ailleurs, ce jugement n'aurait guère pu être tellement dépréciateur si, par un hasard malheureux, la majeure partie des œuvres publiées n'avait pas appartenu au deuxième groupe des travaux du peintre de Madrid I1093. Ces vases en eux-mêmes sont en effet peu dignes de retenir l'attention. Or, les vases du Lowie Museum, du Louvre et du Cabinet des Médailles n'ont présenté que les sommets du travail de ce peintre, et l'homogénéité frappante des dessins semblant, en les regardant un par un, improvisés, embrouillés et accidentels, a démontré que le maître avait un style extrêmement personnel, bien distinct et se faisant conséquemment valoir, dans le sens positif du terme. D'après ces œuvres on ne saurait guère considérer le peintre seulement comme le décompositeur et le négateur du style classique, comme un artiste dont la performance est déterminée de façon qu'il était «déjà» incapable de l'élever à la hauteur de la période de gloire de la peinture de vases à figures rouges de la Grèce et

⁵⁹ En Apulie, par exemple, H. SICHTERMANN: Gr. Vasen in Unteritalien aus der Slg. Jatta in Ruvo. Tübingen, 1966, pl. 120; A. CAMBITOGLU—A. D. TRENDALL: Apulian Red-Figured Vase-Painters of the Plain Style. New York, 1961, pl. 40, fig. 204. En Lucanie, par exemple, LCS, pl. 8, 1—2; pl. 23, 5; pl. 36, 1. Sur des vases étrusques, par exemple, BEAZLEY, EVP, pl. 21, 2—3; pl. 22, 1; Festschrift A. Rumpf (v. la note 53 de ci-dessus), pl. 3. — Je ne connais pas d'exemple campanien.

⁶⁰ BEAZLEY, EVP, pp. 55—56, 63—69; ASAtene 24—6 (1946—48) p. 141; etc. M. A. DEL CHIARO, Arch. Class. 12 (1960) pp. 55—56. Est digne d'attention une imitation étrusque des plats à poissons, de Caere (Cerveteri, Mus. Naz., de la tombe MA 264; la forme peut être elle aussi distinguée de celle des plats de l'Italie Méridionale). Voir les *Addenda*.

⁶¹ Faute de preuves objectives, c'est sans doute d'après son style «barbarisé» que Beazley et Trendall ont placé le groupe à l'extrême fin de l'histoire de la peinture de vases à figures rouges de l'Italie Méridionale.

⁶² Dans l'ordre des citations: LEROUX, op. cit., p. 300; P. MINGAZZINI, CVA Capua 1, p. 19 ad pl. 45, 1; BEAZLEY, EVP, p. 228; TRENDALL, VIE, p. 265. Une exception digne d'attention: F. N. PRYCE, CVA Br. Mus. 7, ad pl. IV E b, pl. 2, 12: «fairly good style».

de l'Italie Méridionale. Car à la place de ce qui est ainsi perdu — et il est incontestablement perdu — apparaît une conception artistique dont on retrouve les divers éléments dans l'art de l'Italie des périodes précédentes, mais qui s'y est transformée en une unité, en le propre univers d'un artiste. Si nous considérons les détails «anatomiques» de l'éphèbe nu de la face A du cratère du Louvre, des corps des satyres de Madrid et de Californie, ou du torse nu de la femme de droite du vase du Louvre, si nous cherchons à interpréter les plis des robes du flûtiste du cratère du Louvre, ou des deux ménades au milieu du vase de Berkeley, et si nous cherchons les points de vue des divers membres du corps sur la face A du cratère du Louvre et de celui du Cabinet des Médailles, nous voyons se dessiner le portrait d'un artiste chez qui la représentation et l'ornementation, l'expression de la réalité et le caractère calligraphique plein de jeu, la conception de l'espace illusionniste et «analytique» se fondent en une unité surréaliste. Il n'est pas inutile peut-être d'accentuer — pour apprécier correctement les analogies modernisantes éventuelles — que dans cet art on ne retrouve aucune trace de l'intellectualisme des maniéristes ou du culte des rêves et du subconscient du surréalisme du XX^e siècle. Une autre question est de savoir comment les artistes de l'époque moderne ont utilisé consciemment les phénomènes des arts de l'antiquité, semblables à ceux qui se manifestaient dans le Groupe des Spectres, pour résoudre leurs propres problèmes. (Il suffit de signaler ici les connexions entre Picasso et la sculpture d'idoles mycénienne, ou entre Giacometti et les petits bronzes «populaires» étrusques du IV^e siècle.)

La place du peintre de Madrid 11093 et de son groupe dans l'art de l'ancienne Italie ne pourrait être désignée que si nous connaissions plus exactement et dans tous leurs détails les antécédents organiques de son art, les raisons de l'absence d'une continuation, les analogies des phénomènes traités dans les autres genres artistiques contemporains, et en premier lieu le fond historique de ces phénomènes.⁶³ Mais, même leur observation sans préjugé peut nous aider à contempler l'art de l'Italie antique non seulement vu de la Grèce ou de la Magna Graecia, et à apprendre à apprécier tout ce que cet art d'Italie a pu opposer à la tradition classique, en voie de s'éteindre, au IV^e siècle qui a vu simultanément la désagrégation du système du polis grec, les campagnes d'Alexandre le Grand, les pas décisifs de Rome pour subjuguier l'Italie et ses premiers pas résolus vers le règne du monde méditerranéen.

Budapest, décembre 1969.

⁶³ Cf. SZILÁGYI, op. cit. (voir ci-dessus la note 13), pp. 799—800; *ibid.* une indication que le cratère de Madrid 11092 du peintre fut publié dans les années 1960 dans la série de reproductions intitulée «Das Meisterwerk». C'est cette appréciation positive qu'on lit, bien qu'avec une motivation modernisante, semblant dépourvue de fond («eine ungewöhnliche Freude an abstrakter Darstellung») chez Christiansen, *loc. cit.* (v. la note 48), qui considère le groupe comme tardif et comme campanien, mais sur lequel il sent les traces d'une influence étrusque.

ADDENDA

Au II^o chapitre. Un gamikos lébès du Musée des Beaux-Arts et d'Archéologie de Boulogne (n^o d'inv.: 493) enrichit l'œuvre du peintre de Caivano; ses deux faces sont presque les répliques de celles du gamikos lébès de Varsovie (CVA Pologne 3, pl. 112, fig. 7). — Un lécythe en forme de glande très rare en Campanie, conservé également à Boulogne (n^o d'inv.: 148) représentant une femme courante, est peut-être l'œuvre d'un maître mineur du Groupe des Libations. Le cratère en cloche n^o 154 de ce même musée (A: femme assise avec miroir, B: femme avec boîte et tympanon) date de la période tardive «barbarisée» de la peinture de vases campanienne. — Le fragment d'amphore n^o 294 du Cabinet des Médailles de Paris est l'œuvre d'un peintre de la II^e école de Capoue; sont également campaniens l'amphore-seau n^o 891 et le gamikos lébès n^o 968.

A la p. 255. Pour les œuvres des peintres de vases à figures rouges de Campanie et de Paestum, exécutées selon la technique superposée cf. BEAZLEY, *ÉVP*, pp. 227–8; TRENDALL, *PBSR* 20 (1952) pp. 37–8 et 27 (1959) pp. 26–7; LCS, p. 298; etc.

Au III^e chapitre. Un amphore-seau du Kunsthistorisches Museum de Vienne (n^o d'inv.: IV. 518; haut.: 9,5 cm) appartient au Groupe des Spectres et est l'œuvre du peintre de Madrid 11093; A: entre deux rameaux de laurier une femme enveloppée d'un manteau, avec strigile(?), B: entre deux rameaux de laurier éphèbe drapé d'un manteau avec bâton. — Grâce à M. F. RONCALLI il m'a été possible d'étudier, après avoir clos mon article, les huit cratères en cloche du Musée du Vatican, mentionnés dans la note 47, et un skyphos faisant partie lui aussi du Groupe des Spectres, et, pareillement aux cinq cratères en cloche et le skyphos de Vienne, appartenant au deuxième groupe «tardif» des œuvres du peintre de Madrid 11093. En vue d'une identification postérieure je communique ici sommairement leurs données (aucun n'est pourvu d'un n^o d'inventaire): 1. skyphos, haut.: 10,3 cm; intact; A–B: entre deux rameaux de laurier femme vêtue. 2. cratère en cloche, haut.: 39,9 cm; intact; A: deux figures drapées affrontées, entre eux une fleur, B: figure drapée, en face de lui éphèbe vêtu d'un court chiton serré d'une ceinture. 3. cratère en cloche, haut.: 29,6 cm; le pied manque; A: femme drapée tenant un candélabre(?) et en face éphèbe drapé, B: deux éphèbes drapés affrontés, avec entre eux des feuilles. 4. cratère en cloche, haut.: 33,3 cm; intact; A–B: deux femmes vêtues avançant vers la droite, tenant d'une main un bâton et dans l'autre un crotalon(?). 5. cratère en cloche, haut.: 36 cm; intact; A–B: deux personnages drapés affrontés. 6. cratère en cloche, haut.: 27,8 cm; le pied manque; A–B: deux figures drapées affrontées avec, sur la face A, entre elles des fleurs. 7. cratère en cloche, haut.: 28,2 cm; intact; A–B: deux figures drapées à droite, tenant chacune un bâton se terminant en spirale. 8. cratère en cloche, haut.: 27,8 cm; intact; A: pugiliste(?) au poing levé, B: figure drapée tenant un bâton en haut séparé en deux. 9. cratère en cloche, haut. 34,8 cm; le pied ne lui appartient pas; toutes deux faces complètement repeintes (A: éphèbe courant et éphèbe debout, B: Minerve et figure de femme). — L'incision des vases 2 et 3 est faite dans la manière des figures du cratère en cloche Vatican Z 61, celle des vases 5 et 6 dans la manière du cratère en cloche Vatican Z 72, et celles des vases 1, 4 et du skyphos de Vienne dans celle des figures du cratère en cloche Vatican Z 73. — Les vases 7–9 sont probablement de la même main que le cratère en cloche CVA Capoue 1, IV E r, pl. 37,3, mentionné ci-dessus, p. 258. — Deux cratères en cloche de Naples appartiennent également au Groupe des Spectres, bien qu'ils soient plus éloignés du peintre de Madrid 11093 (CVA 3, IV E, pl. 53, fig. 7 et 9).

A la note 60. On connaît des exemples de l'exportation des vases campaniennes à figures rouges en Étrurie également, par exemple LCS 1/90 et probablement 4/129.

Н. А. ЧИСТЯКОВА

К ВОПРОСУ О СТАНОВЛЕНИИ ЭЛЛИНИСТИЧЕСКОЙ ЭПИГРАММЫ

(ПОЭЗИЯ ЭРИННЫ)

ПАМЯТИ И. ТРЕНЧЕНИ-ВАЛЬДАФЕЛЯ

В эллинистическую эпоху основной художественной формой выражения личных чувств в поэзии становится эпиграмма. Сохраняя свои простейшие первоначальные формы (посвятительная и надгробная надпись), она утрачивает былую анонимность и приобретает книжный характер.

Становление эллинистической эпиграммы — сложный и малоизученный процесс, прослеживаемый пока лишь на отдельных его этапах.

Древнейшие эпиграммы были ровесниками гомеровского эпоса и засвидетельствованы на самых ранних этапах существования греческой письменности.¹ Надписи на могильных стелах, дарах и посвящениях были неизменной принадлежностью социальной и частной жизни греков. Адресованные всем и каждому вместе с рекомендуемой ими вещью эпиграммы представлялись реально зримым подтверждением устойчивости и неподвластности времени. Могильные надписи поддерживали уверенность в бессмертии памяти. Дарственные и посвятельные надписи вселяли гордую надежду на участие богов в судьбах людей и на божественную помощь. Те и другие в равной степени возвышали человека над его «эфемерной» сущностью. Примечательным было особенно то, что в надписях свои права на увековечение в памяти наряду с героями, правителями и полководцами утверждали простые, ничем не прославленные люди. Для IV в. до н. э., времени становления «книжной» эпиграммы, это обстоятельство имело особо важное значение.

Изготовление памятных даров и стел требовало специальных профессиональных навыков, поэтому имя мастера обычно указывалось, а имя автора текста, как правило, отсутствовало.² Несмотря на свою древность эпиграмма не имела собственной поэтики и стиля; она черпала то и другое из тех поэтических жанров, которые были господствующими для времени ее сочинения.

¹ L. H. Jeffery. The local scripts of archaic Greece. A study of the origin of the greek alphabet and its development from the eighth to the fifth centuries B.C., Oxford, 1961.

² До эллинистического периода авторство отдельных эпиграмм установить невозможно и любые аргументы не могут здесь быть признанными. Первое авторское имя на камне — Ион Хиосский; дата надписи — 404 г. до н. э. — J. Geffcken. Studien zum griechischen Epigramm, Neue Jahrb. f. d. kl. Altertum, 49, 1917, 99.

Однако цель и назначение демонстрируемых в надписях предметов уже изначально позволяли анонимным авторам вносить разнообразные эмоции в качестве откликов на те факты, которые констатировались в надписи.

У истоков эллинистической эпиграммы стоят две поэтессы, Эринна и Анита, которых первый исследователь этого вида поэзии назвал основоположницами обоих основных ее будущих направлений.³ Античные источники неизменно сопоставляли и сравнивали обеих поэтесс с Сапфо, нередко называли сочинительницами мелосов (*μελοποιίαι*) и даже объявляли подругами, сверстницами и землячками лесбосской поэтессы. Этиология подобных сближений, лежащая вне географии и хронологии, обусловлена общностью тем и творческой манеры представительниц однотипной и устойчивой поэзии, связанной с тем видом древнего мелоса, который обслуживал такие многочисленные обряды и культы, где женщины играли ведущую роль. Для нас эта малоизвестная и малоизученная поэзия впервые представлена в творчестве Сапфо, чья тематика ограничена женскими культами, празднествами и обрядами, составлявшими издревле прерогативу женщин.⁴ Женская лирическая поэзия долго сохранялась неприкосновенной преимущественно в древнейших культурных центрах материковой Эллады (Телесилла из Аргоса, Праксилла из Сикиона, Миртида из Абидона в Беотии).⁵

В IV в., когда повсеместно обнаружился кризис и распад полисов, ослабление полисных уз во всех формах бытия стало очевидным для общественного сознания. Образовавшийся вакуум заполнялся понемногу связями личными и семейными, которые воспринимались как вечные и незыблительные. Обращение к семье и к индивиду шло через возрождение тех былых внутренних связей половозрастных коллективов, которые для нас нашли свое художественное выражение в поэзии Алкея и Сапфо. Результатом этого длительного процесса окажется прежде всего апелляция к индивиду и возникновение тех предпосылок для развития античного индивидуализма, которые усиленно развиваются в литературе и искусстве эллинизма.

В IV в. до н. э., наряду с тенденциями обновления и возвращения к культурным традициям далекого прошлого Эллады, усиливается интерес к личным, бытовым и семейно-родственным темам. Отсюда возрождение женской поэзии, утратившей уже давно свою общественную роль, но неотделимой

³ R. Reitzenstein. *Epigramm und Skolion. Ein Beitrag zur Geschichte der alexandrinischen Dichtung*. Giessen, 1893, 21 сл.

⁴ R. Merkelbach. *Sappho und ihr Kreis*, *Philologus*, 101, 1957, I сл.; M. Treu, *Sappho*, München, 2 Aufl. 1958.

⁵ Фрагменты и малочисленные свидетельства в собрании D. L. Page, *Poetae melici graeci*, Oxford, 1962 (в дальнейшем цитируется — Page). «Девять земных муз», великих поэтесс Эллады перечисляет Антипатр Сидонский (AP IX 26). Помимо шести вышеназванных (Сапфо, Телесилла, Праксилла, Миртида, Эринна, Анита) три — поэтессы эллинистического периода (Носсиды, Мэро, Коринна). Впрочем, хронология Коринны спорна. Большинство исследователей отвергают теперь для нее раннюю датировку, и относят ее примерно к 200 г. до н. э. (D. L. Page, *Corinna*, London, 1953; P. Guillon, *A propos de Corinne*, *Annales de la Facul. des Lettres d'Aix* 33, 1959, 155—68).

от различных обрядов и ритуалов и сохраняющей прежнюю связь со своими фольклорными источниками. Начиная с этого времени поэзия Сапфо становится эталоном, обязательным для всех поэтесс и распространяющимся на все виды их творчества, включая эпиграммы. Когда во II в. до н. э. Мелеагр Гадарский включил в свое собрание эпиграмм (*Στέφανος*) три безымянных стихотворения и назвал их «маленькими розами Сапфо», он еще слышал в них отголоски песен великой лесбосской поэтессы.⁶ Не угасли они спустя много веков также для неизвестного лемматиста, который обозначил острожно лишь первое из трех *ὡς Σαπφοῦς*, два других не вызывали сомнения. Независимо от того, кто и когда сочинил эти три эпиграммы, колорит подлинных архаических надписей они сохранили, и сберегли близость к архаическому мелосу как в словоупотреблении, так и в поэтике.

Эпиграммы AP VI 269 и VII 489 непосредственно вводят нас в обстановку обрядовых церемоний. Связь женской поэзии с надписью для них особенно наглядна. В первой из них жрица Артемиды Ариста, названная *πρόπολος*,⁷ принесла в дар богине ее статую. В соответствии с законами гимнической поэзии имя богини, заменено ее культовыми эпитетами — *αἰδοπία κόρα Λατοῦς, δέσποινα γυναικῶν*.⁸ Аналогии этому явлению широко представлены также в архаических посвячительных надписях. Ариста умиляет Артемиду в надежде, что богиня дарует собравшимся славное потомство.⁹ Текст эпиграммы, вероятно, был высечен у подножья статуи. Второй и третий дистихи перекликаются с подлинными архаическими надписями подобного типа.¹⁰ В первом дистихе сама статуя (дар) обращается к девушкам, называя их *παῖδες*. В соответствии со своей функцией статуя должна беспрестанно провозглашать текст посвящения (*φωνὰν ἀκαμάταν*). Уместность такого зачина, обычно типичного для надгробных надписей,¹¹ определена в данном случае тем, что одномоментность реального праздника теряет свое временное ограничение. Финал церемонии — установление памятного дара с надписью. Надпись утвердила во времени деяние и словно кумулировала в себе расположение богини. Поэтому она обращена ко всем будущим женам и матерям данного города, общины или рода, адресована им как *παῖδες*. Сапфо вполне могла сочинять такие надписи. Об ее эпиграммах свидетельствует Гесихий. Известно, что она была автором гимна к Афродите, но она же могла

⁶ AP IV 1,6 — ... *Σαπφοῦς βασιὰ μὲν, ἀλλὰ ῥόδα*. AP VI 269; VII 489; 505.

⁷ Об этом термине у лесбосцев см. D. Page. *Sappho and Alcaeus. An Introduction to the Study of Ancient Lesbian Poetry*. Oxford. 1955. 6. Постоянен он у Пиндара

⁸ Anacr. frg. 128 Gentili — *Αἰδοπίας παῖδα*. RE I 1107 s.v. Aitophia. см. также Anacr. fr. 19.

⁹ ἢ χαρτίσιν πρόφων ἀμετέραν εὐκλείσων γενέαν.

¹⁰ В паросской надписи VI в. до н. э. супруги принесли дар Артемиде, чтобы она увеличила их род (*γενεήν*) и достойные (*βιοτόν*) — P. Friedländer. *Epigrammata. Greek inscriptions in verse from the Beginnings to the Persian wars*, University of California press, 1948, N 144 (в дальнейшем цитируется — Friedl.).

¹¹ ... *ἀκαμάτος στήλη* — N 140 Friedl.

составить ту надпись, которая сопутствовала дару, поднесенному в Митилене участниками праздника в честь Афродиты. Различие было в том, что во времена Саффо гимны уже приобрели право на автора, надпись же еще долго была лишена его.

Ситуация AP VII 489 столь же типична для женской поэзии. Девушка Тимида не дожидая своего брачного дня. На похоронах каждая из сверстниц покойной, срезав прядь волос, положила их на могилу. В эпитафии зафиксирован один из обычаев античной погребальной церемонии. Нарочито подчеркнут факт преждевременной смерти девушки. А этот мотив, широко представленный в древнейших надгробных надписях, в эпосе и элегиях сочетается здесь с упоминанием о браке; последний же в свою очередь в архаической лирике часто связан с метафорическим образом смерти.¹²

По сравнению с двумя разобранными эпиграммами третья (AP VII 505) стоит несколько особняком. По содержанию она не имеет ничего общего со сферой женской жизни: отец утонувшего рыбака в память несчастья оставляет на могиле сына сети и ручку весла. В предыдущей эпитафии связь с песнями, исполняемыми при погребении (*ἰάλεμοι* или *ἰήλιμοι*), достаточно четка: о ней свидетельствует и фиксация в надписи погребального ритуала и словосочетания типа *Φερσεφόνας κνάεος θάλαμος, πᾶσαι ἄλικες, ἰμερτᾶν κόμαν*. В эпитафии рыбака лишь сложное существительное *κακοζοῖτα* (*ἄπαξ εἰλημένον*) напоминает о похоронных плачах, с которыми издавна были связаны элегии и надгробия.

Сохранившиеся эпиграммы Эринны близки и одновременно очень далеки от вышеразобранных эпиграмм, объединенных именем Саффо, с которой Эринна постоянно сближается, сравнивается и даже отождествляется в наших источниках.

До 1928 года эта таинственная поэтесса, славу которой сравнивали с гомеровской, была известна только по трем эпиграммам, сохранившимся в Палатинской антологии.¹³ Кроме них одна строка гекзаметра сохранилась у Стобея и две — у Афиней.¹⁴ По свидетельству источников Эринна была автором единственного произведения, которое Афиней называет *ποιημάτων*, а Суда и Евстафий *Ἀλακάτα* («Прялка»), и указывают, что оно состояло из 300 гекзаметров.¹⁵ Новонайденный папирусный фрагмент представлен 80-ю плохо сохранившимися строками. По содержанию это плач по умершему. Поэтесса оплакивает смерть подруги Бавкиды. В отличие от известных в

¹² E. Griessmair. Das Motiv der mors immatura in den griechischen metrischen Grabinschriften. Commentationes Aenipontanae XVIII, Innsbruck, 1966. E. Riess, On some passages from the Greek lyrics, Classical Weekly 41, 1947/48, 59—61.

¹³ AP VII 710 и 712; VI 352 (последняя вошла также в собрание Плануды).

¹⁴ Stob. IV 50 и 51; Athen. VII 283 D. К этому перечню Баура и Гоу добавляют еще четыре строки гекзаметров из собрания оксиринхских папирусов, где говорится о торжественной процессии нарядно одетых девушек в честь Артемиды — см. J. U. Powell. Collectanea Alexandrina, Oxford, 1925, 186, 9.

¹⁵ Sud. s.v. *Ἐρινω*. Eust. II. II. 711.

греческой поэзии тренов, наиболее распространенного типа мелоса, «Плач» Эринны составлен в гекзаметрах, а не в привычных мелических размерах.¹⁶ Подобная трансформация ритма, по мнению Баура, является главной новацией поэтессы, модернизовавшей ритуальную погребальную песню.¹⁷ Античные эпиграмматисты прямо говорят о новшествах Эринны. Так анонимный автор AP VII 13, а согласно Плануде им был Леонид Тарентский, назвал Эринну «слагающей новые песни среди песнопевцев».¹⁸ Мы не располагаем свидетельствами о том, что Эринна сочинила что-либо кроме трена и эпиграмм, поэтому нет никаких оснований видеть в ней автора «многочисленных лирических сочинений», как полагает Гоу и многие другие. Ее эпиграммы — достаточное свидетельство нововведений поэтессы, внесенных ею в стихотворные надписи. Мелеагр, подбирая и сочиняя эпиграммы для своего «Венка», сравнивает стихи Эринны со сладостным шафраном, уподобляет их цвету девичьей кожи (AP IV 1,12). Эти образы заимствованы из области песенной поэзии, более конкретно, из девичьих песен. По свидетельству Поллукса существовала некая девичья игра — «черепаха», о ней же в «Плаче» вспоминает Эринна. Играя, девушки пели о милетском шафране (*χρόκην Μιλήσιαν* — Poll. IX 122,5). Шафран — священный цветок Афродиты — неизменно упоминался и фигурировал в свадебных обрядах и песнях. В гимне Алкмана шафранопеплосными (*χροκόπεπλοι*) названы Музы (Alcm. fr. 46 Page). Таким образом в эпиграммах Эринны, отобранных Мелеагром, судя по его характеристике, должны сохраниться следы *γυναικεῖα μέλη*. Остается лишь обнаружить их и сравнить с тем, что предлагают эпиграммы, приписанные в антологиях Сапфо.

Но кто же такая Эринна, громкая слава которой навсегда затмила для нас ее подлинную биографию?

Древнейшим упоминанием о ней является эпитафия, сочиненная Асклепиадом (нач. III в. до н. э.), возможно предварявшая первый сборник ее стихов (AP VII 11). Однако ни Асклепиад, ни другие эллинистические поэты

¹⁶ Ed. princ. — Frammenti della «Conocchia» di Erinna. Bulletin de la Société Archeol. d'Alexandrie n 24, 1928, 9–16 (ed. G. Vitelli).

Термин *μέλος* обычно применялся для обозначения лирической песни — Herod. II. 135; V 95; Pind. Olym. IX I, а эпос и элегия в равной степени обозначались как *ἐξάμετρα* — Arist. Rhet. 1404a 34; Poet. 1449a 27. Так как основным объектом данного исследования является эпиграмматическая поэзия, то я не затрагиваю дискуссионного вопроса о том, мог ли трен о Бавкиде называться «Прялкой», как следует понимать подобное заглавие и каким образом оно могло возникнуть. Во всяком случае Вителли, первый издатели трена, назвал его *Conocchia di Erinna*, но в дальнейшем филологи были более осторожны и уже не прибегали к этому заглавию (Баура, Маас, Шейдвейлер, Латте), хотя высказывалось предположение об уместности заглавия «Прялка» для обнаруженных фрагментов поэмы Эринны (Левин).

¹⁷ C. M. Bowra. Erinna's lament for Baucis. Greek poetry and life. Essays presented to G. Murray on his seventieth birthday. Oxford, 1936, p. 326, sqq.

¹⁸ AP VII 13,1. Здесь термин *νεοιδός* не означает «молодая певица», как его иногда понимают. Перед ним, в этом значении, употреблено определение *παρθενικός; νεοιδός* же имеет параллель в гомеровской *ἀοιδῆ νεοτάτη* — Od. I 351–52.

— эпиграмматисты, восторженные почитатели Эринны ничего, не говорят о месте и времени ее жизни (AP VII II—13; IX 26; 190; XI 322; IV 1,12).

Реальная или фиктивная биография поэтессы была им достаточно хорошо известна, а образный язык ее поэзии не требовал никаких комментариев. Поэтому когда один из таких поэтов, — имя его осталось неизвестным, — назвал стихи Эринны лесбосским медовым сотом (*Λέσβιον ἠρόληνης τόδε κηρίον*), он просто реципировал мелическую формулу, известную уже у Пиндара (Nem. III 76—80, Paean VI 54), а затем постоянно встречаемую в ученых спорах эллинистических поэтов начала III в. до н. э.¹⁹ Эта поэтическая метафора дала повод составителю словаря Суда, Евстафию и корректору Палатинской антологии назвать Эринну уроженкой Лесбоса и даже Митилены.²⁰ Но Суда и Евстафий добавляют сюда же острова Теос, Телос и Родос. Стефан Византийский на основании того, что свою подругу Бавкиду Эринна называет уроженкой Теноса (*Τηριά* — AP VII 710,7), предпочитает этот остров всем другим. Последнее вряд ли возможно, т. к. в языке Эринны встречается минимальное число чистых ионизмов. В современной филологии принято отдавать предпочтение Телосу (ионийский Теос столь же неуместен как Тенос) и считать предполагаемой родиной поэтессы маленький Телос, либо Родос, в область которого входил последний.²¹ Что же касается времени жизни поэтессы, то по Евсевию ее акме приходится на конец 106 или начало 107 олимпиады, т. е. к 350 г. до н. э.²² Единственным опровержением этой даты является свидетельство ритора Татиана (II в. н. э.), что скульптор Навкид, живший согласно Плинию (Plin. N. N. 37, 50) около 400 г., сделал бронзовую статую Эринны.²³ Но фальсификации Татиана достаточно известны и его свидетельство не внушает доверия.²⁴ С другой стороны ряд филологов, устанавливая несомненную близость Эринны с Феокритом, Асклепиадом и другими ранне-

¹⁹ AP IX 190. Разбору этой эпиграммы посвящена моя статья (Н. А. Чистякова. Греческая поэтесса Эринна. Вопросы античной литературы и классической филологии Москва, 1966, 223—230). По мнению Бенндорфа автором этой эпиграммы мог быть Каллимах (O. Benndorf. De anthologiae graecae epigrammatis, quae ad artes spectant, Bonn, 1862, 7), Штадтмюллер предполагает авторство Антипатра Сидонского (Anthologia graeca, III, I, Leipzig, 1906, 149); мне думается, что содержание этой эпиграммы близко поэтам «косского направления». Подробнее см. указанная статья, а также Н. Flach. Geschichte der griechischen Lyrik nach den Quellen dargestellt. Tübingen, 1884, 677.

²⁰ Sud. s. v.; Eust. ad II. II 711; AP VII 12; 13; 710, IX 190.

²¹ Herod. VII 152; Plin. HN V 36; F. Fichter. Sappho und Erinna nach ihrem Leben beschrieben, Quedlinburg—Leipzig, 1833, 65 сл.; D. N. Levin. Quaestiones Erinnae. Harvard Studies in class. Philol. 66, 1962 (с большой библиографией). Сохранилось свидетельство Алкмана о древней песенной славе Телоса — Athen. XIY 624 B=fr. 109 P., а Родос своими песнями славился по всему греческому миру (Himer. Orat. XXIX 22). О Телосе, как родине Эринны, но не месте ее жительства впервые сказал Велькер: igitur Erinna ortu fuit Telia, commoratione Lesbia (F. G. Welcker. Kleine Schriften, Bonn, 1845, v. II, 146).

²² Eusebii Chronicon, ed. A. Schöne, Berlin, 1866, II, 112—113.

²³ Tatian. Orat. adv. graecos 52.

²⁴ A. Kalkmann. Tatiens Nachrichten über Kunstwercke. Rhein. Mus. 42, 1887, 502 сл.; C. Lippold, s.v. Naukydes (2), RE 16, 2 (1935), 1966—67. Возможно, что Татриан говорил не о Навкиде, сыне Поликлета, а об его позднейшем тезке (Levin, o.c. 194).

эллинистическими поэтами, склонны считать ее их современницей.²⁵ Однако анализ эллинистических и неэллинистических элементов ее трена, проделанный Латте, скорее указывает на некий переходный период, стык двух эпох; поэтому дата Евсевия представляется вполне правдоподобной и Эринна оказывается предшественницей вышеупомянутых эллинистических поэтов²⁶ Версия же, называвшая Эринну современницей, соотечественницей и подругой Сапфо, возникла, как отметил Виламовиц, из оценочных суждений античных почитателей Эринны, сопоставлявших ее стихи с сочинениями Сапфо,²⁷ а точнее, из общего для обеих поэтесс вневременного источника, определяемого Афинеем как *γυναικεῖα μέλη* (Athen, XIII 600 D).

Столь же недостоверны наши сведения о возрасте Эринны. Византийские источники говорят об ее смерти в девятнадцать лет (Суда, Евстафий). Асклепиад и дословно повторивший его аноним упоминают о девятнадцати годах Эринны, но нигде прямо не говорят об ее смерти в этом возрасте (AP VII 11; IX 190) В папирусном фрагменте «Плача» в строках 37 и 38 ясно читается слово *ἐννεα[κα]δέκατος* (девятнадцатилетний), повторяемое в родительном падеже обоими эпиграмматистами, на которых в свою очередь, скорее всего, опираются византийские компиляторы. Далее во фрагменте, ниже через строку, говорится о том, что кто-то смотрит на прялку (*ἀλακάταν ἐσορεῖ*). На этом основании одни связывают с этими словами вышестоящее прилагательное и говорят о девятнадцатилетней поэтессе, томящейся за прялкой;²⁸ другие считают, что Эринна в девятнадцать лет сочинила «Плач о Бавкиде»;²⁹ третьи полагают, что по девятнадцати лет было обоим девушкам — умершей Бавкиде и оплакавшей ее Эринне.³⁰ Как бы не были остроумны объяснения подобных совпадений, ясно, что налицо широко распространенный в античности прием отождествления автора с его персонажами. Поэтому античные сведения об Эринне, дополненные ее произведениями, а затем перешедшие к византийским писателям, нельзя признать достоверными. Благодаря им в литературу вошел образ девятнадцатилетней девушки, со-

²⁵ C. M. Bowra в *New Chapters in the History of Greek Literature*, 3 S., ed. J. U. Powell, Oxford, 1933; *The Greek Anthology. Hellenistic epigrams*, ed. A. S. F. Gow and D. L. Page, Cambridge, I—II 1965 — Эринна включена здесь в число эллинистических авторов.

²⁶ K. Latte. *Erinna*, *Nachrichten d. Akad. d. Wiss., Göttingen, Philol.-hist. Kl.* 3, 1953, 94. G. Perrotta, s.v. *Erinna*, *Enciclopedia Italiana XIV*, 1932, 216; U. Lisi, *Poëtresse greche*, Catania, 1933, 8; C. M. Bowra (изменивший свое первоначальное мнение), *Erinna's lament for Baucis, Greek poetry and life*, Oxford, 1936, 341; P. Collart. *La poëtresse Erinna. Comptes Rendus de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres*, Paris, 1944, 193; A. D. Levin, o.c. 194 считает самой ранней вехой — конец V в., а самой поздней — вторую четверть IV в.

²⁷ U. Wilamowitz. *Hellenistische Dichtung in der Zeit des Kallimachos*, Berlin, 1924, I, 108, Anm. 4.

²⁸ Напр. Байра (*Erinna's lament for Baucis*).

²⁹ P. Collart. *La poëtresse Erinna, Comptes Rendus de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres*. Paris, 1944; P. Maas, s.v. *RE. Suppl.* 6 (1935), 54—56.

³⁰ A. D. Levin, o.c.; A. S. F. Gow в *Hellenistic epigrams II*, 281.

чинявшей тайком от матери, за прялкой или у ткацкого станка. История этого образа и темы в античной поэзии еще ждет своего исследователя.

Обычно исследователи последних десятилетий удовлетворялись анализом фрагментарных стихов «Плача». Между тем именно сохранившиеся три эпиграммы Эринны раскрывают своеобразие поэтессы и позволяют нам проецировать будущее развитие эпиграмматической поэзии. Все они — две эпитафии и одна посвятельная эпиграмма — адресованы девушкам и имеют прямое и непосредственное отношение к женской поэзии подобно выше-разобраннным эпиграммам Сапфо.

Эпитафии довольно велики по объему. Виламовиц, а за ним Пек, считают их подлинными надписями, высеченными с двух сторон на одном и том же могильном памятнике.³¹ Это предположение теперь уже не вызывает возражения. Оно аргументировано не только наличием подобных стел с аналогичным расположением текста, но единством содержания, стиля и ритмического звучания обеих эпиграмм в целом. Поэтому Пек объединяет обе эпиграммы, считая зачином эпитафии второе стихотворение антологии (AP VII 712), текст которой изобилует формульными сочетаниями, типичными для плачей и причитаний — *πολυκλάττα στάλα, βάσκανος Ἰδαίης, καὶ σάματα, ὤμοτάτα τύχη*. Первые слова эпитафии — *νόμφας Βαυκίδας εἰμί* перекликаются с началом знаменитой эпитафии Мидаса (*Χαλκῆ παρθένος εἰμί* — AP VII 153) и воспроизводят широко распространенную формулу древнейших надгробий типа *σῆμα (σᾶμα) . . . εἰμί*. Сочетание *βάσκανος Ἰδαίης* впервые входит с именем Эринны в эпитафии и во фрагментарном тексте «Плаче», но отныне оно станет в надгробных надписях формулой для свидетельства преждевременной смерти.³² Хотя мотив смерти-брака обычно считается изобретением Эринны, он проник в эпитафию из обрядового плача, был уже в зачаточном состоянии в эпитафии Сапфо, а у Эринны нашел свое окончательное развитие. Во второй части эпитафии (AP VII 710) при всей ее смысловой близости к первой почти нет эпитетов, как в подлинных надгробных надписях. Она сухо и лаконично констатирует факты, введенные обычной формой обращения к прохожим — сообщите всем, кто бы не были они.³³

Обе части различаются между собой в технике стиха, хотя в них одинаково часты дактилические стопы и элизии. Но в первой части в гекзаметрах преобладает цезура после третьего трохея, а во второй буколическая диереза.

³¹ U. Wilamowitz. Sappho und Simonides. Berlin, 1913, 228—230; W. Peek. Griechische Vers — Inschriften, B. I, Grab-Epigramme. Berlin, 1955, № 1910. Отсутствие указателя в издании Пека не позволяет использовать это ценное собрание в должной степени, что значительно затрудняет работу.

³² AP VII 13; 328; 971 Peek. I. Geffcken, *βάσκανος δαίμων*, Charisteria für A. Rzach, Reichenberg, 1930, 36 sqq.

³³ *αἴτ' ἄστοι . . . αἴθ' ἑτεροπτόλιες* — AP VII 710, 3. См. эту формулу. №№ 70, 135 Friedl.; № 1226 Peek et passim. Однако *ἑτεροπτόλιες* — поправка, предложенная одним из издателей, подходит по смыслу, но нигде в поэзии не встречается в данной форме, кроме Нонна.

Элизия в первой части обычно появляется в сочетаниях с предлогами и частицами, а во второй части дважды в элизии оказывается имя. Эти особенности позволяют предположить, что первая часть вместе с первым дистихом второй (AP VII 710, 1–2) более архаична чем вторая, в гекзаметрах которой много общего с гекзаметрами эпиграммы AP VI 352 и «Плача».³⁴

Генетические и стилистические особенности первой части эпитафии выделила сама Эринна, назвав ее «гласом скорбных плачей»,³⁵ т. е. назвав своим источником лирико-хорический трен. Она преобразовала трен в эпитафию, предпоставив ему формульный зачин надгробных надписей и заменив его привычный ритм элегическими дистихами. Во второй части (AP VII 710) она опять перешла к той формуле эпитафии, за которой должно было следовать имя умершего, его происхождение, имя отца и т. д. Памятник (*μῦμα*) на могиле (*σῶμα*) обычно ставили отец, мать, дети или другие родственники покойного, как указывалось в надписях с обязательным обозначением родства.³⁶ Но имя мастера, сделавшего памятник, называлось не всегда³⁷ Имя же автора текста вовсе не обозначалось. Эринна не называет имени отца Бавкиды; о нем говорится только, что он дал имя дочери (*Μῦ ἐκάλει*). Детально описывая самый памятник (*στάλα, Σειοῖνες, κρωσσός*) поэтесса ничего не говорит об его создателе. Однако себе, сочинительнице надписи, отводит 1½ строки в том заключительном дистихе, где было принято перечислять заслуги покойного и помещать основную моралистическую сентенцию.

Эринна рекомендуетя подружкой (*συνεταίρις*) покойной Бавкиды и сообщает, что она *ἐν τύμβῳ γράμμ' ἐχάραξε*. В этих словах сквозит та устойчивая традиция, на которую посягнула, не переступив ее, наша поэтесса. *Χαράσσειν* в IV в. и ранее означало «вырезать», «высекать», «начертать», очень редко и в относительно поздних текстах оно было синонимично к *γράφειν*. Последнее же в свою очередь сначала означало «изображать», «рисовать» и впоследствии в эпиграммах получило значение «писать».³⁸ Если принять распространенное мнение о том, что эта надпись действительно была на стеле, то сочиненный Эринной текст высекал на памятнике резчик или же сам мастер. Имена же профессионалов — мастеров часто встречаются в надписях и представляют собой рекламу — клеймо.³⁹

³⁴ Последние в свою очередь близки к эллинистическому гекзаметру — Н. Fraenkel. *Der homerische und der kallimachische Hexameter. Wege und Formen frühgriechischen Denkens*. 2. Aufl., München, 1960.

³⁵ Сохраняю рукописное чтение *γοεραῖν*.

³⁶ F. Eichler, *σῆμα καὶ μῦμα . . .*, *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts*, 39, 1914. 138–143.

³⁷ Обычно оно стоит на самых ранних надгробных и votивных памятниках — №№ 62, 68, 69, 7, 80, 85, etc. Friedl.

³⁸ № 171 Friedl.; AP XII 130; XI 412; VII 237, 547; XVI 293.

³⁹ Как например, у паросского скульптора Аристиона или знаменитого в Афинах конца IV-нач. V вв. Эндея (№№ 80, 85, 69, 75 Friedl). Для обозначения своей деятельности мастер употреблял как правило формы от *ποιέω* или же *ἐργάζομαι*. В № 171 Friedl. стоят рядом *ἐγραψε* и *ἐποίησε*, первый глагол означает «расписал», второй — «изготовил» вазу.

Имя автора поэтической эпитафии впервые указано на стеле II в. до н. э. (№№ 1150 и 1151 Реек; автор — Герод). Но оно помещено вне стихотворного текста. Эринна же вставляет свое имя в текст, туда, где по правилам должно было стоять имя родственника, поставившего памятник или же создавшего его мастера. Подчеркнув этим свою роль и значение в увековечении памяти Бавкиды, она уподобляет свои права правам кровных родственников, а свою деятельность — труду мастера. Но подменяя права, апробированные всей долголетней традицией, своими, новыми, она прибегает к той же самой формуле, которая была привычна для скульптора или резчика. Конкретное *ἐχάραξε* лишается обычного производственного смысла и становится поэтической метафорой. Право Эринны на увековечение памяти Бавкиды обосновано словом *συνεταίρις*, представляющим собой *ἄλαξ εἰρημένον*. Когда Феогнид называет Кирна *ἐταῖρος*, он включает юношу в число «избранных». Цель поэта сделать Кирна *πιστός ἐταῖρος* и в роли такового приблизить к вечности средствами поэзии.⁴⁰ В аттическом надгробии конца VI в. некий безымянный юноша (*παῖς*) ставит памятник погибшему в бою Гнатию. Последний назван в эпитафии *ἀνὴρ ἐρασθεῖς*. Он некогда поклялся юноше *νεῖκεα συνμείξειν πόλεμον θ' ἅμα δακρυοέοντα*. Гнатий погиб, сдержав клятву, а юноша похоронив его, воздвиг стелу.⁴¹ В другой эпитафии, которая включена в палатинскую антологию под именем Симонида, некий Главк ставит стелу какому-то Феогниду Синопскому *ἐταιρείης ἀντὶ πολυχρονίου*.⁴²

Итак, еще задолго до Эринны живого друга навсегда увековечивали в слове, а мертвого в говорящей стеле. Но *ἐταῖρος* Феогнида, *οἱ συνεταῖροι* Ясона (Herod. VII 193) и *συνεταῖρος* Сапфо отличались от *συνεταίρις* Эринны. «Героическая любовь» Гнатия к юноше, «многолетняя дружба» неизвестных Главка и Феогнида или же достаточно известных Феогнида и Кирна при всем личном характере их отношений была неким социальным институтом, реально объединявшим некогда членов древних половозрастных коллективов, засвидетельствованным в некоторых формах фольклора и архаической лирики. В разбираемый же нами период социальные связи постепенно распались, сменялись личными, которые требовали такого же идейного и художественного закрепления как и предшествующие им, утвержденные в устойчивых словах и словосочетаниях. Для обозначения своего отношения к Бавкиде Эринна выбрала древнее слово *συνεταῖρος*, но так как оно продолжало еще сохранять свое былое значение, то для нее показалось не-

⁴⁰ 237 sqq. Theogn. Ὁ πιστός ἐταῖρος у Феогнида — 80, 88, 209, 411, 645, 1164a, f. 1246, 1315—16 etc. W. Aly. Theognis, RE V A 2, 1934, 1972; O. Immisch. Die Sphragis des Theognis, Rhein. Mus. 82, 1933, 298 sqq.; A. Peretti. Teognide nella tradizione gnomologica, Pisa 1953.

⁴¹ № 59 Friedl. Подобная же прозаическая эпитафия — 1266 Dittenb.³

⁴² AP VII 509. C. M. Bowra. Simonides in the Theognidea, Class. Rev., III, 1934, 2 sqq.

приемлемым. Отсюда возник неологизм — *συνεταίρις*, вполне оправданный для Эринны, но никем далее не подхваченный.

«Плач», где Эринна вспоминает о детских забавах, о любимых играх со сверстницами, подчеркивает личный характер дружбы девушек. Личная тема привычна в тренодии, так как обрядовые плачи — причитания личны по своей природе. Свое *личное* отношение к Бавкиде, *личную* скорбь по умершей Эринна вложила в эпитафию. Она же впервые включила свое, авторское, имя в текст надгробной надписи, как бы обосновав свое, личное, право на сочинение эпитафии. В известных нам текстах она не имеет предшественников, хотя формально предпосылки подобных нововведений могли быть в безымянных надписях некрополей и в обрядовых тренах.

Современная филология (Баура, Латте) искала своеобразие Эринны в новонайденных фрагментах «Плача по Бавкиде», где она преобразовала мелический трен в эмоциональное повествование в гекзаметрах. Однако в эпитафии ее нововведения представляются еще более наглядными и заключаются в сочетании трена с архаическими надгробными надписями и элегиями, в отказе от былых мелических ритмов и в замене их элегическими дистихами.

Эту же близость к тренам, но уже более явно, можно обнаружить во многих подлинных эпитафиях среднего и позднего эллинистического периода. Они перекликаются с тренами всем своим содержанием, нередко содержат слово *θρήνος* в самом тексте, а по объему значительно превосходят стандартный объем надгробных надписей. Такие тексты, представленные у Пека и в других собраниях, близки к эпитафиям Эринны, а зачастую даже копируют ее.

Поэтическая индивидуальная манера Эринны, как было указано выше, обнаружилась не в AP VII 712, сохранившей близость к трену, а в AP VII 710, повторяющей четкую и деловую информацию кратких могильных надписей. Объясняется это тем, что здесь поэтесса ощущала себя свободной в своих художественных поисках.

Единственная посвятельная эпиграмма Эринны (AP VI 352 = 3 HE) считается древнейшей эпидиктической эпиграммой. В ней поэтесса продолжает традиции величальных песен, с которыми функционально, а возможно даже генетически, связаны подлинные вотивные эпиграммы.⁴³ Параллели этой эпиграмме, представляющей собой надпись под изображением некоей Агафархиды, можно найти в таких посвящениях, где мастер приносит покровителю-богу образцы своего ремесла.⁴⁴ Даритель обычно всячески превозносит свой дар, чтобы наверняка заручиться милостью божества (см. особенно № 37 Friedl.). Эринна переносит в свою эпиграмму формулы подобных

⁴³ Величальные и погребальные песни в арханческом мелосе имели большое сходство. По свидетельству Евстафия (in II 928, 63) еще Анакреонт называл трен гимном (см. также *Anacr. frg.* 168 G.).

⁴⁴ №№ 45; 47; 58 Friedl.

посвящений. Имя божества приведено с ритуальным эпитетом — *Προμαθεῦ λῶσθε*. Выбор его оправдан тем, что Прометей, как создатель людей, почитался скульпторами и живописцами и считался их первым учителем (AP IX 724; XII 220). Дар обозначен точно и четко — *τάδε ὑράματα, Ἀγαθαρχίς ὄλα*, т. е. «вот эта картина», «сама вылитая Агафархида». В последнем сочетании подчеркнута тождество изображения с изображаемым, обязательное в самых ранних votивных надписях. Однако у Эринны опущен самый главный элемент последних — имя того, кому бог должен послать свою милость, т. е. того мастера либо заказчика, ради которого принесен дар, имя человека, ожидающего ответной милости. Таким образом эпиграмма, лишенная обычной целенаправленности, утрачивает свою votивность. Неприкосновенным остается лишь элемент прославления. Обычно в votивных эпиграммах прославляется талант, искусство и умение мастера. Оттуда Эринна перенесла *ἀτάλαϊ χεῖρες, σοφία*. Прославлению же обязано появление сопоставления мастера с Прометеем. Формула *ὅστις ἔγραψεν* также перенесена из подлинных посвящений. Но ей всегда предпослано имя, а Эринна отступает от своих образцов и вместо ожидаемого имени художника эпиграмма закачивается четырехсложным, самым длинным словом во всей эпиграмме, именем девушки, которую изобразил художник. К этому имени добавлено определение *ὄλα* и все это в целом несет на себе основную смысловую и композиционную нагрузку.

Былая функция подобного рода произведений обнаруживается с помощью одной позднеантичной эпиграммы, где также призывается Прометей — создатель людей (AP XII 220). Застольная шутка Стратона восходит к тем величальным песням в честь юношей и девушек, образцы которых достаточно щедро представлены во всей архаической лирике, начиная с Алкмана и кончая Ивиком и Анакреонтом.⁴⁵

Ритуальные величальные песни и всевозможные обрядовые прославления неизменно определены и ограничены обстоятельством, временем и местом их исполнения, «разового» по своей природе. Но в эпиграммах — посвящениях эта одномоментность уже была преодолена. Мастер (или его заказчик) торжествовал над ограниченностью времени в реальной действительности своего *лично* дара. Портрет Агафархиды в данном случае был для Эринны гарантией его абсолютной ценности, увековеченной материально и закрепленной в слове. Вечность она нашла в традиционной форме votивных надписей, прославление заимствовала в обрядовом ритуальном мелосе. Но кого же прославила поэтесса? Художника, имя которого осталось неназванным? Или названную ею, известную в ее среде девушку Агафархиду? Если принять последнюю догадку и уподобить Эринну Сапфо, то разницу между ними нельзя не отметить. Эринна, в отличие от Сапфо, искала устойчивых форм для подобных ритуальных прославлений, ей нужно было материали-

⁴⁵ Нет необходимости перечислять все примеры, сошлюсь на отдельные: Alem. fr. I, 39 sqq.; 59 в Page; Ibyc. frg. I; возможно 5 и 6 Page; Anaer. frg. 13; 48; 112 Gentilli.

зывать слово в реальном образе. Но для подражателей Эринны ее эпитаграмма сделалась образцом прославления мастера и его творения. Так Антипатр Сидонский в AP IX 724, целиком используя эпитаграмму Эринны, славит Мирона и его «Телку», опираясь на эстетическую теорию III в. до н. э., согласно которой цель искусства — создание максимальной иллюзии действительности.⁴⁶

В погребальном обряде путь от трена к эпитафии как бы повторял последовательность церемонии, начинавшейся с плача — величания и завершавшейся установлением мемориальной стелы. Заключительный этап величального ритуала в честь бога, героя и человека недостаточно ясен, особенно в его последнем варианте. Поэтому связь этого вида ритуального мелоса с дарственными надписями нуждается еще в дополнениях и уточнениях, хотя наличие ее представляется бесспорным.

Сохранившиеся эпитаграммы Эринны подтверждают свидетельство античных и византийских источников, сопоставлявших ее с Сапфо. Истоки творчества Сапфо были в народной песне, которую она сохранила в ее ритмической основе (*μέλη*) и не разрушила ее внутреннего содержания. Эринна как поэтесса выросла в той среде, где мелос еще жил и звучал, поддерживаемый традицией ритуала и культа. Эринна нашла созвучные для себя настроения в эмоционально-личной направленности содержания древнего мелоса, а его «разовость», «одномоментность», функциональную и хронологическую ограниченность устраняла, опираясь на четкие стопы надписей, согласуя с канонами и формулами последних мотивы обрядовых песен. Новшества ее не казались неожиданными и случайными. Они вырастали постепенно отличными в самые привычные, в самые традиционные и устойчивые, повседневно утилитарные формы, т. е. в надписи. Возможно, что в этом разгадка тайны языка Эринны, своеобразия которого, на мой взгляд, филологи явно преувеличивают. Наши византийские источники (словарь Суда и Евстафий) отмечали смешение золийского и дорийского диалектов в поэме Эринны. Эти свидетельства подтверждались новыми находками.⁴⁷ Однако язык эпитаграмм обычно противопоставляется языку «Плача». Так Латте считает его «чисто дорийским диалектом с отдельными эпицизмами».⁴⁸ Дорийская основа языка Эринны не находит оправдания в истории ранней греческой эпитаграммы, древнейшие образцы которой имеют материковое происхождение и обнаружены в Коринфе, его колонии Коркире, в Беотии и в Арголиде (Трезен, Мефана), т. е. в додорийских центрах материковой Эллады. С другой стороны почти все

⁴⁶ S. Luria. Herondas' Kampf für die veristische Kunst, *Miscellanea di studi Alessandrini in memoria di A. Rostagni*, Torino, 1963, 367 sqq.

⁴⁷ См. подробнее об этом G. Perrotta. *Enciclopedia Italiana* 14, 1932, 216; P. Collart. *La poétesse Erinna*, *Comptes Rendus de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres*, Paris, 1943, 195.

⁴⁸ K. Latte. *Erinna*, *Nachricht. d. Akad. d. Wissensch. Göttingen, Philol.-hist. Kl.*, 3, 1953, 81.

особенности языка эпиграмм Эринны, причисляемые к доризмам, не являются таковыми; они либо имеют параллели в языке архаической лирики, либо представляют собой позднейшие конъектуры к тексту палатинской антологии, созданные обычно по дорийским моделям. Лексическими раритетами Эринны является существительное *κᾰδεστᾰ́ς* (*κηδεστής* атт.) «свекор», прилагательное *μολπαῖος* — «звучный», восходящее к распространенному в эпосе и в лирике существительному *μολπή*. Вместо известных в поэтическом языке простых глаголов Эринна дважды использует сложные в более неповторяющихся сочетаниях *Παρέρω* (AP VII 712, 1) и *μεθαρμόζω* (AP VII 712, 8). Лишь одна глагольная форма, по отнюдь не дорийская по своей флексии, не имеет параллели в лирической поэзии — *ἀγγελέοντι* Fut. P1. 3 л. Прочие же так называемые доризмы представлены во всем архаическом мелосе. Так *στάλα* имеется у Пиндара (Nem. IV 81; Ol. III 44; Ist. IV 12) и у Симонида (581, 4 Page). *Ἄιδᾰς* etc. вместо ион. *Ἄιδης* кроме Алкмана, Стесихора и Пиндара встречается у Сапфо (fr. 55, 3 PL). *γάς* — Gen. Sing. кроме Алкмана, Стесихора, Коринны и Пиндара — у Сапфо (fr. 1,10; 58, 20 LP), у Симонида (fr. 594 P), у Вакхилида (fr. 15,63; 19,31). *σᾶμα* etc. у Сапфо (Fr. 95, 5 LP), у Анакреонта в эпиграмме (101, 1 Diehl), у Симонида (519 fr. 41a 5; 81, 1 D.P), у Вакхилида (fr. 9, 14; 17, 57). *νόμφᾰ* etc. кроме Алкмана (B 12, 7 P) и Пиндара (passim) встречается у Сапфо (30, 4; 103, 5 LP) и неизвестного лесбосского поэта (Inc. Lesb. 26,2); *τύχα* у Пиндара и Вакхилида, *ἀοῖδα* — повсюду у лирических поэтов; *αἰδᾰ́* — у Пиндара (Nem. IX 4, fr. 52 d 3; 52 17). Таким образом *ᾰ*, считавшаяся недавно основным показателем при диалектной атрибуции, не является в данном случае признаком дорийской основы языка эпиграмм Эринны.

Нетипично для дорийского диалекта местоимение *ὅττι*, постоянное у Феогнида и встречающееся у Симонида (543, 25 P). Плануда заменил личное местоимение второго лица в дательном падеже единственного числа в редкой форме *τίν* на *τήν* (AP VI 352,2), однако данная форма встречается, кроме Алкмана (5 fr. 49, 5 P) и Пиндара (passim) у Вакхилида (18, 14) и не является исконной дорийской. Последнее относится также к частице *αἶτε*, которую Эринна употребляет вместо *εἶτε*, к форме *εἶσαν* (AP VII 710,5 — Acc. sing. partic. fem.), к форме *ὄρωντι*⁴⁹ (AP VII 712, 3) — Dat. sing. part. masc.

В эпиграммах Эринны не имеется случаев лексических совпадений с гомеровским эносом вне параллелей в других литературных памятниках. Исключение представляет слово *ἠρόιον* «могильный холм», «могила» (AP VII 710,3). Его нет у лирических поэтов, но постоянное в эллинистических текстах и в эпитафиях, оно употреблено в Илиаде (XXIII 126), где говорится о *Πατρόζλω μέγα ἠρόιον*. Поэтому скорее это термин не чисто эпический, а общеритуальный, вполне уместный в трене и могильной надписи.

⁴⁹ Аналогичная форма Theogn. 1059.

Итак, язык эпиграмм Эринны невозможно назвать возникшим на дорийской основе и примечательным своими эпицизмами. Он был общим с языком мелики во всем ее богатом наследии, неограниченном рамками дорийского мелоса.

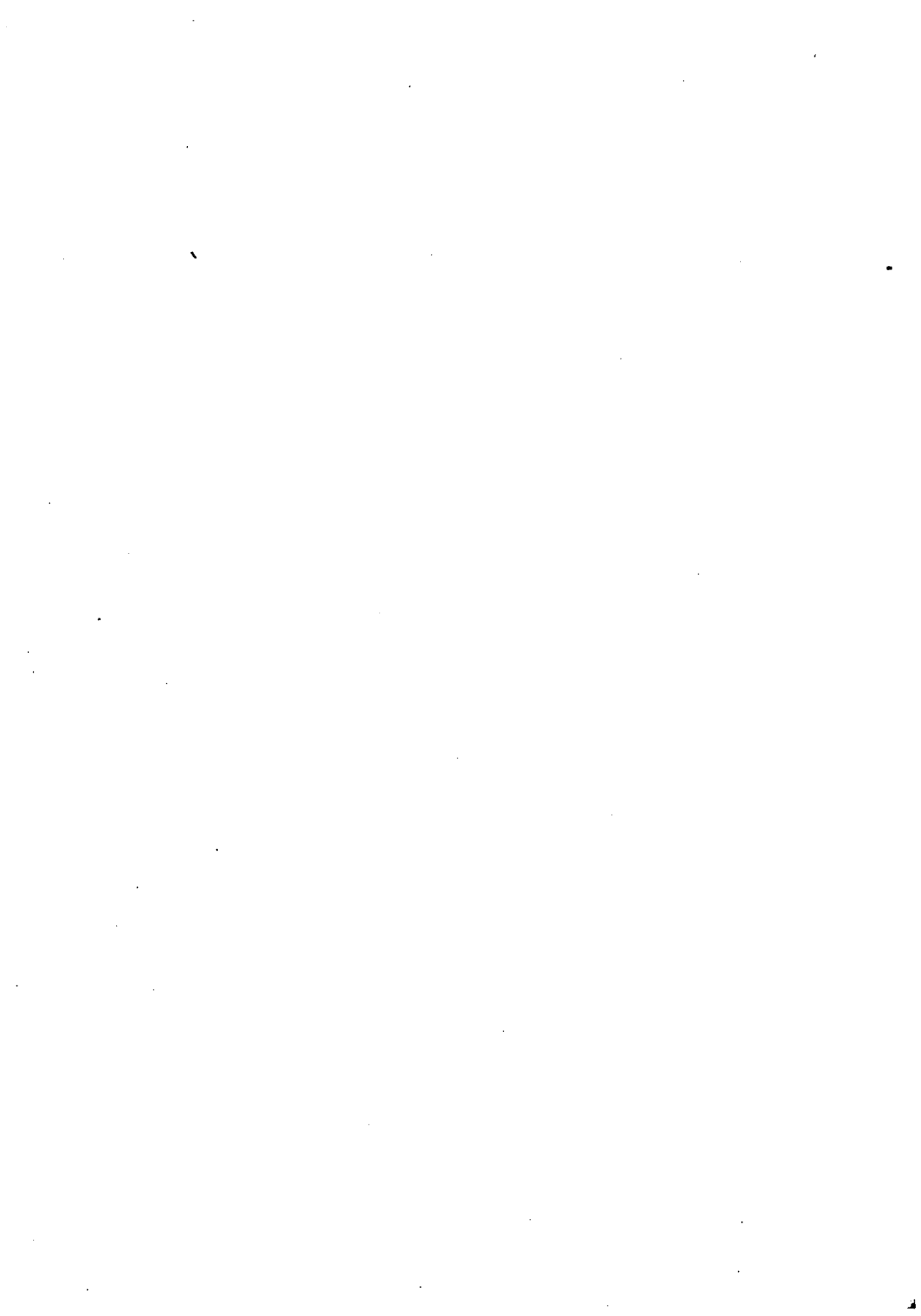
«Новизна» эпиграмм Эринны, прямо или косвенно отмечаемая всеми ее почитателями, раскрылась для нас в том, что Эринна сочетала мотивы и темы обрядовых песен, плачей и величаний со стилем и ритмами ритуальных надписей, как эпитафии, так и посвящения. Подобное объединение помогло ей оживить привычно монотонные тексты надписей, где эпическая констатация факта все еще по традиции преобладала над его эмоциональным восприятием. С другой стороны, плачи и величания, обладающие изначально достаточной степенью эмоциональности, перестали быть «разовыми» сочинениями, предназначенными для одного данного исполнения. Их ограничение временем было побеждено.

Эринна в надписях воспринимала и воспроизводила те факты, которые были поводом для ритуала, близкого ей непосредственно и субъективно как участнице церемонии. Тут она была последовательной и подлинной *μελοποιός*, подчеркивающей, подобно Сапфо, свою долю участия в горе или радости изображаемого события. В отличие от своей далекой и давней наставницы она впервые обосновала и возвеличила ценность своей поэтической деятельности именно в эпиграммах, которые функционально служили ей для реальной материализации текстов. Надписи предоставляли поэтессе готовую форму для подобной материализации и одновременно давали ей поэтическую свободу, так как не являлись ни самостоятельным видом литературного творчества, ни частью какого-либо вида.

Эринна обратилась к надписям с позиций лирической гимнической поэтессы. В этом было ее новаторство. Поэтому ее легко представить себе открывательницей пути для всех видов эллинистической эпиграммы.

Эпиграммы Эринны — свидетельство четкого поэтического самосознания, обусловленного всем временем жизни поэтессы, которая настойчиво противопоставляла себя и свою поэтическую деятельность изменчивому и быстротечному времени, но была еще прочно связана древними устоями жизни и традициями «утилитарного», практического творчества.

Ленинград.



ZUM VERSTÄNDNIS DER DARSTELLUNGSKUNST
DES TACITUS

DIE VERÄNDERUNGEN DES GERMANICUS-BILDES

Wir haben uns, im Laufe unserer Tacitus-Studien, zuletzt¹ mit den Alexander-Zügen des Germanicus-Porträts beschäftigt. Man hat dieses ideale Porträt, das Gegenbild des «tyrannischen» Tiberius, nach der Thronbesteigung der Germanicus-Linie (Caligula, Claudius, Nero) — ja, vielleicht auch früher schon in der Umgebung des ehrgeizigen Thronfolgerpaares² mit legendenhaften Floskeln, die an die Gestalt des großen Makedoniers erinnerten, ausgeschmückt. Man beobachtet bei Tacitus auf alle Fälle ein wahrhaftiges Arsenal der Alexandermotive. Es gibt jedoch einen schlagenden Beweis dafür, daß es sich hier nicht (oder mindestens nicht ausschließlich) um einen Niederschlag des in Rom nach den Trajanischen Eroberungen neu-aufblühenden Alexander-Kultes handelt, und daß die «alexandreischen» Anspielungen in den ersten Büchern der Annalen (in dieser «eigenartigen Hagiographie» des Germanicus³) für eine genauere Datierung des Werkes nicht zu benutzen sind; dieser Beweis besteht nämlich darin, daß ein Großteil derselben alexandreischen Motive auch schon viel früher, in der ersten Schrift des Tacitus, in seiner von *pietas* inspirierten *Agricola-vita* ertönt. Nach den traditionellen, gattungsmäßigen Vorschriften des Enkomions werden die Verdienste des Agricola, der leibhaftigen «*virtus*», nur noch eindrucksvoller, wenn im Hintergrund die schmachvolle Unfähigkeit und Tatenlosigkeit des Domitianus angedeutet wird.⁴ Die nicht unproblematische Publizistik des 'ordo senatorius' hat immer mit einem ähnlichen schwarz-weiß Gegensatz den jeweiligen 'Tyranen' (Nero, Tiberius) geschildert; und ähnlich sah man auch die 'positiven Helden', die 'republikanischen' Ideale der Aristokratie (Corbulo u. a. m., besonders Germanicus) den tyrannischen Ränken immer ausgeliefert.⁵

¹ Tacitus Germanicus-portréja. Stud. Ant. 16 (1969) 45 ff. = Das Germanicusbild des Tacitus. Latomus 28 (1969) 588 ff.

² Über die Germanicus-Propaganda vgl. E. PARATORE: Tacito². Roma 1962. 533 ff., 549 ff.; E. MEISE: Untersuchungen zur Geschichte der Julisch-Claudischen Dynastie. München 1969. 92 ff.

³ C. QUESTA: Il viaggio di Germanico in Oriente e Tacito. Maia 5 (1957) 291 = Studi sulle fonti degli Ann. di T.² Roma 1963. 271 (im folgenden: Fonti²).

⁴ Vgl. H. NESSELHAUF: Tacitus und Domitian. Hermes 80 (1952) 222 ff. = Tacitus, hrsg. von V. PÖSCHL. Darmstadt 1969. (Wege der Forschung, 97) 208 ff.

⁵ Vgl. FR. KROHN: Personendarstellungen bei T. Diss. Leipzig 1934. 55 ff.

Die Idealisierung dieser beiden Haupthelden des Tacitus war natürlich keineswegs zwanglos und es bedurfte dazu mancher Inkonsequenz. Es wäre ja gar nicht leicht gewesen, den braven Agricola — über den der beredte Schwiegersohn selber zugeben mußte (Agr. 44, 2): *bonum virum facile crederes, magnum libenter*, — als eine Reinkarnation von Alexander dem Großen erscheinen zu lassen; und auch Germanicus war nur in den Augen der Panegyriker der Germanicus-Linie größer als Alexander der Große.⁶ Von den Inkonsequenzen haben wir früher nur zwei Fälle hervorgehoben: teils nämlich die Tatsache, daß der traditionelle *mos maiorum* — den Tacitus (ebenso wie die *virtus*) immer verherrlicht hatte, und um dessen Minderung er sich immer wieder beklagte — doch nicht durch den idealisierten Germanicus bewahrt und gehütet wurde, sondern gerade durch seinen 'tyrannischen' Gegner, Tiberius; teils haben wir uns, als auf ein zweites Beispiel, auf die Einleitung der Annalen (I 3, 3) berufen, wo es dem Tacitus doch nicht gelungen ist — so sehr er auch darum bestrebt war —, die Person des Germanicus im Zusammenhang mit den wenig erbaulichen Problemen der Nachfolgerschaft des Augustus völlig zu verschweigen.⁷ Wir glauben nun — da man ähnliche Inkonsequenzen noch in Hülle und Fülle anführen könnte —, daß es wohl nicht überflüssig wird, das Germanicus-Porträt und damit im Zusammenhang die Charakter-Darstellung des Tacitus im allgemeinen hier eingehender zu untersuchen.

Es gilt in der Fachliteratur im großen und ganzen auch heute noch jene Annahme von Ed. Schwartz,⁸ wonach die allgemein bekannten Charakterbilder des Augustus, Tiberius und Germanicus das einheitliche Werk eines großen Schriftstellers aus dem Anfang von Caligulas Regierung seien, dessen Namen wir jedoch nicht angeben können. Dieser rätselhafte Unbekannte soll (nach M. Gelzer⁹) den Germanicus als den Vater des Caligula verherrlicht haben, er war aber auch Neros Großvater, zugleich auch der Sohn von jenem Drusus (dem jüngeren Bruder des Tiberius), über den es einst hieß, daß er die *libera res publica* hätte wiederherstellen wollen (Tac., Ann. I 33, 2; II 82, 2). Germanicus paßte also jener Historiographie, die sich 'republikanisch' gebärdete; sein Verhältnis zu Tiberius wurde durch die Tiberius-feindliche Überlieferung entstellt.

Nach R. Syme¹⁰ ist die Theorie von Ed. Schwartz wohl bestechend, aber nicht überzeugend. Die Tiberius-Tradition wird nicht das Werk einer einzelnen Person gewesen sein, sondern dasselbe einer breiteren Schicht, der herrschenden Klassen (the upper classes). Einen Erfolg oder gar einen länger

⁶ R. SYME: Tacitus. II. Oxford 1958. 492 (über die Synkrisis Germanicus — Alexander): «The artifice is patent, the laudation grotesque in its disproportion.»

⁷ A. a. O., S. 52 (= S. 600).

⁸ RE «Cassius Dio» Sp. 1716 — Griech. Geschichtsschreiber. Leipzig 1957. S. 441.

⁹ RE «Iulius (Germanicus)» Sp. 457.

¹⁰ A. a. O., I S. 272.

anhaltenden Einfluß konnte im kaiserzeitlichen Rom nur ein Historiker haben, dessen Urteil über die Herrscher mit dem 'consensus' mehr oder weniger übereinstimmte. Man wird also an die Alleinherrschaft eines unbekanntes und bloß vermuteten Annalisten kaum glauben wollen.¹¹ Auf alle Fälle wurden die Ansichten der Nachwelt *nicht* durch die Tiberius-freundliche Tradition (Velleius Paterculus) geprägt. Tacitus selber macht in bezug auf das Zeitalter des Tiberius zwei Quellenwerke namhaft: die Memoiren der jüngeren Agrippina (der Tochter des Germanicus, Mutter des Nero) -- IV 53, 2: *repperi in commentariis Agrippinae filiae, quae Neronis principis mater vitam suam et casus suorum posteris memoravit* -- und das Werk des älteren Plinius -- I 69, 2: *tradit C. Plinius, Germanicorum bellorum scriptor*. Es kommen außerdem noch in Betracht: Servilius Nonianus, der *consul* des Jahres 35 (I 31, 1; XIV 19; Dial. 23, 2; Quint. X 1, 102; Plin., Ep. I 13, 3) und der Philosoph Aufidius Bassus, der Freund des Seneca (vgl. Sen., Luc. 30).¹²

Man denke sich in die 50-er Jahre hinein: Agrippina stand damals auf der Höhe ihrer Macht und sie pflegte zielbewußt das Andenken ihres Vaters. Es ist leicht zu verstehen, daß die allgemeine Tendenz der Geschichtsschreibung des neronischen Zeitalters dieselbe war: «die historische Entwicklung, die die Nachkommen des Germanicus und die Feinde des Tiberius zur Macht verhalf, hat gleichzeitig die für Tiberius günstigen Historiker ausgeschaltet.»¹³

Welche Möglichkeiten hatte nun Tacitus unter solchen Umständen?

Vor allem hat er wohl die primären Quellen (die Senatsakten) benutzt, er mag aber auch die Schriften der Panegyriker des Tiberius gekannt haben; und doch hat er sich ohne Zweifel den Gegnern des Kaisers angeschlossen. Besonders die Analysen von Fr. Klingner¹⁴ haben seine schriftstellerische Bewußtheit klargelegt: mit der souveränen Auswahl, Gruppierung und Qualifizierung seiner anscheinend kontinuierlich gebrauchten Quellen annulliert er sonnenklare Zusammenhänge, wobei er nicht geahnte (tieferliegende und echtere) Motive beleuchtet. Man hat also jeden Grund und Anlaß, auch die Komponenten und Inhalt des schon längst kanonisierten Germanicus-Bildes, der «Lichtgestalt» («the radiant figure»¹⁵) aufmerksamer zu untersuchen.

Gegen den vermuteten Anonymus aus der Regierungszeit des Caligula spricht auch die Tatsache, daß Germanicus bei Tacitus zwar oft als «Lichtgestalt» erscheint, aber *der Sohn* desselben keineswegs verherrlicht wird. Wohl

¹¹ Ebd. S. 273.

¹² Vgl. SYME: a. a. O., I S. 276 Anm. 6.

¹³ A. MICHEL: *Tacite et le destin de l'Empire*. Paris 1966. S. 124.

¹⁴ FR. KLINGNER: *Tacitus über Augustus und Tiberius*. SB Bayer. Akad. d. Wiss. 1953/7. 1 ff. = *Studien zur gr.-röm. Lit.* Zürich—Stuttgart 1964. 624 ff. = *Wege der Forschung* 97, 496 ff. Was Methode und Ergebnisse betrifft, eine nicht weniger wichtige Arbeit von ihm: *Die Geschichte Kaiser Othos bei Tacitus*. Ber. Verh. Sächs. Akad. d. Wiss. 92 (1940) 27 ff. = *Studien*, 605 ff.

¹⁵ SYME: a. a. O., I 254; vgl. W. LIEBENAM: *Fleckeisens Jb.* 143 (1891) S. 717: «die glänzende Erscheinung des Lieblings der römischen Aristokratie» u. a. m.

sind jene Bücher der Annalen, die Caligula behandelt hatten (VII–VIII), nicht erhalten geblieben, und es wäre auch ein überflüssiges Spiel, diese rekonstruieren zu wollen, wie dies seinerzeit G. Brotier versucht hatte,¹⁶ auch wenn man leicht gewisse Situationen aufzählen könnte, die Tacitus gern und wirkungsvoll geschildert haben mag.¹⁷ Man findet ja sowohl in den Tiberius-Büchern, wie auch in den frühesten «kleinen» Schriften Hinweise genug, die keinen Zweifel darüber aufkommen lassen: Tacitus hat den Caligula völlig negativ gezeichnet.¹⁸ Dasselbe gilt auch für die übrigen Vertreter der Germanicus-Linie. Der verhältnismäßig positive Ton über Claudius im «Agricola» (13, 2–3) gehört auf ein anderes Blatt: der Neubeginn von Britanniens Eroberung nach der unverzeihlichen *longa oblivio*, bzw. das hiesige Auftreten des Agricola boten eine besondere Gelegenheit, die auch andere Töne erforderten. Auch die Frau des Germanicus wird bei Tacitus keineswegs unbedingt anerkennend und bejahend erwähnt; die Schilderung seiner Tochter (der Mutter von Nero) wollen wir gar nicht erwähnen.

Sehr lehrreich ist in dieser Hinsicht die Episode, die Tacitus mit Hinweis auf die Memoiren der jüngeren Agrippina erzählt (IV 53): Tiberius (*non ignarus, quantum ex re publica peteretur*) läßt ohne Antwort die Bitte der Witwe des Germanicus: «er möchte ihr einen Gemahl geben». Lehrreich ist diese Stelle auch darum, weil sie beleuchtet, wie Tacitus seine Quellen benutzt hatte: die Mutter des Nero wollte mit der Erzählung dieser Geschichte die Gefühllosigkeit und den Neid des Tiberius an den Pranger stellen; Tacitus dagegen übernimmt gern die authentische Angabe, um den *Tyrannen* anzuschwärzen, aber er hebt dabei auch die zügellosen politischen Ambitionen der älteren Agrippina hervor;¹⁹ das kann keineswegs Absicht und Tendenz der Memoiren der jüngeren Agrippina gewesen sein. Demnach stand also die Tiberius–Germanicus-Historiographie, die sich in der ersten Epoche der Regierungszeit des Nero ausgestaltet hatte, zweifellos im Dienste der dynastischen Propaganda der jüngeren Agrippina, aber diese Propaganda war mit den moralischen und philosophischen Idealen der Opposition der Kaiserin-Mutter (d. h. mit denjenigen des Freundeskreises von Seneca) doch nicht zu vereinigen. Tacitus schloß sich selbstverständlich der letzteren Richtung an.²⁰

¹⁶ Supplementa libr. VII–X. Annalium Corn. Taciti, qui ingenti literarum damno periire, primum recusa. Pragae 1774; zuerst erschienen: Paris 1771.

¹⁷ Vgl. RE Suppl. XI «Corn. Tacitus» 474 ff.

¹⁸ Ann. VI 20, 1; 45, 3; XI 3, 2; XIII 3, 2: *C. Caesaris turbata mens*; Agr. 4, 1; 13, 2: *velox ingenio mobili paenitentiae*; Germ. 37, 4; aber am bezeichnendsten Ann. VI 48, 2–3 (die «Weissagung» des L. Arruntius): *quem ad modum evasurum imminentis (sc. Caligulae) iuventam? An . . . C. Caesarem . . . pessimis innutritum meliora capessiturum Macrone duce, qui ut deterior ad opprimendum Seianum delectus, plura per scelera rem publicam conflictavisset? Prospectare iam se acrius servitium eoque fugere simul acta et instantia . . . Documento sequentia erunt bene Arruntium morte usum.* — Vgl. A. MOMIGLIANO: La personalità di Caligula. Ann. Sc. Norm. Sup. Pisa 2/1 (1932) 205 ff.; J. P. V. D. BALSDON: The emperor Gaius. Oxford 1934. 255 ff.; A. GARZETTI: L'impero da Tib. agli Antonini. Bologna 1960. 591 ff.

¹⁹ Vgl. IV 52, 3; VI 25, 2: *Agrippina aequi impatiens, dominandi avida.*

Wie man sieht, ist das Problem der Germanicus-Überlieferung gar nicht so einfach, wie es seinerzeit Ed. Schwartz und dann M. Gelzer gedacht hatten. Man möchte nicht einmal darin eine Übertreibung erblicken wollen, daß die neueste Tacitus-Forschung versucht,²¹ neben der Germanicus-freundlichen Überlieferung, die letzten Endes auf die ältere Agrippina zurückgeht, auch die Niederschläge von Bestrebungen der Drusus-Partei herauszuanalysieren: trotz der mustergültigen Eintracht der beiden Vetter gab es «Parteien» um sie herum im Hof (vgl. II 43, 5 6: *divisa... et discors aula erat tacitis in Drusum aut Germanicum studiis... , sed fratres egregie concordēs et proximorum certaminibus inconcussi*), und dies gab Anlaß zu mancherlei Gerede (vgl. I 4, 5: *serviendum feminae, duobus insuper adulescentibus, qui rem publicam interim premant, quandoque distrahant*).²²

Dazu kommt auch noch jene gar nicht allgemein bekannte Tatsache, daß selbst die Germanicus-Schilderung des Tacitus in sich kein kristallklares und konsequentes Gebilde darstellt. Um weiterkommen zu können, wird man zunächst jene Komponenten des Germanicus-Porträts näher ins Auge fassen müssen, die *anders* zu erklären sind. Nicht untersucht wird hier die neuzeitliche Historiographie der Germanicus-Idealisierung. Seitdem man — *indocti doctique* — in der Gestalt des Tiberius die klassische Symptomensammlung der Cäsaromanie entdeckt hatte, fühlte sich ein jeder — von den Versuchen der «Ehrenrettung» des Kaisers abgesehen²³ — verpflichtet, ein Gegengewicht zu so viel Sünde und Niedertracht zu finden, und eine Möglichkeit dazu bot sich in der Idealisierung des Germanicus. Es blieb so gut wie kein Forscher unberührt von dem Germanicus-Lob des Tacitus. Es ist nicht zu leugnen, daß ein bedeutender Teil der diesbezüglichen taciteischen Stellen panegyrischer Art ist, und über die Inkonsequenzen geht man meistens mit Hinweis auf die Schwierigkeiten dieser literarischen Gattung hinweg. Wir versuchen hier die taciteischen Korrekturen der beinahe in allem im voraus geformten Tradition, sowie die taciteische Umdeutung der Einzelzüge und der Zusammenhänge abzutasten.

Es ist für diejenigen, die die neuere Tacitus-Forschung kennen, eine verbrauchte Phrase, daß unser Verfasser — im Besitz der nötigen Erfahrungen — jeder «anerkannten historischen Größe» gegenüber mißtrauisch ist; er wittert in allem und in einem jeden vertuschte Fehler. Sollte nur die Gestalt

²⁰ Vgl. MICHEL: a. a. O., S. 125; 130, Anm. 125.

²¹ QUESTA: Fonti², 130 ff.

²² S. dazu den (nicht in allem konsequenten) Kommentar von E. KOESTERMANN (I 79): «... denn die eindrucksvollen Schlußworte passen kaum zum lichten Bilde, das er sonst von seinem Helden Germanicus entwirft.»

²³ Zur Orientierung (über die ältere Literatur) s. K. NIPPERDEY: Einleitung zu seinem Annalen-Kommentar (7. Aufl.). Berlin 1879. S. 33. Anm. 1; vgl. F. RIBÁBY: Das Zeitalter des Tiberius (ung.). Budapest 1876. 15 ff.; Überblick der neueren Literatur: RE «Corn. Tacitus» Sp. 490 ff., vgl. D. M. PIPPIDI: Studii Clasice 13 (1971) 328.

des Germanicus bei ihm eine Ausnahme bilden? Hätte er nur dem Heiligenglanz um die Gestalt des Germanicus herum nicht widerstehen wollen, oder hätte er es auch nicht gekonnt? Hätte seine Enthüllungslust nur in diesem einzigen Fall versagt? Wäre es in der Tat so, daß in der Darstellung des Tacitus «überall» nur die Begeisterung für die «Lichtgestalt» des Germanicus ertönt?²⁴ Dies dürfte schon im voraus wenig glaubhaft sein.

Wir wollen es mit den Ereignissen in Germanien beginnen. Die Niederwerfung des Aufstandes der Legionen am Rhein trägt selbst in der Darstellung des Tacitus nicht viel dem Heldenruhm des Germanicus bei. Nach Kennern der Germanicus-Überlieferung fiel in dieser Darstellung dem Thronfolger eine recht klägliche Rolle zu.²⁵ Sein in Hilflosigkeit versuchter Selbstmord führte ihn zu einer grotesken Situation (I 35, 4–5), und seine Umgebung mußte ihn in Sicherheit bringen. Tacitus verheimlicht die Schwäche seines Helden überhaupt nicht, während der Leser sich etwas verlegen fragt: ob derjenige ein idealer *imperator* wäre, dessen *auctoritas* in krisenhafter Situation versagt, und der keine Disziplin zu halten vermag? Anstatt persönlicher Initiative ist er auf seine Ratgeber angewiesen, die auch Agrippina und den kleinen Caligula aus den Händen der meuternden Soldaten retten; seine eigene Situation wird immer peinlicher. Das Vorbild der Tatenbereitschaft ist nicht er selber, sondern der *castrorum praefectus*, M. Ennius (38), dieser handelt auch an seiner Stelle.²⁶

Auch die nächste Szene bringt dem Germanicus nicht sehr viel Ehre ein: die aufständische Menge schleppt ihn aus seinem Schlafzimmer hervor und zwingt ihn unter Todesandrohungen, ihnen die Truppenfahne auszuliefern (I 39, 3): *extractum cubili Caesarem tradere vexillum intento mortis metu subigunt*. Wie vorhin der Lagerpräfekt, so greift hier ein *aquilifer* entschlossen ein (39, 4). Von einem Zauber der Persönlichkeit des Germanicus, oder von der Gewalt seiner Worte (Liebenam) kann hier gar keine Rede sein;²⁷ ja, Tacitus deutet hier -- indem er an die *auctoritas* des Caesar und des Augustus erinnert -- unmißverständlich an, daß Germanicus ein *anderer* war (42, 3): *nos, ut nondum eosdem, ita ex illis ortos...* (Man wäre hier beinahe geneigt, das «*nos*» des Tacitus mit dem resignierten Schluß der VI. Römer-Ode des Horaz fortzusetzen: *nos nequiores, mox daturos progeniem vitiosiore*).²⁸ Demnach unter-

²⁴ W. LIEBENAM: a. a. O.

²⁵ G. KESSLER: Die Tradition über Germ. Diss. Berlin 1905. S. 28. Zum weiteren vgl. die tüchtige Dissertation von W. EDELMAIER: Tacitus und die Gegner Roms. Heidelberg 1964. Vgl. besonders den Exkurs S. 148 ff.: Bemerkungen zum taciteischen Germanicus-Bild.

²⁶ Vgl. EDELMAIER: a. a. O., 151 ff.

²⁷ LIEBENAM: a. a. O., S. 717.

²⁸ Über die «Niedergangstopik» vgl. R. HÄUSSLER: Tacitus und das historische Bewußtsein. Heidelberg 1965. 115 f. Nach Tacitus blieb aus der *domus regnatricis* immer der Schlechteste als Nachfolger übrig, vgl. RE «Corn. Tacitus» Sp. 453; die dort zitierten Stellen sind noch zu ergänzen mit dem oben (Anm. 18) angeführten Passus: *Macro, ut deterior delectus*.

scheidet sich also die taciteische Darstellung des Germanicus, der den Aufstand niederzuwerfen nicht instande war, *überhaupt nicht* von der Stellungnahme der historischen Kritik.²⁹

Dann später, als die Soldaten sich eines besseren belehren lassen und den Folgen der Meuterung mit der Schonungslosigkeit der Selbstjustiz entgehen wollten, läßt Tacitus seinen Helden — nicht so wie die panegyrische Überlieferung (Cass. Dio) — wieder in den Vordergrund treten. Aber indem er die bewußte Passivität des Germanicus hervorhebt, erscheint dieser wieder in einem etwas zweifelhaftem Licht (44, 3): *nec Caesar arcebat, quando nullo ipsius iussu penes eosdem saevitia facti et invidia erat*. Die Ausdrücke 'saevitia' und 'invidia' verraten, daß Tacitus mit den darauffolgenden Ereignissen nicht einverstanden war.³⁰

Wendet man die Interpretationsmethoden von Klingner und Brißmann an,³¹ so ergeben sich auch aus der Analyse der folgenden Kapitel (45 – 49) feine, aber für Germanicus gar nicht vorteilhafte Beobachtungen.³² Die abgeordneten Legionen von Vetera-Xanten beruhigen sich nicht; Germanicus macht *entschlossene* Vorbereitungen, den zähen Aufstand niederzuwerfen (45, 2): *arma classem socios demittere Rheno parat, si imperium detrectetur, bello certaturus*. Aber hier bricht der Faden der Erzählung unerwartet — und wie es scheint auch unmotiviert — ab; man hört die Stimmen der mit Tiberius unzufriedenen Römer: warum stellt nicht er, der Kaiser selber die Ruhe her? (46, 1: *at Romae...*) Tiberius bewegt sich nicht; auch sein Argumentieren ist überzeugend; aber schließlich macht er doch einige Vorbereitungen, um ins Feld zu ziehen (47, 3): *ut iam iamque iturus legit comites, conquisivit impedimenta, adornavit naves; mox hiemem aut negotia varie causatus primo prudentes, dein vulgum, diutissime provincias fefellit*. Erst hier kommt die Erzählung wieder zu Germanicus zurück (48, 1: *at Germanicus...*): *und doch geht er nicht selber*, man soll ohne ihn die Ordnung wiederherstellen (*dandum adhuc spatium ratus, si recenti exemplo sibi ipsi consulerent*); er deutet nur in einem Brief an, daß er niemanden schonen würde. Darauf veranstaltet Caecina, zusammen mit den zuverlässigen Elementen und nach einem im voraus festgesetzten Plan, ein entsetzliches Blutbad, woran auf alle Fälle kein verantwortlicher Offizier teilnimmt: *permissa vulgo licentia atque ultio et satietas* (49, 2). Erst jetzt kommt Germanicus an, und er erklärt zunächst unter Tränen, daß das «Wiederherstellen der Ordnung» kein Heilen, sondern eine *clades* gewesen sei; dann erteilt er seinen Befehl in militärischer Kürze:

²⁹ Vgl. EDELMAIER: a. a. O. S. 157 ff.

³⁰ Vgl. EDELMAIER: a. a. O. S. 160 f.; vgl. mit der Handlungsweise des Drusus, III 22, 3.

³¹ Vgl. A. BRIESSMANN: Tacitus und das flavische Geschichtsbild. Wiesbaden 1955. Die Besprechung dieses Werkes siehe Stud. Ant. 3 (1956) 311 ff. = Acta Ant. Hung. 6 (1958) S. 247 ff.

³² Vgl. EDELMAIER: a. a. O., S. 162 ff.

cremari corpora iubet, d. h. er geht über die Ereignisse zur Tagesordnung hinüber, als hätte er das Unheil nicht selber *mit dem eigenen, eines Tiberius würdigen Doppelspiel* hervorgerufen! Erst jetzt versteht man, warum vorhin die Erzählung – dem Scheine nach «unmotiviert» – unterbrochen wurde, warum während der Unterbrechung das irreführende Doppelspiel des Tiberius angedeutet werden mußte: daraus versteht man, daß Germanicus im Grunde kein Gegensatz zu Tiberius, sondern der würdige Schüler des Altmeisters der *simulatio* war – wie später auch sein Sohn, Caligula wird (VI 45, 3): *nam, etsi commotus ingenio, simulationum tamen falsa in sinu avi perdidicerat*.

Man sieht also, daß Tacitus eigentlich nur dem Scheine nach das traditionelle Germanicus-Bild beibehält. Dabei hebt er jedoch oft Einzelheiten hervor, weist auf versteckte Zusammenhänge hin, und dadurch bekommt das traditionelle Bild einen völlig neuen Sinn. Der «schweigsame» Historiker beobachtet mit grenzenlosem Mißtrauen die schillernden, in den Vordergrund geschobenen Erscheinungen der Welt, und so wird er – man beachte wohl! – ein Seelenverwandter des *Tiberius* selber. Man erinnert sich hier der beachtenswerten Beobachtung von Edelmaier: «Es ist ein überaus eigenartiges Phänomen, wie sehr sich der große Historiker und der einsame Claudier auf dem Caesarethron in manchem entsprechen. Von einer bitteren, an Enttäuschungen und Demütigungen reichen Vergangenheit geprägt, setzen sie sich in rastlosem Eifer für die Verwirklichung ihrer Ideale ein und müssen von vornherein vor dem Versagen ihrer Umwelt das Sinnlose ihres Tuns erkennen. Mißtrauen und Ressentiment bestimmen ihre Einstellung gegenüber den Menschen und lassen sie hinter jeder Geste, hinter jedem Wort nur eigensüchtige, niedrige Motive vermuten. Kaum eine große Tat findet Gnade vor ihren Augen, mit wahrer Leidenschaft spüren sie den negativen Begleitumständen nach und geben ihr eine solche Deutung. Es mag verwundern, ja fast verhängnisvoll erscheinen, daß der Mann, der wohl am ehesten dazu prädestiniert war, das schwierige Wesen des Tiberius zu verstehen, ihn so gründlich verkannt hat. Oder sollte er ihn vielleicht darum gerade doch verstanden haben?»³³

Es ist verständlich, daß er vielleicht nur mit noch größerem Mißtrauen den wegen seiner *comitas* von allen beliebten Germanicus beobachtet hatte. Hinter dem einnehmenden Äußeren und hinter den lauten Propagandalosungen entdeckte er nacheinander die menschlichen Schwächen. Er kam z. B. dahinter, daß die oft gerühmte *clementia* seines Helden – die fürstliche Tugend aller Cäsaren seit dem großen Iulius – sich eher nur in Worten äußerte: in krisenhaften Situationen, oder wenn sein Wesen sich offen enthüllte, war er eher barbarisch grausam. (Wieder eine Parallele zu Tiberius, vgl. die vernichtende Schlußcharakterisierung, VI 51, 3). Zuliiebe der Ökonomie des künstlerischen Effektes akzeptiert er die Schablone der schwarz-weiß Gegen-

³³ A. a. O., S. 164 Anm. 37.

sätze; inmitten von so viel Niedertracht brauchte er einen edlen, schönen und guten Gegenpol, Germanicus, der gegen die Wut der Tyrannai fiel. Aber er mußte doch von Fall zu Fall zugeben, daß sein Idealheld die ihm zuge dachte Aufgabe nicht erfüllen konnte. Er ließ sich durch die Ereignisse hinreißen, er konnte sich zum Handeln nicht entscheiden, die Initiative erwartete er von anderen, und die Verantwortung überließ er anderen. Dieser Germanicus ist, wie alle Gestalten bei Tacitus, nur ein *Mensch*. Indem der Historiker die rechnerische und selbstsüchtige Zusammenfügung der einzelnen Elemente der Germanicus-Legende entdeckt und auch durch seine Leser sehen läßt, zerstört er eigentlich einen schön erscheinenden, aber falschen und irreführenden Mythos.³⁴

Die Erprobungen, die im I. Buch der Annalen geschildert werden, und die nicht zu leugnenden Scheiterungen (die am klarsten natürlich Tiberius sehen mußte) lassen den Helden auch später in einem eigentümlichen Licht erscheinen, auch in solchen Zusammenhängen, in denen Tacitus die Übertreibungen der Germanicus-freundlichen Überlieferung weniger, oder überhaupt nicht auf ihren realen Wert zu mindern trachtete. Es sei auf alle Fälle bemerkt, daß selbst die beiden eindrucksvollsten Partien — der nächtliche «Aufklärungs-Rundgang» des Germanicus, während dessen der *imperator* die «spontanen» Äußerungen seiner Soldaten zu hören bekommt (II 13, 1: *fruiturque fama sua*), und dann der Nekrolog (II 72, 2–73, 3), der sich so sehr von den *discosi λόγοι* nach dem Tode des Augustus (I 9–10) und besonders von der zusammenfassenden Charakterzeichnung des Tiberius (VI 51, 3) unterscheidet — keineswegs eindeutig positiv sind!³⁵ Die erste Partie hat nur lauter alte Gemeinplätze; der Einfall und die Art, wie er ihn ausführt, die Stimmung der Truppen kennenzulernen, paßt sehr gut zu der «etwas theatralischen Wesensart» des Germanicus;³⁶ dagegen lassen sich im Nekrolog die so sehr hervorgehobenen *comitas* und *mansuetudo* mit dem Gemetzel in Germanien nicht leicht vereinigen. Der erzwungene Vergleich mit Alexander dem Großen³⁷

³⁴ Vgl. EDELMAIER: a. a. O., S. 164 f.

³⁵ Vgl. EDELMAIER: a. a. O., 167 Anm. 42.

³⁶ KOESTERMANN: Komm. I S. 276.

³⁷ Vgl. QUESTA: *Fonti*² S. 296: «Vi sono tanti elementi di contatto con certi momenti della biografia del Macedone . . . che verrebbe fatto di sospettare che certi particolari siano ricalcati artificiosamente, da Germanico stesso o dai suoi biografi, sugli aneddoti e gli episodi più celebri del figlio di Filippo.» — Anstatt weiterer Einzelheiten verweisen wir auf die feinen Beobachtungen von A. MICHEL (a. a. O., S. 126 f.): Es ist bekannt, daß die «Synkrisis» eine reine rednerische Übertreibung, den bloßen Widerhall der Germanicus-Propaganda darstellt, woran auch die «alexandreischen» Träumereien des Germanicus selber ihren Anteil gehabt haben mögen. «Facite sait tout cela. Il évoque donc Alexandre . . . et c'est ici qu'il laisse parler son coeur: qui est plus grand qu'Alexandre? Celui qui aurait pu l'égaliser et qui a refusé de le faire parce qu'il était plus modéré et plus chevaleresque . . . En Germanicus Tacite célèbre la seule vertu qui lui paraisse vraiment royale: le renoncement à la royauté, le loyalisme qui refuse la violence et les trahisons qu'elle inspire. Le seul prince qu'il ait loué est celui qui n'a pas régné . . .» Man liest allerdings nicht in der Schlußcharakterisierung des Germanicus, sondern in

klings zwar gut, aber für diejenigen, die die oft angewendeten Topoi kennen,³⁸ besagt er wenig; und was den Schlußsatz betrifft (II 73, 3: *quod si solus arbiter rerum, si iure et nomine regio fuisset...*), so hat zuletzt C. Questa mit Recht festgestellt,³⁹ daß es *kein Lob war, in römischer Umgebung* über «königlichen Titel und Befugnis» zu sprechen; vermutlich wollte damit Tacitus die wahren Ambitionen seines Helden andeuten, obwohl Germanicus sonst als Gegner und Opfer des Tyrannen (*rex*) Tiberius galt. Man wird also dem Schluß nicht ausweichen können: Tacitus erblickte klar die orientalisierenden (Antoninischen!)⁴⁰ Gestalten des Germanicus, die später in der Alexandromanie und in den pharaonischen Allüren des Caligula gipfelten; aber er hat diese Züge nicht zugespitzt, lieber ließ er auch die Gestalt des Antonius in einem günstigeren oder mindestens in einem neutralen Licht (auf Kosten des Augustus) erscheinen,⁴¹ denn er bedurfte des idealisierten Bildes des Germanicus, um den Gegensatz zu Tiberius noch mehr zu vertiefen. Und in dieser Hinsicht war er — wie Questa hervorhebt⁴² — ein größerer Historiker und Künstler, als die Verfasser seiner Quellen, denen es nicht eingefallen wäre, dem Tyrannen-*monstrum* Tiberius einen *potenziellen* Tyrannen gegenüberzustellen, der infolge seines Wesens, als *comis* und *affabilis*, nur noch gefährlicher gewesen wäre als der andere. Es kommen also die verhüllte Überzeugung des Tacitus und seine Kritik über Germanicus selbst unter den Phrasen des repräsentativen Abschiedes noch zu Worte.

Es gibt also bei Tacitus ebensowenig ein Germanicus-Porträt aus einem Guß und eine bis zum letzten konsequente Charakterisierung, wie man eigentlich auch von keiner kristallklaren taciteischen «Weltanschauung»⁴³ oder Philosophie reden kann. Unser Historiker hat seine eigene Meinung über das Phänomen Germanicus, aber er fühlt sich durch tausend Fäden der Überlieferung gebunden, und er vermag nicht alle diese Fäden den eigenen Vermutungen (Überzeugungen!) gemäß umzustimmen; vereitelt wird das Zusammenreimen auch durch die *concordia discors*,⁴⁴ die sich auch in menschlichen Bezügen kundgibt, durch die typenbildende, mit Gegensätzen operierende

derjenigen des Galba das vernichtende Urteil (Hist. I 49, 4): *omnium consensu capax imperii, nisi imperasset.*

³⁸ Vgl. Stud. Ant. 16 (1969) 47 ff. = Latomus 28 (1969) S. 591 ff.

³⁹ Fonti² S. 304 ff.

⁴⁰ Vgl. QUESTA: a. a. O., S. 296; über die ägyptische Orientierung des Caligula s. H. WILLRICH: Klio 3 (1903) 448; H. P. L'ORANGE: Das Geburtsritual der Pharaonen am römischen Kaiserhof. Symb. Osl. 21 (1941) 105 ff.; J. COLIN: Les consuls du César-pharaon. Caligula et l'héritage de Germanicus. Latomus 13 (1954) S. 394 ff.; E. KÖBERLEIN: Caligula und die ägyptischen Kulte. Diss. Erlangen 1962, vgl. M. LEGLAY: Latomus 22 (1963) S. 346 f.

⁴¹ Vgl. KOESTERMANN: Komm. I S. 101 (*ad* Ann. I 10, 3; s. noch II 43, 5 und 53, 2); M. P. CHARLESWORTH: Fragments of the propaganda of Mark Antony. Class. Quart. 27 (1933) S. 172; QUESTA: a. a. O., S. 277 ff.

⁴² A. a. O., S. 305 f.

⁴³ Vgl. RE «Corn. Tacitus» 474 ff.

⁴⁴ Vgl. mit dem Kommentar von FR. BÖMER: Ovid., Met. I 9.

taciteische Charakterschilderung, die sich von Personen und Situationen nicht trennen läßt. Oder da ist z. B. Vergils auffallender Einfluß,⁴⁵ der sich nicht nur in der taciteischen Sprache, sondern auch in der Polarisierung der einander entgegengesetzten Charaktere auf Schritt und Tritt nachweisen läßt. So sind Germanicus und sein Gegner Arminius Widerspiegelungen des Vergilschen Gegensatzes Aeneas – Turnus. Wie Aeneas die Verkörperung der grundlegenden römischen Tugenden (*virtus, clementia, iustitia, pietas, fides, moderatio*) darstellt,⁴⁶ und Turnus die Charakterzüge des *hostis rei publicae* besitzt,⁴⁷ so findet man auch bei Tacitus alle positiven und negativen Züge und Attribute auf Germanicus bzw. Arminius verteilt.

Es kann natürlich von keiner mechanischen Nachahmung die Rede sein, doch lehrreich sind eben die Abweichungen. Vergils Leser mögen in jeder Geste des *pius Aeneas* das Antizipieren der hehren Gestalt des Augustus, seiner Regierung und der Ideale seines Zeitalters, seine mittelbare Lobpreisung gefühlt haben. Tacitus hat von vornherein nicht daran gedacht, den Begründer des Prinzipats zu verherrlichen; er wollte nur die traditionellen Tugenden der *res publica* wachhalten – im gegebenen Fall mit der Verherrlichung der Gestalt des Germanicus.⁴⁸ Auf der anderen Seite veredeln die nicht rein negativen, zeitweise eher *tragischen* Züge des Vergilschen Turnus⁴⁹ in manchen Situationen auch den Arminius des Tacitus zu einem beinahe positiven Helden. In der Tat erschöpft sich die Schilderung des Arminius keineswegs im Bereich der Negation: Tacitus zollt die Anerkennung seinen Fähigkeiten und menschlichen Werten. Doch es fällt mehr ins Gewicht, als bloß die sorgfältige und wirkungsvolle Art des Komponierens, wie der Historiker von Arminius am allerletzten Ende des II. Buches (in der Hagiographie des Germanicus!) Abschied nimmt. *Liberator haud dubie Germaniae* – liest man über ihn im Schlußkapitel (II 88, 2), wie später auch die erste Trias – wohl nicht ohne Absicht – über die Gestalt der Iunia hindurch mit der Parentation der letzten Reste der republikanischen *Freiheit* beendet wird. Aber diese Anerkennung ist – auf echt taciteische Art – keineswegs eindeutig, weder was den Freiheitskämpfer Arminius, noch was den Haupthelden Germanicus betrifft.

Man muß das Schlußkapitel in seinem Kompositionszusammenhang betrachten und erklären. Man liest seine assoziative Vorbereitung am Ende des vorangehenden Kapitels (87): Tiberius lehnt die Vergötterung und den

⁴⁵ Vgl. Acta Class. Debr. 6 (1970) S. 57.

⁴⁶ Vgl. R. HEINZE: Vergils epische Technik.³ Leipzig–Berlin 1915. S. 210; EDELMAIER: a. a. O., S. 138.

⁴⁷ Vgl. W. EHLERS: RE «Turnus» Sp. 1412 f.; W.-H. FRIEDRICH: Phil. 94 (1941) S. 142 ff.; V. PÖSCHL: Die Dichtkunst Virgils. Wiesbaden 1950. S. 153 ff.; E. BURCK: Gymn. 65 (1958) S. 134 ff.; EDELMAIER: a. a. O., S. 130 ff.

⁴⁸ Die *vorbildlichen* Tugenden des Germanicus hatten natürlich auch eine unmittelbare Verkörperung: Agricola; vgl. RE «Corn. Tacitus» Sp. 490.

⁴⁹ Vgl. V. PÖSCHL: a. a. O., S. 153 ff.

Titel *parens patriae*, sowie *dominus* wieder ab. Tacitus schildert in gnomischer Bündigkeit die Ratlosigkeit der sklavischen Untertanen des Princeps: was soll man tun, und was nicht *sub principe, qui libertatem metuebat, adulationem oderat*? Danach kommt das Angebot des chattischen Fürsten, den Arminius zu vergiften. Tiberius lehnt mit dem stolzen Selbstbewußtsein der einstigen Imperatoren den Gedanken des schnöden Attentates ab (88, 1): *non fraude, neque occultis, sed palam et armatum populum Romanum hostes suos ulcisci*. Es ist ein recht eigentümlicher taciteischer Griff: Tiberius wiederholt beinahe wörtlich dieselben Ausdrücke, mit denen einst Arminius -- der das Heer des Varus in die Falle gelockt hatte, und der von römischem Gesichtspunkt aus nur als ein ruchloser Schänder des *ius gentium* gelten konnte -- den Verrat des eigenen Schwiegervaters verurteilte (I 59, 3): *non enim se prodicione, neque adversus feminas gravidas, sed palam adversus armatos bellum tractare*. Wer hat in dieser menschlich so komplizierten Situation Recht, und wer ist schuldig? Varus hätte vorsichtiger sein müssen; Arminius benahm sich treubruchig, aber auch sein Schwiegervater war nicht besser, er übernahm erst nachträglich die Ideologie der römischen Interessen; aber am wenigsten hat Tiberius ein Recht zu den republikanischen Gesten. Über alles steht nur die Würde der *res publica* und der Dienst des *populus Romanus*.

Und zum Schluß der Nekrolog des Arminius, der die annalistische Chronologie nicht bewahrt, sondern um zwei volle Jahre vorgerückt wird: *ceterum Arminius, abscedentibus Romanis et pulso Maroboduo regnum adfectans, libertatem popularium adversam habuit, petitusque armis cum varia fortuna certaret, dolo propinquorum cecidit: liberator haud dubie Germaniae*,... Tacitus zollt seine Anerkennung dem großen Gegner -- er war ja, wie die Andeutung *«dolo propinquorum cecidit»* verrät, nicht nur ein Gegner, sondern auch Schicksalsgenosse des Germanicus, er bewundert die Größe dessen, was er vollbracht hatte, aber nicht die Vorgeschichte, und auch nicht die Folgen desselben: die Entartung des Freiheitshelden im Besitze der Macht.^{47a}

Und damit schließt sich die «Hagiographie» des Germanicus mit einem kaum fühlbaren Hinweis auf den Helden der Hagiographie. Doch es versteckt sich vielleicht auch noch etwas anderes hinter den Zeilen. Der «Befreier Germaniens» hat nicht die Freiheit wiedergeben, sondern das Königtum erreichen wollen. (Eine frühere Formulierung des Tacitus hat den Leser wieder auf fatale Zusammenhänge vorbereitet, II 44, 2: *Maroboduum regis nomen invisum apud populares. Arminium pro libertate bellantem favor habebat*.) Man denke nur an eine zentrale Stelle in den *Historiae*, an die Rede des Cerialis, die selbstverständlich viel mehr ist, als bloß ein gelegentliches Brillieren der rednerischen Gaben des *eloquentissimus* Tacitus; es ist

^{47a} *Korr.-N.*: Vgl. die tieferschürfenden »Arminius-Studien« von D. TIMPE (Heidelberg 1970), bes. S. 131 ff.

eher ein Konzentrieren in thukydideischer Art inmitten der stürmischen Ereignisse, und ein Sublimieren der unüberblickbaren Kräfte und Interessen. Cerialis erinnert die Bewohner von Trier an die Nichtigkeit der Schlagworte des «Befreiers» Civilis (Hist. IV 73, 3): *ceterum libertas et speciosa nomina praetexuntur; nec quisquam alienum servitium et dominationem sibi concupivit, ut non eadem ista vocabula usurparet.* (Vgl. Ann. XI 17, 2.) Auch Arminius benutzte die «germanische Freiheit» nur als ein betrügerisches Schlagwort; in Wirklichkeit hat er die Macht ergreifen, die Alleinherrschaft besitzen wollen.

Und diese Erkenntnis beschränkt sich keineswegs bloß auf die Person des Arminius; sie gilt auch für diejenigen, deren Lebensweg von demjenigen des Arminius untrennbar ist — wie dies auch daraus hervorgeht, wie die Germanicus-Bücher abgeschlossen werden — und von denen naive Träumer die Wiederherstellung der republikanischen Freiheit erwartet hatten. Das hat man allerdings auch schon von Drusus erwartet (I 33, 2: *credebatur . . . , si rerum potitus foret, libertatem redditurus*; vgl. Suet., Tib. 50, 1 und Claud. 1, 4), und dann von Germanicus (II 82, 2: *displicere regnantibus civilia filiorum ingenia, neque ob aliud interceptos, quam quia populum Romanum aequo iure complecti reddita libertate agitaverint*). Am Ende der Lebenswege der beiden Helden, als sich das Schicksal des Arminius erfüllte, läßt Tacitus den Leser errahnen, daß auch die auf Germanicus gesetzten Hoffnungen bloß *Illusionen* waren: im Besitze der Macht wäre auch die angebetete «Lichtgestalt» zu einem Verräter der Freiheit geworden, auch in Rom des Germanicus hätte sich das schief gegangene Schicksal des *liberator Germaniae* wiederholt. «Die ganze Fragwürdigkeit des menschlichen Daseins bricht in diesem Einzelschicksal auf, dessen Gestaltung die Resignation des Historikers ahnen läßt, der in der Natur des Menschen den Keim eines Wandels zum Schlechteren, zur Entartung angelegt sieht, der sich am Ende immer als stärker erweisen und sich durchsetzen wird.»⁵⁰

Sind die obigen Erörterungen auch nur zum Teil begründet, so lassen sich zahlreiche Züge des taciteischen Germanicus-Bildes mit der traditionellen Vorstellung über die «Lichtgestalt» gar nicht vereinigen. Es ist zwar nicht zu bezweifeln, daß die hinter Tacitus greifbare Germanicus-Überlieferung panegyrischer Art war; aber Tacitus hat diese allzu positiv gefärbte Überlieferung korrigiert und sie ihrem Wesen nach umgedeutet. Tacitus wäre nicht derjenige gewesen, für den man ihn kennt, hätte er die in der Umgebung des Germanicus und in der Hofhistoriographie seiner Nachkommen geformte Legende nicht mit kritischen Augen geprüft. Die überprüfte Legende hat er dann — wenn auch nicht völlig konsequent — in die eigene Konzeption hineingefügt. Diese Konzeption war allerdings widerspruchsvoll; sie bestand

⁵⁰ EDELMAIER: a. a. O., S. 146.

aus der Sehnsucht nach der republikanischen Freiheit und aus der Einsicht, daß der *principatus* unvermeidlich und notwendig ist.⁵¹ Die nachweisbaren Momente einerseits der Ausgestaltung des Germanicus-Porträts, und andererseits seines kraftvollen Umdeutens mögen gleichermaßen lehrreich sein, sowohl was die bewegenden Kräfte im ersten Jahrhundert des Prinzipats und im Zeitalter des Traian betrifft, wie auch hinsichtlich jenes Historikers, der nicht umsonst den Namen *Tacitus* führte.

Debrecen.

⁵¹ Es hatte natürlich auch nach Domitian den *Anschein*, daß Nerva den *principatus* und die *libertas* — *res olim dissociabiles* (Agr. 3, 1)—*vereinigen* würde. Aber was wurde aus der *felicitas temporum*, die sich mit Traianus ankündigte, was aus dem in der Umgebung des Agricola «mit Sehnsucht erwarteten» *beatissimum saeculum*? Die Losungen verwirklichten sich, wie gewöhnlich: *rara temporum felicitate* (Hist. I 1, 4). *Korr.-N.*: Hier dürfen wir verweisen auf den *lepidum novum libellum* von A. MICHEL: *Histoire des doctrines politiques à Rome* (Paris 1971), bes. S. 77 ff. («Le Principat démasqué»).

I. HAHN

«APPIANUS TACTICUS»

«Was nützt es, den Lesern Kriege, Schlachten, Belagerungen und Verklavungen der Städte darzustellen, wenn ihnen der eigentliche Grund, warum der eine gesiegt hat und der andere Niederlage erlitt, vorenthalten wird?»¹ Appian, obwohl bei weitem kein Fachmann in militärischen Dingen,² ist dennoch bestrebt, seinen Lesern nicht nur den Verlauf der einzelnen Kriegshandlungen darzustellen, sondern auch den tieferen Hintergrund der kriegerischen Auseinandersetzungen und auch ihres Ausgangs zu erörtern; namentlich in solchen Fällen, wo hervorragende oder dem Historiker (bzw. seiner Quelle) sympathische Persönlichkeiten wie etwa Hannibal, Antiochos III., Pompeius und Brutus nach glänzender Laufbahn endlich dennoch vollkommene Niederlage erlitten. Das Bestreben, die Kriegsergebnisse auch tiefergehend zu analysieren, ist seit Thukydides und Polybios in sich selbst noch keine auffallende Erscheinung. Bemerkenswert ist jedoch der Zustand, daß Appian bei seinen Kriegs- und Schlachtenanalysen solche allgemeine Gedankengänge und stereotype Schemata anwendet, die für sein gesamtes Werk im Grunde genommen *einheitlich* charakteristisch sind, und in diesem Sinne ein gewisses System der taktischen und strategischen Vorschriften bilden. Die einzelnen — oft aber in allgemein gültigen Fassungen formulierten — diesbezüglichen Bemerkungen Appians, insofern sie sich in ein einheitliches Gedankensystem zusammenfügen, werfen ein gewisses Licht nicht nur auf die strategischen und taktischen Vorstellungen der römischen Kaiserzeit, sondern auch auf das schon oft erörterte Problem der Quellenbenutzung und schriftstellerischen Selbständigkeit Appians.³

1. Wenn die Frage über Sieg und Niederlage aufgeworfen wird, so ist die allgemeinste Antwort unseres Auktors die Berufung auf den Willen der

¹ Polyb. 11, 19a, 1; cf. Sempronius Asellio (PETER) frg. 2.

² E. SCHWARTZ: Appianus, in: Griechische Geschichtsschreiber, Leipzig 1957. 388; I. HAHN: Die Legionsorganisation des zweiten Triumvirats. Acta Ant. Hung. 17 (1969) 199 ff.

³ Seit den grundlegenden Werken von E. GABBA: Appiano e la storia delle guerre civili. Firenze 1957 und seinem Kommentar zum Buch I. der Emphyllia wichtig: P. J. CUFF: Prolegomena to a Critical Edition of Appian, BC I., Historia 16 (1967) 177 ff. u. die dort angeführte Literatur.

Götter, auf das Schicksal. Es war göttliche Fügung, daß Karthago untergehen (Lib. 122, 577), das römische Weltreich entstehen (Prooem. 11, 43), und unter die Leitung einer einzelner monarchischen Person, des Augustus geraten soll (Emph. 2, 71, 299). In diesem Sinne sind Krieg und Niederlage im vorhinein, auch ohne Zutun der Menschen, voraus bestimmt. Die göttliche Fügung äußert sich in der Verblendung und in den davon verursachten Fehlschritten der einzelnen Feldherren. Ein Gott verleitete Hannibal dazu, zuerst nach Trasimenus an die adriatische Küste zu ziehen (Hann. 12, 49), und später, aber schon i. J. 211, nach Capua zurückzukehren, als er Rom hätte erobern können (ibid. 40, 173). Ebenso wurden die Berechnungen Antiochos' III. «auch schon von Gott verstört», als er zuerst den Chersonesos unsinniger Weise aufgab (Syr. 28, 139), und kurz danach ebenfalls «von Gott betört» (*ὑπὸ θεοβλαβείας*) auch die Aufsicht über die Meeresengen unterließ (ibid. 141). Ähnlicherweise entstammen die strategischen und Charakterfehler des Sertorius am Ende seiner leuchtenden Laufbahn der göttlichen Ungunst (Emph. 1, 113, 526). Als Pompeius unter dem Einfluß des Labienus es unterließ, das caesarianische Lager nach dem Sieg bei Dyrrhachium vollkommen zu vernichten, tat er das «unter göttlicher Verblendung» (Emph. 2, 63, 262), denn damals wurde er schon «in allen seinen kriegerischen Unternehmungen von Gott heimgesucht» (ibid. 67, 279). Ebenso war es «göttliche Betörung», wenn Antonius nach Mutina, statt sich auf seine eigenen Kräfte zu verlassen, die Hilfe seiner Verbündeten in Anspruch nahm und dadurch in abhängige Lage geraten ist (Emph. 3, 72, 296). Im Zeitraum des II. Triumvirats mußten schon alle Repräsentanten der senatorisch-republikanischen Partei, Murcus, Cassius, Brutus und S. Pompeius die Ungunst der Götter fühlen -- es war ja göttliche Fügung, daß das monarchische System siegen sollte. Andererseits zeigte die Gottheit in kritischen Situationen immer ihr Wohlwollen dem «ständig glücklichen» Caesar, und seinem Nachfolger, dem jüngeren Caesar gegenüber.⁴

2. Der Einfluß der göttlichen Fügung auf die Kriegereignisse hat aber -- wie das aus den angeführten Beispielen leicht ersichtlich ist -- bei Appian sein eigentümliches Bewandtnis. Er zeigt sich äußerst selten in bloßen Zufällen, Naturerscheinungen, Stürmen oder Windstillen usw., sondern fast immer durch Vermittelung der menschlichen Entscheidungen. Zufolge der «göttlichen Ungunst» begehen die davon betroffenen Feldherren verschiedene strategische Fehler; so können dieselben Fehlentscheidungen zugleich als Einfluß «des Schicksals», und als persönliche Fehlschritte aufgefaßt werden. Unser Auctor zeigt in der Beurteilung dieses philosophischen Problems über Verhältnis göttlicher Fügung und menschlicher Entscheidungen keine überaus große Konsequenz. Scipio Africanus stand unter göttlicher Gunst -- nützte aber

⁴ E. GABBA: a. W., 125 ff., »L'intervento del Destino«.

auch diesen Glauben an sein beständiges Feldherrnglück auch zu propagandistischen Zwecken aus.⁵ Sertorius war «von Gott betört» als er sich aus eigenem Willen — den Mühsalen des Krieges entzog und seine Zeit in der Gesellschaft von Zoten, in Schlemmerei und Zechgelagen vergeudete (Emph. 1, 113, 526). Die leichtfertige und dilettantische Kriegsführung Antiochos' III. wird einmal der göttlichen Ungunst zugeschrieben — das andere Mal aber schon als sein eigener Charakterfehler bezeichnet (Syr. 16, 69; 28, 138 f.; 37, 190). Er selbst war es — sagt endlich Appian (ibid. 29, 143) —, der seine eigenen Fehler den Göttern anhängen wollte. Mit ganz ähnlichen Worten werden auch die lahmen Ausreden der Caesarmörder geprangert (Emph. 2, 97, 405; 3, 73, 298). Eine durchdachte Lösung des Zwiespaltes zwischen göttlicher Fügung und menschlicher Unzulänglichkeiten konnte Appian ebenso wenig bieten, wie das auch seinen Vorgängern und Zeitgenossen in der hellenistischen und römischen Philosophie und Geschichtsschreibung ebenfalls nicht gelingen konnte.⁶ Für unsere Fragestellung genügt es vielleicht festzustellen, daß Appian den Ausgang der einzelnen Kriege und Schlachten — trotz seiner theoretischen Schicksalsgläubigkeit — daneben immer auch rationalistisch, durch menschliche *aretē* und menschliche Fehler erklären will und kann.

3. Worin bestehen indes jene konkreten Fehler, die von den endlich unterlegenen Heerführern begangen wurden? In erster Linie darin, daß sie die ihnen dargebotenen günstigen Umstände zum Sieg nicht voll ausgenützt haben. Die Ausnutzung dieser günstigen Gegebenheiten ist für Appian so wichtig, daß dieselbe schon als *stratēgēma*, «Kriegslist» bezeichnet werden kann. So verdankt Hannibal den Sieg bei Cannae vier «*stratēgēmata*» (Hann. 26, 121), von denen als erstes der für die Karthager günstige Wind genannt wird. Das bedeutet aber noch nicht, daß Hannibal auch das Schlachtfeld hätte bestimmen müssen.⁷ In diesen Zusammenhang gehören die von Appian mit großem Interesse aufgezählten «Kriegslisten».⁸ Unser Auktor drückt — oft in dramatisch zugespitzten Lagen — mehrere Mal seine Überzeugung aus, daß in jedem Kampf beide Gegner ihre gute Chance zum Siege hatten — die aber vom unterlegenen Feldherrn nicht benutzt wurde. Sein Werk bietet

⁵ Vgl. Ib. 19, 73 f.; 21, 83; 23, 88; 26, 101 ff. usw.

⁶ Vgl. etwa: I. KAJANTO: God and Fate in Livy, Ann. Univ. Turkuensis, Ser. B. 64 (1957); K. LACROIX: Fatum et Fortuna dans l'œuvre de Tacite. RFL 29 (1951) 247 ff.; P. JAL: Les dieux et les guerres civiles. RFL 40 (1962) 170 ff.; B. F. DICK: Fatum and Fortuna in Lucan's Bellum Civile. Class. Phil. 62 (1967) 235 ff. Zu Appian noch immer lesenswert die veraltete Dissertation von G. KRAMER: Theologumena Appiani. Vratislaviae 1889.

⁷ So: A. KLOTZ: Appians Darstellung des zweiten punischen Krieges. Stud. zur Gesch. u. Kultur des Altertums. 20, 2. Paderborn 1936, 42 ff.

⁸ So z. B. die Kriegslist des Diktators G. Sulpicius gegen die Gallier, Kelt. frg. 1, 3, cf. (anders) Liv. 7, 14, 6 ff., Frontinus: Strategemata 2, 4, 5; Kriegslist der Iberer gegen Hamilkar, Ib. 5, 19 ff.; Hannibal gegen Fabius Maximus, Hann. 14, 60 ff., vgl. Plut.: Fab. Max. 6, 6 ff.; Wiedergewinnung der Stadt Tisia von Hannibal, Hann. 44, 188 f., vgl. dazu A. KLOTZ: a. W. 58.

eine eindrucksvoll lange Reihe dieser «unausgenützten Möglichkeiten». Im syrischen Krieg haben die Aetoler, anstatt das anfänglich schlecht geführte römische Heer in Verwirrung zu bringen, Rom um Frieden gebeten (Syr. 21, 96). Hannibal hätte noch i. J. 211 einen vollkommenen Sieg erreichen können, wäre er nicht aus übermäßiger Furcht oder Eifersucht nach Capua zurückgekehrt (Hann. 40, 173). Selbst im III. punischen Krieg haben die belagerten Karthager eine letzte Möglichkeit des Sieges gehabt – wenn sie nur ihre neugebaute Flotte sofort in den Kampf geworfen hätten, anstatt sich mit einer leeren Flottendemonstration zu begnügen (Lib. 122, 577). Die Geschichte der Bürgerkriege bieten, vom Kriege zwischen Caesar und Pompeius begonnen bis zur Niederwerfung des S. Pompeius eine Fülle dieser Beispiele.⁹

Als erster taktischer Grundsatz Appians kann demnach die Vorschrift genannt werden, im Kampf die jeweiligen günstigen Möglichkeiten maximal auszunützen. Das gilt in höchstem Maße damals, wenn es in kritischer Kampfeslage den schon geschlagenen Feind vollkommen zu vernichten gilt, d. h. die Möglichkeit gegeben ist, die taktisch günstige Kampfeslage in einen strategisch endgültigen Sieg zu verwandeln. Dem geschlagenen Feind darf man keine Möglichkeit geben, seine Kräfte nochmals zu sammeln; selbst im höchsten Siegesrausch ist oft eine letzte, äußerste Anstrengung dazu nötig, um den Feind – meistens durch Einnahme seines Lagers – zur vollkommnen Ergebung zu zwingen. So ging schon Sulla dem besiegten Archelaos gegenüber vor (Mithr. 50, 199); so feuert Caesar – fast mit denselben Worten – seine Leute bei Pharsalus an (Emph. 2, 81, 341), so tut auch Antonius bei Philippi (Emph. 4, 126, 529; 128, 538 ff.). Feldherren, die aus Verblendung, übermäßiger Vorsicht oder Beutesucht diese letzte Anstrengung gescheut haben – verursachten dadurch ihren eigenen Untergang: so Petreius, der nach seinem Sieg in Africa es versäumte, Caesar weiter zu verfolgen (Emph. 2, 95, 399), oder Pompeius nach seinem Sieg bei Dyrrhachium (Emph. 2, 62, 259).

Dieser Grundsatz, den geschlagenen Feind sofort bis zur Vernichtung zu verfolgen, war für die antike strategische Theorie keineswegs selbstverständlich. In der Strategemata-Literatur gilt demgegenüber eher der Grundsatz, man möge den geschlagenen Feind nicht zur äußersten Verzweiflung treiben; man müsse ihm eher die Möglichkeit des raschen Rückzuges offen lassen. Wenn nämlich ein Heer keine Möglichkeit der Flucht vor sich sieht, ist es zu ganz unerwarteten Heldentaten bereit – besser also, freie Bahn zur Flucht zu lassen. Als klassisches Beispiel dient dabei der weise Rat des Themistokles, den geschlagenen Persern den freien Rückzug zu erlauben.¹⁰

⁹ Emph. 2, 62, 259; 64, 268; 65, 270 ff.; 71, 297; 83, 349; 95, 399; 3, 72, 296; 4, 112, 470; 117, 491; 5, 100, 416; 110, 458; 140, 583 usw.

¹⁰ Herod. 8, 110; Plut.: Them. 16; Diod. 11, 19; Frontinus: Strat. 2, 6, 8; Polyainos 30, 4; Belegstellen bei O. SEEL: Trogus, Caesar und Livius bei Polyainos. Rh. Mus. 103 (1960) 230 ff. (p. 233).

In der Strategemata-Literatur wird daraus schon eine allgemeine taktische Regel konstruiert, *«de emittendo hoste, ne clausus proelium ex desperatione redintegraret»* – wobei die dargebotenen Beispiele von Themistokles bis Caesar reichen.¹¹ Auch noch Vegetius gibt den Rat, *«viam abscedendi hostibus dandam»* (3, 21) – er verbindet aber schon diese Regel (abweichend von Frontinus) mit der Erfahrung, der fliehende Feind sei leichter zu vernichten, *«ut deleantur facilius fugientes»*. Auf diese Weise versucht Vegetius zwei, einander eigentlich entgegengesetzte Grundprinzipien: jenes der «goldenen Brücke» für die Flucht, und jenes der vollkommenen Vernichtung miteinander zu verbinden.

Soviel scheint jedenfalls sicher zu sein, daß die bei Appian vorgeschlagene taktische Regel der Vernichtung bewußt und folgerichtig in Caesars Heerführung angewandt wurde. Dem Scipio Africanus Maior wurde noch der Ausspruch zugemutet *«hosti non solum dandam esse viam ad fugiendum, sed etiam muniendam»*.¹² Es ist sehr möglich, daß Scipio eben in diesem Sinne handelte, als er dem Hasdrubal bei der Flucht aus Hispanien freie Bahn ließ, und daß auch Hannibal im Sinne dieser Vorschrift nach Trasimenus und Cannae die weitere Verfolgung des römischen Heeres unterließ, und daß nur nachträglich, im Rückblick auf den letztlichen Kriegsausgang darin ein verhängnisvoller strategischer Fehlschritt entdeckt wurde.¹³ Caesar selbst hebt aber das Prinzip der endgültigen Vernichtung schon als prinzipiell einzig richtigen Vorgang des öfteren hervor. In BC 3, 70 und 74 kritisiert er Pompeius, diese Vorschrift nach Dyrrhachium nicht befolgt zu haben; BC 3, 95 – bei der Darstellung der Schlacht von Pharsalus – und B. Afr. 85 (bei Thapsus) wird das Vorgehen Caesars schon in diesem Sinne dargestellt. Die moderne Feststellung, von Bibracte bis Munda hätte kein einziges, von Caesar besiegtes Heer seine Niederlage überlebt, ist vollkommen berechtigt.¹⁴ Wenn demnach Appian sich folgerichtig auf die Grundlage dieser caesarischen Vorschrift setzt, und z. B. keinen einzigen Fall der traditionellen Taktik der «goldenen Brücke» in positivem Sinne erwähnt, so kann daraus füglich gefolgert werden, daß Appian in diesen seinen Ansichten von einer solchen Quelle beeinflusst war, welche die caesarische Vernichtungs-Strategie als eine allgemeine strategische Vorschrift betrachtete.

4. Die schonungslose Vernichtungsstrategie wurde aber selbst von Caesar nicht für ein absolut gültiges Mittel betrachtet: sie gilt nur gegenüber

¹¹ Frontinus: Strat. 2, 6 und 4, 7, 16; Vegetius 3, 21; zu bemerken ist, daß das auf Caesar bezügliche Beispiel Frontinus 2, 6, 3 aus dem Krieg gegen die Germanen historisch sonst nicht belegt ist.

¹² Frontinus 4, 7, 16; Vegetius 3, 21.

¹³ Appian selbst betrachtet den Rückzug nach Cannae – abweichend von der livianischen Tradition – nicht als strategischen Fehler, da dies ein mit schweren Verlusten erkämpfter «pyrrhischer» Sieg gewesen wäre, cf. Hann. 26, 111. Zu den antiken Bewertungen Hannibals (auch seiner Fehler), vgl. K. CHRIST: Zur Beurteilung Hannibals. Historia 17 (1968) 461 ff.

¹⁴ KROMAYER VEITH: Heerwesen u. Kriegsführung der Griechen u. Römer, München, 1928. 466.

dem schon geschlagenen Feind. Wenn er sich jedoch potentiell zwar schon in schwieriger Lage befindet, z. B. umzingelt oder von Hungersnot bedroht ist, aktuell aber noch über genügende Kräfte verfügt, so soll er eher glimpflich behandelt werden. Vor Ilerda will Caesar die Pompeianer nicht angreifen: «*cur etiam secundo proelio aliquos ex suis amitteret? . . . cur denique Fortunam periclitatur? praesertim cum non minus esset imperatoris consilio superare quam gladio. . .*» (BC 1, 72, cf. *ibid.* 81). Das Vermeiden des überflüssigen Blutvergießens (und des damit verbundenen Risikos), namentlich den Hungersnot leidenden, verzweifelten und dadurch zur Tollkühnheit gejagten verwilderten Feinden gegenüber, ist demnach ein Grundgebot der Feldherrnweisheit,¹⁵ namentlich, wenn der Feind auch kriegserfahren und nicht nur barbarisch tollwütig ist.¹⁶ Dieses, auch von Caesar angenommene Gesetz erscheint bei Appian in drei verschiedenen Aspekten:

- a) Ein Feldherr, der in günstiger Versorgungslage ist, soll den Feind eher durch Aushungerung, als durch blutigen Kampf bezwingen;
- b) ein Heer in verzweifelter Lage und verwilderter Stimmung ist immer höchst gefährlich für den Feind: besser sich mit ihm nicht in offenen Kampf einlassen!
- c) Demgegenüber ist einem Feldherrn, dessen Heer sich in objektiv ungünstiger seelischer oder körperlicher Verfassung befindet, eine rasche Entscheidung erwünscht.

Die Befolgung bzw. Vernachlässigung dieser strategischen Regeln wird bei Appian in verschiedenen Kriegssituationen zur Erklärung des Sieges oder der Niederlage verwendet. Scipio Aemilianus wählte gegen die verzweifelt kämpfende Bevölkerung von Numantia eher das langsamere und weniger glorreiche Mittel der Aushungerung, um den offenen Kampf gegen die verzweifelten und verwilderten Leute zu vermeiden (Ib. 90, 392; 97, 420). Dieses Motiv gehört zur festen Scipio-Tradition und kann sich sogar auf angebliche Aussagen des Feldherrn stützen.¹⁷ Die «Macht der Verzweiflung» wird auch von Pompeius nach Dyrrhachium anerkannt. Als er erfährt, daß Caesars Soldaten

¹⁵ Verzweiflung macht tollkühn und kann zu ganz unerwartetem Erfolg führen «*Una salus victis, nullam sperare salutem*» — das weiß auch Vergil, *Aen.* 2, 354. Appian bietet dazu eine ganze Reihe Exempel, vgl. *Saun. frg.* 1, 7; *Ib.* 90, 392; *Mithr.* 40, 155; *Emph.* 2, 66, 274 f. Dasselbe Motiv bei Cass. Dio: 38, 35, 2; 39, 5, 2; 43, 36, 3; 49, 3, 2; *Zonaras* 9, 30; *Frontinus: Strat.* 2, 1, 11; *Vegetius* 3, 21.

¹⁶ Die obige Feststellung bezieht sich nicht auf solche, die zwar «verzweifelt», aber ohne Verstand, *μάλα ἀνοήτως ἐπὶ ὀργῆς* kämpfen, und am wenigsten auf die Barbaren; vgl. *App.* *Emph.* 1, 46, 203; 91, 418; 2, 45, 183; *Cass. D.* 38, 35, 2; 47, 5; 62, 8, 1; *Seneca: De ira* 1, 11, 1 ff.; *Val. Max.* 2, 7, 10 usw.

¹⁷ *Plut.: Apophthegmata Scip.* min. 20 = *Moralia* 201 E; eine ähnliche Aussage des Scipio Minor im Namen seines Vaters Aemilius Paullus bei *Gellius* 13, 3, 6 = *Peter, HRR* 1, 180, *Sempronius Asellio frg.* 5; *App.* *Ib.* 90, 392; 97, 420; *Frontinus* 4, 7, 16, vgl. dazu: *H. SIMON: Roms Kriege in Spanien.* Frankfurt 1962. 185 ff. — Von Scipio Aemilianus soll der bekannte und zum *topos* gewordene Vergleich des besonnenen Feldherrn mit dem guten Arzt stammen, vgl. *Plut.: Apophthegmata Sc.* min. 20, *App.:* *Ib.* 87, 379; *Plut.: Pomp.* 67, 5 (im Namen des Pompeius), *Frontinus* 4, 7, 1 (im Namen des Caesar).

schon das trockene Gras essen, ist er nicht erfreut, sondern seufzt auf: «Was sind das für Bestien, gegen die wir kämpfen müssen!» (Emph. 2, 61, 252; 71, 297). Schon im Samniterkrieg hielt es Valerius Corvinus höchst schwierig, solche «verwilderte Leute» niederzuwerfen (Saun. fr. 1, 7).¹⁸ Selbst bei Cannae konnten die umzingelten Römer noch zuletzt schweren Schaden Hannibal zufügen, weil sie «zugleich verzweifelt und kriegstüchtig» leuchtende Heldestaten vollbrachten (Hann. 24, 105). Lucullus ist geneigt, Mithridates eher durch Aushungerung zu bezwingen (Mithr. 72, 311) während der barbarische Tyrann zu derselben Taktik trotz seiner günstigen Lage nicht fähig war (ibid. 85, 383), und dadurch seine eigene Niederlage verursachte. Pompeius hätte Caesar bei Pharsalus ohne Kampf, lediglich durch Aushungerung besiegen können, und ebenso Brutus bei Philippi das Heer der Triumviren. Aber beide-mal mußten sich die vorsichtigen und erfahrenen Feldherren dem Ungestüm ihrer Offiziere beugen, und den Sieg dem verzweifelt, fast tierisch kämpfenden Feind überlassen. Besonnene Feldherren sind also *grundsätzlich* für eine zwar umständlichere, langsamere, aber auch sichere, ungefährliche und weniger blutige Lösung die ungestümen, unerfahrenen jungen Leute für blutigen Kampf, rasche Lösung und größere Gefahr.

Es scheint, daß die Aushungerungstaktik als prinzipiell günstigste Methode der Kriegsführung – nicht nur belagerten Städten gegenüber,¹⁹ sondern auch im Feldkrieg – seit Fabius Maximus Cunctator für eine grundsätzlich zu befolgende strategische Vorschrift betrachtet wurde. Dementsprechend entstand in der römischen Historiographie der zu einem literarischen Topos versteifte typische Gegensatz zwischen dem (meist älteren) vorsichtigen Feldherrn und seinen draufgängerischen (meist jüngeren) Kollegen und Ratgebern: Papirius Cursor und Fabius Rullianus, Fabius Maximus und M. Minucius, Aemilius Paullus und Terentius Varro bieten die bekanntesten Beispiele. Die Geschichtsschreibung gibt auch eine lange Reihe der Exempla zur Aushungerungstaktik: so kämpfte schon seinerzeit L. Furius Camillus gegen die Gallier . . .²⁰ Die Vorschrift fand ihren Eingang auch in die strategischen Lehrbücher: Frontinus zählt manche Exempla auf, «*per quae hostes ad inopiam redigantur*»; Vegetius stellt in seinen «*Regulae bellorum generales*» fest: «*aut inopia aut superventibus aut terrore melius est hostem domare quam proelio, in quo amplius solet fortuna potestatis habere quam virtus*» (3, 26).²¹

Appian konnte sich also in seinen strategischen Analysen auf diese schon festgesetzte Vorschrift stützen, und umso eher, als auch Caesar (BC 1,72 und

¹⁸ Die verzweifelt kämpfenden werden oft wilden Tieren, *θηρία* verglichen, vgl. Kelt. frg. 1, 9; Emph. 1, 46, 203; 2, 61, 252 usw., Cass. D. 38, 35, 2; 47, 4 f.; Polyb. 10, 26, 5; 15, 20, 3.

¹⁹ In der Poliorketik war die Aushungerung wegen der unentwickelten Technik stets das bewährteste Mittel, vgl. KROMAYER–VEITH: a. W. 213 ff. (E. SCHRAMM).

²⁰ Zonaras 7, 25, 7, cf. Cass. Dio ed. BOISSEVAIN frg. 30.

²¹ D. SCHENK: Die Quellen der Epitoma Rei Militaris. Leipzig 1930. 58 ff.; E. SANDER: Quellen des Vegetius. Rh. Mus. 99 (1956), 153 ff.

81; 3, 90) diesem Prinzip bewußt — aber nicht ohne politische Hintergedanken²² — folgte. In diesem Sinne kann Appian die Erfolge des Scipio Aemilianus sowohl bei Karthago (Lib. 102, 480 ff.; 103, 487) als bei Numantia (Ib. 90, 392; 97, 420; 87, 349) damit erklären, daß er fähig war, der Überredung seiner Offiziere zu widerstehen — die Niederlagen des Pompeius bei Pharsalus und der Caesarmörder bei Philippi aber damit, daß sie ihren eigenen richtigen Aushungerungsplan unter fremdem Einfluß aufgegeben haben. In seiner sehr ausführlichen Erzählung, in welcher alle typischen Motive dieser Situation breit ausgeführt werden, gibt er augenscheinlich mehr, als was er in seinen Quellen — soweit dieselben uns noch mittelbar zugänglich sind — finden mochte. Caesar erwähnt in seiner Darstellung der Schlacht von Pharsalus die bessere Möglichkeit der Auswärtungstaktik nur andeutungsweise (BC 3, 86), von der Möglichkeit der Aushungerung ist bei ihm noch keine Rede;²³ ebenso fehlt dieses Motiv bei Cassius Dio.²⁴ Nur die mit Appian auch sonst parallele Tradition bei Plutarch (Pomp. 67–68) und Lucan (Phars. 7, 45 ff.)²⁵ hebt den ursprünglichen guten Plan des Pompeius und seine Vereitelung durch die Senatoren hervor. In der Darstellung von Philippi ist die Quellenlage ganz ähnlich. Appian stellt in ganzer Breite die mit Pharsalus vollkommen analoge Situation dar. Antonius ist ebenso «verrückt tollkühn» (Emph. 4, 107, 451; 110, 461 usw.)²⁶ wie seinerzeit Caesar. Für Brutus und Cassius ist die Auswärtungstaktik ebenso günstig, wie einst für Pompeius, und sie werden ebenfalls nur von ihren ungeduldigen Offizieren zur Schlacht gedrängt.²⁷ Die unmittelbarste Parallelüberlieferung bei Plutarch erwähnt von alledem nur kurz, in den Worten des Cassius die Ähnlichkeit mit der Lage vor Pharsalus (Brutus, 40, 3). Cassius Dio hebt die günstige Versorgungslage der Caesarmörder, ihre Auswärtungs-

²² Die strategische Maßnahme steht BC 1, 72 im Dienst der *clementia Caesaris*. *Movebatur etiam misericordia civium . . .*. Über den propagandistischen Zweck solcher Aussagen vgl. P. FABRE in seiner Einleitung zu César: *La guerre civile*. Paris 1936. XXX f.; M. RAMBAUD: *L'art de déformation historique . . .* Paris 1952, P. JAL: *La guerre civile en Rome*, Paris 1964.

²³ BC 3, 84: *Re frumentaria praeparata confirmatisque militibus etc.* beweist eher, daß Caesar keine großen Versorgungsschwierigkeiten hatte; *ibid.* 85: *. . . hoc sperans, ut movendis castris pluribus adeundis locis commodiore re frumentaria uteretur . . .* spricht auch nicht für akute Hungersnot im Lager Caesars.

²⁴ Vgl. 41, 51, 1 (Versorgungsschwierigkeiten nur unmittelbar nach Dyrrhachium), und dazu: *ibid.* 5; 51, 1 und Kap. 53–62 (Beschreibung der Schlacht).

²⁵ Zur Frage des Zusammenhanges zwischen Appian, Plutarch, Florus und Lucan vgl. E. GABBA: Appiano 109 ff., 207 ff.; ders.: *Sul libro siriano di Appiano*, *Rend. Acc. d. Lincei* 1957, 339 ff. I. HAHN: Appien et le cercle de Sénèque. *Acta Ant. Hung.* 12 (1964) 169 ff.; ders.: Appian i Aleksandria (russisch). *VDI* 1967: 1, *Bez. des Zeitalters bis Pompeius*: L. PIOTROWICZ: *Plutarch a Appjan*, *Prace Naukowe Uniwersytetu Poznańskiego* No. 6, Poznań 1921.

²⁶ Die geistige Verfassung des Antonius z. Z. der Schlacht von Philippi wird als *μάλα θρασέως, ὀργή τε καὶ ὀργή, ὀργή μανιώδης* usw. bezeichnet, vgl. Emph. 4, 107, 450; 110, 461; 112, 468.

²⁷ Vgl. Emph. 4, 100, 419; 108, 453; 109, 457 ff.; 118, 495 ff.; 122, 512; 123, 515 ff.; 124, 520 ff.

taktik und die Ungeduld des Heeres hervor, vermeidet aber den Vergleich mit Pharsalus.²⁸

Appian formte also aus den verschiedenen Motiven der historiographischen Tradition seine einheitliche und eindringliche Vorstellung über die Vorgänge und die dahinter stehenden Motive. Er arbeitet auch hier mit der schon bekannten Methode der Motivübertragung und der Schaffung stereotyper Situationen und typischer Charaktere. Das militärische Problem vor Karthago, Numantia, Pharsalus und Philippi ist in seiner Darstellung grundsätzlich dasselbe; das ermöglicht ihm, die menschlichen Konflikte ebenfalls in ihren typischen Wesenszügen zu zeichnen. Diese einheitliche Darstellungsform mit ihren zurückkehrenden Motiven konnte er aber nicht in einer und derselben Quelle finden. Die *Emphyliä* entstammen doch jedenfalls einer Spezialquelle über die römischen Bürgerkriege, allem Anschein nach (wenigstens bis Philippi) dem Werk des Asinius Pollio.²⁹ Dort konnte über Karthago und Numantia keine Rede sein. So muß die Ausarbeitung und Ausrundung der Einzelangaben der verschiedenen Quellen in die einheitlich dargestellten Stereotypen als die persönliche schriftstellerische Leistung Appians betrachtet werden.

5. Das Bestreben, einerseits den Feind mit höchstem Krafteinsatz vollkommen zu vernichten, andererseits aber Risiko und Blutvergießen womöglich zu vermeiden, weisen eigentlich auf zwei, grundlegend verschiedene Konzeptionen der Strategie,³⁰ und damit im Zusammenhang, auf zwei Charaktertypen der Feldherren hin - den *kühnen*, und den *besonnenen*. Diese beiden Eigenschaften vereinen sich nur in ausnehmend hervorragenden Persönlichkeiten, wie Scipio Aemilianus; er stellt den Typ des vielseitigen, vollkommenen und idealen Feldherrn dar. Caesars draufgängerische Kühnheit und Geschwindigkeit wird schon nicht ohne latente Kritik erwähnt.³¹ Er hielt «rasches Dreinhauen und durch Tollkühnheit erweckten Schrecken höher, als Vorsicht und gute Vorbereitung»,³² und war darin Alexander dem Großen ganz ähnlich (*Emph.* 2, 149, 621). Das ist kein eindeutiges Lob. Augustus nämlich, wie das in Zusammenhang mit dem Lob des Fabius Maximus erwähnt wird, «war nicht leichtfertig darin, in den Kämpfen eher Mut, als Vorsicht vorzuzeigen» (*Hann.* 13, 56). Dieser Ausspruch weist - wie das schon früher bemerkt worden ist - auf eine augusteische Quelle hin.³³ Die stillschweigende Kritik an

²⁸ Cass. D. 47, 36, 1; 37, 1; 38, 3 ff.; 47, 3 ff.; 48, 1 f.

²⁹ S. dazu die in Anm. 25. zitierte Literatur.

³⁰ Vernichtungs (bzw. Niederwerfungs)-Strategie und Ermattungs-Strategie als zwei hauptsächliche Alternativen in der Antike, vgl. KROMAYER-VEITH: a. W. 147 ff., 455 f. aufgrund von H. DELBRÜCK: *Gesch. der Kriegskunst*. Berlin 1900. I. Bd.

³¹ Zu antiken Kritiken an Caesars Strategie vgl. H. STRASBURGER: *Caesar im Urteil seiner Zeitgenossen*: *Hist. Zschr.* 175, 1953, 224 ff.; zu seiner *Kriegskunst*: P. J. CUFF: *Caesar as Soldier, Greece & Rome*. 1957. 213 ff.; H. P. JUDSON: *Caesars army*, Neudruck N. Y. 1962.

³² *Emph.* 2, 34, 136; 53, 216 ff.; 55, 227 ff.; 58, 241. Zum Vergleich zwischen Alexander und Caesar vgl. F. REUSS: *Appian und Arrian*, *Rh. Mus.* (1899) 466 ff.

³³ A. KLOTZ: a. a. O. 10, mit Berufung auf E. SCHWARTZ: *Griech. Gesch.* 386.

der caesarischen *celeritas* einerseits, und die positive Bewertung seiner oft kühnen Vernichtungstaktik andererseits und endlich die Berufung auf die prinzipielle Vorsichtigkeit in der Heerführung des Augustus können letzten Endes auch auf einen solchen Schriftsteller zurückgeführt werden, dem alle diese Konzeptionen nicht unbekannt waren, der Caesars Feldherrngenie hoch bewertete und auch die Prinzipien des Augustus gut kannte; alle diese Züge passen jedenfalls auf Asinius Pollio. Appian konnte füglich diesen augusteischen Grundsatz (und seinen Gegensatz zu Caesar) bei Asinius Pollio kennen lernen, und selbständig, durch Assoziation auch bei der Würdigung der «fabianischen» Strategie anwenden.³⁴

Es gibt aber eine Situation, in welcher die Kühnheit des Feldherrn in jeder Hinsicht hoch zu bewerten ist. Wenn ein Heer in kritische Lage gelangt, sich schon fast geschlagen fühlt und in Flucht begriffen ist, kann der Feldherr mit vollem Einsatz seiner persönlichen Kühnheit und Popularität den Ausgang noch umwenden. Das ist bei Appian eine typische Situation. So tat der ältere Scipio in der Schlacht bei Carmona in Hispanien (Ib. 27, 107); Sulla gegen Mithridates bei Orchomenos (Mithr. 49, 195) und auch im Bürgerkrieg (Emph. 1, 58, 260); so Caesar vor Thapsus (Emph. 2, 95, 400) und bei Munda (ibid. 104, 423). Das ist also wiederum ein zurückkehrendes Motiv. Appian fand es jedenfalls in der Caesar-Überlieferung,³⁵ wo es zum *locus communis* wurde, und konnte es von hier herausgehend auch in fremde Kontexte übertragen.³⁶ Das war um so natürlicher, als die Forderung dem Feldherrn gegenüber, «*de restituenda per constantiam acie*» auch in die Exempla-Sammlungen Eingang gefunden hat.³⁷

6. Die *constantia* ist bei Appian eines der Mittel, das vollkommene Vertrauen des Heeres zu erringen. Erfolgreiche Feldherren waren immer — und mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln — bestrebt, das Vertrauen ihrer Soldaten zu erreichen und zu erhalten.³⁸ Keine moralische und keine materielle Möglichkeit darf dabei vermieden werden. Vertrauen des Heeres ist eine Grundbedingung des Sieges, wie das Mißtrauen früher oder später zur Niederlage

³⁴ Die Kenntnis der strategischen Grundsätze kann auch den Commentarii des Augustus (vgl. H. MALCOVATI: Imp. Caesaris Augusti Operum Fragmenta³. 91 ff.) entnommen sein; zur Benutzung derselben seitens Appians vgl. I. HAHN: Acta Ant. Hung. 17 (1969) 216. Wahrscheinlicher ist dennoch, daß Appian diese Charakteristik — und den Vergleich mit den Grundsätzen Caesars — eher einer äußeren Quelle entnahm, und da ist Asinius Pollio der wahrscheinlichste.

³⁵ Caesar: BG 1, 25, 1 ff.; 2, 25, 1 ff.; Val. Max. 3, 2, 19.

³⁶ Die Episode über Scipio Maior (Ib. 27, 107) ist nirgends sonst belegt, und wird von A. KLOTZ: a. W. 82 f. auf Timagenes zurückgeführt. Zur Kritik seiner Auffassung und überhaupt über die sog. Timagenes-Hypothese, cf. R. LAQUEUR s. v. Timagenes, PWRE VI A, 1063 ff. H. BENGTON: Röm. Geschichte. München 1967. 90 f.

³⁷ Cf. Frontinus: Strat. 2, 7, 1 ff.; Vegetius 3, 25.

³⁸ Eine eigentümliche, fast «nacchiavellistische» Methode, die Treue des Heeres zu behalten, besteht darin, sie als Nutznießer und Mittäter der eigenen Sünden zu gebrauchen; so tat schon Hannibkar in Hispanien (Ib. 5, 18), so Mithridates mit den Einwohnern Asiens (Mithr. 48, 189 ff.), ebenso tat auch Sulla (Emph. 1, 100, 470; 104, 489) und ihm ganz ähnlich Caesar (Emph. 2, 140, 586).

führt. Ein einleuchtendes Beispiel bietet dazu die von anderem Gesichtspunkt schon analysierte Lage des Brutus vor Philippi. Er wurde nämlich nicht nur durch den Druck seiner Offiziere zur Annahme der Schlacht gezwungen, sondern auch deshalb, weil er im geheimen die Auflehnung oder Abfall seiner Armee befürchtete (Emph. 4, 124, 521). Die parallelen Überlieferungen bei Plutarch (Brutus 49, 1 ff.) und Cassius Dio (47, 48, 2 ff.) geben ganz konkrete Angaben dafür, was Appian nur als Befürchtung des Brutus, andeutungsweise erwähnt;³⁹ unser Auktor, der die konkreten Angaben der Brutus-vita von Plutarch jedenfalls kennen mußte (hat er doch *entweder* eine, mit Plutarch gemeinsame Quelle, *oder* unmittelbar Plutarch benützt), hat hier diese Angaben bewußt ausgeklammert, da dieselben seiner allgemeinen Vorstellung über die Persönlichkeit des Brutus nicht entsprochen hätten.⁴⁰ Es genügt ihm, eben soviel anzudeuten, daß der leiseste Hauch des Mißtrauens zwischen Feldherrn und Soldaten den Sieg fraglich machen kann.

Das Problem des Vertrauens gehört mit zu den wichtigsten Anliegen Appians. Der schon im Rückgang begriffene, einst große Feldherr, der schrittweise das Vertrauen seiner Soldaten verliert, dadurch auch selbst mißtrauisch und grausam wird, immer schwerere Fehler und Sünden begeht, um endlich auch von seinen eigenen Parteigängern verlassen vollkommen zu Grunde zu gehen ist eben so typisch für Appian, wie jener andere Typ, dessen Untergang von der überschwenglichen Kühnheit seiner Offiziere hervorgerufen wurde. Repräsentanten dieses letzteren Types sind Hannibal, Perseus, Sertorius und S. Pompeius.

a) Nachdem der Senat den Friedensantrag Hannibals abwies, ließ er einen Teil der Gefangenen sofort grausam dahinhängen (Hann. 28, 121 ff.), ließ sogar aus ihren Leichen eine Brücke erbauen.⁴¹ Kurz darauf begannen die Fluchten aus Hannibals Lager. Als schon mehrere Einheiten von ihm abgefallen sind, traute er nicht einmal den übrig gebliebenen; es entstand zwischen ihm und seinem Heer ein gegenseitiges Mißtrauen und seitdem ging es dem Hannibal immer ärger (Hann. 30, 129 z. J. 215 v. u. Z., cf. auch 31, 131).⁴² Seit dem Fall Capuas fühlte er auch die «göttliche Ungunst» (ibid. 40,

³⁹ Cass. Dio a. a. O. erwähnt namentlich Amyntas und Rhaskyporis, Plut.: Brutus a. a. O. den wegen seines Mutes bekannten römischen Ritter Camulatus.

⁴⁰ Appian besteht sogar darauf, daß Cassius und Brutus ganz bis zum bitteren Ende *nicht* von ihren Soldaten verlassen wurden, vgl. Emph. 4, 133, 559. Das ist eine der für App. so charakteristischen Entstellungen der historischen Tatsachen, vgl. E. SCHWARTZ: a. a. O. 381 ff., da seine Quelle die nötigen Angaben jedenfalls enthielt. Die Katastrophe des Brutus gehört aber für Appian nicht ins Schema des von den seinen «verlassenen», sondern in jenes des von den Offizieren schlecht beratenen Feldherrn.

⁴¹ Ebenfalls typisch: cf. auch Kelt. frg. 1, 10; Lib. 63, 281; Frontinus 1, 5, 20 über Spartacus.

⁴² Die Erzählung Appians über die Zersetzung im Heere Hannibals kann als Motivübertragung betrachtet werden; zu diesen Ereignissen gibt die polybianisch-livianische Tradition keine Parallele, vgl. A. KLOTZ: a. W. 69 ff. — sie widerspricht sogar den eindeutigen Aussagen des Polybios 11, 19 und Livius 30, 20, 1 ff., K. CHRIST: a. a. O. [Ann. 13] hebt in Appians Darstellung über Hannibal die Grausamkeit als Grundei-

173; 53, 224), geriet dadurch «in noch vollkommene Verstörung» (ibid. 54, 227); jetzt verschmähte und verachtete er selbst seine Verbündeten (58, 244), und ließ letztlich alle jene, die den weiteren Mitkampf verweigerten, grausam dahinschlachten (59, 247 ff.), die ihm verbündeten Städte aber ausrauben: er betrachtete jetzt schon jeden als seinen Feind (ibid. 251). Auch nach Africa zurückgekehrt, ließ er aus bloßem Argwohn 4000 numidische Reiter niederschließen (Lib. 33, 140). Auffallend ist jedenfalls, daß in den Kapiteln der «*Libyke*», welche noch vom hannibalischen Krieg handeln, dieses Motiv des Mißtrauens und der dadurch bedingten moralischen Dekadenz viel schwächer erscheint, als in den letzten Kapiteln der «*Annibaïke*». Das könnte dafür sprechen, daß die «*Libyke*» – selbst in jenem Teil, welcher den II. punischen Krieg behandelt – einer anderen Quelle entnommen ist, als die «*Annibaïke*». Eine selbständigere Gestaltung des Charakterbildes von Hannibal seitens Appian kann aber auch nicht ausgeschlossen werden; der punische Feldherr war in Italien ein Feind und ein Fremder – daher das Mißtrauen ihm gegenüber von seiten seiner Verbündeten und Söldner, nachdem die anfänglichen Erfolge aufgehört haben; in Libyen wurde er aber von der ganzen (karthagischen) Bevölkerung mit dem höchsten Vertrauen umgeben⁴³ – das erklärt auch seine größere Selbstsicherheit und bessere Charaktereigenschaften.

b) Dasselbe eindrucksvolle Bild bietet Appian über den Makedonenkönig Perseus (Mak. frg. 16). Nach seiner ersten Niederlage wird über ihn «schändliche Furcht» Herr; er läßt zuerst zwei seiner Ratgeber umbringen, wird grausam und argwöhnig gegen jeden, wird auch von seiner Tyche verlassen, tut nunmehr alles sinnlos und feige – das tragische Ende ist unvermeidlich.⁴⁴

c) Dasselbe war das Schicksal des Sertorius. Bis zu den ersten Erfolgen des Caecilius Metellus Pius i. J. 75 v. u. Z. ist ihm immer alles gelungen. Nach den ersten Siegen desselben «fielen aber viele von Sertorius zu Metellus ab» (Emph. 1, 112, 520); seitdem «wütete er auf wilde und barbarische Weise» gegen viele, und wurde ihnen verhaßt; das ganze Heer hat sein Vertrauen ihm gegenüber verloren (ibid.). Seitdem «wurde Sertorius auch von Gott verlassen» (ibid. 113, 526), kümmerte sich nicht um seine Feldherrnaufgaben, erlitt eine Niederlage nach der anderen; sein furchtbares Ende war seitdem unabwendbar.⁴⁵

genschaft des Puniers hervor; mit Recht, aber nach den ersten Niederlagen wird Hannibal auch den eigenen Leuten und Verbündeten gegenüber grausam, was etwas Neues seinem früheren Vorgehen gegenüber ist.

⁴³ Vgl. Lib. 31, 129 ff.; 34, 143; 35, 150 usw.

⁴⁴ P. MELONI: Il valore storico e le fonti del libro Macedonico di Appiano. Roma 1955. 175 ff., 218 ff., schreibt das Fragment 16. einer zweiten, nicht polybianischen, und dem Perseus gegenüber feindlich gesinnten Quelle zu.

⁴⁵ Die parallele Überlieferung über Sertorius bei Plutarch gibt eigentlich dieselben Tatsachen wie Appian, aber Sertorius erscheint bei Plutarch dennoch in viel günstigerem Licht. Seine Niederlagen werden auch erwähnt (19, 1), seine *megalophrosyne* aber auch in dieser Lage hervorgehoben (23, 1). Der Argwohn wird lediglich mit den Intrigen des Perpenna erklärt (25, 2 ff., 6), der Charakter des Sertorius ganz bis zum Ende hochachtungsvoll dargestellt, vgl. auch die Synkrisis 21 (2), 6; vgl. E. GABBA: a. W. 96 ff.

d) Der Niedergang des Sextus Pompeius hat mit seiner Eifersucht gegen seine eigenen Ratgeber begonnen; zuerst läßt er Bithynicus und danach Mureus ermorden (Emph. 5, 70, 293 f.), und wird von seinen senatorischen Parteigängern verlassen (ibid. 302); danach wird er auch gegen Menodoros mißtrauisch (ibid. 78, 330 f.); er hat noch große Erfolge, wird dadurch von Größenwahn ergriffen (ibid. 100/416 f.), verhehlt schon nicht sein eigentlich vollberechtigtes! Mißtrauen Menodoros gegenüber, der ihn mehrere Mal verrät (ibid. 419). Nach seiner letzten Niederlage bei Naulochos wird er von jedem verlassen (ibid. 142, 595), auch die Gottheit beraubt ihn ihres Beistandes (143, 597), er häuft schon Fehler auf Fehler, Sünden auf Sünden und erliegt seinem Schicksal.

Die Einheitlichkeit der Stereotypie dieser Dekadenz vom erwachenden Argwohn des Feldherrn bis zu seinem endgültigen Untergang ist so eindrucksvoll, daß wir nicht umhin können, darin wiederum die appianische Tendenz zur Bildung festgesetzter Charakter- und Situationstypen zu erblicken; und das eben in diesen Fällen - - umso eher, als dieselben Persönlichkeiten am Anfang ihrer Laufbahn bis zum Gipfel ihrer Erfolge von Appian nicht nur mit gewisser Sympathie, sondern auch mit Hochachtung behandelt wurden. Aber eben in Anbetracht der unverkennbaren Typologie ist es u. E. unnötig, in allen diesen Fällen (oder in einem Teil derselben) an Benutzung verschiedener - etwa: dem Perseus freundlicher und unfreundlicher - Quellen zu denken. Wir werden unserem Auktor gerechter, wenn wir seiner eigenen Vorstellung über die typische Situation des «in Niedergang begriffenen Feldherrn» und der daraus entstammenden freien Quellenauswahl und schriftstellerischen Gestaltung viel mehr Nachdruck einräumen, als das im allgemeinen angenommen wird.

7. Fassen wir nunmehr zusammen. Appian folgt in seinen taktischen und strategischen Analysen und Betrachtungen gewissen allgemein gültigen Vorstellungen, die im großen und ganzen der römischen kaiserzeitlichen - teils unter dem Eindruck der caesarischen Kriegsführung entstandenen - strategischen Theorie entsprechen. Diese Vorschriften werden in den einzelnen Büchern des appianischen Geschichtswerkes grundsätzlich einheitlich angewandt; dabei werden diese strategischen und taktischen Regeln in so einer verallgemeinernden Form anläßlich der einzelnen konkreten Analysen benützt, daß eine gewisse Kenntnis auch der rein theoretischen strategischen Vorschriften unserem Auktor nicht abgesprochen werden kann. Das ist nicht damit zu erklären, daß die Strategemata-Literatur Appian bekannt gewesen wäre, obwohl einige auffallende Berührungspunkte zwischen Appian und Frontinus wenigstens auf gleiche Quellen folgern lassen; so wird z. B. der Verräter Tarrents nur bei Appian (Hann. 32, 433) und Frontinus (Strat. 3, 3, 6) Kononeus genannt, während bei Polybios und Livius Nikon und Philumenos die Stadt dem Hannibal übergeben.⁴⁶ Dieses Beispiel und ähnliche geben aber eine zu

⁴⁶ Vgl. dazu: A. KLOTZ: a. W. 49 f., zu weiteren Parallelen ebd. 60 f.

schwache Basis für weitgehende Folgerungen; dazu ist auch der Unterschied zwischen seinen ausgeführten Gedankengängen und den knappen Angaben der Exempla-Literatur zu schwerwiegend. Ebenso unwahrscheinlich ist auch, daß Appian alle konkreten Anwendungen der taktischen und strategischen Vorschriften in genau derselben Form dargeboten hätte, wie er sie in seinen, jedenfalls verschiedenen Quellen gefunden hat. Dagegen spricht die schon öfter hervorgehobene Einheitlichkeit seiner Auffassung und der von ihm geschaffenen Charakter- und Situationstypen in den verschiedenen Partien seines Werkes. Eine solche Einheitlichkeit kann nicht einem Schriftsteller zugemutet werden, der lediglich als Bearbeiter und Excerptor verschiedener, auf sklavische Weise ausgeschriebener Quellen betrachtet wird.

Die Sache ist eher so zu erklären, daß Appian bestrebt war, die in irgendeiner Quelle gefundenen und für ihn einleuchtenden strategischen Gedanken auch an anderen Stellen seines Werkes - wo er analoge menschliche Typen und Situationen entdeckt - frei anzuwenden. Aus dieser Anwendung derselben allgemeinen Darstellungsmotive, Motivübertragungen und allgemeiner Grundsätze in verschiedenen Kontexten seines Werkes entstehen jene typischen Situationen, deren Existenz und Rolle in der appianischen Darstellungsmethode wir erweisen wollten.

Appian erscheint im hier dargestellten Problemenkreis der Strategie nicht als jener gedankenlose Kompilator verschiedener - auch einander entgegengesetzter - Quellen, als der er noch immer dargestellt wird, sondern als solcher - zugegeben: nur mit Sekundärliteratur arbeitender - Geschichtsschreiber, der seine Quellen mit gewisser Selbständigkeit gehandhabt hat; in der Interpretation der einzelnen Ereignisse war er beflissen, in ihnen das allgemeine, typische und charakteristische zu entdecken. Seine Kenntnis an Tatsachen ist mager - und immer abhängig vom Niveau seiner jeweiligen Quelle -, daher auch sekundär und oft ungenau; aber die selbständige Interpretationsfähigkeit und eine beachtliche logische und psychologische Einsicht kann ihm nicht einmal in den Fragen der Kriegskunst abgesprochen werden.

Budapest.

PECULIUM SERVI (VEL FILII?)

I

1. In Lehr- und Handbüchern, sogar selbst in Monographien redet man im allgemeinen schlechthin über das *peculium*, ohne zwischen dem *peculium* des Sklaven und des Haussohnes zu unterscheiden.¹ Doch enthalten die Quellen manche Hinweise auf gewisse Unterschiede zwischen den beiden Arten des *peculium*, und bieten dadurch einen Anlaß zur Vermutung, daß die beiden *peculia* etwa nicht gleichzeitig in Erscheinung getreten sind, und möglicherweise gar nicht identisch waren.²

2. Um ein klares Bild über die Frage zu gewinnen, empfiehlt es sich, die Definitionen der Quellen als Ausgangspunkt zu wählen. Laut Ulpian: D. 15.1. 5.3: *Peculium dictum est quasi pusilla pecunia sive patrimonium pusillum*. Diese Definition verallgemeinert zwar ersichtlicherweise, doch setzt der Rechtsgelehrte (§ 4) folgenderweise fort: *Peculium autem Tubero quidem sic definit, ut Celsus libro sexto digestorum refert, quod servus domini permissu separatum a rationibus dominicis habet, deducto inde, si quid domino debetur*.

Ebenfalls Ulpian führt, unter Berufung auf frühere Rechtsgelehrten (Servius, Neratius, Pomponius), auch eine dritte Definition an, die zwar formell keine Definition im eigentlichen Sinne darstellt:³ D. 15.1.9.2: *Peculium autem deducto quod domino debetur computandum esse, quia praevenisse domi-*

¹ Vgl. etwa: HEUMANN—SECKEL: Handlexikon zu den Quellen des römischen Rechts. Jena 1907. 412: «Insbesondere bezeichnet *peculium* den Inbegriff derjenigen Vermögensstücke, die ein Sklave oder Hauskind vom Vermögen des Herrn oder Vaters abgesondert zur eigenen Verwaltung erhalten hat.» Ebenso W. v. UXKUL: P. W. Stuttgart 1937. Stichwort «*peculium*»; O. KARLOWA: Römische Rechtsgeschichte II. Leipzig 1901. 1130; J. MARQUARDT: Das Privatleben der Römer. Leipzig 1886. 163 widmet der Frage einen Satz, und stellt die beiden Arten des *peculium* gleich. KASER: Das römische Privatrecht I. München 1955 (Im folgenden: R. Pr.) 55 erwähnt den Sklaven nur in Klammern, als er die Ausbildung des *peculium* erörtert.

² A. PERNICE äußert sich mit einem vorsichtigen Vorbehalt: «Die Haussöhne hatten, so macht es den Eindruck, überhaupt in republikanischer Zeit nicht so häufig ein Sondervermögen, wie man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist.» Siehe: PERNICE: Marcus Antistius Labeo I. (im folgenden: Labeo) 121. Auch E. PÓLAY streift die Frage in ähnlichem Sinne: *Az atyai hatalom intézvényének alapvonásai a római jogban* (Grundzüge der väterlichen Gewalt im römischen Recht) Miskolc 1944. 44. (Ungarisch).

³ «definito perit» bemerkt dazu JÖRS: P. W. V. col. 1459. Dagegen: G. BESELER: Romanistische Studien (Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Romanistische Abteilung, Weimar. Im folgenden: SZ 50, 1930/53. (Im folgenden: Studien 1930).

n u s et cum s e r v o suo egisse creditur. 3. Huic definitioni Servius adiecit et si quid his debeatur, qui sunt in eius potestate, quoniam hoc quoque d o m i n o deberi nemo ambigit.

Ulpian's Zeitgenosse Paulus bestimmt das *peculium* folgenderweise: D. 15.1.47.6: . . . *quasi patrimonium liberi hominis peculium s e r v i intellegitur . . .*

Laut Pomponius ist das *peculium* (D. 15.1.4. pr.) . . . *quod d o m i n u s ipse separavit, suam a s e r v i ratione discernens.*

Florentinus hingegen definiert das *peculium* folgendermaßen: D. 15.1.39: *Peculium et ex eo consistit, quod parsimonia sua quis paravit, vel officio meruerit a quolibet sibi donari, idque velut proprium patrimonium s e r v u m suum habere quis voluerit.*

Pomponius, Tubero und Florentinus kennen also, wie es aus den angeführten Texten erhellt, lediglich das *peculium* des Sklaven und definieren es als eine an die Sklaverei geknüpfte Einrichtung. Die anderen Definitionen unterstützen entweder diese Ansicht, oder sind neutral — ohne ihr widerzusprechen — in dem Sinne, daß der Sklave nicht ausdrücklich erwähnt wird. Dies ist bereits an sich höchst bedenklich, doch ist es keine hinreichende Grundlage für weitere Schlüsse.

3. Es wird nämlich ersichtlich, daß man ungefähr gegen die Jahrhundertwende des I–II. Jh. u. Z. bereits über ein *peculium* des Haussohnes redet, früher wird es von den Rechtsgelehrten überhaupt nicht erwähnt oder bloß gestreift. Jene klassischen Texte hingegen in denen das *peculium* des Sklaven und des Haussohnes gleicherweise erörtert wird, scheinen überraschenderweise oft interpoliert zu sein, und die Interpolation besteht in der Regel eben in dem Einschub des Ausdruckes «*filius familias*», des Hinweises auf das *peculium* des Haussohnes.⁴

Bezüglich der Interpolationen sei jedoch bereits hier vorausgeschickt, daß es sich in diesen Fällen, wie es mir scheint, nicht um Interpolationen im gewöhnlichen Sinne handelt. Diese Interpolationen sind nämlich überwiegend nicht den Kompilatoren Justinians zuzuschreiben, sondern einem bedeutend früheren Zeitalter.⁵ Es mag noch so befremdend klingen, es scheint mir überhaupt nicht ausgeschlossen, daß unter Berücksichtigung der vorangehenden Bemerkungen des Marcellus⁶ z. B. selbst Ulpian (er befaßte sich nämlich am

⁴ Im ganzen Titel D. 15. 1 hält GRADENWITZ den Ausdruck *filius vel* für interpoliert. Vgl. Index Interpolationum I–III. und Suppl. Weimar 1929— (Im folgenden: Ind. Itp.) I. 245 ff.

⁵ Auch SCHULZ vermutet vorjustinianische Interpolationen: F. SCHULZ: Geschichte der römischen Rechtswissenschaft, Weimar, 1961. (Im folgenden: Geschichte) 291. Ebenda Literaturhinweise. Ähnlicherweise F. WIEACKER: Textstufen klassischer Juristen. Göttingen 1960. (Im folgenden: Textstufen) 233. und: Lebenslaufe klassischer Schriften in nachklassischer Zeit (SZ, 67 [1950] 399 ff.).

⁶ Es hat bereits Ende des vergangenen Jahrhunderts H. BUHL darauf hingewiesen: Salvius Julianus. Heidelberg 1886. 114 ff.

eingehendsten mit der Frage) viele Texte umgestaltet, aktualisiert hat.⁷ Genauer: er erstreckte den Begriff des *peculium* auch auf das Vermögen, welches dem Haussohn zugewiesen wurde.

Es ist freilich möglich, daß eine dritte Hand das frühere Material nach dem Tod Ulpians, zu Beginn der nachklassischen Periode in die ulpianischen Texte eingearbeitet hat.⁸ Die Weise, in der das durchgeführt wurde, d. h. die Systemlosigkeit der Bearbeitung scheint diese zweite Vermutung zu unterstützen. Es ist allenfalls mehr oder minder sicher, daß wir mit vorjustinianischen Textveränderungen, Interpolationen zu tun haben.⁹

4. Es verdient außerdem auch der Umstand eine besondere Berücksichtigung, daß manche Texte das *peculium* des Sklaven und des Haussohnes nicht gleichsetzen, sondern gewisse Unterschiede hervorheben. So:

a) Aufgrund der Aufforderung zum Eid des Haussohnes wird die *actio de peculio* gewährt «... *sed in servo diversum est*» (D. 15.1.5.2.-Ulp.).¹⁰

b) Wenn der Haussohn für jemanden Bürge steht, so haftet der Hausvater aufgrund der *actio de peculio*. Aus der Bürgschaftsverpflichtung des Sklaven hingegen entsteht keine Haftung (... *distare in hoc a servo* - D. 15.1.3.9.-Ulp.).

c) Der Sklave vermag sich durch einen Darlehensvertrag verpflichten, und sein Herr haftet dafür in der Höhe des *peculium*. Aus derartigen Verpflichtungen des Haussohnes hingegen entsteht keine Haftung des Hausvaters, selbst in der Höhe des Sondergutes nicht.¹¹

d) Der Haussohn kann unter gewissen Bedingungen auch unentgeltliche Überweisungen aus seinem *peculium* vornehmen, der Sklave nicht (D. 39.5.7.-Ulp., D. 24.1.3.8.-Ulp.).

e) Das *peculium* des Sklaven hat stets das gleiche Schicksal wie das Vermögen seines Herren, das *peculium* des Haussohnes hingegen wird ausnahmsweise, aufgrund einer Verordnung des Claudius, abgesondert, wenn das Vermögen des Vaters vom Fiscus beschlagnahmt wird (D. 4.4.3.4.-Ulp.).

II

5. Es soll hiernach das Beweismaterial, in erster Linie die im strengen Sinne genommene *sedes materiae*, des Digestentitels 15.1. geprüft werden, und zwar aus dem Gesichtspunkt wieviele Texte allein das *peculium* des Skla-

⁷ Über diese Tendenz der Spätklassiker: WIEACKER: Textstufen 84 ff.

⁸ Vgl. WIEACKER: Textstufen 174 ff. und 174 Anm. 248, und insbesondere den Hinweis auf die Vermutung Wolfs, der die Vermengung der julianischen und ulpianischen Texte einem «Julianuskennner» zuschreibt. H. J. WOLFF: Zur Überlieferungsgeschichte von Ulpianus Libri ad Sabinum (Festschrift Schulz II. Weimar 1951) 162 ff.

⁹ Laut SCHULZ: Geschichte 290 ff. war der den Kompilatoren vorliegende Text der Digesten Julians «bereits kräftig interpoliert». Für unser Problem aber ist dieses Werk grundlegend. W. RECHNITZ: Studien zu Salvius Julianus Weimar 1925. 89. vermutet Glossen.

¹⁰ Vgl. mit dem an S. 318 ff. gesagten.

¹¹ Ausgenommen das *peculium castrense*. Siehe: D. 14.6.1.3. - Ulp.

ven bzw., des Haussohnes, und wieviele unterschiedslos das *peculium* beider erörtern.¹²

Im ersten, einleitenden ulpianischen Fragment, obwohl der angeführte Ediktstext allgemeinen Charakters ist – redet der Rechtsgelehrte, gemäß der Auffassung seines Zeitalters, gleicherweise über das *peculium* des *servus* und des *filius familias*, und der Text ist weder aus formellen noch aus inhaltlichen Gründen verdächtig.¹³

In den Fragmenten 2., 4., 6., 8., 12–20., 22–23., 25–26., 28–29., 31–35., 39–41., 43., 46–49., 51., 53–56. und 58. befassen sich die Rechtsgelehrten Pomponius, Celsus, Paulus, Julian, Ulpian, Gaius, Javolenus, Florentinus, Marcianus, Scaevola und Neratius allein mit dem Sklaven.

Im dritten Fragment¹⁴ – obwohl Ulpian überwiegend das *peculium* des Sklaven erörtert – trifft man auch die Erwähnung des Sondergutes des Haussohnes. Es ist jedoch eine gewisse Unfolgerichtigkeit im § 12 des Fragmentes¹⁵ zu beobachten: *Ex furtiva causa filio quidem familias condici posse constat. An vero in patrem vel in dominum de peculio danda est, quaeritur: et est verius, in quantum locupletior dominus factus esset ex furto facto, actionem de peculio dandam: idem Labeo probat, quia iniquissimum est ex furto servi dominum locupletari impune. Nam et circa rerum amotarum actionem filiae familias nomine in id quod ad patrem pervenit, competit actio de peculio.*

Im ersten Satz wird es festgestellt, daß die *condictio furtiva* auch gegen den *filius familias* erhoben werden kann. Es wird im folgenden völlig unlogischerweise die Frage dazu geknüpft, ob die Klage sich gegen den *pater* oder gegen den *dominus* hinsichtlich des *peculium* richte. Es ist ja klar, daß wenn im ersten Satz allein über den Haussohn die Rede ist, so kann allein der Vater in dieser Hinsicht verklagt werden. In der Fortsetzung hingegen wird es bestimmt, daß insofern der *dominus* infolge des Diebstahls bereichert worden ist, der letztere mit der (*actio*) *de peculio* zu verklagen sei (Es fehlt aus diesem Satz das Subjekt: das Wort *actio*, weil *de peculio* keine *condictio* sondern eine *actio* gewährt wird, wie es auch aus der Fortsetzung des Satzes erhellt). Labeo mochte tatsächlich allein das letztere gutgeheißen haben, wie es aus dem Satz

¹² Wo es möglich ist – insbesondere wenn das unentbehrlich und der Text nicht zu lang ist – führe ich die Quellen der Übersehbarkeit halber an. Hinsichtlich der Interpolationen weise ich in der Regel auf den Index Interpolationum hin, und hebe die Beziehungen *servus-filius familias*, *dominus-pater* hervor.

¹³ Doch ist es etwa nicht ulpianisch, sondern eine spätere Bearbeitung? Vgl. SCHULZ: Geschichte 247 ff. Laut LENEL ist es ein «...wahrscheinlich später entstandener Anhang zum edictum triplex». Siehe: O. LENEL: Das Edictum perpetuum. Leipzig 1927. 274 ff. (Im folgenden Ed. perp.).

¹⁴ KASER hält von diesem Fragment § 4 für eine spätere Bearbeitung. Vgl. KASER: SZ 54 (1934) 396. Ann. 3. (Die Rezension des Buches: MICOLIER: Pécule et capacité patrimoniale. Lyon 1932. Im folgenden: Micolier.)

¹⁵ ALBERTARIO hält mit Faber das Fragment für interpoliert. Vgl. E. ALBERTARIO: Responsabilità fino al limite dell'arricchimento nell'actio tributaria e nell'actio de peculio (Studi di diritto romano IV. Milano 1946) 298. (Im folgenden: Responsabilità.) Doch bedarf es für unser Problem gewisser Hervorhebungen.

«*quia iniquissimum est ex furto servi dominum locupletari impune*» hervorgeht. Der letzte Satz des Fragmentes hingegen hat nichts gemein mit dem Vorhergehenden, obwohl man das Bindewort «*nam*» eingeschoben hat. Denn welcher Zusammenhang mag zwischen der *peculium*-Haftung des *dominus* für Diebstahl und zwischen der Haftung aufgrund der *actio rerum amotarum* bestehen? (Fernerhin ist die doppelte Anwendung des Zeitwortes *facio* stilar äußerst plump: . . . *dominus factus esset ex furto facto*).¹⁶

Ein anderes Fragment, das ebenfalls den Diebstahl betrifft, scheint dieselbe Tendenz aufzuweisen: D. 13.1.4. Ulp. *Si servus vel filius familias fur-tum commiserit, condicendum est domino id quod ad eum pervenit: in residuum noxae servum dominus dedere potest*. Daß der Einschub «*filius familias*» eine Interpolation (eine Glosseme) sei, wurde bereits mit vollem Recht von Faber festgestellt.¹⁷

All dies gestattet den Schluß, daß in dem Fragment D. 15.1.3.12 drei in verschiedener Zeit entstandene, und gewissermaßen heterogene Texte vereint worden sind. Der erste Satz mochte ursprünglich allein die Klage (*condictio*!) im Fall wenn der Haussohn einen Diebstahl begangen hatte, behandelt haben. Der mittlere Teil enthielt hingegen die *peculium*-Haftung des *dominus*, wenn sein Sklave gestohlen hatte (*actio*!); der letzte Teil erklärte, daß bezüglich der *actio rerum amotarum* eine *peculium*-Haftung des Vaters entstehe, aber bloß «*in id quod ad patrem pervenit*».

Der erste Teil des fünften Fragmentes ist gemischten Charakters,¹⁸ der zweite Teil hingegen — der ausdrücklich die von den vorklassischen Rechtsgelehrten aufgestellte Definition des *peculium* enthält — betrifft ausschließlich den Sklaven.

Dasselbe trifft zu auch im Fall des siebten Fragmentes. Im § 3: *Pupillum autem tam filium quam servum peculium habere posse, Pedius libro quinto decimo scribit, cum in hoc, inquit, totum ex domini constitutione pendeat. Ergo si furere coeperit servus vel filius, retinebunt peculium* sind nämlich die Ausdrücke *tam filium, quam* bzw. *vel filius* interpoliert. Dies wird daraus ersichtlich, daß im folgenden allein über die Begründung des *peculium* seitens des *dominus* (und nicht auch des *pater familias*) die Rede ist. Hinsichtlich des *filius familias* sollte aber *pater familias* und nicht *dominus* erwähnt werden. Übrigens erwähnen auch die folgenden Paragraphen des Fragmentes (von 7 Paragraphen 6) ausschließlich das *peculium* des Sklaven. Auch dies scheint meine Ansicht zu bestätigen, daß im § 3 des Fragmentes die Hinweise auf den *filius familias* interpoliert sind.

Diese Überlegungen werden auch von formellen Indizien bestätigt. Am Ende des Textes benützt nämlich der Kompilator bezüglich *servus vel filius*

¹⁶ Die Stelle wurde schon von vielen verdächtigt. Siehe: Ind. Itp. I. 245 ff.

¹⁷ Siehe: Ind. Itp. I. 189 ff.

¹⁸ In einer anderen Hinsicht nimmt eine Interpolation an: BESELER: Beiträge zur Kritik der römischen Rechtsquellen 1-4, Tübingen 1910-1920 (im folgenden: Beitr.) 3.46.

das Zeitwort im Singular (*coeperit*), während im Hauptsatz ebenfalls bezüglich beider Subjekte, das Zeitwort bereits im Plural steht (*retinebunt*).¹⁹

Mutmaßlich bezog sich das 9., ulpianische Fragment ursprünglich ebenfalls allein auf den Sklaven, weil die Einschübe hinsichtlich des *peculium* des Haussohnes wohl interpoliert sind.²⁰ Es ist der Mühe wert, den Text von diesem Gesichtspunkt aus zu prüfen.

Der erste Teil des Fragmentes bis § 3 behandelt allein das *peculium* des *servus*. In § 4 wird zwar dieselbe Ausführung fortgesetzt, doch ist zweimal in einem Text wo das Sondervermögen des Sklaven behandelt wird -- neben *dominus* der Ausdruck *vel patris* eingeschoben. Der Einschub ist dermaßen unbegründet und augenfällig, paßt dermaßen schlecht zur Beziehung von Sklaven und Sklavenhalter, daß er allein mit einer Interpolation erklärt werden kann. Es ist außerdem verdächtig, daß obwohl im Text die Frage bezüglich des *dominus* und des *pater* gestellt wird, die Antwort sich nur auf *dominus* beschränkt.

Im § 5, der sich entlang mit dem *peculium* des *servus* befaßt, ist der Ausdruck *vel filii* ebenfalls interpoliert.²¹ Dies wird, außer Überlegungen inhaltlicher und logischer Natur auch durch den Umstand bestätigt, daß der Text in der dritten Person mit einem allgemeinen Subjekt verfaßt ist, an der fragwürdigen Stelle trifft man aber plötzlich und unbegründeterweise die erste Person.²²

Die §§ 6–8 erörtern ebenfalls stets das Rechtsverhältnis hinsichtlich eines *peculium* zwischen dem Sklaven und seinem Herrn. Doch wird im § 8 zweimal *vel patris* eingeschoben, obwohl der Text vorher und nachher nur vom Verhältnis des Sklaven und seines Herren redet. Es handelt sich also auch hier um eine Interpolation,²³ und im ursprünglichen Text mochten die Hinweise auf den *pater familias* bzw. *filius familias* gefehlt haben. Es ist auch der Erwähnung wert, daß diese Einschübe stets in Textteilen zu finden sind, wo kein vorklassischer, sondern ein klassischer Jurist wie z. B. Pedius, Julian oder Marcellus seine Meinung äußert. Das Fragment 10 redet bloß im allgemeinen über das *peculium*.

Von den 9 Paragraphen des 11., ulpianischen Fragmentes hingegen begegnet man lediglich im § 2 einer Erwähnung des *filius familias*. Aber auch

¹⁹ Mehrere Paragraphen des Fragmentes wurden mit Interpolationen verdächtigt. Siehe: Ind. Itp. I. 247. § 1 und 3 wurden von KASER verdächtigt: Micolier 396 Anm. 3. Es sei erwähnt, daß unsere Quellen nicht folgerichtig das Zeitwort in Plural benutzen, wenn zwei Subjekte mit *vel* oder *aut* verknüpft sind. Doch ist das Plural richtiger, und auch mehr allgemein in unseren Texten (So etwa: D. 2.14.17.7. Paul., 14.1.1.22. Ulp., 20.3.1.1. Marc., 41.2.1.5. Paul., 41.2.14. pr. Paul.). Deshalb können die Fälle, wo das Prädikat im Singular steht als ein formelles Zeichen einer Interpolation angesehen werden.

²⁰ Vgl. BESELER: Studien 1930, 52 ff.; Ind. Itp. I. 247 ff.

²¹ Vgl. Anm. 4.

²² Dies ist nicht allein stehend. Siehe das Beispiel bei SCHULZ: Geschichte 255. Vgl. auch: Ind. Itp. I. 248 ff.

²³ Vgl. Ind. Itp. I. 248.

in diesem Paragraph geht die Rede über die Beziehungen von Sklaven und *dominus*, über das *peculium* des Sklaven, und es wird unorganisch hinzugefügt: *Eadem et in filio familias dicenda erunt*. Der nachfolgende Teil ist ebenfalls verdächtig. Nachdem nämlich Julians Meinung erörtert und gebilligt wurde, ist hinzugefügt (etwa eine Glosse): *est autem natura aequum liberari filium vel²⁴ servum obligatione eo quod indebitum videtur exegisse*. Diese Begründung erweckt den Eindruck einer überflüssigen Klügelei, nachdem die Ansicht Julians (*naturalia enim debita spectamus in peculii deductione*) gebilligt worden ist.

Auch das 21. Fragment befaßt sich im ganzen mit dem Sklaven, doch erscheint unerwartet in § 3 neben dem Wort *dominus* der Einschub *vel pater*. Die Worte passen schlecht in den Zusammenhang, geschweige denn, daß nach zwei Subjekten das Zeitwort im Singular steht.²⁵

Das 24., ulpianische Fragment ist trotz seiner Kürze interpoliert: *Curator furiosi administrationem peculii et dare et denegare potest (tam servo furiosi quam filio)*.

Das Fragment ist aus Ulpians Sabinuskommentar entnommen. Wenn man die Sabinuskommentare in diesem Digestentitel (von Pomponius,²⁶ Paulus,²⁷ aber auch selbst von Ulpian²⁸ ins Auge faßt, so ergibt es sich, daß der *filius familias* keinesmals erwähnt wird. Es ist daher höchstwahrscheinlich, daß auch selbst Sabinus darüber geschwiegen hat. Wenn man den angeführten Text beobachtet, so wird es ersichtlich, daß der in Klammern gesetzte Teil ein Einschub ist. Der Sinn des Satzes ist nämlich auch ohne dessen klar und vollständig. Der Einschub wurde erst notwendig zu einer Zeit, wo bereits auch das *peculium* des Haussohnes rechtlich anerkannt wurde, und es ist wahrscheinlich, daß zur Zeit des Sabinus dies noch nicht allgemein geschah (vgl. auch S. 330). In der Folgezeit aber - - um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen war es schon zweckmäßig zu betonen, daß der Pfleger des Wahnsinnigen auch bezüglich des *peculium* eines *filius familias* zu Maßnahmen befugt sei.

Auch der einleitende Paragraph des 27. Fragmentes ist stark interpoliert:²⁹ *Et ancillarum nomine et filiarum familias in peculio actio datur: maxime si qua sarcinatrix aut tatrix erit, aut aliquod artificium vulgare exercent, datur propter eam actio. Depositi quoque et commodati actionem dandam earum nomine Iulianus ait: sed et tributoriam actionem, si peculiari merce sciente patre dominove negotientur, dandam esse. Longe magis non dubitatur, et si in rem versum est, quod iussu patris dominive contractum sit.*

Der ursprüngliche Text des Gaius redete vermutlich bloß dar-

²⁴ Vgl. Anm. 4.

²⁵ Vgl. Ind. Itp. I. 249.

²⁶ D. 15.1.2; 15.1.4; 15.1.22; 15.1.23; 15.1.25.

²⁷ D. 15.1.8.

²⁸ D. 15.1.41.

²⁹ Ind. Itp. I. 249 ff. Über die Interpolationen in den anderen Paragraphen: BESELER: Studien 1930 56. und 62 ff.

über, daß hinsichtlich des *peculium* die Sklavinnen ebenso zu beurteilen seien wie die männlichen Sklaven. Die Hinweise auf die *filia familias* und auf den *pater* sind Einschübe. Bereits die Wortfolge des ersten Satzes ist fehlerhaft. Der Hinweis auf die *actio depositi* bzw. *commodati* passen überhaupt nicht in den Textzusammenhang. Danach folgt ein weiterer logischer Mangel. Der Text knüpft nämlich wieder an der im ersten Satz erwähnten *actio tributoria* an. Es ist schließlich besonders kennzeichnend, daß im langen Fragment, das aus acht Paragraphen besteht, keinesmals der *pater* oder die *filia familias* erwähnt wird, überall trifft man allein den *servus*, wie es auch vermutlicherweise in der Vorlage des einleitenden Paragraphen geschehen mochte.

Es erweckt fernerhin Verdacht, daß bezüglich der Haustochter über «*sarcinatrix*», «*textrix*» bzw. «*aliquid artificium vulgare*» geredet wird. Diese Berufe werden nämlich beinahe ausschließlich bezüglich der Sklavinnen erwähnt, ungeachtet dessen, daß man in D. 14.4.1.1. annähernd dieselben Ausdrücke findet, diesmal aber nur hinsichtlich der Sklaven.

Im 30. Fragment trifft man neben *servus* und *dominus* auch einen Hinweis auf *filius* und *pater*, doch ist der Text stark interpolationsverdächtig.³⁰

Das gesamte Fragment ist durch eine Art Flickerei gekennzeichnet, indem es verschiedene und mannigfach jeglichen Zusammenhanges entbehrende Fragen erörtert. Es wurde offensichtlich aus mehreren Texten zusammengestellt, und wahrscheinlicherweise auch umgestaltet.

Im einleitenden Teil wird die Frage der Haftung für ein *peculium*, wo nichts zu finden ist, aufgeworfen.

§ 1 hingegen erörtert die Frage der Haftung des Erben eines *peculium*.

§ 2 befaßt sich mit dem Fall, wenn selbst der Sklave als Erbe das *peculium* erlangt.

In § 3 wird dieselbe Frage hinsichtlich des Haussohnes aufgeworfen.

§ 4 gestattet dem Gläubiger, der nur teilweise befriedigt worden ist, erneut zu klagen in Höhe des rückständigen Betrages, wenn ein Zuwachs des *peculium* vorhanden ist.

§ 5 erörtert die Lage des Gläubigers, wenn gegen seine Klage aus Kauf eine Exzeption eingewendet wird.

§ 6 bestimmt, daß die Geltendmachung des *dolus* nach einer gewissen Zeitspanne hinfällig wird.

Schließlich haftet der Erbe für den *dolus* seines Erblassers nur *in id, quod ad eum pervenit* (§ 7).

Es wird ersichtlich, daß der Text, wie er uns aus den Digesten bekannt ist, wahrscheinlich zwei Vorlagen hatte: die eine erörterte mutmaßlich die Haftung «des *peculium*», die andere hingegen die Lage des Erben eines *peculium*.

³⁰ Vgl. BESELER, Studien 1930 59 und weitere Hinweise ebenda. Siehe auch: BESELER: Romanistische Studien (SZ 46, 1926) 94. und schließlich Beitr. 2.89 und 4.275. Fernerhin: Ind. Itp. I. 250 ff.

Die beiden Texte wurden aber in einer rhapsodischen, unsystematischen Weise verflechtet, was sogar den Verdacht erweckt, daß das Fragment vielleicht aus mehr als zwei Texten zusammengestellt wurde.

Wenn man nun nach alledem das Fragment ins Auge faßt, so wird es ersichtlich, daß der *filius* und der *pater* allein in den §§ 1 und 3 erwähnt sind. Obwohl bezüglich dieser Textteile mannigfache Interpolationen vermutet worden sind, scheinen die Ausdrücke hier nicht interpoliert zu sein.

In dem einleitenden und im sechsten Paragraph hingegen werden selbst in der Textausgabe der Digesten allgemein angenommene Interpolationen angedeutet. Dies beweist zwar nichts hinsichtlich der anderen Textteile, doch genügt es, um die Echtheit der anderen Texte gewissermaßen mißtrauisch zu betrachten.

Das 36. Fragment, das den Sklaven und den Haussohn gleichfalls erwähnt, ist ebenfalls nicht frei vom Verdacht. Es ist anzunehmen, daß auch dieser Text auf mehreren Vorlagen beruht. Der erste Teil betrifft eine Frage bezüglich der Mitgift, der Ausdruck *vel dominus* ist daher wahrscheinlich ein späterer Einschub.³¹ Im zweiten Teil werden die Bestimmungen des mit einem Sklaven geschlossenen Pfandvertrages von Pomponius (und nicht von Ulpian, unter dessen Namen das Fragment in die Digesten aufgenommen wurde) auf die anderen *bonae fidei iudicia* erstreckt, und es ist hier entsprechenderweise nur über *dominus* und *servus* die Rede. Außerdem paßt die im zweiten Teil gegebene Antwort ziemlich schlecht zur Fragestellung. Es wird nämlich gefragt ob bei den *contractus bonae fidei* die Haftung *in solidum* oder bloß *de peculio* bestehe. Der Rechtsgelehrte beantwortet aber nicht diese Frage. Pomponius führt nämlich hier aus, daß wenn etwas beim Sklaven verpfändet worden ist, die *actio de peculio* und die *in rem verso* gleichfalls zur Verfügung stehen. Wenn aber der Herr die Herausgabe der Sache verweigert — obwohl dies möglich wäre —, kann er sogar mit der *doli actio* verklagt werden. Es wird daraus klar ersichtlich, daß zwischen den beiden Teilen überhaupt kein Zusammenhang besteht.

Diese Überlegungen werden auch von einem minder beweiskräftigen, bloß äußerlichen Merkmal unterstützt. Im ersten Teil findet man nämlich den Ausdruck *bonae fidei contractus*,³² während in der Antwort die *bonae fidei iudicia* erwähnt sind. Die beiden Begriffe sind nicht ganz identisch, obwohl dies in einer ungenauen Ausdrucksweise noch etwa zulässig ist.

Die Lage ist klar genug. Der erste Teil rührt von Ulpian her, während der zweite das Werk des Pomponius ist. Der Übergang wurde eben durch den Einschub «*vel domini*» geschaffen. Dieser Verschmelzung sind auch die anderen Unterschiede zuzuschreiben.

³¹ BESELER hält diesen Teil für verfälscht: Beitr. 3.46.

³² Über die Interpolation des Wortes *contractus* etwa: ALBERTARIO: Glossemi nel Fr. Vat. 102. (Studi di diritto romano V. Milano 1937.) 566. und Ind. Itp. I. 252.

Der einleitende Paragraph des 37. Fragmentes bezieht sich auf das *peculium* des Haussohnes. Obwohl der Text unanfechtbar zu sein scheint, ist es doch bedenklich, daß weiterhin im Fragment schlechthin und ausschließlich die Fragen des *peculium* des Sklaven vom Rechtsgelehrten erörtert werden. Es scheint also nicht besonders logisch, daß eben der einleitende Teil eine verschiedene Frage behandelt.³³

Die Sonderstellung des Paragraphen wird auch dadurch belegt, daß im julianischen Fragment D. 35.2.83. (das aus demselben Buch seiner Digesten entnommen ist) ebenfalls eine Frage des *peculium* eines *filius familias* erörtert wird. Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß auch im 37. Fragment zwei verschiedene Texte, ohne jeglichen Hinweis auf diesen Umstand, verschmelzt wurden.

Im 38. Paragraph behandelt Afrikan das *peculium* des Haussohnes und des Sklaven. Der Text bietet keinen Anlaß für eine Interpolationsannahme.

Die Fragmente 42 und 44-45³⁴ befassen sich mit dem *peculium* des Haussohnes.

Das 50. Fragment ist gemischten Gepräges.³⁵

Im 52. Fragment wurde die Interpolation der Ausdrücke *pater* und *filius* von Albertario überzeugenderweise nachgewiesen.³⁶

Tryphoninus erwähnt im einleitenden Teil des 57. Fragments den Haussohn. Der Ausdruck ist wahrscheinlich interpoliert. In den übrigen Paragraphen des Fragmentes ist nämlich stets über das *peculium* des Sklaven die Rede, und es befindet sich außerdem nach dem Ausdruck *filius vel servus* das Zeitwort im Singular.

6. Es gibt aber auch außerhalb der *sedes materiae* bezüglich des *peculium* interpolierte Texte. Auch in diesen Fällen richten sich die Interpolationen darauf, die auf das *peculium* des Sklaven bezüglichen Regeln auf das *peculium* des Haussohnes zu erstrecken. So etwa:

In dem gajanischen Fragment D. 2.14.28.2. sind die Worte *filius* und *patrem* wahrscheinlich nachträglich eingeschoben worden. Dies wird auch dadurch bestätigt, daß nach «*si*» in einem Satz Konjunktiv gebraucht wird, im anderen hingegen Indikativ, auch die Singular- und Pluralform werden abwechselnd angewendet (*Si . . . pactus sit - si . . . pacti sunt*).³⁷

Die Wahrscheinlichkeit einer Interpolation in diesem Text ist ziemlich befremdend, da ja Gaius das *peculium* des Haussohnes gekannt und in seinen Institutionen erörtert hat (4.69-74a). Die Erklärung der Sonderbarkeit, daß

³³ Über die Interpolation in den §§ 2 und 3: BESELER: Studien, 1930 46 und 57 ff.

³⁴ Beim letzteren Fragment wird eine Interpolation vermutet (Ind. Itp. I. 253.), die aber für uns gleichgültig ist.

³⁵ Über die Interpolation in diesem Fragment: BESELER: Studien 47. und Ind. Itp. I. 254.

³⁶ L'actio quasi institoria (Studi di diritto romano IV. Milano 1946) 192 ff.

³⁷ Die Stelle wurde schon von ALBERTARIO verdächtigt: Libera administratio peculii (Studi di diritto romano I. Milano 1933) 142. (Im folgenden: Administratio.)

man im gaianischen Fragment den Haussohn nachträglich eingeschoben hat,³⁸ liegt vielleicht darin, daß Gaius mutmaßlich sein Ediktskommentar früher verfaßt hatte als sein Institutionenwerk. Zu dieser Zeit mochten die Bestimmungen des *Edictum perpetuum* noch neu sein, und wurzelten deshalb noch nicht tief im Bewußtsein und in der Praxis. Es ist andererseits möglich, daß Gaius sich hier eben bewußterweise mit dem *peculium* des *filius familias* nicht befaßte, da ja diese Rechtseinrichtung in den Provinzen kaum Bedeutung haben mochte.

Es ist äußerst überraschend die Interpolation im folgenden ulpianischen Fragment D. 3.5.13(14): *Si filius familias negotia gessisse proponatur, aequissimum erit in patrem quoque actionem dari, sive peculium habet, sive in rem patris sui vertit: et si ancilla, simili modo.*

Der erste Teil des Textes ist klar und logisch, obwohl der Ausdruck «*aequissimum*» Verdacht erregt. Es ist aber ganz unerklärlich der Hinweis auf die Sklavin. Wenn man nämlich im ersten Teil *filia familias* finden würde,³⁹ so wäre die Gegenüberstellung noch einigermaßen sinngemäß. In der vorliegenden Form aber entbehrt die Gegenüberstellung jeglicher Vernunft. Mutmaßlich bezog sich der ursprüngliche Text — wie auch in den Fragmenten D. 15.1.27. pr. und 14.4.1.4. — nur auf männliche Personen, und man ergänzte es mit der Bemerkung, daß die Lage der Frauen dieselbe sei. Die Interpolation ist allerdings recht augenfällig.

Das ulpianische Fragment D. 6.1.41.1. wurde schon von mehreren Verfassern mit schwerwiegenden Interpolationen verdächtigt:⁴⁰ *Si servus mihi vel filius familias fundum vendidit et tradidit habens liberam peculii administrationem, in rem actione uti potero. Sed et si domini voluntate domini rem tradat, idem erit dicendum . . .*

Die bereits verlautbarten Interpolationsverdächtigungen können durch eine weitere Annahme ergänzt werden. Im ursprünglichen Text war nämlich gar keine Rede über den *filius familias*. Dies erhellt einerseits davon, daß im zweiten Satz — gemäß der ursprünglichen Fassung, wo nur ein Sklavenpeculium erwähnt wurde — nur *dominus* und *domini res* vorzufinden sind. Dies bezieht sich aber keineswegs auf den Haussohn. Der Interpolationsverdacht wird auch dadurch bestätigt, daß in der inhaltlich übereinstimmenden Konstitution C. 4.26.10. ebenfalls allein der Sklave und nicht auch der *filius familias* erwähnt wird.

³⁸ Über dieses Kommentar des Gaius schreibt SCHULZ das folgende: «Der überlieferte Text ist aber auch von nachklassischen Bestandteilen (*die nicht von den Kompilatoren stammen*) nicht frei.» (Geschichte 237.) Ebenso: WIEACKER: Textstufen 277.

³⁹ Es ist freilich vorstellbar, daß am Anfang des Textes nicht *filius*, sondern *filia familias* stand, und dann wäre das allenfalls plumpe *et si ancilla, simili modo* eher annehmbar. Zwar könnte man auch in diesem Fall nicht über *in rem patris sui vertit* reden, weil die Sklavin keinen *pater* sondern einen *dominus* hat, der Text wäre also auch in diesem Fall interpoliert.

⁴⁰ Vgl. Ind. Itp. Suppl. I. 114.

Einige Texte, die sich auf den Eid des Sklaven und des Haussohnes beziehen, deuten auf die Unterschiede der beiden Arten des *peculium* und weisen mehrere Interpolationen auf.

a) *Servus quod detulit vel iuravit, servetur (si peculii administrationem habuit)* (D. 12.2.20. Paul.).

b) *Quidam et de peculio actionem dandam in dominum, si actori detulerit servus iusiurandum (Eadem de filio familias dicenda sunt)* (D. 12.2.22. — Paul.).

c) *Si filius familias iusiurandum detulerit et iuratum sit, de peculio danda est actio (quasi contractum sit), sed in servo diversum est* (D. 15.1.5.2. — Ulp.).

d) *Si servus iuraverit dominum dare non oportere, exceptio domino indulgenda est (sibique adversarius imputabit, qui servo detulit iusiurandum)* (D. 12.2.23. Ulp.).

e) *Sed et si servus meus (delato vel relato ei iureiurando) iuravit rem domini esse vel ei dare oportere, puto dandam mihi actionem (vel pacti exceptionem propter religionem et conventionem)* (D. 12.2.25. — Ulp.).

Es ist ersichtlich, daß ein Teil der Texte (a—b d e) in der Hinsicht übereinstimmt, daß der Sklave und der Haussohn gleichfalls eine dritte Person zum Eide auffordern bzw. auf dessen Aufforderung einen Eid leisten können. In all diesen Fällen hat der Eid bindende Kraft.

Ein Teil der Texte hingegen (c) deutet auf gewisse Unterschiede, oder hat den Anschein (b), daß die den Sklaven betreffende Regel erst nachträglich auf den *filius familias* erstreckt wurde.

Ich glaube, daß der Teil «*servus quod detulit vel iuravit, servetur*» im Text (a) unbedenklich als echt betrachtet werden kann, da der Text sowohl formell wie auch inhaltlich einwandfrei ist. Der Eid hatte bindende Kraft selbst wenn er von einem Sklaven geleistet wurde.⁴¹

Der Nebensatz «*si peculii administrationem habuit*» hingegen ist schon eine spätere Zutat,⁴² und der Einschub «*sed in servo diversum est*» im Text (c) weist vielleicht eben darauf hin. In späterer Zeit als die Religion, der Eid bereits ihre Bedeutung und ihr Gewicht einigermaßen eingebüßt hatten, billigte man den Sklaveneid allein dann, wenn der *servus* über ein *peculium* frei verfügte. Wenn es sich aber um einen Haussohn handelte, so forderte man nicht diese Bedingung. Darin besteht das *diversum*.

Im Text (b) ist der Satz «*eadem de filio familias dicenda sunt*» ein Einschub. Die Kompilatoren versuchten mutmaßlich dadurch den Widerspruch zwischen den Texten (c und d) zu beseitigen.

Im Text (c) ist der Satz «*quasi contractum sit*» interpoliert. Selbst der Ausdruck ist bekannterweise ein Produkt des nachklassischen Zeitalters, außer-

⁴¹ Zum *iusiurandum liberti*: BRÓSZ: Nem teljesjogú polgárok a római jogforrásokban (Die nicht vollberechtigten Bürger in den römischen Rechtsquellen). Budapest 1964. 83 ff. (Ungarisch).

⁴² Vgl. Ind. Itp. I. 168 und Suppl. I. 180.

dem ist der Ausdruck synonym mit dem Teil «*vel pacti exceptionem propter . . . conventionem*» im Text (e), was seit Naber allgemein als interpoliert betrachtet wird.⁴³

Im Text (d) ist die Begründung «*sibique adversarius imputabit*» wahrscheinlich eine Glosse.⁴⁴

Es sei außerdem erwähnt, daß es gänzlich unbegreiflich ist, daß obwohl Ulpian im 26. Buch seines Ediktskommentars (Text e) die «Eidesfähigkeit» des Sklaven in einer jeden Hinsicht anerkennt, er selbst seine Ansicht später im selben Werk (Text c) widerlegt und «*sed in servo diversum est*» schreibt. (Die Kompilatoren versäumten etwa den Zusatz über die *administratio peculii* auch in den Text (e) einzubauen.)⁴⁵

Im ulpianischen Fragment D. 13.5.1.8: *Sed et is, qui honoraria actione, non iure civili obligatus est, constituendo tenetur: videtur enim debitum et quod iure honorario debetur. Et ideo et pater et dominus de peculio obstricti si constituerint, tenebuntur usque ad eam quantitatem, quae tunc fuit in peculio, cum constituebatur: ceterum si plus suo nomine constituit, non tenebitur in id, quod plus est* ist der Anfang echt, doch in dem mit «*et ideo*» beginnenden Teil ist das Wort *pater* interpoliert.⁴⁶

Das ulpianische Fragment D. 13.6.3.4. ist ebenfalls verdächtig: *Si filio familias servove commodatum sit, dumtaxat de peculio agendum erit; cum filio autem familias ipso et directo quis poterit. Sed et si ancillae vel filiae familias commodaverit, dumtaxat de peculio erit agendum.*

Der Text leidet an mehreren Mängeln. Erstens: wenn im ersten Satz kategorischerweise ausgemeldet wird, daß aufgrund einer dem Sklaven oder dem Haussohn gewährten Leihe nur (*dumtaxat*) *de peculio* geklagt werden kann, so scheint es höchst unlogisch, daß im nächsten Satz zugegeben wird, daß der *filius familias* auch unmittelbar, in seiner eigenen Person, verklagt werden kann. Im letzten Satz aber wird es wieder kategorisch ausgesprochen, daß aufgrund einer Leihe die Sklavin oder die Haustochter allein *de peculio* verklagt werden können, obwohl hinsichtlich des Prozesses im allgemeinen kein Unterschied zwischen dem *filius* und der *filia* bestand.

Es handelt sich um eine Verschmelzung zweier Texte, um einen Entwicklungsprozeß. Ursprünglich mochte der Text allein die dem Sklaven gewährte Leihe behandeln, und in diesem Fall war es richtig, daß er «*dumtaxat de peculio*» verklagt werden kann. Gemäß den veränderten Verhältnissen hatte aber später auch der *filius familias* ein *peculium*, es mußte also die Klage auf-

⁴³ Naber: Observatio 80.11.8. (Mnemosyne 26, 267 -- angeführt in der 15. Ausgabe der Mommsen-Krüger Digesten. Berolini 1928. 966.)

⁴⁴ Im Ind. Itp. I. 168 sind auch weitere Interpolationen vermerkt.

⁴⁵ Hinsichtlich dieses ulpianischen Werkes spricht WIEACKER über «schwere Textzerstörungen» (Textstufen 34.) und SCHULZ über Bearbeitungen (Geschichte 247.). Vgl. auch: Ind. Itp. I. 168 und Suppl. I. 180.

⁴⁶ Ind. Itp. I. 202.

grund des *peculium* anerkannt werden. In einer nächsten Entwicklungsphase wurde es aber möglich, den Haussohn auch unmittelbar zu verklagen, allenfalls ohne Vollstreckungsmöglichkeit. Dies mußte also hervorgehoben werden (vor *poterit* fehlt aber das Zeitwort *agere*, und vom nächsten Satz das Subjekt, d. h. wer «*commodaverit?*»). Außerdem war es eine Gepflogenheit, eine mit Vorliebe gebrauchte Wendung der nachklassischen Juristen und Justinians zu betonen, daß für Frauen dieselben Regeln gültig seien wie für Männer. Diesen Gedanken hat man aber nur teilweise im Text zum Ausdruck gebracht, denn man hat aus irgendwelchem Grunde hinsichtlich der Haustochter den Hinweis auf die unmittelbare Klage nicht eingeschoben. Ich glaube, daß auf grund der obigen Überlegungen, die Interpolation als nachgewiesen gilt.⁴⁷

Die Veränderung der Zeiten und der Ansichten kann in dieser Hinsicht durch den Vergleich eines paulinischen und marzianischen Fragmentes mit einem dritten Text ebenfalls des Marcianus äußerst plastisch dargestellt werden. D. 13.7.18.4. *Servus rem peculiarem si pignori dederit, tuendum est, si liberam peculii administrationem habuit: nam et alienare eas res potest.* D. 13.7.19. *Eadem et de filio familias dicta intellegemus.* D. 20.3.1.1. *Si filius familias pro alio rem peculiarem obligaverit vel servus, dicendum est eam non teneri, licet liberam peculii administrationem habeant: sicut nec donare eis conceditur: non enim usquequaque habent liberam administrationem. Facti tamen est quaestio, si quaeratur, quousque eis permissum videatur peculium administrare.* Meiner Ansicht nach sind alle drei Texte kräftig interpoliert.⁴⁸

Der erste Text enthielt ursprünglich etwa bloß folgendes: «*Servus rem peculiarem si pignori dederit, tuendus* (und nicht *tuendum*) *est.*» Der Hinweis auf die *libera administratio* ist eine spätere Zutat, geschweige denn, daß der Sklave nicht befugt war, die zum *peculium* gehörenden Sachen unentgeltlich zu veräußern.⁴⁹

Das zweite Fragment verrät auf den ersten Blick den späteren Ursprung, und den Umstand, daß die im vorhergehenden gesagten der Kaiser auf die Haussöhne erstreckt. Das Plural *intellegemus* wurde nämlich sicherlich nicht von Marcianus gebraucht.

Der dritte Text ist dermaßen verdorben, daß man m. E. den ursprünglichen Inhalt überhaupt nicht mehr rekonstruieren kann. Man versuchte wahrscheinlich, zwei Auffassungen auf irgendwelche — kaum begreifliche und den anderen beiden Texten widersprechende — Weise auszugleichen und zusammenzufassen. Der echte Text erörterte wahrscheinlich bloß die Hypothekenverpfändung seitens des *filius familias*, und man hat nur später die im ersten Text enthaltene Verpfändung durch ein Faustpfand damit vermengt.

⁴⁷ Vgl. Ind. Itp. I. 207 ff.

⁴⁸ Vgl. Ind. Itp. I. 224 ff. und 390 ff.

⁴⁹ Vgl. S. 309 ff.

Paulus kommentiert nämlich im ersten Text das prätorische Edikt. Es ist daher kaum wahrscheinlich,⁵⁰ daß er über die Hypothek, die im Edikt überhaupt nicht enthalten war, geschrieben hätte, wie auch der Text über das im strengen Sinne genommene *pignus* redet. Das zweite und dritte Fragment hingegen ist dem Buch «*ad formulam hypothecariam*» des Marcianus entnommen. Dies wird auch vom Text deutlich zum Ausdruck gebracht, indem man anstatt *pignori dare* den für die Hypothek charakteristischen Ausdruck *rem pro alio obligare* findet. Die Kompilatoren waren wahrscheinlich von der Tendenz ihrer Zeit, den *pignus* und die Hypothek zu verschmelzen, veranlaßt, die beiden Texte zu vereinen.

Daß das dritte Fragment umgestaltet worden ist, wird aus mehreren formellen und inhaltlichen Indizien ersichtlich.⁵¹ Der plumpe Einschub des «*vel servus*» in den Text, die Wendung *eam* (und nicht *eum* oder *eos*) *teneri*, der nachlässige Gebrauch von *quaestio* und *quaeratur* nebeneinander, die Weise, daß es zuerst ausgesprochen wird, daß die *libera administratio* die unentgeltliche Veräußerung nicht enthält (was den Fragmenten D. 39.5.7., 24.1.3.8. und 13.7.18.4. widerspricht), und gleich danach wird es als selbstverständlich hingestellt *facti quaestio*, ob man vom *peculium* schenken dürfe oder nicht — weisen auf Interpolationen hin.

All dies bestätigt erneut, daß das *peculium* des Haussohnes nicht ebenso behandelt wurde wie das Sondervermögen des Sklaven, und auch diese Texte weisen darauf hin, daß das *peculium* des ersteren in vielen Beziehungen erst später und nach dem Muster des Sklavenpeculiums geregelt wurde.

Die Entscheidungen des Ulpian und des Paulus in D. 14.1.1.20. und 14.1.6. pr. schöpfen wohl aus derselben Quelle, etwa eben aus den Schriften des Pomponius.

Die Fragestellung ist in beiden Texten dieselbe, d. h. ob die Haftung die gleiche sei wenn der gewaltunterworfenen *exercitor* seine Tätigkeit mit Wissen oder aus dem Willen seines Gewalthabers ausübt. (Die Identität erhellt auch daraus, daß für den ersten Fall Ulpian die *actio exemplo tributoriae*, Paulus hingegen die *quasi tributoria* vorschlägt).

Ulpian erwähnt bei der Beantwortung der Frage den *pater* als Gewalthaber, Paulus aber nicht. Doch der Hinweis im ulpianischen Text ist höchst verdächtig. Das Fragment beginnt nämlich mit der Wendung *in re dubia melius est*, und es wird auch ausgesprochen, daß in solchen zweifelhaften Fällen die Worte des Ediktes anzuwenden seien. Dies enthält aber einen offenbaren Widerspruch. Denn im allgemeinen sind die Worte des Ediktes maßgebend, und eine Abweichung durch einen Kunstgriff, durch eine Interpretation oder

⁵⁰ Laut LENEL (Ed. perp. 493.) entstand die *hypothecaria actio* erst nach Abschluß des Edictum perpetuum, bzw. wurde die Klage nachträglich dem Stoff des Ediktes angeschlossen.

⁵¹ In ähnlichem Sinne auch: G. LONGO: Diritto romano III. Diritto di famiglia. Roma 1940. 61. (Im folgenden: Famiglia.)

etwa Analogie, ist bloß zulässig, wenn es Anlaß zu zweifeln gibt. Über die wörtliche Anwendung des Ediktes kann man aber schwerlich sagen, daß dies «*melius*» sei! Und da allein in diesem Teil auf den Vater hingewiesen wird, scheint es äußerst wahrscheinlich, daß der ursprüngliche Text des Pomponius nichts über Vater und Sohn sagte.⁵² Der Schluß ist nämlich eindeutig, und betrifft allein den *dominus*: . . . *si quidem voluntate gerat, in solidum eum obligari, si minus, in peculium*» schreibt Ulpian (unter Berufung auf Pomponius).

Si servus non voluntate domini navem exercuerit, si sciente eo, quasi tributoria, si ignorante, de peculio actio dabitur äußert sich ähnlicherweise auch Paulus (D. 14.1.6. pr.).

Die folgende Entscheidung des Labeo scheint einen Hinweis auf das *peculium* des Haussohnes zu enthalten: D. 15.2.1.10. *Quaesitum est apud Labeonem, si cum filius viveret, tu credens eum mortuum annali actione egeris et, quia annus praeterierat, exceptione sis repulsus, an rursus experiri tibi comperto errore permittendum est? Et ait, permitti debere dumtaxat de peculio, non etiam de in rem verso: nam priore iudicio de in rem verso recte actum est, quia annua exceptio ad peculium, non ad in rem versum pertinet.*

Ich glaube, daß der Text nicht geeignet ist, den Nachweis zu erbringen, daß bereits zur Labeos Zeit der Haussohn ein **auch rechtlich** in jeder Hinsicht geregelter *peculium* haben konnte.

Es ist nämlich wahrscheinlich, daß das Fragment von *dumtaxat* umgestaltet,⁵³ oder mit einem Text anderer Herkunft vereint worden ist. Im ersten Teil ist ja keine Rede von der *actio de in rem verso*, sondern es wird bloß *annalis actio* erwähnt, was möglicherweise auch eine andere Klage sein mag (die prätorischen Klagen sind im allgemeinen auf ein Jahr beschränkt). Unser Verdacht wird auch dadurch bestätigt, daß im vorangehenden neunten pomponianischen Fragment ebenfalls nicht das *peculium* behandelt wird. Außerdem wurde laut Lenel⁵⁴ das einschlägige Ediktsmaterial ziemlich zerstückelt in die Digesten aufgenommen.

Eine weitere Stütze für unsere Ansicht ergibt sich daraus, daß der zweite Teil des Textes nicht vernünftig genug ist, an einem logischen Mangel leidet. Es wird nämlich im ersten Teil ausgeführt, daß wenn ich die auf ein Jahr beschränkte Klage ein Jahr nach dem vermuteten Tod meines Schuldners (eines Haussohnes) geltendmache, mein Anspruch an einer Exzeption scheitert. Es wird gefragt ob ich, wenn ich des Irrtums bewußt werde, erneut klagen dürfe. Gemäß dem Text ist das gestattet, doch nicht die *actio de in rem verso*. Die Entscheidung wird damit begründet, daß im vorhergehenden Prozeß richtigerweise mit *actio de in rem verso* geklagt worden ist, weil die Exzeption des Zeitablaufes nur die *actio de peculio* und nicht die *in rem verso* betrifft.

⁵² Vgl. Ind. Itp. I. 235 f.

⁵³ Auch der Ind. Itp. I. 255. vermerkt eine Interpolation, aber nicht dieselbe.

⁵⁴ Ed. perp. 276.

Es fragt sich aber, daß wenn allein die *de peculio* von der Exzeption betroffen ist, wie es möglich sei, diese Klage geltendzumachen und nicht die *in rem verso*, gegen die, da sie eine *actio perpetua* ist, die Exzeption unwirksam bleibt. Und wenn die Klage richtigerweise geltendgemacht worden ist, wie sei es denn möglich, sie mittels der *annalis exceptio* auszuschlagen, wo die letztere nicht am Orte ist?

In D. 15.4.1.3. (Ulpian) ist in der Wendung *«sed et si mandaverit pater dominusve, videtur iussisse»* das Wort *pater* ein späterer Einschub. Im Text geht ja die Rede sowohl vorher wie auch nachher allein über den Sklaven. Außerdem hätte man, wenn schon *mandaverit* im Singular steht, nach den Subjekten *pater dominusve* unbedingt anstatt *videtur* *«videntur»* schreiben sollen. Das Singular deutet darauf, daß ursprünglich nur ein Subjekt, nämlich *dominus* im Texte stand.

Ähnliches trifft man im sechsten Paragraph des Fragmentes: *Si ratum habuerit quis, quod servus e i u s gesserit (vel filius), quod iussu actio in e o s datur*. Der Zusatz: *vel filius* ist dermaßen ein Fremdkörper im Text, daß er von der ursprünglichen Fassung wohl fehlte.⁵⁵ Dies wurde bereits von Haloander beobachtet, eben aufgrund des Widerspruchs zwischen *eius* und *in eos*.

Dieselbe Bemerkung trifft zu auch hinsichtlich D. 15.4.2.1. und 15.4.5. pr.

D. 21.1.57. pr.-1 (Paulus) ist ebenfalls interpoliert.⁵⁶ Im Prinzipium ist ein Sklave der Käufer, und ungeachtet dessen, daß auch im § 1 über das *peculium* des Sklaven, über das Verhältnis zwischen *servus* und *dominus* die Rede ist, wird am Anfang des Paragraphes als ein Fremdkörper das *vel filius* eingeschoben.⁵⁷

Auch in D. 33.8.10 (Pomponius) ist der Ausdruck *vel filio* wahrscheinlich interpoliert.⁵⁸ Sowohl vorher wie auch nachher wird allein das *peculium* des Sklaven erörtert.

D. 41 2.14. pr. (Paulus) wurde schon von Albertario⁵⁹ und G. Longo⁶⁰ mit Interpolationen verdächtigt, zwar bloß hinsichtlich der sog. *libera administratio peculii*. Es scheint jedoch, daß der Text auch in anderer Hinsicht interpoliert ist.⁶¹ *Si servus vel filius familias vendiderit, dabitur accessio eius, quod penes me fuit, scilicet si volente me aut de peculio, cuius liberam administrationem habuerunt, vendiderunt*.

Es sei bloß erwähnt, daß nach *servus* und *filius familias* (zwei Subjekte) unmittelbar *vendiderit* steht, im folgenden aber bereits Plural (*habue-*

⁵⁵ Vgl. Ann. 4.

⁵⁶ In anderer Hinsicht wird auch im Ind. Itp. die Textverfälschung angedeutet (II. 12.).

⁵⁷ Vgl. Ann. 4.

⁵⁸ Vgl. Ann. 4.

⁵⁹ Administratio 147.

⁶⁰ G. LONGO: *Libera administratio peculii* (Bullettino dell'Istituto di Diritto Romano — im folgenden: BDR 38, 1930) a. a. O. 29.

⁶¹ Vgl. Ind. Itp. III. 185.

runt, vendiderunt). Ich glaube daher, daß die bisherigen Interpolationsverdächtigungen unbedenklich mit dem Einschub *vel filius familias* ergänzt werden dürfen.

Diese Annahme wird noch überzeugender, wenn man den Text mit einem Fragment des Venuleius vergleicht: D. 44.3.15.3. *Sed et si filio vel servo rem emero, accessio temporis et quo apud patrem aut dominum fuit ita danda est mihi, si aut voluntate patris dominive aut cum administrationem peculii haberet, vendidit.*⁶²

Der Inhalt der beiden Fragmente ist grundsätzlich derselbe, selbst die hier nicht angeführte Fortsetzung über den *tutor* und *curator* ist identisch. Dennoch wird im ersten das Singular durch ein Plural abgewechselt, während hier in beiden Fällen das Prädikat im Singular steht. Geschweige denn, daß der letztere Satz — da das Subjekt fehlt — nur dann einen Sinn hat, wenn man entweder *servus* oder *filius* als Subjekt deutet. Die bereits bekannten Interpolationen können also mit den Zutaten *filius* und *pater* ergänzt werden.

Auch D. 41.3.31.3 (Paulus) ist stark interpoliert;⁶³ *Si servus meus vel filius peculiari vel etiam meo nomine quid tenet, ut ego per eum ignorans possideam vel etiam usucapiam: si is furere coeperit, donec in eadem causa res fuerit, intellegendum est et possessionem apud me remanere et usucapionem procedere, sicuti per dormientes quoque eos idem nobis contingeret. Idemque in colono et inquilino per quos possidemus, dicendum est.*

Am Anfang des Textes ist der Ausdruck *vel filius* unecht.⁶⁴ Nach den zwei Subjekten steht nämlich das Zeitwort im Singular, und nachher findet man anstatt das richtige *per eos* — der Haussohn und der Sklave sind ja gleichfalls erwähnt — *per eum*. Aber auch *si is furere coeperit* ist nicht einwandfrei, es handelt sich ja um zwei Personen. Am Ende des zusammengesetzten Satzes liest man schon *per dormientes . . . eos* und als *colonus* und *inquilinus* zusammen erwähnt werden, gebraucht man richtigerweise Plural. Auch der Umstand deutet auf eine Interpolation, daß im Fragment der Jurist in der Singularform redet, im letzten Satz findet man aber bereits *nobis* und *possidemus*.

In D. 44.4.4.17. scheinen die Ausdrücke *vel alterius personae iuri nostro subiectae* und *et filiorum* unecht zu sein.⁶⁵ Die Struktur des Satzes erweckt nämlich den Eindruck, daß es sich um spätere Einschübe handelt. Die Schlußfolgerung verrät aber noch eindeutiger die Interpolation, indem man gemäß dem klassischen Text das folgende findet: *neque enim esse aequum servidolum amplius domino nocere, quam in quo opera eius esset usus*. Hier handelt es sich also nicht mehr um *filius*, sondern allein um *servus*.

⁶² Auch diese Stelle ist interpoliert: Ind. Itp. III. 334.

⁶³ Vgl. Ind. Itp. III. 203.

⁶⁴ Vgl. Ann. 4.

⁶⁵ Vgl. Ind. Itp. III. 336.

Im Fragment D. 46.2.34.pr. (Gaius) ist *filius* beidemale interpoliert. Die unlogische Abwechslung des Singulars und des Plurals ist ein sicheres Zeichen dafür.⁶⁶

Der Digestentitel über die *tributoria actio* (14.4.) ist besonders vielsagend. Im ganzen Titel kommt das Wort *pater* bloß einmal vor (im 11. gaianischen Fragment), es ist überall allein über den Sklaven und den Herrn die Rede. Mutmaßlich ist auch im erwähnten 11. Fragment der Text von «et fieri potest» ein Zusatz, etwa Glosseme. Die Anführung der Beispiele deutet allenfalls darauf hin, und auch das Plural: *loquimur* erweckt Mißtrauen. Dies mag eine justinianische Interpolation sein. Dieser Verdacht wird auch dadurch bestätigt, daß in den gaianischen Institutionen (4.72 ff) *dominus* und *pater* zusammen erwähnt sind, während in den justinianischen Institutionen (4.7.5a) *pater* unerwähnt bleibt, obwohl die beiden Texte beinahe wörtlich übereinstimmen.

Auch im ersten Fragment des Titels sind Merkwürdigkeiten zu beobachten. Das Fragment ist ein Text Ulpian's, der wahrscheinlich bereits das *peculium* des *filius familias* als eine Rechtseinrichtung wohl kannte. Dennoch scheint es, daß der Jurist bei den einleitenden Worten, als er sich auf das prätorische Edikt beruft, unsicher wird. Das ursprüngliche prätorische Edikt hielt nämlich — aller Wahrscheinlichkeit nach (siehe weiter unter S. 329) — allein die Beziehungen von *servus* und *dominus* vor Auge, und hat nur in dieser Hinsicht die *actio tributoria* eingeführt.

Dies wird auch daraus ersichtlich, daß Ulpian in den ersten drei Paragraphen nur über den Sklaven und den Herrn redet. Doch scheint er sich plötzlich zu überlegen und wirft hastig hin: *Potestatis verbum ad omnem sexum, item ad omnes, qui sunt alieni iuri subiecti, porrigendum erit* — es soll also in der Zukunft auch auf andere erstreckt werden. Zur Zeit Ulpian's erstreckte sich die Klage bereits auch auf das Verhältnis zwischen Vater und Sohn und nicht allein auf das zwischen Sklaven und Herrn. Das Edikt, das ursprünglich einen engeren Anwendungskreis hatte, mußte folglich ausdehnend ausgelegt und angewendet werden.

Übrigens ist in diesem Digestentitel überhaupt keine Rede über *potestas*, es ist daher schwer begreiflich und unlogisch, daß hier auf etwas hingewiesen wird, was gar nicht erwähnt wurde. Dieser Umstand deutet darauf, daß § 4 aus einem anderen Textzusammenhang entnommen ist, vom ursprünglichen Text fehlte. Es handelt sich mutmaßlich um eine Interpolation.

Gemäß dieser Vermutung kehrt Ulpian (oder ein späterer Bearbeiter) nach diesem Satz wieder zum ursprünglichen Text zurück, gemäß dem das Edikt nicht allein auf den Sklaven, sondern auch auf den *bona fide serviens* anzuwenden sei. Hier redet wieder das Edikt, da auch der *bona fide serviens* als Sklave gilt und einen Herrn hat.

⁶⁶ Für Interpolationen: Ind. Itp. III. 438; ALBERTARIO: Administratio 143; LONGO, a. a. O. 41.

In dem Digestentitel 15.3. erörtern die Rechtsgelehrten bezüglich der *in rem versio* entlang das Verhältnis zwischen dem Sklaven und dem Herrn. Doch trifft man unerwartet im dritten Fragment (Ende des § 3) den Satz: *ergo idem erit et in filio*, und es werden nachher ungestört die weiteren Ausführungen lange Fragmente hindurch über die *in rem versio* zwischen Sklaven und Herrn fortgesetzt.

Der zitierte Satz fügt sich schon an sich recht unorganisch in den Zusammenhang. Er knüpft sich weder an das Vorhergehende noch an das Nachfolgende. Es sei auch erwähnt, daß man das Wort *ergo* auf nichts zu beziehen vermag. Dieses Bindewort setzt ja eine vorhergehende Erörterung, eine Ausführung voraus, deren Schluß mit *ergo* eingeführt werden könnte. Hier handelt es sich aber nicht um den *filius*, deshalb deutet auch das *ergo* nur auf eines: auf eine offenkundige Interpolation.

Auch D. 15.3.10.6 ist interpoliert.⁶⁷ In den vorhergehenden Paragraphen war von dem Verhältnis des Vaters und des Haussohnes die Rede. Im unmittelbar vorstehenden § 5 begann der Jurist das Verhältnis des Sklaven und des *dominus* hinsichtlich der *in rem versio* zu erörtern. Im Laufe dieser Erörterung erklärt Ulpian auch die Bedeutung des Wortes «*versum*». Doch ist auch diese Stelle mannigfach verändert. Die Interpolationen sind darauf gerichtet den Haussohn mit dem Sklaven auch bezüglich der *in rem versio* gleichzustellen: *Versum autem sic accipimus, ut duret versum: et ita demum de in rem verso competit actio, si non sit a domino servo solutum vel filio. Si tamen in necem creditoris, id est perdituro servo vel filio solutum sit, desinit quidem versum, aequissimum autem est de dolo malo adversus patrem vel dominum competere actionem: nam et peculiaris debitor, si fraudulenter servo solverit, quod ei debebat, non liberatur.*

Der *dominus* kann dem *filius* nicht erfüllen, nur dem *servus*, dem *filius* hingegen kann nur der *pater* erfüllen. Die Zutat *vel filio* beweist deutlich die Interpolation.⁶⁸ Beidemals steht das Wort *servus* vorne und danach wurde *filius* eingeschoben, andererseits aber steht *pater* vorne, und das Wort *dominus* folgt erst nachher. Der letzte Satz hingegen läßt den ursprünglichen Text klar erkennen: hier geht die Rede bereits allein darüber, daß der Schuldner *fraudulenter* dem *servus* erfüllt. Hier vergaß man bereits das «*vel filio*» einzuschieben. Außerdem erweckt bereits der Ausdruck «*aequissimum autem est*» Verdacht bezüglich des ganzen Paragraphen, geschweige denn, daß der Gebrauch des Zeitwortes *competere* auch mannigfach auf Interpolationen zu deuten pflegt. Nach diesen umgestalteten Paragraphen wird der echte Text fortgesetzt, der nur das Verhältnis zwischen dem Sklaven und seinem Herrn erörtert, und allein im letzten (zehnten) Paragraph wird wieder die *in rem versio* hinsichtlich des *pater familias* und des *filius* in Betracht gezogen.

⁶⁷ Ind. Itp. I. 257.

⁶⁸ Vgl. Anm. 4.

Es folgt aus all dem, daß man wahrscheinlich zwei Texte verschmelzt hat. Die ersten drei Paragraphen und der letzte gehören zusammen, und man zerschneidet diesen Text, um den älteren Teil, der gemäß dem Ediktstext allein die *in rem versio* zwischen dem Sklaven und dem Herrn behandelte, umzurahmen. Die Interpolationen wurden auf eine Weise durchgeführt, damit all dies nicht augenfällig werde.

Es ist übrigens kennzeichnend für den ganzen Titel (15.3.), daß ungefähr bis zur Hälfte des Titels (15.3.7.5.), einbegriffen auch die Begriffsbestimmung, über die *in rem versio* des Haussohnes keine Rede ist. Dies läßt vermutungsweise darauf schließen, daß die Kompilatoren in den ersten Teil die älteren, auf dem Ediktstext fußenden Texte aufgenommen haben. Da in diesem Teil der Sohn überhaupt nicht erwähnt ist, scheint es wahrscheinlich, daß das Edikt ursprünglich sich allein mit dem *peculium* des Sklaven, als bereits anerkannte Rechtseinrichtung befaßte. Es ist daher möglich, daß die Vermutung Lenels bezüglich der Ediktenrubrik («*Quod cum eo, qui in aliena potestate est, negotium gestum esse dicitur*») unrichtig ist.⁶⁹

Auch der entsprechende Titel der justinianischen Institutionen (4.7) spricht für unsere Annahme. Im einleitenden Teil redet selbst Justinian und mahnt, daß obwohl in den folgenden Texten nur über *servus* und *dominus* die Rede sein wird, man darunter auch den Vater und seine Kinder verstehen müsse.

Danach hört das kaiserliche Plural auf, und in den Paragraphen 1–5 findet man regelmäßige klassische (vorklassische?) Texte, in denen allein der Sklave und der Herr erwähnt werden. Vom sechsten Paragraphen ergreift wieder der Kaiser das Wort, und mahnt im kaiserlichen Plural erneut, daß all das, was über den *dominus* und den Sklaven gesagt worden ist, auch auf den Vater und seine Kinder zu beziehen sei.

All dies bietet ein klares Bild. Die einleitenden und die Schlußworte sind justinianisch, der Zwischenteil hingegen enthält mutmaßlich klassischen (vorklassischen) Text. Dieser Teil erwähnt aber keinesfalls das *peculium* des Haussohnes, und erörtert diese Rechtseinrichtung allein hinsichtlich des Sklaven und des Herrn. Der angeführte Text aber ist wahrscheinlich vorgaianisch, weil in den einschlägigen gaianischen Texten (4.69 ff.) im allgemeinen in dieser Beziehung der Sklave und der Sohn gleichfalls erwähnt werden.⁷⁰

In Fr. Vat. 260 (Pap. resp.) liest man folgendes: *Filius emancipatus, cui pater peculium non ademit, res quidem pro donato vel pro suo, quod iustam causam possidendi habet, usucapit . . .*

⁶⁹ Ed. perp. 273. und 265 ff.

⁷⁰ Laut FERRINI: Sulle fonti delle «Istituzioni» di Giustiniano (BIDR 13, 1900) 196 ff. wurde der Text größtenteils aus Gaius geschöpft, obwohl er hier und da — insbesondere in § 6 — die Hand der Kompilatoren zu entdecken meint. Da aber der nachklassische Ursprung der *Res Cottidianae* zumindest wahrscheinlich ist, spricht mehr Wahrscheinlichkeit für den im Text eingenommenen Standpunkt.

Im nächsten Fragment (261) steht aber: *Peculium vindicta manumisso vel inter amicos si non adimatur, donari videtur. Quae ratio facit, ut ex iusta causa possidens usucapere rem possit. Aliud in his placuit, qui testamento libertatem acceperunt, vel testamento parentis potestate solvuntur; quod amittere peculium, si non sit legatum, constitit . . .* Mutmaßlich sind die Worte «*vel testamento parenti potestate solvuntur*» ein späterer Einschub.

Es erhellt aus dem einleitenden Teil des Fragmentes (261), daß hier das Schicksal des *peculium* eines Sklaven erörtert wird. Doch taucht ohne jeglichen Übergang, plötzlich die auf den Sohn bezügliche Zutat auf. Geschweige denn, daß es kaum glaublich ist, daß der *pater familias* seinen Sohn testamentarisch freiläßt, emanzipiert. Wozu würde er dies tun? Der Sohn wird ja infolge des Todes seines Vaters ohnehin gemäß dem Gesetz gewaltfrei.⁷¹ Fernerhin ist die Anwendung des Ausdruckes *parens* in der Bedeutung von *pater familias* ungenau und auch verdächtig, indem die vorhergehenden Fragmente stets über *pater* und nicht *parens* reden.

III

7. Es sollen nun die Schlüsse aus den bisher gesagten, aus den angeführten Texten gezogen werden. *Von den 58 Fragmenten der sedes materiae befassen sich 39 ausschließlich mit dem Sklaven, mit dem Rechtsverhältnis zwischen dominus und servus, mit dem peculium des Sklaven.* Elf Texte sind interpolationsverdächtig, und können zumindest ausgeschieden werden. *Es gibt bloß 8 Texte, die sicherlich echt sind, und gleichfalls über das peculium des servus und des filius familias reden, bzw. etwa allein das peculium des filius familias erörtern.*

8. Es lohnt sich aber auch zu prüfen, wer die Autoren der acht unverdächtigsten Fragmente sind, und zu welcher Literaturgattung ihre zitierten Werke gehören. Die Fragmente 1, 5, 42, und 44 sind dem Ediktskommentar Ulpian's, das Fragment 45 hingegen dem Ediktskommentar des Paulus entnommen. Das Fragment 38 ist von Africanus, 50 von Papinian und 52 von Paulus. Die drei letzteren sind aus Werken entnommen, die gleichfalls den Titel *Quaestionum Libri* führen.

Die Texte können also in zwei Gruppen verteilt werden: Ediktskommentare und Quaestionen. Dies weist unmißverständlich darauf hin, daß die Frage (*quaestio!*) bei einem Teil der Klassiker noch problematisch, neu, umstritten war. Das *peculium* des Sohnes wurde wahrscheinlich nur nach dem *Edictum perpetuum* allgemein anerkannt. Fernerhin lebten alle Autoren der unverdächtigsten Stellen im dritten Jh. u. Z.

⁷¹ Wenn man aber die von HUSCHKE vorgeschlagene Variante annimmt (vgl. PH. E. HUSCHKE: *Jurisprudentia Antejustiniana*⁹ Lipsiae 1886. 788.), und statt *testamento* das Wort *morte* liest, so wird dieses Argument hinfällig.

9. Es ist hingegen auffallend, daß Julian in den fünf, aus seinen Digesten zitierten Fragmenten,⁷² bloß einmal⁷³ über das *peculium* des *filius familias* redet. In den anderen, etwa 20, mittelbar zitierten julianischen Texten⁷⁴ wird der Haussohn bloß fünfmal erwähnt,⁷⁵ und auch diese Stellen sind stark interpolationsverdächtig. All dies scheint darauf zu deuten, daß selbst er, der Redaktor des *Edictum perpetuum*, die Frage zu umgehen suchte, das *peculium* des Sklaven und des Haussohnes noch nicht gleichstellte, und deshalb äußerst vorsichtigerweise und nur selten das Problem streifte.

Ulpian hingegen erörtert bereits am breitesten und unbedenklich, und setzt auch gleich die beiden Arten des *peculium*. Er tut dies in erster Linie und beinahe ausschließlich in den 10 Fragmenten, die aus seinem Ediktskommentar herrühren.

10. Dieselbe Lage ergibt sich beim Digestentitel *De peculio legato* (D. 33.8), wo von 26 Fragmenten bloß 3 das *peculium* des *filius familias* betreffen, und eines der drei (das 10.) scheint interpoliert zu sein.

11. Wenn man das gesagte vor Augen hält und auch den breiteren Kreis, d. h. die drei Digestentitel, die den Stoff des *triplex edictum* (D. 15.1. - *De peculio*, 15.3. *De in rem verso*, 15.4. - *Quod iussu*) enthalten (wie auch den Titel *De peculio legato*: D. 33.8) prüft, so ergibt sich, daß die *vorklassischen Juristen* — auch Labeo miteinbegriffen — in den von ihnen zitierten 26 Texten niemals das *peculium* des *filius familias* erwähnen.⁷⁶

Wenn man aber auch die Juristen, die zwischen Labeo und dem Zeitalter des *Edictum perpetuum* gelebt haben, ins Auge faßt, so ergibt sich, daß von 17 Zitaten⁷⁷ lediglich zweimal⁷⁸ (Sabinus und Cassius werden in einem

⁷² D. 15.1.12; 15.1.14; 15.1.16; 15.1.28; 15.1.37.

⁷³ D. 15.1.37. wo im Prinzipium der *filius familias* erwähnt ist. Die Fortsetzung des Fragmentes wurde aber von BESELER mit Interpolationen verdächtigt: Studien 1930, 46. und 57.

⁷⁴ D. 15.1.3.6; 15.1.3.7; 15.1.7.1; 15.1.9.5. dreimal; D. 15.1.9.8; 15.1.11.2. zweimal; 15.1.11.3; 15.1.11.7—9; 15.1.13; 15.1.27. pr; 15.1.27.3—4; 15.1.27.7—8; 15.1.32. pr; 15.1.47.4; 15.1.50. pr; 15.1.57.1.

⁷⁵ D. 15.1.3.7; 15.1.9.5; 15.1.9.8; 15.1.11.2; 15.1.27. pr.

⁷⁶ Von Labeo: D. 15.1.3.1; 15.1.3.12; 15.1.6; 15.1.7.5; 15.1.43; 15.3.1.1; 15.3.3.3; 15.3.3.5; 15.3.3.6; 15.3.7.3; 15.3.7.4; 15.4.1.9; 33.8.8.5; 33.8.22.1. Von Mela: D. 15.1.21. pr; 15.3.7.2. Von Servius: 15.1.9.3; 15.1.17. Von Trebatius: D. 33.8.22.1. Von Tubero: D. 15.1.5.4; 15.1.6; 15.1.7. pr; Von Alfenus: 15.3.16; 33.8.14 und 15. Von Q. Mucius: D. 15.1.19 (inscriptio).

Es wirkt auf den ersten Blick störend, daß außer der in breitem Sinn genommenen *sedes materiae*, in zwei Texten des Alfenus (D. 40.1.7 und 44.1.14) hinsichtlich des *peculium* der Sohn erwähnt wird. Die Lösung liegt darin, daß die Digesten des Alfenus nicht in ihrer echten Form in die justinianischen Digesten aufgenommen wurden, sondern zwei Auszüge deren. Jene aber wurden von Paulus (oder von einem unbekanntem Verfasser) verfertigt, zu einer Zeit, als das *peculium* des Haussohnes bereits eine anerkannte Rechtseinrichtung war. Es ist daher nicht überraschend, daß man hier mit einer vorjustinianischen Textveränderung zu schaffen hat, und nicht mit der echten Textgestaltung. WIEACKER (Textstufen 84) schlägt sogar vor, daß etwa selbst die Digesten des Alfenus eine Neuauflage des Werkes von Servius waren. Über den Text vgl. auch: SCHULZ: Geschichte 255 ff.

⁷⁷ Atilicinus D. 15.1.17; Cassius D. 15.1.3.9; 15.1.42; Iavolenus D. 15.1.33; 15.1.35; 15.3.2; Nerva D. 15.1.11.3; Nerva f. D. 15.1.3.8; Plautius D. 15.1.47 und 48 (inscriptio);

Fragment zitiert) auf das *peculium* des *filius familias* hingewiesen wird. Aber auch von den erwähnten zwei Stellen ist die eine nicht vollwertig.⁷⁹

Aus all dem kann darauf geschlossen werden, daß im ersten Jh. v. u. Z. das *peculium* des *filius familias* noch keine festumrissene, anerkannte *Rechts*-einrichtung war. Der Übergang meldet sich bei Sabinus und Cassius, die im ersten Jh. u. Z. tätig waren. Bereits öfter wird es erwähnt vom Redaktor des *Edictum perpetuum*: Salvius Iulianus (siehe S. 329).

12. Wenn man eine noch breitere, aber rohe Kalkulation aufgrund des *Vocabularium Iurisprudentiae Romanae* macht,⁸⁰ und alle Stellen in Betracht zieht, die sich mit dem *peculium* befassen, so findet man, daß von etwa 300 Texten *Zweidrittel* sich ausschließlich auf das *peculium des Sklaven* beziehen. Das *peculium* des Haussohnes wird bloß in etwa einem Sechstel der Texte erörtert, während in den übriggebliebenen Fragmenten (etwa ein Sechstel), die beiden Arten des *peculium* gleichfalls behandelt sind, in zumeist verdächtigen Texten.⁸¹

13. Die Statistik unserer Quellenzeugnisse scheint also überwältigend zu beweisen, daß bezüglich dieser Rechtseinrichtung der Ausgangspunkt das *peculium* des Sklaven war. Dieser Umstand gestattet aber den Schluß, daß es im Laufe der Geschichte des römischen Rechtes eine Periode gab, wo allein der Sklave ein *peculium* hatte. Das römische Familien-, Rechts- und Wirtschaftsleben gelangte lediglich durch eine gewisse Entwicklung zu dem Punkte, auch das *peculium* des *filius familias* als eine Rechtseinrichtung zu anerkennen.

Dieses Ergebnis stellt aber zwei weitere Fragen: 1. Was war der Zeitpunkt der rechtlichen Anerkennung des *peculium* der Haussohne? 2. Welchen Ursachen ist diese Änderung zuzuschreiben? Welche wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Veränderungen veranlaßten die römische Rechtswissenschaft, den Prätor, diese bisher allein bezüglich der Sklaven anerkannte Rechtseinrichtung, auf das *tatsächlich bereits existierende peculium* des *filius familias* — obwohl mit manchen Abänderungen — zu erstrecken?

14. Die Frage des Ursprungs, der Ausbildung des *peculium* im allgemeinen kann hier nicht erörtert werden. Die Ausbildung dieser Einrichtung führt zurück in eine dunkle, kaum aufspürbare Vorzeit, auch ist sie kein zentrales Problem für unsere Betrachtungen. Ich versuche, in erster Linie zu er-

Proculus D. 15.1.17; 15.1.30. pr; 15.1.47.3; Pegasus D. 15.1.30. pr; Sabinus D. 15.1.3.9; 15.1.42; 15.1.47.1.

⁷⁸ D. 15.1.39 und 42.

⁷⁹ D. 15.1.42: *In adrogatorem de peculio actionem dandam quidam recte putant, quamvis Sabinus et Cassius ex ante gesto de peculio actionem non esse dandam existimant.* Es ist aufgrund des Textes nicht sicher, ob Sabinus und Cassius hinsichtlich des *peculium* eines Sohnes die Klage *ex ante gesto* verneinen. Es ist ebenso möglich, daß die Forderung aus dem *ex ante gesto* des Sklaven entstand.

⁸⁰ *Vocabularium Iurisprudentiae Romanae*, Berlin 1894.

⁸¹ Wie gezeigt, bestand die Interpolation in der Regel darin, daß in den Text, der über den Sklaven sprach, das Wort *filius* eingeschoben wurde.

mitteln, ob es überhaupt Spuren einer Periode der römischen Geschichte gab, in der noch allein das *peculium* des Sklaven anerkannt war.

Diesbezüglich bietet das Zwölftafelgesetz einen nicht ganz sicheren Anhaltspunkt (VII. 12.). In dem Ulpian zugeschriebenen *Liber singularis regulatum* ist uns nämlich eine Bestimmung des Gesetzes erhalten geblieben, die darauf deutet, daß zur Zwölftafelzeit das *peculium* des Sklaven bereits ausgebildet war:⁸² *Sub hac condicione liber esse iussus si decem milia heredi dederit, etsi ab herede abalienatus sit, emptori dando pecuniam ad libertatem perveniet: idque lex XII tabularum iubet.*

Das *peculium* wird nicht ausdrücklich erwähnt, es wird nicht ausgesprochen, daß der Sklave ein Sondervermögen hat. Es wird nur mittelbar darauf hingewiesen. Wie könnte aber der Sklave ohne einem *peculium* 10.000 für das Erlangen der Freiheit zahlen. Der Text läßt also mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuten, daß zu dieser Zeit der Sklave bereits ein *peculium* haben konnte, daß die Römer bereits im V. Jh. v. u. Z. diese Rechtseinrichtung kannten.

15. Man findet aber nicht den leisesten Hinweis darauf, daß zur selben Zeit auch ein *filius familias* über ein Sondervermögen verfügen hätte können. Spätere Autoren erwähnen zwar den Fall des Spurius Cassius, dessen *peculium* der Vater anlässlich der Tötung seines Sohnes — Anfang des V. Jahrhunderts v. u. Z. — für Ceres geopfert haben sollte. Die negative Stellungnahme Mandry's scheint aber gänzlich befriedigend zu sein.⁸³ Er vertritt nämlich die Ansicht, daß selbst manche antike Autoren bezweifeln, ob Spurius Cassius zur Zeit seines Todes noch immer gewaltunterworfen gewesen sei. Es scheint viel wahrscheinlicher, daß er schon als *pater familias* getötet worden ist. Es kann auch hinzugefügt werden, daß die in mehreren Formen, und etwa ein halbes Jahrtausend später aufgezeichnete Legende kaum zuverlässig sein mag, auch weil ihr Inhalt den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen jener Zeit widerspricht.⁸⁴

16. Es spricht für unsere Ansicht auch der Umstand, daß zur Zwölftafelzeit die Verhältnisse binnen der Familie noch recht patriarchal gestaltet waren. Die Familie wirtschaftete zumeist auch nach dem Tode des Vaters weiterhin gemeinsam (siehe die Einrichtung des sog. *ercto non cito*). Es gab noch kein größeres, konzentriertes Vermögen, das der *pater familias* nicht selbst verwalten hätte können.

Die durchschnittliche Dauer des menschlichen Lebens war noch ziemlich niedrig. Folglich erlangte in der Regel der Haussohn, sobald er erwuchs,

⁸² Abweichende Ansicht bei: G. MANDRY: Das gemeine Familiengüterrecht I - II. Tübingen 1871-76 II. 24. (Im folgenden: MANDRY). KASER vertritt aber den im Text eingenommenen Standpunkt: R. Pr. I. 99. Ebenso: KARLOWA: Rechtsgeschichte II. 112.

⁸³ I. 12.

⁸⁴ Laut IHERING ist auch das *peculium* des Haussohnes auf die Zwölftafelzeit zurückzuführen: Geist des römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung. II. 1. Leipzig 1854. 216. Anm. 324. Seine Auffassung entbehrt aber der Grundlage.

bald das Familienvermögen. Es gab noch keinen Anlaß dafür, einen Teil des Vermögens, als ein Sondervermögen, vorhergehend abzusondern.

Wenn aber der Vater gelegentlich dennoch einen Teil seines Vermögens als ein «*peculium*» dem Sohne anvertraute, war es noch keineswegs notwendig, daß das Recht sich in dieses Verhältnis einmische, es regle. Es handelte sich ja um eine gänzlich interne und ziemlich seltene Lösung des Vermögensverwaltung so, daß die Regelung der etwaigen Probleme noch nicht in den Bereich des *ius*, sondern eher in den des *mos* fallen mochte.⁸⁵

17. Die Intensivierung der Sklavenarbeit erforderte hingegen, und dies paßte auch recht gut zur milden Form der Patriarchalen Sklaverei, daß man es den fleißigen Sklaven ermöglichte, durch selbständige Wirtschaftung (*peculium*) ihre Freiheit zu erkaufen. In unseren ältesten Quellen, in den plautinischen Stücken erwähnte Sondervermögen sind noch zumeist die Ersparnisse der Sklaven, wodurch die letzteren die Freiheit erlangen wollen.⁸⁶ Im Laufe der Zeit verblaßt allmählich dieser Charakter des *peculium*, und es tritt die Kapitalsammlung seitens des *pater familias* in den Vordergrund.⁸⁷ Diese Umwandlung ist bereits in den plautinischen Komödien wahrnehmbar. Doch ist dies selbstverständlich. Dies ist das Zeitalter des wirtschaftlichen Aufschwunges Roms, der Vermögenskonzentration. Der auf Sklavenarbeit beruhende wirtschaftliche Aufschwung bewegte die reichen Leute dazu, auch mittels der Gewährung eines *peculium* ihr Vermögen zu vermehren.

18. Man findet aber in den plautinischen Texten bereits Spuren eines Sondervermögens des Haussohnes.⁸⁸ Doch weisen diese Stellen noch nicht auf eine rechtlich geregelte Einrichtung hin. Es handelt sich zumeist um gelegentliche⁸⁹ Geschenke, Zuweisungen, und nicht um ein ständiges, rechtlich geregeltes zwar zurücknehmbares *peculium*. Grundsätzlich kann aber die erste *faktische* Erscheinung des Sondervermögens der Söhne auf das Zeitalter des Plautus, auf die Jahrhundertwende des III - II. Jahrhunderts v. u. Z. gesetzt werden.⁹⁰

⁸⁵ Die Rolle des *mos* wird auch von BONFANTE betont: Corso di diritto romano I. Roma 1925. 97.

⁸⁶ Vgl. MANDRY II. 26; PERNICE: Labeo I. 124; IHERING: Geist II. I. 185 ff. und die dort angeführten plautinischen Quellen. Es ist aufgrund des angeführten Satzes der Zwölf Tafeln und der plautinischen Quellen unbegreiflich weshalb WESTERMANN zweifelt, ob die Ablösung der Freiheit im republikanischen Zeitalter gestattet gewesen sei. Seiner Ansicht nach wurde das nur in der Kaiserzeit üblich. Vgl. W. L. WESTERMANN: The Slave Systems of Greek and Roman Antiquity. Philadelphia 1955. 83. LONGO vertritt die andere Ansicht: Famiglia 61.

⁸⁷ Vgl. PERNICE: Labeo I. 123.

⁸⁸ «selten» schreibt MANDRY II. 23.

⁸⁹ Siehe die Bemerkung bei: PERNICE: Labeo I. 1. und Anm. 3.

⁹⁰ Vgl. MANDRY II. 23 und 218. PERNICE: Labeo I. 126 spricht über das *Peculium* für das Zeitalter v. u. Z. als über einen «rein tatsächlichen Zustand». KASER setzt diesen Zustand auf eine ältere Periode: Der Inhalt der patria potestas (SZ 58, 1938) 86. Über die Zuverlässigkeit der plautinischen Quellen siehe: L. LABRUNA: Plauto, Manilio, Catone. Premesse allo studio dell'emptio consensuale (Labeo. Rassegna di diritto romano. 14, 1968, 25 ff.).

19. Die ersten Rechtsgelehrten hingegen, bei denen man einen (interpolierten?) Hinweis auf das *peculium* des *filius familias* findet, sind Labeo und Alfenus, die zu Beginn unserer Zeitrechnung lebten. Aus dem Umstand, daß sie die Einrichtung bereits zu streichen scheinen, und insbesondere aufgrund des Umstandes, daß Augustus die Einrichtung des *peculium castrense* eingeführt hat, kann darauf geschlossen werden, daß die Erscheinung des *peculium* des Haussohnes als einer *Rechtseinrichtung*⁹¹ ungefähr auf das erste Jahrhundert u. Z. zu setzen ist.⁹² Es ist auch möglich, daß eben die erwähnte Maßnahme des Augustus den Anstoß bot, die bereits *tatsächlich existierenden* Sondervermögen der Hausöhne auch rechtlich zu regeln.

Es wird aber aus den angeführten Quellen (siehe S. 329 ff.) ersichtlich, daß die vorklassischen Juristen (Servius, Mela, Alfenus, Varus, Trebatius, Tubero, Quintus Mucius und etwa auch Labeo), aus deren Werken die Klassiker augenfälligerweise geschöpft haben, das *peculium* des *filius familias*, als eine Rechtseinrichtung, noch nicht kannten. Es zeigt sich ja, daß in den von den Klassikern übernommenen vorklassischen Texten dies noch nicht erwähnt wird. Die vorklassischen Juristen schweigen darüber.⁹³

20. Es läßt sich sogar vermuten, daß als gegen Ende der vorklassischen Periode⁹⁴ der Prätor in seinem *triplex edictum* die *actio de peculio* und die verwandten Klagen geregelt hat, er sich mit dem bereits tatsächlich existierenden *peculium* des Haussohnes noch nicht befaßte.

Das *peculium* der Hausöhne wurde mutmaßlich erst später, zu Beginn der klassischen Zeit, von der Rechtswissenschaft als eine Rechtseinrichtung ausgebildet. Es ist hingegen beinahe sicher, daß sie bei der Zusammenstellung des *Edictum perpetuum* bereits berücksichtigt wurde.⁹⁵ Deshalb findet man sie vor in den Zitaten der späteren Juristen.

Dies ist auch deshalb wahrscheinlich, weil in dem Codex Iustinianus, im entsprechenden Titel (4.26), die Konstitutionen bereits ungefähr in gleichem Maße sich mit dem *peculium* des Sklaven und des Haussohnes befassen. Es wird sogar dreimal ausdrücklich darauf hingewiesen (in den Konstitutionen

⁹¹ IHERING schreibt folgendes: «Dieser Gesichtspunkt der völligen rechtlichen Bedeutungslosigkeit des *Peculium*s wurde in älteren Recht nur bei einer einzigen Gelegenheit, die nur bei Sklaven eintreten konnte . . . außer Acht gelassen» (Geist II. 1. 175. — Hervorhebungen von R. B.).

⁹² Laut MANDRY (II. 217.) sei auch die Entstehung der *actio de peculio* ungefähr auf diese Zeit zu setzen. SCHULTZ hingegen vertritt die Ansicht, daß das *peculium* in der republikanischen Zeit stets anerkannt war: *Classical Roman Law*. Oxford 1951. 154.

⁹³ Micolier vertritt die Ansicht, daß zu Beginn des klassischen Zeitalters, der *filius familias* noch in keiner Beziehung über das *peculium* verfügte (756.). D. h., daß seiner Ansicht nach, das Sondervermögen des Sohnes noch nicht ausgebildet war.

⁹⁴ Auch WATSON setzt auf diese Zeit die Einführung jener Klagen. Vgl. *The Law of Obligations in the Later Roman Republic*. Oxford 1965. 185.

⁹⁵ Auch Micolier deutet auf gewisse Veränderungen hinsichtlich des *peculium* gegen die Wende des I - II. Jahrhunderts, obwohl in einer anderen Beziehung (620., 745., 758.).

2. 12, 13), daß die Frage schon im *Edictum perpetuum* im selben Sinne geregelt war.

Es spricht dafür auch der Umstand, daß in dem Digestentitel 15.1, in der *sedes materiae*, von den 58 Fragmenten fünf⁹⁶ geradewegs von Julian, vom Redaktor des *Edictum perpetuum* herrühren, und es wird außerdem mannigfach, etwa in zwanzig Fällen⁹⁷ ausdrücklich auf Julian hingewiesen. Das Zusammentreffen jener Umstände kann kaum dem Zufall zugeschrieben werden.

21. Die Periode gegen den Beginn unserer Zeitrechnung, ist das Zeitalter der massenhaften Verbreitung der griechischen Philosophie und Weltanschauung - offenbar als Folge der Eroberung Griechenlands. Dieser Einfluß trug gewaltig bei, um sowohl hinsichtlich der Frauen wie auch bezüglich der Mitglieder der Familie die engen Schranken zu überschreiten, und eine größere Selbständigkeit dem Haussohnes zu gewähren.

22. Es ist kein Zufall, daß zur selben Zeit sich die ersten Ansätze zur Auflösung der agnatischen Familie melden. Die Tätigkeit des Prätors stellt, insbesondere in erbrechtlicher Hinsicht, die kognatische Familie immer mehr in den Vordergrund. Die Anerkennung der kognatischen Familie brachte aber mit sich, daß die Familienmitglieder - wie auch heute - nicht mehr derart in einem Unterwerfungsverhältnis binnen der Familie leben. Auf diese Weise fördern alle Umstände die Verselbständigung des *filius familias* auch in vermögensrechtlicher Hinsicht.

23. Schließlich konnten auch wirtschaftliche Überlegungen zur Gewährung eines *peculium* Anlaß bieten. Es häuften sich in jenen Jahrhunderten stets größere Vermögen in einer Hand auf, und eine Person vermochte oft nicht mehr imstande zu sein, das Vermögen allein zu verwalten. Es mochte also vielleicht auch der Zweck der besseren Bewirtschaftung dazu führen, daß die Väter - auf Analogie des Sklavenpeculium - auch ihren Söhnen ein Sondervermögen zur Verwaltung überließen.

24. Wenn man auch die politischen Ereignisse, die im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte v. u. Z. auf das *peculium* der Söhne eine Wirkung auszuüben vermochten, ins Auge faßt, so müssen zwei Ereignisse in Betracht gezogen werden.

Zu dieser Zeit verliefen die Bodenreformsbewegungen der Graccher. Es meldeten sich aber bereits früher gewisse Anzeichen, die darauf hinwiesen, daß der römische Staat das Ausmaß des in einer Hand konzentrierten Bodenbesitzes zu beschränken beabsichtige. Es ist nicht unmöglich, daß - wie es auch in neueren Zeiten geschah -, die reicheren Bodenbesitzer ihr Gut scheinbar unter ihren Kindern verteilten, um einer Konfiskation des Bodenbesitzes im Fall einer Reform, vorzubeugen, indem auf diese Weise auf eine Person

⁹⁶ Vgl. Anm. 72.

⁹⁷ Vgl. Anm. 74.

eine bescheidenere Bodenfläche fiel.⁹⁸ Der Haussohn wirtschaftete nun mit dem Bodenbesitz, wie mit einem *peculium*.

Fernerhin mochten m. E., die Bürgerkriege und die Proskriptionen ebenfalls mitgewirkt haben. Während der Bürgerkriege fühlte sich niemand in Sicherheit. Die Wohlhabenden befürchteten ihr Vermögen wegen ihrer politischen Anschauung etwa einzubüßen. Um diese Gefahr zu verringern parzellierte man das Vermögen, man verteilte es unter den Mitgliedern der Familie. Wenn es nun auch zu einer Proskription kam, so fiel nur sein Vermögen zum Opfer, und das, was die Mitglieder als *peculium* hatten, blieb verschont. Diese Annahme wird auch von einer bereits angeführten Digestenstelle befürwortet. Laut D. 4.4.3.4. (Ulpian) nämlich, wenn das Vermögen des Vaters versteigert wird, behält der Sohn sein *peculium*, es fällt nicht unter die Vollstreckung: *Nam peculium ei ex constitutione Claudii separatur.*

Man brauchte nur mehr einen weiteren Schritt zu tun um diese aus mehreren Bedürfnissen und außerordentlichen Verhältnissen entstandene faktische Einrichtung, gemäß den geistigen und wirtschaftlichen Strömungen der Zeit, mehr oder minder mit dem bereits bekannten *peculium* der Sklaven gleichzustellen. Die schon früher sporadisch in Erscheinung getretenen Verfügungen der Hausväter wurden in eine rechtliche Form gekleidet.

Budapest.

⁹⁸ Es ist nicht ausgeschlossen, daß die bekannten Bestimmungen der gracchischen Bodengesetze, die die Umgehung der Gesetze zu verhindern berufen waren, eben die Folge derartiger massenhaften «Umgehungsversuche» waren.

K. VISKY

HEMIOLIA IN DEN PYPYRI
DES 3. JAHRHUNDERTS

Es ist der Mühe wert, den Weg kennenzulernen, welchen eine Rechtsinstitution im Laufe ihrer geschichtlichen Entwicklung durchgemacht hat. Es ist gleichfalls interessant und lehrreich, die Faktoren, insbesondere die wirtschaftlichen Gegebenheiten zu prüfen, infolge derer sie ihre moderne Gestalt gewonnen hat. Anlässlich bedeutsamerer Kodifikationsarbeiten werden deshalb die historischen Vorereignisse stets berücksichtigt.

Die Sicherung der Erfüllung der Verträge mittels Vereinbarung verschiedener Nebenverpflichtungen ist seit Jahrtausenden üblich, und lebt auch in den modernen Rechten fort. Es scheint, daß die Bedeutung jener Sicherungen in den sozialistischen Rechtssystemen sogar gewachsen ist. Es genügt, auf die große Verbreitung der Vertragsstrafen hinzuweisen.

Die Hemiolia, die in der griechischen Antike lange Jahrhunderte hindurch zur Sicherung der vertraglichen Verpflichtungen angewendet wurde, gehört ebenfalls zu den Nebenabreden, die an einen Vertrag geknüpft sind.

Das Wort *ἡμιολία* bzw. *ἡμιόλιον* ist in den griechischen Papyri oft zu treffen. Außer ihrer substantivisierten Form ist auch ihre adjektivistische Anwendung als *ἡμιόλιος* nicht selten (z. B. *ἡμιόλιον δάνειον* = Darlehen auf fünfzig Prozent Zinsen). Das Wort dient in erster Linie zur Bezeichnung einer Rechnungseinheit, und zwar bringt es das Verhältnis zu einer bestimmten Zahl zum Ausdruck, d. h. es bedeutet das Anderthalbfache der gegebenen Zahl. Der Begriff ist griechischen Ursprungs, die lateinische Sprache hatte — zumindest laut Gellius — kein entsprechendes Wort.¹

Die Hemiolia kann für die juristische Papyrologie ein besonderes Interesse beanspruchen. Sie bedeutet in Schuldbriefen, in Verträgen und anderen Papyri juristischen Inhalts das Anderthalbfache einer Schuld, gelegentlich

¹ *Quale enim fieri nomen posset «hemiolios» numero . . . ? Est autem «hemiolios» qui numerum aliquem totum in sese habet dimidiumque eius, ut tres ad duo . . .* (Gellius, *Noctes Atticae* 8.14). Die Glaubwürdigkeit dieser Feststellung wird dadurch beeinträchtigt, daß zur Bezeichnung des Anderthalbfachen bereits früher — obwohl hinsichtlich der Versfüße — Quintilian das Wort: *sescuplum* angewendet hat: *. . . tria ad duo relata sescuplum faciunt* (Inst. orat. 9.4.47.).

einen Zuschlag von 50% zum Kapital.² Hinsichtlich der Frage, in welchen Fällen es zu einem solchen Kapitalzuschlag kam, bieten die Papyri eine reichliche Auskunft, und es erhellt daraus auch, daß man unter Hemiolia eine besondere Rechtsinstitution verstand.

In der Welt der Papyri wird der Hemiolia dieselbe Rolle zuteil, wie den vertraglich ausbedungenen Zinsen, d. h. der Gegenleistung für das als Darlehen benutzte Geld oder andere vertretbare Sache, wie z. B. Getreide. In anderen Fällen hingegen ist die Hemiolia ein auf 50% gesetzter Zuschlag, der dann zu leisten ist, wenn der Schuldner seinen vertraglichen Verpflichtungen nicht nach kommt, bzw. sie ungenau erfüllt, oder in Verzug gerät.³ In diesem Fall hat die Hemiolia das Gepräge einer Sanktion, sie wird zu einer auf 50% gesetzten Buße, oder — wenn man diesen Ausdruck anwenden will — zu einer Vertragsstrafe.⁴ Die Aussicht, daß der Schuldbetrag im Fall einer Pflichtverletzung durch 50% vermehrt werden sollte, mochte zweifelsohne ein taugliches Mittel sein, um den Schuldner zur genauen Erfüllung zu mahnen, ähnlicherweise wie im heutigen Recht die Vertragsstrafe.

Die Bestimmung der Hemiolia, d. h. ob ihr die Funktion der Vertragszinsen oder gegebenenfalls etwa diejenige einer strafartigen Sanktion zukam, kann nur aufgrund einer Prüfung der besonderen Gegebenheiten der einzelnen Urkunden bestimmt werden.⁵ Sie bedeutet in allen denjenigen Fällen, wo sie ausdrücklich zu diesem Zweck von den Parteien in die Urkunde einverleibt worden ist, oder wo dieser Zweck aus dem Inhalt der Urkunde offenkundig ist, eine Sanktion von Strafcharakter. In einer endlosen Reihe der Papyri juristischen Inhalts erscheint die Hemiolia als eine dem Schuldner auferlegte Vertragsstrafe, welche die Hälfte der Schuld beträgt.⁶

Es bedarf der Erwähnung, daß in der griechischen Welt die Erhöhung der Schuld in der Form eines strafartigen Zuschlages selbst bis zur Höhe von

² Bezüglich der Auslegung des Wortes *ἡμιολία* über die in dem älteren Schrifttum vertretenen Ansichten S. F. SCHULTESS: PW Suppl. III. Stuttgart 1918, 906; A. BERGER: Die Strafklauseln in den Papyrusurkunden. Leipzig—Berlin 1901. S. 19; L. MITTEIS—U. WILCKEN: Grundzüge und Chrestomatie der Papyruskunde (Neudruck). Hildesheim 1963. Bd. II. 1. S. 119; G. BILLETTER: Geschichte des Zinsfußes im griechisch-römischen Altertum. Leipzig 1898. S. 260 f. Zur Bedeutung der Wörter: *ἡμιολία*, *ἡμιολίων*, *ἡμιολίος* vgl. noch: F. PREISIGKE: Wörterbuch der griechischen Papyrusurkunden. Bd. I. Heidelberg 1924. S. 659 f.

³ MITTEIS—WILCKEN: a. a. O. S. 119; BERGER: a. a. O. S. 23. Die Hemiolia war jedoch nicht dieselbe wie die Zinsen. Vgl. J. HERMANN: The Journal of Juristic Papyrology 14 (1962) S. 27.

⁴ L. MITTEIS erblickt in der Hemiolia eine Vertrags-(Conventional-)strafe. Vgl. Reichsrecht und Volksrecht (Neudruck). Hildesheim 1963. S. 512. Laut L. WENGER bedeute sie manchmal einen Kapitalzuschlag und gelegentlich eine Verzugsstrafe («... bald als fester Zuschlag zum Kapital, bald als Verzugsstrafe...») Siehe: Die Quellen des römischen Rechts. Wien 1953. S. 797.

⁵ BERGER: a. a. O. S. 23. —; so ähnlich H. KÜHNERT: Zum Kreditgeschäft in den hellenistischen Papyri Ägyptens bis Diokletian. Freiburg im Breisgau. 1965. S. 71.

⁶ BERGER registriert ausführlich jene Papyri, in denen die Hemiolia als ein Zuschlag von Strafcharakter vorkommt: a. a. O. S. 15.

100 sogar 200% nicht unbekannt war.⁷ Es läßt sich vielleicht eben dadurch erklären, daß ihre Anwendung unter den antiken Griechen - wie dies aus den Papyri ersichtlich wird - derart verbreitet war.

Das Anwendungsfeld der Hemiolia war außerordentlich breit. Sie war gleichfalls gebräuchlich bei Darlehens-, Kauf-, Miet- (Pacht-), Eheverträgen und im allgemeinen in allen Fällen, wo die Zinsen nach einer Schuld zulässig waren.

Das Darlehen mochte gleichfalls ein Geld- oder anderes Darlehen sein. Unter den letzteren überwiegen die Getreide (Weizen) -Darlehen. In solchen Verträgen wurde zumeist eine Hemiolia ausbedungen.⁸ Beim Immobiliarkauf oder beim Kauf von beweglichen Sachen war diese Klausel in jenen Fällen gebräuchlich, wo dem Käufer ein Termin zur Entrichtung des Kaufpreises gesichert wurde. In jenen Fällen behandelte man den Käufer ebenso wie einen Darlehensschuldner.⁹ Bei Miet- und Pachtverträgen bezog sich die Hemiolia auf den Fall, wenn der Mieter bzw. der Pächter seine Schuld nicht rechtzeitig erfüllte.¹⁰ Es gab aber auch solche Mietverträge, in denen der Vermieter den bereits erhaltenen Mietbetrag mit dem Zusatz einer Hemiolia zurückzahlen mußte, wenn er seinen vermieteten Sklaven vor Ablauf des Vertrages vom Mieter zurückgenommen hatte.¹¹ In Eheverträgen begegnet man der Hemiolia anläßlich der Mitgift, bzw. hinsichtlich der Rückgabepflicht bezüglich der Mitgift, für den Fall einer Ehescheidung.¹²

Die Hemiolia war also im griechischen Rechtsleben eine häufig angewendete Einrichtung, und sie wurde aus dem griechischen Recht von der ägyptischen Rechtspraxis entlehnt. Hier war ihre Anwendung im Verkehrsleben - wie dies von den Papyri bezeugt ist - alltäglich.¹³ Ob diese Einrichtung auch im altägyptischen Recht bekannt war, läßt sich nicht ermitteln. In der ptolemäischen Periode war sie hingegen bereits allgemein gebräuchlich. In der Römerzeit beschränkte sich ihre Anwendung nicht auf Ägypten, sie war auch in den anderen östlichen Provinzen, sogar auch in den westlichen Provinzen bekannt.¹⁴ Manchmal begegnet man der Hemiolia auch in zwischen Römern geschlossenen Verträgen. Nach der *constitutio Antoniniana* (212 u. Z.) wird

⁷ SCHULTESS: a. a. O. S. 906; MITTEIS: a. a. O. S. 512.

⁸ Solche Gelddarlehen etwa: BGU I. 238., P. Oxy. II. 269., III. 507., PSI I. 1253. Getreidedarlehen z. B. P. Oxy. VII. 1040., P. Tebt. 110., 111.

⁹ Vgl. BERGER: a. a. O. S. 148. Beispiele für derartige Grundstückskäufe: BGU I. 94., II. 667., III. 901. Kauf beweglicher Sachen (Sklave) BGU IV. 1059., (Weizen) P. Tebt. 109.

¹⁰ Beispiele für derartige Miet-(Pacht-)verträge: BGU IV, 1058., 1116., 1117., 1119., P. Oxy. III. 502., VI. 912., P. Tebt. 105.

¹¹ PSI 710. Vgl. R. TAUBENSCHLAG: *The Law of Greco-Roman Egypt in the Light of the Papyri*. 2. Aufl. Warszawa 1955. S. 368.

¹² Hemiolia in Eheverträgen z. B. P. Oxy. III. 496., 497., BGU IV. 1050., 1051., 1198., P. Tebt. 104.

¹³ BERGER: a. a. O. S. 25.

¹⁴ Vgl. BILLETTER: a. a. O. S. 258.; M. Th. LINGER, *Corpus des Ordonnances des Ptolémées*. Bruxelles. 1964. S. 21.

ihre Anwendung seltener.¹⁵ Dies läßt sich auch dadurch erklären, daß die freien Untertanen des Reiches - da sie das römische Bürgerrecht erworben hatten - diese unrömische Einrichtung seltener in Anspruch nahmen, wie auch im allgemeinen das römische Recht allmählich an die Stelle der Einrichtungen der unrömischen Bevölkerung trat. Ungeachtet dessen begegnet man der Hemiolia selbst auch nach der *constitutio Antoniniana* und sie verschwindet erst im vierten Jahrhundert endgültig aus der Praxis.¹⁶

In den römischen Rechtsquellen findet man kaum Spuren dieser Einrichtung, und auch die vorhandenen Hinweise sind ziemlich unsicher.

Es mag vor allem die *lex Iulia municipalis* als solche in Betracht kommen.¹⁷ Es gibt im Text eine Stelle, wo es sich unter den bezüglich der Straßenpflege getroffenen Maßnahmen darüber handelt, daß die Eigentümer der Häuser verpflichtet seien, einen der Länge und der Breite der Straße entsprechenden Betrag demjenigen zu entrichten, dem die Pflege der Straße von dem städtischen Quaestor verpachtet worden ist (*locatio*). Wenn der Eigentümer oder der Verwalter (*procurator*) des Hauses den gemäß der Maßnahme des Quaestors bestimmten und öffentlich kundgegebenen Geldbetrag binnen 30 Tagen nicht entrichten sollte, so hat er auch dessen Hälfte - also den anderthalbfachen Betrag - zu bezahlen.¹⁸ Zur Geltendmachung dieser Forderung stand dasselbe Verfahren zu Verfügung, wie bei einer Darlehensschuld (*condictio certae creditae pecuniae*).¹⁹

Die Quelle rührt mutmaßlich aus der Zeit Caesars, also aus der zweiten Hälfte des letzten republikanischen Jahrhunderts her. Es ist umstritten, ob das Gesetz außer den allgemein gültigen Rechtssätzen, auch derartige Bestimmungen enthalten hat, die sich allein auf die süditalische Stadt Heraclea bezogen,²⁰ wo man die Kupfertafeln mit dem Text gefunden hat. Die Tafeln enthalten auch einen griechischen Text. Wenn man außerdem auch den Umstand in Betracht zieht, daß die Bewohner der Stadt Heraclea größtenteils Griechen waren, so liegt der Schluß an der Hand, daß die fragliche Bestimmung, wodurch dem säumigen Eigentümer - als eine Buße - der fünfzigprozentige Zuschlag auferlegt wurde, griechischem Einfluß zuzuschreiben sei.

Die rechtliche Grundlage der Zahlungspflicht war jedoch in diesen Fällen die Pflicht eines jeden Eigentümers, die vor seinem Hause gelegene Straßen-

¹⁵ BERGER: a. a. O. S. 135.

¹⁶ TAUBENSCHLAG: a. a. O. S. 45.

¹⁷ Zur reichen Literatur über die *lex Iulia municipalis* und die *Tabulae Heracleenses*: WENGER: a. a. O. S. 375 f.; S. RICCOBONO: *Fontes iuris Romani anteiustiniani* Bd. I. (Leges) Firenze 1941. S. 141. Neulich: A. GUARINO—L. LABRUNA: *L'esegesi delle fonti del diritto romano*. Napoli 1968. S. 392 f.

¹⁸ . . . *Sei is quei adtributus erit, eam pecuniam diebus XXX proxumeis, quibus ipse aut procurator sciel adtributionem factam esse, ei, quoi adtributus erit, non soluerit neque satis fecerat, is quantae pecuniae adtributus erit, tantam pecuniam et eius dimidium ei, quoi adtributus erit, dare debeto . . .* (41—43).

¹⁹ Vgl. *Tabulae Heracleenses* 44—45.

²⁰ Dazu: WENGER: a. a. O. S. 377.

strecke selbst zu betreuen. Dies bedeutete aber grundsätzlich eine den Hauseigentümern auferlegte öffentliche Last, wozu sich der Betroffene nicht freiwillig, durch einen Vertrag verpflichtet hatte, sondern aufgrund einer Verwaltungsmaßnahme gegenüber demjenigen zur Zahlung verpflichtet war, der die Betreuung der Straße gegenüber der Behörde vertraglich übernommen hatte. Die Zahlungspflicht der Eigentümer beruhte also nicht auf einem privatrechtlichen Verhältnis, allein die Beitreibung der Schuld erfolgte ähnlicherweise wie die Beitreibung eines auf einem Darlehensvertrag beruhenden Betrages. Folglich wird man den auf die Hälfte der Schuld gesetzten Zuschlag obwohl er zweifelsohne einen Bußcharakter hatte — mit der vertraglichen Hemiolia nicht gleichsetzen dürfen. Der Eigentümer des Hauses stand ja in keinem vertraglichen Verhältnis mit demjenigen, der die Betreuung der Straße übernommen hatte, und dem er die von der Behörde festgesetzten Kosten dieser Arbeit zu entrichten hatte.

Im klassischen Zeitalter wird man etwa bei der *actio de pecunia constituta*, wo der Beklagte für den Fall des Prozeßverlustes mit einem Zuschlag von fünfzig Prozent bedroht war, den Einfluß der Hemiolia annehmen dürfen.²¹ Es ist möglich, daß der Prätor bei der Schaffung dieser Klage auf die Praxis der ägyptischen Griechen Rücksicht genommen und den Gedanken des Zuschlages von fünfzig Prozent aus diesem Rechtsbereich entlehnt hat.²²

Eine nachklassische Quelle enthält ebenfalls einen Hinweis auf eine zu früherer Zeit entlassene kaiserliche Konstitution, welche die Anrechnung des Anderthalbfachen ermöglicht hatte. In einem kaiserlichen Erlaß aus 380 liest man nämlich folgendes: C. Th. 4.19. *qui post iudicii finem exceptis duobus mensibus, quibus per leges nonnunquam est concessa dilatio, moram offerant solutioni, a die patradi iudicii, quo obnoxii redditi sunt, in duplicium centesimarum conveniant usuras extrinsecus scilicet medietatem debiti, de quo litigatum est, sicut prius constitutum est, inferentes usque in id tempus, quo debitum solutione diluerunt.*

Es erhellt aus dem Text, daß der verurteilte Schuldner, wenn er seine Zahlungspflicht bis zum festgesetzten Termin nicht erfüllt, außer den doppelten Zinsen, die als Verzugszinsen gelten, auch die Hälfte der Schuld (*medietatem debiti*) zu entrichten hat, wie dies von einem früheren kaiserlichen Erlaß bereits bestimmt worden ist (*constitutum est*). Der kaiserliche Erlaß aber, auf den sich der angeführte Text beruft, ist uns nicht überliefert, und es gibt deshalb eine Ansicht, wonach der berufene kaiserliche Erlaß überhaupt nicht existiert hat. Folglich hätte man den Text der Quelle interpoliert,²³ um für

²¹ Gai inst. comm. 4.171: . . . *eaque praetor . . . adversus infitiantes . . . ex quibusdam causis sponsonem facere permittitur, veluti de . . . pecunia constituta; sed certae quidem . . . constitutae vero pecuniae partis dimidiae.*

²² MITTEIS: a. a. O. S. 513.

²³ Laut BILLETTER: a. a. O. S. 286. ist der Teil: *extrinsecus . . . inferentes* ein Einschub.

die tatsächlich noch angewandte Hemiolia eine gesetzliche Grundlage zu schaffen.²⁴ Dieser Interpolationsverdacht stößt aber an die Erfahrung, daß im Laufe des IV. Jahrhunderts, d. h. zur Zeit, aus der der angeführte Text herrührt, die Hemiolia bereits außer Übung geraten war.²⁵

Es kann daher nicht nachgewiesen werden, daß es den berufenen kaiserlichen Erlaß nicht gegeben hat. Es wäre aber wohl nicht zulässig, aufgrund der Quellen weitere Schlüsse zu ziehen.²⁶ Daß der fünfzigprozentige Zuschlag zum Schuldbetrag im Laufe der vergangenen Jahrhunderte nicht ganz ausgeschlossen zu sein dürfte, ergibt sich aus dem Vertragsstrafcharakter der Hemiolia. Solange nämlich das Maß der Vertragsstrafe auf der freien Vereinbarung der Parteien beruhte und die Beschränkungen der Zinsen darauf nicht angewendet wurden, stand die Möglichkeit offen, für den Fall des Verzuges eine Vertragsstrafe von fünfzig Prozent auszubedingen.

Eine andere Stelle hingegen gestattet den Schluß, daß ein Erlaß des Kaisers Konstantin aus dem Jahre 325 den Zusatz der Hälfte der Darlehenschuld ermöglichte für den Fall, wenn Gegenstand des Darlehens Getreide war. C. Th. 2.33.1. *Quicumque fruges humidias vel aretes indigentibus mutuas dederint, usurae nomine tertiam partem superfluum consequetur, id est, ut si summa crediti in duobus modis fuerit, tertium modium amplius consequetur. Quodsi conventus creditor propter commodum usurarum debitum recipere noluerit, non solum usuris, sed etiam debiti quantitate privandus est. Quae lex ad solas pertinet fruges . . .*

Es scheint, daß es sich in diesem Fall nicht um Verzugszinsen handelt, sondern um die im Vertrag vereinbarten Zinsen. Bei einem Darlehen von zwei Metzen, sollten drei Metzen Getreide zurückerstattet werden, d. h. die Rückgabepflicht überstieg um 50% das Erhaltene. Dies entspricht aber dem Andert-halbfachen.²⁷ Wie dies aber auch im Text hervorgehoben wird, waren jene Zinsen allein bei Getreidedarlehen zulässig.²⁸ Die Erklärung liegt etwa darin, daß das Getreide in der Regel auf die Weise geliehen wird, daß der Schuldner es aus der neuen Ernte zurückerstatten solle. Das neu gewonnene Getreide ist aber sowohl hinsichtlich seines Umfanges wie auch seines Gewichtes verschieden davon, was der Schuldner als ein Darlehen empfangen hat.

Wie dem es auch sei, es steht soviel allerdings fest, daß die Hemiolia -- als Vertragsstrafe -- wohl geeignet war um dadurch, dem Gläubiger einen, den

²⁴ «Offenbar hat der Interpolator das bekannte, auch bei Verzugszinsen häufige *ἡμιολία* in diese lex einzuschmuggeln gesucht» (BILLETER: a. a. O.).

²⁵ TAUBENSCHLAG: a. a. O. S. 45.

²⁶ MITTEIS stellte lediglich fest, daß die im Text erwähnte kaiserliche Konstitution unbekannt sei (a. a. O. S. 513). M. KASER zweifelt an der Existenz eines solchen Erlasses nicht: Das römische Privatrecht. Bd. II. München 1959. S. 249.

²⁷ Vgl. BILLETER: a. a. O. S. 303; L. MITTEIS: a. a. O. S. 513.

²⁸ Vgl. KASER: a. a. O. S. 249. Es wurde jedoch der mit «*quae lex*» beginnende letzte Satz mit einer Interpolation verdächtigt. Vgl. R. JHERING: Gesammelte Aufsätze. Jahrbuch für die Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechts. 2. (1858) S. 339; S. SOLAZZI: *Studia et documenta historiae et iuris* 13-14 (1947-48), S. 208.

gesetzlichen Zinsfuß übersteigenden Nutzen zu sichern. Die Hemiolia, wo neben mannigfach kumulativ auch noch Zinsen (*τόκος*), sogar Vertragsstrafe (*ἐπίτιμον*) ausbedungen wurden,²⁹ bot eine willkommene Möglichkeit für den Wucher, der nicht allein im ägyptischen Bereich, sondern im allgemeinen in der ganzen östlichen Hälfte des Römerreiches äußerst verbreitet war.³⁰

Solang die Wirkung der Zinsbeschränkungsregeln auf die Vertragsstrafe nicht erstreckt wurde, dürfte die Anwendung der Hemiolia auf keine besondere Hindernisse stoßen. In der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts hingegen — wie dies aus den Quellen offenkundig wird — drang der Grundsatz durch, daß die Übertretung des zwölfprozentigen Zinsfußes selbst durch eine Vertragsstrafe nicht zulässig sei.³¹

Die Beschränkung des Maßes der Vertragsstrafe betraf notwendigerweise auch die Hemiolia, da die letztere zumeist das Gepräge einer Vertragsstrafe hatte. Die Hemiolia überstieg den gesetzlichen Zinsfuß³² 12% selbst dann, wenn sie bezüglich eines Darlehens oder eines anderen Geschäfts auch für eine Periode, die kürzer als vier Jahre war, ausbedungen wurde. Dies traf noch offensichtlicher zu, wenn die Hemiolia nebst den Zinsen zu zahlen war, oder sie mit einer Vertragsstrafe gekoppelt wurde.

Obwohl die Hemiolia im Laufe des dritten Jahrhunderts bereits seltener vorkommt, begegnet man ihr in nicht unbedeutender Zahl in den Papyri, die aus diesem Jahrhundert herrühren. Dies deutet darauf, daß es ungeachtet der Beschränkungen der Vertragsstrafe, noch immer zu ihrer Anwendung kam. Es lohnt sich deshalb, jene Papyri des dritten Jahrhunderts des näheren ins Auge zu fassen, in denen man der Hemiolia begegnet.

Es empfiehlt sich etwa vor allem, zwei Berliner Papyri zu prüfen, die aus dem zweiten bzw. dritten Jahrhundert herrühren. Ihre Entstehungszeit ist nicht genau zu bestimmen, da sie beschädigt sind. Die eine Urkunde enthält ein Gelddarlehen, die andere hingegen einen Grundstückskauf.

Der Papyrus, der das Gelddarlehen enthält,³³ ist nur zur Hälfte erhalten geblieben. Aus dem unversehrt gebliebenen Teil erhellt es, daß jemand ein Darlehen von 84 Silberdrachmen gab unter der Bedingung, daß der Schuldner das erhaltene Geld an dem im Vertrag bestimmten Tag ohne jeglichen Verzug

²⁹ Beispielweise ist ein Papyrus des alexandrinischen Museums aus dem ersten Jahrhundert zu erwähnen. A. SWIDEREK — M. VANDONI: Papyrus grecs du Musée Gréco-Romain d'Alexandrie. Warszawa 1964 N. 9 S. 54 f. Siehe auch: E. RABEL: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte Rom. Abt. 28 (1907) S. 321; BERGER: a. a. O. S. 135

³⁰ «... äußerst gefährliche Form der Bewucherung und diese war eben in der östlichen Reichshälfte sehr üblich» — schreibt MITTEIS: a. a. O. S. 512.

³¹ Einschlägige Quellen insbesondere D. 22.1.44. (Modestinus) und aus ungefähr demselben Jahr (242) CJ 4.32.15. (Gordianus). Siehe dazu meinen Aufsatz in: IVRA 19 (1968) S. 67 ff.

³² Über die Zinsbeschränkungen: M. KASER: a. a. O. Bd. I. München 1955. S. 414 f., Bd. II. München 1959 S. 249 f.

³³ BGU I. 238.

in anderthalbfachem Maß und mit Zinsen zurückzuerstatten habe (*σὸν ἡμολία καὶ τόκοις*). Die Hemiolia war also in diesem Fall ohne weiteres dem Darlehensbetrag angeknüpft, und zwar ohne Rücksicht darauf, daß der Gläubiger außerdem auch Zinsen forderte.

Der Papyrus mit dem Grundstückskauf ist ebenfalls beschädigt und lückenhaft.³⁴ Gegenstand des Kaufes war ein Haus mit Grundstück und allem Zubehör. Die Verkäuferin, die das Grundstück für ewige Zeit (*ἐπὶ τὸν ἅπαντα χρόνον*), d. h. endgültig veräußerte, versicherte den Käufer, daß niemand auf das Haus einen dinglichen oder anderen Anspruch erheben werde (*ἐμποίησις*), und wenn dennoch dem Käufer etwas entzogen werden sollte, so werde sie den daraus erwachsenen Schaden und die Kosten mit dem anderthalbfachen Betrag (*μεθ' ἡμολίας*) ersetzen. Der Betrag des Kaufpreises (*τιμὴ*) ist infolge des verdorbenen Zustandes des Papyrus nicht zu lesen, es bleibt aber soviel klar, daß der Preis von der Käuferin ausbezahlt worden ist.

Ungeachtet des lückenhaften Textes ist festzustellen, daß die Rolle der Hemiolia in diesem Fall ausdrücklich die Sicherung der vertraglichen Verpflichtung war. Ihre Bestimmung war also dieselbe, wie — nach wie vor — die der Vertragsstrafe. Die Verkäuferin wollte dadurch ihre Erklärung über die Rechtslage des Grundstückes bzw. ihre Gewährschaft dafür versichern.

Eine andere Berliner Urkunde, die auf die Zeit der Kaiser M. Aur. Antoninus und M. Aur. Alexander, d. h. auf die Jahre 221 oder 222 zu setzen ist, enthält ebenfalls einen Grundstückskauf,³⁵ der gemäß dem Gesetz der Bewohner von Arsinoe, zwischen einem unmündigen Verkäufer und einem ebenfalls einheimischen Käufer zustande gekommen ist. Der Verkäufer verkaufte sein genau umschriebenes dörfliches Haus (*οἰκία*) nebst den dazu gehörenden beweglichen Sachen und den Rechten, so wie dies im Vertrag ausführlich beschrieben wurde, und zwar für ewigen Preis,³⁶ samt Eintragung in den öffentlichen Grundstücksregister.³⁷ Der Vater des Verkäufers stimmte dem Geschäft zu.³⁸ Der Verkäufer erhielt den gesamten ausbedungenen Preis des Grundstücks: 800 Silberdrachmen.³⁹ Der Vertrag enthält die Erklärung des Verkäufers, wonach das Grundstück zur Zeit des Kaufs von jeglichen Steuern, anderen öffentlichen Lasten, Privatforderungen und Privatansprüchen frei sei, und daß aufgrund solcher Forderungen niemand gegen den Käufer und seinen Rechtsnachfolgern einen Anspruch erheben werde, und daraus, was im Hause verbleibt, durch niemanden ihm etwas entzogen werde. Wenn jedoch die Bewohner oder die Besitzer des Hauses infolge solcher Ansprüche gestört werden sollten, so sei der Verkäufer aufgrund des Vertrages zur Zahlung des anderthalbfachen

³⁴ BGU III. 901.

³⁵ BCY II. 667.

³⁶ . . . ἐπὶ τὸν ἅπαντα χρόνον . . .

³⁷ . . . διὰ τῆς τῶν ἐνκτησέων βιβλιοθήκης . . .

³⁸ TAUBENSCHLAG: a. a. O. S. 132.

³⁹ „ . . . τὴν συμπεφανημένην τιμὴν πᾶσαν . . .

Kaufpreises (*τὴν τιμὴν μεθ' ἡμιολίας*) verpflichtet. Der Käufer war folglich auf diese Weise gegen jegliche Ansprüche gesichert.⁴⁰

Die Hemiolia hat also auch hier — wie auch im anderen besprochenen Fall — Strafcharakter. Das Wort «ἐκτίσει», das sich in der Urkunde auf die Bezahlung des anderthalbfachen Preises bezieht, bringt ebenfalls jenen Zweck der Verpflichtung zum Ausdruck.⁴¹ Das bedeutet eine freiwillig übernommene Strafe für den Verkäufer, wenn die in dem Vertrag umschriebene Rechtslage, wofür er sich eine Gewährschaftspflicht aufgebürdet hat, der Wahrheit nicht entsprechen sollte, und das Grundstück mit verschiedenen Schulden oder Ansprüchen belastet sein sollte.

Eine aus 225 herrührende Urkunde der Oxyrhynchus-Papyri, die ein Getreidedarlehen enthält, ist von besonderem Interesse.⁴² Es erhellt aus dem Text, daß die Schuldner: Vater und Sohn bereits vier Jahre vorher 4 Artaba⁴³ Weizen erhielten zu anderthalbfachen Zinsen (*σὸν διαφόρῳ ἡμιολίας*). Die Schuldner versprechen, jene Weizenquantität in neuem Weizen, auf vertrauenswürdige Weise abgewogen zurückzugeben. Für den Fall, wenn die Schuldner ihre Schuld, die nunmehr inbegriffen die Zuschläge 6 Artaba Weizen beträgt, nicht bezahlen sollten, so seien sie laut der Vereinbarung verpflichtet die in anderthalbfacher Quantität und mit anderthalbfachen Zinsen im Fall eines Verzuges⁴⁴ zu bezahlen.

Der Papyrus enthält die Novation einer älteren Schuld, und zwar auf die Weise, daß an die Stelle der ursprünglichen Schuld eine höhere tritt.⁴⁵ Im Rahmen dessen bot sich die Möglichkeit, die aufgrund des vorangehenden Vertrages auf das Anderthalbfache gewachsene Schuld noch zu steigern.

Der ursprüngliche Vertrag, demgemäß die Schuld im Laufe von vier Jahren sich um 50% erhob, bedeutete eine Übertretung des erlaubten jährlichen Zinsfußes (12%).⁴⁶ Das Anderthalbfache im ursprünglichen Vertrag war scheinbar den Zinsen ähnlich: die Hemiolia war der zinsenartige Zuschlag der Weizenquantität. Doch verhält es sich verschiedentlich mit der neuen Vereinbarung. Wenn nämlich die Schuldner das Anderthalbfache der bereits andertthalbfachen Schuld zu bezahlen hatten, so wurde ihnen eine den erlaubten Zinsfuß erheblich übersteigende Last aufgebürdet, da ja die Bezahlung der Schuld in einigen Monaten bereits fällig wurde. Die Hemiolia erscheint daher bereits als eine vertragliche Buße, die jedoch erst dann anzuwenden ist,

⁴⁰ «... an understanding to prevent anyone else from bringing claims against the purchaser» (F. PRINGSHEIM: *The Greek Law of Sale*, Weimar 1950, S. 365.).

⁴¹ Das Wort *ἐκτίσειν* bedeutet «Buße zahlen». Vgl. PREISIGKE: a. a. O. Bd. I. S. 457 f.

⁴² P. Oxy. VII. 1040.

⁴³ Die *ἀρτάβη* ist ein Hohlmaß (Metze) = ungefähr 30–40 Liter.

⁴⁴ «... μεθ' ἡμιολίας καὶ διάφορον τοῦ ὑπερπεσόντος χρόνου ὁμοίως ἐξ ἡμιολίας». — Hierzu KÜHNERT: a. O. S. 166.

⁴⁵ Die Novation der Obligation bedeutet in diesem Fall die Erhöhung der ursprünglichen Schuld durch Zutat der Hemiolia. Vgl. E. WEISS: *PW* Bd. 17 Stuttgart 1937, 1161.

⁴⁶ Siehe: KASER: a. a. O. Bd. I. S. 414 f., Bd. II. S. 249 f.

wenn die Schuldner mit ihren vertraglichen Verpflichtungen in Verzug geraten, den in dem Vertrag bestimmten Weizenbetrag säumig dem Gläubiger übergeben.⁴⁷

In einem anderen, ebenfalls oxyrhynchitischen Papyrus aus 235 liest man über einen Vertrag, wodurch ein Keller vermietet wurde.⁴⁸ Gemäß dem Vertrag versicherte der Vermieter den Mieter, daß er den Keller im Laufe der Mietszeit ungestört benutzen könne. Der Mieter hingegen verpflichtete sich, die jährliche Miete in zwei Raten, sechsmonatlich ohne Verzug zu bezahlen, und den Keller von jeglichem Schmutz gesäubert samt Türen und Schlüsseln in demselben Zustand zurückzugeben, wie er es erhalten hatte. Gemäß dem Vertrag hatte der Mieter für den Fall, wenn aus dem Zubehör des Kellers etwas fehlen sollte, oder wenn er mit seiner Zahlungspflicht in Verzug geraten sollte, den Wert der fehlenden Gegenstände, bzw. den auf das Anderthalbfache angewachsenen rückständigen Mietbetrag (*μεθ' ἡμιολίας*) zu bezahlen.

Die Hemiolia ist also auch hier ein Rechtsmittel zur Sicherung der Erfüllung der vertraglichen Verpflichtungen. Sie bezweckt, den Mieter -- auf ähnliche Weise wie die Vertragsstrafe -- zur genauen Erfüllung seiner Verpflichtung zu bewegen. Sie dient des näheren dazu, die genaue Bezahlung des Mietbetrages, und nach Ablauf des Vertrages die unbehelligte Rückgabe des Kellers samt Zubehör für den Vermieter zu sichern.

Zur Sicherung der Erfüllung der vertraglichen Verpflichtungen wird in den Kaufverträgen der Papyri des III Jahrhunderts mannigfach auch der doppelte Kaufpreis angewendet. Ein Vertrag, der im Jahre 226 oder 227 im Gebiet des ehemaligen Hermupolis über den Verkauf eines Grundstückes geschlossen wurde, befindet sich in der Londoner Papyrussammlung.⁴⁹ Die Verkäufer verkaufen für ewige Zeit⁵⁰ zwei Drittel der ihnen gehörenden Hälfte⁵¹ eines genau umschriebenen Grundstückes, das aus dem einen Drittel eines in unversehrtem Zustand befindlichen Hauses mit jeglichem städtischen Zubehör besteht, um 300 Drachmen Kaufpreis. Gemäß dem Vertrag unternahmen die Verkäufer die Gewährschaftspflicht, daß weder sie noch andere gegenüber den Käufern auf das Grundstück einen Anspruch erheben oder einen Prozeß in Gang setzen werden. Für den Fall, wenn ihr Versprechen nicht in Erfüllung gehen sollte, verpflichteten sie sich, den Käufern den gesamten daraus erwachsenen Schaden und die Kosten zu ersetzen, und als Vertragsstrafe den doppelten Kaufpreis zu bezahlen.⁵²

⁴⁷ Auf die doppelte Rolle der Hemiolia («... einerseits ... als vertragsmäßiger Zinszuwachs ... andererseits als Strafbzuschlag...») hat eben anlässlich der Auslegung des hier behandelten Papyrus BERGER die Aufmerksamkeit gelenkt: a. a. O. S. 23 f.

⁴⁸ P. Oxy. VI. 912.

⁴⁹ P. Lond. III. 1158.; MITTEIS — WILCKEN: a. a. O. Teil II. Bd. 2. S. 292 f.; zum Papyrus vgl. noch: FRINGSHEIM: a. a. O. S. 236 f.

⁵⁰ ... ἐπὶ τὸν αἰὶ χρόνον ...

⁵¹ ... ἡμισυ μέρος διμοίρων μέρος ...

⁵² ... τὰ τε βλάβη καὶ δαπανήματα καὶ ἐπιτεῖμιον ὡς ἴδιον χρέος διατλήν τὴν τιμὴν ...

Auch in dieser Urkunde handelt es sich um eine Gewährschaft dafür, daß niemand ein solches Recht bezüglich des Grundstückes für sich beanspruchen werde, das die durch den Kauf erworbenen Rechte der Käufer beeinträchtigen würde. Die Sicherung ist schwerwiegender als bei der Hemiolia, und wie dies aus dem Text erhellt, enthält sie eine Vertragsstrafe.

Ähnliche Vereinbarungen sind auch beim Kauf beweglicher Sachen zu treffen. In einem, im ehemaligen Oxyrhynchus vorgefundenen Papyrus, der aus dem Jahre 252 herrührt, begegnet man einem Kaufvertrag. Gemäß dem Vertrag verkaufte der Verkäufer 18 Artaba Weizen genau umschriebener Qualität.⁵³ Die Urkunde enthält den Kaufpreis nicht, der Text besagt lediglich, daß der Kaufpreis bezahlt worden ist. Der Verkäufer war verpflichtet, den Weizen bis zum in dem Vertrag festgesetzten Termin dem Käufer überzugeben, und zwar mit genau umschriebenem Maß abgewogen,⁵⁴ wobei 10% Kalo geduldet war.⁵⁵ Für den Fall, wenn der Verkäufer seiner Verpflichtung nicht genau nachkommen sollte, hat sich der Käufer einen Betrag ausbedungen, der dem Doppelten des damaligen Marktpreises des Weizens entsprach.⁵⁶

Eine, ebenfalls in Oxyrhynchus zum Vorschein gekommene Urkunde aus dem Jahre 265 enthält einen Weinkauf.⁵⁷ Gemäß dem Vertrag kaufte ein oxyrhynchitisches Ehepaar von zwei Verkäufern 204 Keramion von einer genau bestimmten Gegend herrührenden Weines.⁵⁸ Die Käufer erhielten den Kaufpreis, dessen Höhe in der Urkunde nicht enthalten ist, unter der Bedingung, daß sie den Wein bis zum in dem Vertrag festgesetzten Termin von einem Weinfäß zu liefern haben, und zwar mit einem Maß gemessen, daß zur Filtration des jährlichen Produktes diene.⁵⁹ Die Verkäufer verpflichteten sich für den Fall einer Pflichtverletzung zur Bezahlung des Doppelten des zur Erfüllungszeit gebräuchlichen Weinpreises.⁶⁰

Der Betrag, den die Verkäufer über den erhaltenen Kaufpreis zu entrichten hatten, war wesentlich eine vertraglich festgesetzte Buße, hatte also den Charakter einer Vertragsstrafe. Obwohl das erlaubte Maß der Vertragsstrafe zur Entstehungszeit der geprüften Papyri bereits den Zinsen gleichgesetzt war, scheint es jedoch, daß diese Regel in der ägyptischen Praxis ebenso nicht

⁵³ PSI XII. 1251.

⁵⁴ . . . μέτρον τετραχοινείκω . . .

⁵⁵ . . . πρὸς ἑκαστοστάς δέκα . . .

⁵⁶ . . . χαίροῦ ἐσομένην τοῦ πωροῦ τιμὴν διπλὴν γενομένης σοι τῆς πράξεως Vgl. noch: TAUBENSCHLAG: a. a. O. S. 337 f.; ferner KÜHNERT: a. O. S. 142. f.

⁵⁷ PSI XII. 1249.

⁵⁸ Das Keramion (κεράμιον) bedeutete ursprünglich ein Geschirr, und zwar einen Krug oder Faß, doch konnte es auch ein Hohlmaß bedeuten ohne zahlenmäßige Bestimmung des Maßes (Vgl. PREISIGKE: a. a. O. Bd. I. S. 787). Das Maß war in einzelnen Gegenden verschiedentlich. Das in Oxyrhynchus benutzte Keramion, das im vorliegenden Vertrag erwähnt wird, entsprach etwa 19 und einem halben Liter.

⁵⁹ . . . παρὰ ληρὸν μέτρον ᾧ τὸ ὅλον γένημα ἐξαντλείται ἐν καιροκεράμοις . . . Diesem Maß änderte sich von Zeit zu Zeit.

⁶⁰ . . . καιροῦ ἐσομένην τοῦ οἴνου τιμὴν διπλὴν γενομένης ὑμῖν τῆς πράξεως Vgl. noch: TAUBENSCHLAG: a. a. O. S. 337 f.

durchdrigen konnte wie die römischen zinsbeschränkenden Bestimmungen, die man in Ägypten ebenfalls nicht berücksichtigte.⁶¹ Die Vereinbarung des doppelten Kaufpreises, der Sicherung halber, deutet allerdings darauf.

Schließlich ist noch ein anderer Berliner Papyrus zu erwähnen, der von dem Ende des dritten Jahrhunderts — von der Regierungszeit der Kaiser Diocletian und Maximian herrührt — und einen 289 geschlossenen Kaufvertrag enthält.⁶² Der Papyrus ist stark verstümmelt, und es erhellt aus seinem Text bloß soviel, daß Gegenstand des Kaufes ein landwirtschaftliches Grundstück war, dessen genaue Angaben in den Vertrag einverleibt wurden. Der Kaufpreis, dessen Betrag aus den fragmentarischen Zeilen nicht zu ermitteln ist, wurde mutmaßlich unverzüglich ausbezahlt, und der Verkäufer versicherte seinen Partner zugleich (*βεβαίωσις*), daß das Grundstück von jeglichen öffentlichen und Privatlasten oder Ansprüchen frei sei. Diese Verpflichtung des Verkäufers — wie man aus der neueren Lesung des Textes darauf zu schließen vermag — wurde durch das Versprechen des Anderthalbfachen des gegenüber dem Käufer geltendgemachten etwaigen Anspruches (*μεθ' ἡμιολίας*) untermauert.⁶³

Die Hemiolia — wenn sie im Texte tatsächlich enthalten war — bezog sich zweifelsohne auf die Gewährschaftspflicht des Verkäufers hinsichtlich der rechtlichen Lage des Grundstückes. Sie diente dazu, um das diesbezügliche verbindliche Versprechen des Verkäufers zu kräftigen, sie hatte also — wie auch in anderen ähnlichen Fällen — Strafcharakter.

In anderen Papyri des dritten Jahrhunderts begegnet man der Hemiolia nicht. Doch überzeugt der Inhalt der behandelten Papyri davon, daß die Hemiolia, im Laufe des Jahrhunderts — wenngleich auch nicht derart häufig wie ehemals — ständig angewendet wurde. Neben den römischen Einrichtungen zur Sicherung der Obligationen behauptete also auch die griechische Hemiolia ihr Dasein.

Es geht aus den geprüften Papyri außerdem hervor, daß die Hemiolia selbst noch im dritten Jahrhundert in einem reichen Bereich angewendet wurde. Man gebrauchte sie außer den Gelddarlehen auch bei Getreidedarlehen, sogar bei den Kauf- und Mietverträgen, wenn dies die Sicherung der auf dem Vertrag beruhenden Geldforderung erheischte. Bei solchen Kaufverträgen, wo der Käufer den Kaufpreis im vornherein ausbezahlt hatte, war sogar auch

⁶¹ Vgl. G. MICKWITZ: *Geld und Wirtschaft im römischen Reich des vierten Jahrhunderts n. Chr.* Amsterdam 1965. S. 209 ff.; TAUBENSCHLAG: a. a. O. S. 349. — Übrigens sind römische Elemente bis ins spätere 3. Jahrhundert hinein in den Papyrusurkunden kaum zu finden. Vgl. H. J. WOLFF: *Zur Romanisierung des Vertragsrechts der Papyri.* Zeitschrift der Savigny-Stiftung, 37. (1956) S. 12—13 und 15.

⁶² BGU I. 94.

⁶³ Es ist zu erwähnen, daß der einschlägige Teil des Textes (Zeile 21) nach der Lesung Wilckens keinen Hinweis auf die Hemiolia enthielt. Der Text wurde mit diesem Wort von O. GRADENWITZ emendiert: *Ägyptische Urkunden aus den kgl. Museen zu Berlin. Griechische Urkunden.* Berlin 1895. Bd. I. S. 356. Siehe auch: BERGER: a. a. O. S. 135.

eine Vereinbarung des Doppelten nicht selten. Im Bereich der Papyrusurkunden verblieb die Hemiolia und die doppelte Sanktion auch danach, daß die Zinsbeschränkungsmaßnahmen auch auf die Vertragsstrafe anzuwenden waren, und zwar selbst in jenen Fällen, wo derartige Bedingungen denselben Zweck wie die Vertragsstrafe verfolgten, den Charakter der Vertragsstrafe hatten. Der Umstand also, daß ihre Anwendung in den Papyri des dritten Jahrhunderts seltener wird, mochte die Folge jenes Verbotes sein, was ja grundsätzlich natürlich scheint.

In Ägypten gelangten jedoch die Zinsmaximen — wie dies bereits erwähnt wurde — niemals derart zur Geltung wie in den anderen Teilen des Römerreiches, und dasselbe Schicksal wurde der Regel zuteil, die jene Beschränkungen auch auf die Vertragsstrafe erstreckt hatte.

Es ist allerdings beachtenswert, daß die Gläubiger bei Geldforderungen bestrebt waren, zumindest die Hemiolia auszubedingen. Diese Bedingung ebenso wie die Vertragsstrafe — erwies sich stets als ein geeignetes Mittel zur Umgehung der Zinsbeschränkungen und zur Verhehlung des Wuchers.

Diese Erscheinung, die zweifelsohne gesetzwidrig war, wird im Bereich der Geldforderungen im dritten Jahrhundert in ein gewissermaßen verschiedenes Licht gestellt. Bekannterweise geriet im dritten Jahrhundert die Staatskasse, infolge der stets steigenden Ausgaben, denen die Einnahmen nicht entsprechen konnten, öfters in Schwierigkeiten.⁶⁴ Um diese Schwierigkeiten zu überwinden, griff die Staatsmacht mannigfach zum Mittel der Geldabwertung; indem man den Gold- bzw. Silbergehalt der neuen, und nominell gleichwertigen Münzen, ständig verminderte. Als dessen natürliche Folge verringerte sich der Wert des Geldes und seine Kaufkraft. Die Stabilität des Geldsystems geriet ins Wanken, und sein Wert sank allmählich.⁶⁵ Die Entwertung des Geldes führte oft dazu, daß der Gläubiger bei der Rückzahlung nicht denselben Wert erhielt, der bei dem Vertragsschluß in Rechnung gezogen wurde. Dadurch wurde aber das Gleichgewicht des Rechtsgeschäftes gefährdet, die Proportionen zwischen Leistung und Gegenleistung veränderten sich beträchtlicher Weise, was offenbar nicht ohne jegliche Folgen bleiben konnte.

Für die Gläubiger bedeutete die Vereinbarung der Hälfte oder des Doppelten des kreditierten Betrages, und ähnliche Nebenbedingungen, wie auch die hohe Vertragsstrafe, eine gewisse Sicherung für den Fall, wenn inzwischen, bis der Schuldner seine Schuld bezahlen würde, der Wert des Geldes weiter sinken würde. Den daraus zu erwachsenden Verlust wollten die Gläubiger durch eine hohe Vertragsstrafe vermeiden, um dadurch sich zu sichern, daß

⁶⁴ Zu alledem: M. ROSTOWTZEFF: *Gesellschaft und Wirtschaft im römischen Kaiserreich*. Leipzig 1929. Bd. II. S. 126; U. KAHRSTEDT: *Kulturgeschichte des römischen Kaiserreichs*. Bern 1958. S. 226 f.; MICKWITZ: a. a. O. S. 35.

⁶⁵ ROSTOWTZEFF: a. a. O. S. 126; MICKWITZ: a. a. O. S. 35 f.; F. HEICHELHEIM: *Wirtschaftsgeschichte des Altertums*. Leiden 1938 Bd. I. S. 775 und: *Klio* 26 (1933) S. 97.

bei der Bezahlung der Schuld bzw. bei der Begleichung des kreditierten Betrages, sie vom Schuldner einen Betrag erhalten sollen, die dem tatsächlichen Wert des geliehenen oder kreditierten Geldes samt Zinsen entspricht. In solchen Fällen ist die hohe Vertragsstrafe eigentlich nicht der Gewinnlust oder der Gier des Gläubigers zuzuschreiben, da sie eher eine Verteidigung gegen die nachteilhaften Folgen der Geldentwertung war.⁶⁶ Die Hemiolia, die Vertragsstrafe auf das Doppelte oder auf einen hohen Betrag diente gleichfalls dazu, den Gläubiger vor etwaige, aus der Geldentwertung entstandene Schaden zu schützen.

Wie auch eine derartige Sicherung zur Vermeidung des aus der Geldentwertung erwachsenen Schadens geeignet sein mochte, entsprach sie kaum dem staatlichen Interesse, das Vertrauen zum Geld wiederherzustellen bzw. zu festigen, das sich trotz der Münzverringering sich stets meldete. Diese Zielsetzung mochte auch der Beweggrund der Erstreckung der Zinsbeschränkungen auf die Vertragsstrafe sein, da die hochgesetzte Vertragsstrafe auch das mangelhafte Vertrauen zum Wert des Geldes zum Ausdruck brachte.

Die Papyri zeugen davon, daß dieser Bestrebung — zumindest in Ägypten — der Erfolg versagt blieb. Es gelang nicht, das ungünstige Verhalten des Marktes gegenüber dem Geld, den Mangel des Vertrauens und der Wertbeständigkeit zu überwinden.⁶⁷

Die Hemiolia und die noch schwerwiegenderen Sicherungen im dritten Jahrhundert werden u. a. auch mit der Geldentwertung bzw. mit der damaligen Wirtschaftskrise in Zusammenhang zu bringen sein. Ein jeder, der dies zu tun vermochte, versuchte, sich vor den daraus sich ergebenden Verlusten zu schützen. Die erwähnten Sicherungsmittel der Obligationen waren zu diesem Zwecke wohl geeignet.

Die Stabilisierung und die Konsolidation der wirtschaftlichen Lage, die im Laufe des IV Jahrhunderts erfolgten, überwand den Bedarf, das Gleichgewicht der Rechtsgeschäfte durch derartige Mittel zu sichern. Die Maßnahmen über die Beschränkung der Zinsen und der Vertragsstrafe gelangten zur allgemeinen Geltung, wobei u. a. auch dem stets kräftigeren kirchlichen Einfluß eine gewisse Rolle zukam, und dies wirkte sich auch auf die Anwendung der Hemiolia und den verwandten Vertragsbedingungen notwendigerweise aus. Die Hemiolia ist daher in den Papyri des vierten Jahrhunderts bereits nur spärlich zu treffen, um aus den späteren Quellen alsbald gänzlich zu verschwinden.

⁶⁶ Siehe darüber meinen Aufsatz: *Acta Ant. Hung.* 19 (1968) insbesondere S. 389.

⁶⁷ Der Markt war auch im Altertum empfindlich für die Verminderung des Edelmetallinhaltes des Geldes. Es kam vor, daß Bankiere und andere Geschäftsmänner die neuen, minderwertigen Währungen im Nominalwert nicht annehmen wollten, und lieber ihren Laden geschlossen haben. *P. Oxy.* XII. 1411 aus dem Jahre 260 ist Zeuge eines solchen Ereignisses. Vgl. mit ungarischer Übersetzung und Auslegung: Gy. MORAVCSIK: *A papiruszok világából* (Aus der Welt der Papyri, ungarisch) Budapest 1942 N. 101 S. 194 ff.

Die den Vertrag sichernden Nebenverpflichtungen — und unter ihnen auch die Vertragsstrafe — behaupteten jedoch nach wie vor ihr Dasein. Die Hemiolia stellt in der geschichtlichen Entwicklung jener Nebenverpflichtungen lediglich eine Episode dar, die sich auf eine etwa zu lange Periode erstreckte. Ihre Erscheinung in der römischen Welt, und die Rolle die ihr eben zur Zeit ihres Unterganges im dritten Jahrhundert zukam, ist dennoch beachtenswert und lehrreich.

Budapest.



ZUR GELDFRAGE IN DEN DIGESTEN

Das Quellenmaterial hinsichtlich der verschiedenen Kosten und Preise in den justinianischen Digesten ist zuweilen von Historikern als authentisches betrachtet und als solches verwertet.¹ Unterdessen sind bekanntlich viele Texte der Digesten einer Prozedur der Verarbeitung oder Interpolationen unterzogen worden, woraus sich die wichtige Frage ergibt, in welchem Ausmaße auch die Zahlen wie gleichfalls die Geldeinheiten, welche bestimmte Geldsummen betreffen, eine Veränderung erfahren haben und inwieweit sie in diesem Zusammenhang eine wertvolles Quellenmaterial zum Studium der Währungen und der Finanzen der frühen römischen Kaiserzeit darstellen.

Die Geldsummen in den Digesten sind meist durch Zahlen ausgedrückt, welchen keine Geldeinheit nachsteht; nur die Analyse des jeweiligen Textes läßt erraten, daß es sich um Geld handelt. Die Autoren beschränken sich in der Regel auf uniformierte Zahlen wie «*decem*» oder «*centum*», so z. B. Paulus (XXX 122): «*Lucius Titius et Gaius Seius Publico Maevio decem dare damnas sunt . . .*» oder Papinianus (XII 1, 37): «*si rex Parthorum vivit, centum nihi dari spondes?*». Je nach den Umständen werden die Zahlen «*decem*» und «*centum*» vermindert oder vervielfacht wie dies in den folgenden Beispielen ersichtlich ist: «*Si decem iussus dare et liber esse quinque det, non pervenit ad libertatem, nisi totum det*» (XL 7, 3 Ulpianus), «*Maevio ducenta legavit et fidei eius commisit, ut centum daret Glauce, Tyche Elpidi autem quinquaginta . . .*» (XXXII 37 Scaevola); ein klassisches Beispiel für Manipulationen, bei welchen die Zahl «*centum*» den Ausgangspunkt bildet finden wir bei Marcellus (XXXIV 9, 6): «*Rescriptum est a principe heredem rei quam amovisset quartam non retinere, et ideo si is qui quadringenta habebat universa quadringenta legavit et heres centum subtraxisset, trecentorum quartam retinebit septuaginta quinque scilicet, et ducenta*

¹ Vgl. u. a. R. M. HAYWOOD: Roman Africa in: An Economic Survey of Ancient Rome. Paterson-New Jersey 1959. Vol. IV. S. 81, wo die Stelle Ulp. V, 2, 8 für die Fixierung des Durchschnittspreises der Sklaven benutzt ist. Aus den Digesten stammen beinahe alle Preise der Sklaven in dem Werk von J. MARQUARDT: Das Privatleben der Römer. Leipzig 1886. S. 174; die Unterhaltskosten aus den Digesten zitiert F. M. DE ROBERTIS: La organizzazione e la tecnica produttiva. Le forze di lavoro e i salari del mondo Romano, Napoli—Bari 1946. S. 199 f.

viginti quinque dabit legatariis; ex centum quae subripuit, legatariis quidem dabit septuagintaquinque, reliqua, id est vigintiquinque ad fiscum venient.»

Außer den erwähnten «*decem*» und «*centum*» kommen auch andere Zahlen in den Digesten vor, die mit konkreten Werten in zweifelhafter oder meist in keiner Verbindung stehen, die also ebenfalls reine Beispielzahlen sind; dabei handelt es sich nicht um Zahlen, die als Ergebnis der Multiplikation oder der Verminderung der Zahlen «*decem*» oder «*centum*» zu betrachten sind. Zu Zahlen dieser Art gehören u. a. *quingenta* (XXXIV 3, 28 Scaevola: «*reddi iubeo ab heredibus meis quingenta*»), *viginti, quadraginta* (XXXIV 4, 3 Ulpianus: «*viginti legaverit et quadraginta ademerit*»), *triginta, quindecim* (XIV 4, 12 Iulianus),². Den Zahlen «*decem*», «*centum*» wie auch anderen Zahlen folgt zuweilen «*milia*», wie z. B. bei Tryphoninus (I 5, 15): «*manumissa sub hac condicione, si decem milia heredi Titiove dederit*» oder bei Paulus (XVII 1, 46): «*si Stichum non dederis centum milia dabis*»? In den meisten Fällen sind unter «*milia*» aller Wahrscheinlichkeit nach die Sesterzen zu verstehen.³ Manchmal kommt auch nach dem Beispielzahlen «*nummus*» vor: «*praestaret Pamphilae et Sticho annuos centenos nummos quoad vivent*» (XXXIV 1, 20 Scaevola).

Es ist nicht ausgeschlossen, daß unter den vorgebrachten uniformierten Beispielzahlen manche während der Entstehung der Digesten interpoliert wurden; andererseits aber scheint hier auch eine Tradition Spuren hinterlassen zu haben, die in der Epoche des klassischen römischen Rechts bekannt und verbreitet worden war, was in den Institutiones des Gaius Bestätigung findet.⁴

Es muß nun gefragt werden, inwieweit andere Zahlen, darunter besonders jene, welchen bestimmte Geldeinheiten wie Denare und Aurei folgen, ebenfalls nur als Beispielzahlen angesehen werden können und falls dies nicht zutrifft, inwieweit diese Zahlen die reellen Verhältnisse widerspiegeln! Bevor wir allerdings auf dieses Schlüsselproblem näher eingehen, möchten wir bemerken, daß auch hier uniformierte Zahlen vorkommen wie z. B. «*denaria decem*» (XXXIII 1, 20 Scaevola), «*denarios decem*» (XXXIII 4, 12 Scaevola), «*decem aureis*» (XIV 2, 4 Callistratus), «*decem aureorum*» (XV 1, 37 Iulianus), «*decem aureos*» (XXIX 5, 25 Gaius), «*centum aureis*» (XXX 84 Iulianus; XXXI 74 Papinianus) usw. Es ist wohl möglich, daß manche von diesen Zahlen sich auf eine

² Hinsichtlich dieser Zahlen sollte man allerdings vorsichtiger vorgehen, denn in gewissen Fällen muß man damit rechnen, daß sie sich auf konkrete Werte beziehen; zu diesen könnte z. B. der folgende Text zählen: «*sevaginta Lucio Titio darentur ut is corpus eius curaret in patriam reportari*» (XXXIV 4, 30 Scaevola); es ist nicht ausgeschlossen, daß der Transport der Leiche 60 Denare kostete; andere Fälle vgl. weiter im Texte. Es sei an dieser Stelle hinzugefügt, daß aufgrund des Materials keine Präferenz des bestimmten Autors für diese oder jene Zahl festgestellt werden kann; wie aus den angeführten Beispielen ersichtlich ist, sind dieselben Zahlen von verschiedenen Autoren benutzt worden.

³ Dies ist aus den Institutiones des Gaius (ed. F. DE ZULUETA, Oxford 1958) zu schließen, wo sich «*milia*» regelmäßig auf Sesterzen beziehen: II, 235; III, 42; III, 124 u. a.

⁴ Dort werden öfters die Zahlen «*decem*» und «*centum*» gebraucht: IV 17b; IV 21; IV 35; weitere Beispiele vgl. in Vocabularium Iurisprudentiae Romanae, Vol. V, s. v. *Sesterlius*.

reelle, konkrete Geldsumme beziehen — da aber Fälle dieser Art sich nicht ohne weiteres feststellen lassen, sehen wir uns genötigt, von diesen Zahlen in unseren weiteren Betrachtungen Abstand zu nehmen. Alle diese Geldsummen betreffen übrigens Gegenstände oder Begebenheiten, deren Beschaffenheit sich nicht näher ermitteln läßt, wie beispielweise Verpflichtungen, Schulden usw.

Die nichtuniformierten Geldsummen hingegen beziehen sich oft auf Alimentationskosten für eine Person mit bestimmten (monatlichen oder jährlichen) Terminen; sie beziehen sich auch auf Preise von bestimmten Gegenständen, wodurch eine Möglichkeit ihrer Vergleichung mit Angaben literarischer und besonders epigraphischer Art besteht. Wir untersuchen zunächst Geldsummen, die in Denaren ausgedrückt sind, also in einer Geldeinheit, über welche kein Zweifel besteht, daß sie aus der früheren Kaiserzeit her stammt.

Wenn wir aus den bereits erwähnten Gründen von den Zahlen «*decem*» und «*centum*» Abstand nehmen,⁵ so haben wir in den Digesten die folgenden Alimentationskosten zu verzeichnen: «*alimentorum nomine singulis annuos denarios duodecim*» (XXXIII 1, 13 Scaevola), «*alimentorum nomine menstros denarios senos et vestiari nomine annuos denarios vigintiquinque*» (XXXIV 3, 28 Scaevola), «*praestet menstros denarios quinque et vestiari nomine denarios centenos vicenos quinos*» (XXXIV 4, 30 Scaevola), «*cibariorum nomine denarios denos vestiarii denarios vigintiquinque*» (X 2, 39 Scaevola). Abgesehen von den Bekleidungskosten ergibt sich aus diesen Daten, daß für die monatliche Alimentation 5 oder 6 Denare, für die jährliche hingegen 12 Denare verschrieben werden konnten. Im letzten Fall handelt es sich zweifellos nur um die zum Teil gedeckten Unterhaltskosten.⁶ Zum Vergleich stellen wir nun folgende Tabelle auf mit den diesbezüglichen Kosten aus der früheren Kaiserzeit (s. l. 356).

Auf Grund dieser Liste, welche die monatlichen Alimentationen in Höhe von 2 bis 23 Denaren zutage bringt, muß festgestellt werden, daß sich die erwähnten Alimentationen von 5 und 6 Denaren aus den Digesten in diese Zahlenspanne gut eintragen lassen. Sie sind also als reelle Angaben für die Epoche der frühen Kaiserzeit zu betrachten. Bisweilen haben wir es mit einer beinahe vollen Übereinstimmung der Angaben zu tun. Dies ist der Fall mit dem Vermächtnis für die Bekleidungskosten, welche in den Digesten zweimal 25 Denare betragen, in der Inschrift hingegen aus Germania Superior CIL XIII 5708 - 20 Denare: *vestiari nomine denarios XX*. In derselben Inschrift ist auch die Rede davon, daß die *topiarii* jährlich 60 *modii* Getreide erhalten sol-

⁵ Bisweilen werden auch diese als reelle Zahlen angenommen; so z. B. nach DE ROBERTIS: *La organizzazione* . . . S. 199 sind die Unterhaltskosten der Freigelassenen bei Paulus XXXV 1, 84 zu betrachten: *illis libertis alimentorum nomine, si cum filio meo morati fuerint, menstros denarios centenos et vestiaria dari volo*; da es sich um drei Personen handelt, berechnet DE ROBERTIS für jede Person je 33 Denare pro Monat.

⁶ Nach U. KAHRSTEDT: *Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit*. Bern 1958. S. 211 betragen die täglichen Ernährungskosten 8 As pro Person; vgl. auch R. ETIENNE: *La vie quotidienne à Pompéi*. Paris 1966. S. 232. Für die monatlichen Ernährungskosten ist demnach mit mindestens 15 Denaren zu rechnen.

Quelle	Zeit	Die Beschaffenheit der Alimentation	monatlich	jährlich
			in Denaren	
Senec. Ep. Mor. 80,7	1. Jh.	Die Unterhaltskosten für einen Sklaven 5 Den. + 5 mod. Getreide ⁷	5	60
CIL V 5262	Anfang des 2. Jh.	Alimentation für Freigelassenen ⁸	23,33	280
CIL XI 1147	Trajan	Alimentation für Kinder		
		Knaben	4	48
		Mädchen	3	36
		Knaben unehel.		36
		Mädchen unehel.		30
CIL II 1174	Hadrian	Alimentation für Kinder		
		Knaben	7,5	90
		Mädchen	10	120
CIL VIII 1641	175—180	Alimentation für Kinder		
		Knaben	2,5	30
		Mädchen	2	24
CIL XIII 5708	2. Jh.	Vermächtnis für die jährliche Bekleidung der Grabwächter ⁹		20

len. Wenn nun der Preis für einen *modius* Getreide auf einen Denar angesetzt wird, dann haben diese Menschen insgesamt ungefähr 100 Denare jährlich bekommen, einen Gehalt also, der gut in den Rahmen unserer Alimentationstabelle hineinpaßt. Es sei auch hinzugefügt, daß manche Geldsummen für Alimentationen in den Digesten mit den Verdiensten der Arbeiter in dem 1. und 2. Jh. übereinstimmen. Dieser Umstand ist letztenfalls für unsere Erwägungen nicht ohne Belang, denn man darf sicherlich annehmen, daß bei der Bestimmung der Alimentationskosten die minimalen Unterhaltskosten eine gewisse Rolle gespielt haben, wie dies der Fall bei der Festlegung der Löhne sein mußte. So z. B. den Geldsummen von 5 und 6 Denaren für monatliche Alimentationen aus den Digesten entsprechen die Verdienste der Bergleute in den dakischen

⁷ Wenn wir die 60 modii nach dem Preise 1 modius = 1 Denar (vgl. zum Preise von Getreide L. FRIEDLÄNDER: Darstellungen aus der Geschichte Roms in der Zeit von Augustus bis zum Ausgang der Antonine. Leipzig 1865. S. 33 Note 2; O. HIRSCHFELD: Klio 4 [1904] S. 90—91 umrechnen, erhalten wir 60 Denare; insgesamt also für den Unterhalt des Sklaven wurden 120 Denare jährlich ausgegeben.

⁸ Vgl. auch V. A. SIRAGO: L'Italia agraria sotto Traiano. Louvain 1958. S. 292.

⁹ Zu dieser Inschrift vgl. J. J. HATT: La tombe gallo-romaine. Paris 1951. S. 66 ff; der diesbezügliche Fragment der Inschrift lautet: *colaturque* (die Grabanlage — Verf.) *a tribus topiariis et discentibus eorum et si qui ex iis decesseritve subtractusve erit, in vicem eius eorumve alius al[i]ve substituam(ur); accipiam[que] singuli ex tribus tritici modios LX, in annu(os) sing(ulos) et vestiari[i] nomine (denarios) XX.*

Goldbergwerken in der zweiten Hälfte des 2. Jh.;¹⁰ einer von diesen Verdiensten betrug 5,5 bzw. 7,5 Denare monatlich. Daß hier keine zufällige Übereinstimmung vorliegt, ist durch die Verdienste der Beamten aus Urso in Spanien bestätigt, die monatlich 2 bis 7 Denare betragen haben.¹¹

Was hingegen den Aureus betrifft, der in den Digesten im Vergleich mit anderen Geldeinheiten am meisten vorkommt (über hundertmal) möchten wir bemerken, daß seine Interpretation in der modernen Literatur unterschiedlich ist. Von manchen Forschern wird er nach der klassischen Relation, d. h. 1 Aureus = 25 Denare = 100 Sesterzen begriffen,¹² meist aber als einem Tausend Sesterzen entsprechend angenommen.¹³ Lenel macht zu diesem Problem die folgende Bemerkung:¹⁴ «*Denarii ubi ab antiquis memorantur nihil videtur a compilatoribus mutatum esse, pro sestertiis contra aureos introduxerunt. Atque ubi nihil referebat quanta nominaretur pecuniae summa pro mille sestertiis aureum unum ponere solebant . . . Num vero, quotienscumque certa quaedam et definita summa indicanda erat, in convertendo firma et sibi constans norma servata sit, diiudicari nequit.*» Ähnlich dem Denar kommt auch der Aureus gewöhnlich bei Geldsummen vor, die als uniformierte gelten können. Geldsummen hingegen, die wir als authentische betrachten möchten, beziehen sich auf einige Geldstrafen, Alimentationskosten und den Preis eines Grabmals. Betreffs dieser Geldsummen läßt sich u. E. die Relation 1 Aureus = 100 Sesterzen in folgenden Fällen nachweisen.

Bei Callistratus (XLVII 21) ist die Geldstafe für die Grenzsteinverrückung (*lex Mamilia Roscia Peducaea Alliena Fabia*) in Höhe von *quinquaginta aureos* angegeben; von derselben *lex* wird bei den Gromatici¹⁵ berichtet: «*si quis adversus ea fecerit, is in terminos singulos, quos eiecerit locove moverit sciens dolo malo, sesterium quinque milia nummum in publicum eorum, quorum intra fines*

¹⁰ Vgl. dazu CIL III, tab. ceratae Nr. IX (163 u. Z.), Nr. X (164 u. Z.), Nr. XI (ohne Datum); vgl. auch A. BERGER: A Labor Contract of A.D. 164. Classical Philology 43 (1948) Nr. 4; E. PÓLAY: Három munkabérszerződés a római Daciából (Drei Arbeitsverträge aus dem römischen Dazien), Acta Universitatis Szegediensis, Acta Iuridica et Politica, Vol. 4, fasc. 5, Szeged 1958.

¹¹ CIL II 5439: *praeco* — 300 Sesterzen, *tibicinus* — 300 Sesterzen, *haruspex* — 100 Sesterzen jährlich.

¹² Zum größten Teil bei Geldstrafen, vgl. T. MOMMSEN: Röm. Strafrecht. S. 836, Note 2: «(Dig. 21, 1, 42. Der aureus oder solidus ist hier und später zu 100 Sesterzen gerechnet, was die richtige auch bei der Grenzsteinverrückung angewandte Gleichung ist); die Anwendung dieser Gleichung in bezug auf die Geldstrafen vgl. auch bei W. LIEBENAM: Städteverwaltung im römischen Kaiserreiche. Leipzig 1900. S. 31, 365; J. MARQUARDT: Das Privatleben . . ., S. 174 berechnet nach dieser Gleichung die Preise der Sklaven.

¹³ Vgl. u. a. HEUMANN—SECKEL: Handlexikon zu den Quellen des römischen Rechts. Jena 1914. S. v. *aureus*: von den Kompilatoren regelmäßig für 1000 Sesterzen eingesetzt; vgl. auch A. BERGER: Encyclopedie Dictionary of Roman Law. Philadelphia 1953. S. v. *solidus* und *sestertium*.

¹⁴ O. LENEL: Palingenesia Iuris Civilis. Lipsiae 1889 (1960). Vol. I, Praefatio, Anm. 11.

¹⁵ Die Schriften der römischen Feldmesser. I. Berlin 1848. Ed. F. BLUME, K. LACHMANN. S. 264.

is ager erit, dare damnas esto». Aufgrund dieser Quellen hat Mommsen¹⁶ alle anderen Geldstrafen, die in Aurei angeführt sind, nach der Relation 1 Aureus = 100 Sesterzen berechnet, was allerdings in der modernen Literatur keine Zustimmung gefunden hat.

Hinsichtlich der Alimentationen sind zwei von Papinianus und eine von Scaevola zu nennen: «*Seio amico fidelissimo, si voluerit, sicut meis negotiis interveniebat, eodem modo filiorum meorum intervenire, annuos senos aureos et habitationem qua utitur praestari volo*» (XXXIII 1, 10 Papinianus). In dem Buche XXXIV 1, 9 bedient sich Papinianus des Beispiels einer jährlichen Alimentation in Höhe von 20 Aurei mit Getreide und Wein: «*qui annuos viginti aureos et menstruum frumentum atque vinum acceptavit*». Bei Scaevola (XXXIV 1, 20) ist die Rede von 5 Aurei: «*legavit quinos aureos et vestiarii in singulos annos quinquagenos*». Nach Denaren umgerechnet erhalten wir für die einzelnen Alimentationen folgende Summen: 150, 500 125, 1250 Denare. Zwei von diesen Summen (150 und 125 Denare) passen in die angeführte Tabelle hinein; es kann demnach geschlossen werden, daß in diesen Fällen wie auch bezüglich der Alimentation von 500 Denaren die Aurei mit der Kaufkraft aus der früheren Kaiserzeit gemeint sind. Dafür spricht u. E. auch folgender Umstand: die oben erörterten Summen aus den Digesten, welche in Denaren vorkommen, sind klein, wie übrigens die meisten Geldsummen in dieser Quelle.¹⁷ Demzufolge haben wir keinen Grund zu bezweifeln, daß auch Geldsummen, die in Aurei angegeben sind, klein waren. Dies ist um so wahrscheinlicher, wenn man bedenkt, daß Geldsummen, die in Aurei oder in Denaren ausgedrückt worden sind, bei denselben Autoren (z. B. Scaevola) vorkommen.

Der Preis des erwähnten Grabmals beträgt 400 Aurei (XXXII 42 Scaevola): «*corpus meum uxori meae volo tradi sepeliendum in fundo illo et monumentum exstrui usque ad quadringentos aureos*». Daß hier Aurei mit der Kaufkraft aus der früheren Kaiserzeit in Frage kommen, ist durch viele Preise der Grabmäler aus dieser Zeit bestätigt. Die Preise von circa 40 000 Sesterzen (= 400 Aurei) für ein Grabmal sind nämlich in Italien und Afrika bezeugt.¹⁸ Ein identischer Preis hingegen in Aquileia (CIL V 895).

Eine Beachtung verdient gewiß der Umstand, daß unter den Geldsummen, welchen keine Geldeinheit folgt, sich auch solche befinden, die auf ihren realen Charakter hinweisen. Bei Scaevola z. B. (XXXIV 1, 18) ist folgende Alimentation notiert: «*Omnibus libertis menstruos septem et annuos vestiarii nomine denos legavit*». Aufgrund der Parallele mit XXXIV 3, 28, wo derselbe

¹⁶ Vgl. oben Anm. 12.

¹⁷ Vgl. dazu E. VOLTERRA: La base economica della elaborazione sistematica del diritto romano. Estr. dalla Rivista Italiana per le scienze giuridiche. Milano 1967. S. 244.

¹⁸ Vgl. R. DUNCAN-JONES: Costs, Outlays and Summae Honorariae from Roman Africa. Papers of the British School at Rome. Vol. XXX. N. S. XVII. 1962. S. 47—115; Ders.: An epigraphic survey of costs in Roman Italy. Papers of the British School at Rome Vol. XXXIII. N. S. XX. 1965. S. 242.

Jurist von einem Vermächtnis von 6 Denaren monatlich spricht, kann man annehmen, daß auch in dieser Alimentation die Denare gemeint sind. Eine Geldsumme, die sich wahrscheinlich auf Sesterzen bezieht kommt bei Pomponius vor (XXXII 54): «*Lucius Titius plebi quina milia dedit, hoc amplius Seius viscerationem.*» Dieses Beispiel stammte aus dem Leben der Munizipien und betrifft die privaten Verteilungen von Geld und Naturalien, welche im Inschriftmaterial besonders aus dem 2. Jh. bezeugt sind.¹⁹ Unter *visceratio* ist eine Fleischspende zu verstehen.²⁰ Was die Geldverteilungen anbelangt, ist zu betonen, daß in den Städten Italiens öfters Summen von 5 000 Sesterzen den Stadtbürgern zur Verteilung bestimmt wurden,²¹ es darf selbst vermutet werden, daß diese Summe eine durchschnittliche Ausgabe des Spenders für einmalige Verteilung bildet. Die Übereinstimmung dieser Kosten mit der Summe aus den Digesten berechtigt sicherlich zur Annahme, daß Pomponius Sesterzen im Sinne gehabt hat.

Aus unseren Zusammenstellungen ergibt sich demnach, daß in den Fällen, wo eine Möglichkeit besteht, die auf die verschiedenen Kosten bezüglichen Angaben der Digesten mit den Zeugnissen anderer Quellen zu konfrontieren -- diese Quellen aus der frühen Kaiserzeit stammen. Das bedeutet, daß das Beispielmaterial der Digesten die ökonomischen Verhältnisse der erwähnten Epoche widerspiegelt. In den angeführten Texten ist folglich mit keinen Interpolationen zu rechnen, wenigstens was die Geldsummen in Denaren anbelangt. Aber in vielen Fällen scheint auch der Aureus mit der Kaufkraft aus der frühen Kaiserzeit unangetastet geblieben zu sein.

Die Übereinstimmung der Digesten mit anderen Quellen aus dem 1. und dem 2. Jh. auf dem Gebiete der Kosten hat auch eine gewisse Bedeutung für die Festlegung des Anfangs der großen Inflation im römischen Kaiserreiche. Aus dem Gesagten ist nämlich zu schließen, daß die römischen Juristen des 3. Jh. wie Papinianus, Ulpianus, Paulus, Modestinus, sich der Geldeinheiten mit der Kaufkraft aus dem 1. und 2. Jh. bedient haben. In ihrer Epoche konnte demnach die Kaufkraft des Geldes nicht zu weit zurückgegangen sein, wenn

¹⁹ CIL X 451 aus Eburum (Fragment): *plebeis sing(ulis) (sestertios) [. . .] et viscerationem*; CIL XI 5965 aus Pitinum Mergens (Fragment): [*cuius d[ed]icatione decurioni[bus] sing[ulis] (sestertios duodenos), plebeis [(sestertios . . .) et] epulas dedit et [vis]cerationem*; über diese Freigebigkeit vgl. auch O. TOLLER: *De spectaculis, cenis distributionibus in municipiis Romanis occidentis imperatorum aetate exhibitis*. Alterburgi 1889; R. DUNCAN-JONES: *Papers of the British School at Rome*, Vol. XXXIII. N. S. Vol. XX. 1965; S. MROZEK: *Quelques remarques sur les inscriptions relatives aux distributions privées de l'argent et de la nourriture dans les municipes italiens aux I, II et III^e siècle d.n.è.* Epigraphica (1968) S. 156-171.

²⁰ Vgl. A. WALDET-J. B. HOFFMANN: *Lateinisches etymolog. Wörterbuch*. Heidelberg 1954. s. v. *viscus, -eris* 'öffentliche Fleischspende'; A. ERNOUT-A. MEILLET: *Dictionnaire étymologique de la langue latine*. Paris 1959. s. v. *viscus: visceratio* 'distribution publique de viande'.

²¹ Diese Summe kann aus folgenden Inschriften deduziert werden: CIL IX 1618, CIL X 107, CIL X 5853, CIL X 6012, CIL X 6073, CIL X 8215, CIL XI 1601, CIL XI 3009, CIL XI 6123, CIL XI 7556, CIL XIV 353, CIL XIV 367, CIL XIV 431, DESSAU 6468, AE 1954, 168.

ein bemerkbarer Zurückgang überhaupt in Frage kommt. Aber nicht nur das Geld, welches in den zitierten Fragmenten der Digesten vorkommt, spricht dafür, daß in der Epoche, in welcher die Texte entstanden sind, keine Inflation sich bemerkbar machte. Daß in den Zeiten des Papinianus, Ulpianus und dessen Schülers Paulus die Kaufkraft des Geldes nicht spürbar gesunken ist, zeigt u. a. der Umstand, daß keiner von diesen Juristen eine derartige Eventualität in Erwägung nimmt. Und nicht nur bei diesen Autoren finden wir keine Bemerkung darüber, was wir heute Inflation nennen; es gibt in den Digesten überhaupt keine Notiz über eventuelle Senkung der Kaufkraft des Geldes. Dabei ist zu unterstreichen, daß der Begriff der sinkenden Kaufkraft des Geldes den römischen Schriftstellern nicht unbekannt war.²² Zum Schluß sei noch betont, daß sich die Anschauungen der römischen Juristen des 3. Jh. bezüglich der Geldkrise in Übereinstimmung mit dem genau datierbaren Inschriftenmaterial befinden. Dieses Material berechtigt nämlich zur Schlußfolgerung, daß bis zur Mitte des 3. Jh. die Kaufkraft des Denars nicht auffallend gesunken ist, obwohl er an Metallwert erheblich verloren hat. Es ist z. B. eine Inschrift aus dem Jahre 239 bekannt, dergemäß die Zinsen von einer Stiftung alljährlich den Dekurionen verteilt werden sollten.²³ Eine Anzahl von anderen Inschriften aus den Jahren 205 bis 251 deutet darauf hin, daß in dieser Zeit keine bemerkenswerten Veränderungen in den Geldverteilungen der italischen Munizipien vorgekommen sind.²⁴ All das scheint für die öfters zum Ausdruck gebrachte Ansicht zu sprechen, wonach der Zusammenbruch des römischen Geldsystems in der Zeit Gallienus' eingetreten ist.²⁵

Gdańsk.

²² Vgl. G. TOZZI: *Economisti greci e romani*. Milano 1961. S. 376, 448.

²³ CIL XIV 431 aus Ostia.

²⁴ CIL XI 1926 (205 u. Z.), CIL X 5064 (208 u. Z.), CIL XIV 119 (212 u. Z.), CIL XI 2650 (234 u. Z.), CIL XIV 431 (239 u. Z.), CIL XI 7805 (247–248 u. Z.), CIL X 6012 (249 u. Z.), CIL XIV 352 (251 u. Z.).

²⁵ Nach H. MATTINGLY (*The clash of the coinage circa 270–296*. *Studies in Roman Economic and Social History in Honour of Allan Chester Johnson*. Princeton–New Jersey 1951. S. 275) war das römische Währungssystem stabil bis 258 u. Z.; C. BARBIERI (*Diz. Epigr. De Ruggiero*. Vol. IV. Fasc. 28. 1958. S. 865–872) ist der Meinung, der Anfang der Währungskrise sei auf die Herrschaft des Gallienus zu datieren; vgl. auch R. BLOCH–J. COUSIN: *Rome et son destin*. Paris 1960. S. 295.

THE LAST CENTURY OF PANNONIA

The history of the last century of Pannonia (376—476) is an organic part of the process of decline and dissolution of the Roman Empire, and at the same time it is closely connected also with the problem of Roman continuity. Thus it is not a mere chance that this complex of questions has long since raised a lively interest both in Hungarian and foreign historical research. Regarding the decline and fall of the Roman Empire, and the fate and survival of Pannonian romanization within it, two conceptions are opposed to each other. One of them regards the 4th century as a period of decline and it counts with the destruction of romanization in Pannonia already at the end of this century. The other conception, on the other hand, still considers the 4th century in many respects the golden age of the Roman Empire and would like to extend the survival of romanization in Pannonia as long as possible, eventually up to the Hungarian conquest.¹ Naturally, both views have several variants and shades, and endeavours for intermediate solutions are not missing either. In recent times a certain approach can be observed between the two conceptions. In fact, the view is more and more spreading that the 4th century in its whole cannot yet be regarded as the period of decline, while, on the other hand, the conviction according to which we cannot speak about the continuity of Pannonian romanization up to the Hungarian conquest, also becomes stronger.²

In Hungarian scientific investigation this question was elaborated for the last time with full thoroughness and with the utilization of the available literary, numismatic and archaeological sources by A. Alföldi in his work entitled «Untergang der Römerherrschaft in Pannonien». I - II. (Berlin

¹ For the problem of the decline and fall of the Roman Empire see S. MAZZARINO: *La fine del mondo antico*. Milano 1962 and J. VOGT: *The Decline of Rome*. London 1967 with the earlier literature.

² Cf. for example A. RADNÓTI: *MTA II OK* 5 (1954) 489—508, with the remarks of T. NAGY, L. BARKÓCZI, K. SÁGI and J. SZILÁGYI, *ibidem* 510—521, 523—527; K. SÁGI: *Acta Ant. Hung.* 9 (1961) 397—459; A. KISS: *A Janus Pannonius Múzeum Évkönyve 1965* (Yearbook of the Janus Pannonius Museum 1965). 81—123; K. SÁGI—F. M. FÜZES: *Agrártörténeti Szemle* 9 (1967) 79—97; A. KISS: *Arch. Ért.* 95 (1968) 93—101; K. SÁGI: *Acta Ant. Hung.* 18 (1970) 147—196.

Leipzig 1923 - 1926). In contrast to the earlier conception Alföldi pointed out that the circulation of Roman coins discontinued in Pannonia only about the year 395, and he endeavoured to show that the West Roman Empire surrendered Valeria only in 406, and Pannonia I in 433 to the Huns.

The archaeological material discovered later on, however, pointed to the fact that the regime of the Huns did not cause a sharp break either in Pannonia or in the Great Hungarian Plain. Thus during the last few centuries I pointed out also several times that in the territory of Pannonia certain elements of Roman life survived also during the existence of the Hunnish Empire and in the disturbed times following Attila's death.³

The further development of this optimistic judgement of the fate of Pannonian romanization was attempted by L. Várady in his recently published book entitled «Das letzte Jahrhundert Pannoniens 376—476» (Budapest 1969). The essence of Várady's historical conception is that part of the Huns lived in Europe already in the 2nd century (the *Xoivoi* to be found in Ptolemy), and these later on, together with an East Gothic and Alan group, settled down in 379 as *foederati* in the territory of Pannonia II, between Servitium and Saldae along the Save. The above mentioned three ethnic groups stayed in this area up to 399, when the Goths were transferred to Picenum and the Alans to Valeria. The Hun military settlements in Pannonia II were dissolved only in 427 upon the demand of the Huns living outside the Roman Empire, who in 433 gained right to settle down similarly as *foederati* in the place of the earlier Hun military settlements in Pannonia II. According to Várady's conception thus the historical fate of Late Roman Pannonia was determined essentially by the Gothic-Alan-Hun group settled in the territory of Pannonia II in 379, which kept far from the province the external Huns and the other barbaric peoples. Attila's Huns had never occupied the territory of Valeria and Pannonia I, and also in Pannonia II they received certain places of settlement only as *foederati*. Thus in contrast to the earlier conceptions, according to Várady the regime of the Huns did not affect at all the life of the Pannonian Romans, the cities continued to flourish and the population also continued to increase under the protection of the barbaric *foederati*. And even beyond this, Várady maintains that Roman administration prevailed in Pannonia up

³ See J. HARMATTA: Introductory study to the book of N. FETTICH: A szeged-nagyszéksósi hun fejedelmi sírlelet (La trouvaille de tombe princière hunnique à Szeged-Nagyszéksós), Budapest 1953. AH XXXII. 6, 104, as well as the lecture «Göten und Hunnen in Pannonien» at the congress of the DAW «Probleme der Spätantike» in Berlin on the 30th November 1965, and the lecture «Les Huns et le changement et conflit à la frontière danubienne au IV^e s. ap. J. C.» at the conference of the FIEC «Changement et conflit au IV^e s. ap. J. C.» in Bordeaux on the 8th September 1970. However, on the basis of convincing argumentation of T. NAGY: Buda régészeti emlékei. Budapest műemlékei (Archaeological monuments of Buda. Ancient monuments of Budapest) II. Budapest 1962. 64, 109 (note 20), the finds of the Csúseshegy Roman villa, valued earlier as a sign of Roman-Barbarian coexistence, have to be stricken out from the rank of the relevant archaeological observations.

to 488 and the fortified Roman cities up to the settling in of the Langobards, up to 546 remained the bases and centres of romanization.⁴

This historical conception is undoubtedly interesting. It fits in the line of the historical investigation of Pannonia initiated by Alföldi, and thus it is worth of discussion. Just therefore I supported the publication of Várady's work especially as a suitable material for debate, on the basis of the positive expert opinions of I. Hahn and L. Barkóczy, because debate about certain bold opinions very often can considerably promote the solution of a question. I saw, however, that the showing of my name as publisher's reader of the book causes a certain confusion both in the circle of local and foreign scholars, inasmuch as in certain investigators it creates the impression as if I would agree with Várady's historical conception. In a certain degree this is supported also by the fact that in my earlier works I also shared the optimistic historical valuation of the decline of the Roman Empire. It seems, therefore, to be necessary to delimit my own standpoint from the historical conception of Várady's book. Of course, it is impossible here to expound my opinion in all questions discussed or touched by Várady. This would mean the writing of a monograph. Thus I confine myself to pointing out my standpoint differing from that of Várady in the most essential questions of history, methodology and aspect of history, without entering into debate.

1. I hold first of all fundamentally incorrect V.'s method according to which he wants to draw up the history of the last century of Pannonia only on the basis of the written sources. This means in comparison with Alföldi a serious methodological step backwards, which can by no means be justified. In certain questions of detail the numismatic or archaeological sources can eventually be disregarded, but by no means in the formation of the general picture. If V. had taken into consideration the archaeological sources,⁵ he could have seen that we cannot speak about the flourishing of the Pannonian Roman cities in the 5th century.

2. I do not hold satisfactory and reassuring the linguistic and objective interpretation of the texts of Greek and Latin sources in V.'s work. There are even such cases when V. enriches the Greek grammar with new, non-existing forms, viz. from the gen. pl. *συμβαλλόντων* he concludes the nom. pl. *συμβαλλόντοι* (p. 306), on which even the accent is incorrect. At another place (p. 169) in the text of an inscription he shows a verbal form as two separate words, viz.: *quem c u p e r e t p l e b s a l i e n a s u u m*. These linguistic uncertainties can by no means be approved. We can even less agree with the arbitrary method followed by V. in the interpretation of the classical texts. Very often

⁴ L. VÁRADY: *Das letzte Jahrhundert Pannoniens 376-476*. Budapest 1969. (Cf. especially the chapter «Summa operis», 375—402.)

⁵ See e.g. T. NAGY: *Buda régészeti emlékei* (Archaeological monuments of Buda), chapters 63—64 on the discontinuation of the Roman life of Aquinicum.

he almost creates the impression in the reader that in his opinion the Greek and Latin words can be given any deliberate meaning, if his theories demand it. Here are one or two examples: p. 59 according to V. *maximum flumen* means «flooded river», and *ripa* «steep bank». These interpretations make possible for V. to draw a grandiose picture of the battle of Siscia, viz.: the cavalry of Theodosius threw itself into the flooded river, swam it and jumped on the steep river bank. Apparently he has no idea that it is impossible to swim a flooded river if one is in armament, or to jump up to the steep river bank from the water. V. is carried away by his own grandiose conception, viz.: only the Hun–Alan cavalry could be capable of such a performance, therefore it really was the Hun–Alan cavalry (p. 60)! At the same time he does not even notice that according to the text of Pacatus in question the horsemen drove their horses into the river by their spurs, and he does not know either that neither the Huns nor the Alans used the spur.

The same source tells that the barbaric peoples voluntarily offered their services to Theodosius, who also accepted it, *ut et limiti manus suspecta decederet et militi auxiliator accederet* «that, on the one hand, the troop suspicious for the *limes* should depart, and on the other hand that a helper should join the (Roman) soldiers». In contrast to Alföldi, V. would like to refer this to the Gothic–Alan–Hun *foederati*, who according to his assumption were settled between Servitium and Saldae, along the Save, i. e. not on the Roman *limes*. However, between the *populi barbarorum* and *Gothus ille et Hunus et Italianus* the text also mentions *omnes Scythicae nationes* and nothing proves it that under all the three designations the same should be understood, and the latter phrase rather clearly excludes this. However, V. would like to refer the *populi barbarorum* voluntarily offering their services by all means to the Gothic–Alan–Hun *foederati*, but he is disturbed in this by the phrase *limiti manus suspecta decederet*, which points to the circumstance that the barbaric peoples under discussion lived outside the *limes*. Therefore he asserts that the verb *decedere* does not mean here «depart, march away», but «avoid». Naturally, this meaning of the verb occurs only in connection with persons with dative government. Therefore, V. is compelled to the further assumption that the word *limes* «border» appears here as a personified concept. He does not take into consideration that the dative *limiti* does not depend from the verb *decedere* but from the word *suspecta* «suspicious», and he does not know either that he wants to prove such two assumptions with each other, which are unprovable themselves.

We cannot agree with these and similar arbitrary linguistic interpretations. Unfortunately, there is hardly any source where V. would not act so arbitrarily. These forced interpretations of sources are closely connected with the basic conception of V.'s work. Since he wants to prove by all means the exceptional significance of the historical role of the Gothic–Alan–Hun

foederati settled in Pannonia in 379, he is compelled to deny the use by the Romans of auxiliary troops from the circle of Huns and Alans and also other barbaric peoples living outside the borders of the Roman Empire. For this reason he wants to interpret forcibly otherwise all such passages, where exterior Barbarians are mentioned as allies of the Romans. In the course of this he asserts that the Greek prepositional phrases with *πέραν*, *ὑπέρ* have lost their concrete place denoting function. Thus for example the phrase *οἱ πέραν τοῦ Ἰστροῦ βάρβαροι* does not mean «the Barbarians living beyond the Danube», but only «Barbarians living in the Danube region» (p. 86).⁶ This is an unacceptable, baseless assertion. But it cannot be accepted either that the phrase *οἱ παρὰ τὸν Ἰστροῦ βάρβαροι* of Sozomenos determines the geographical position of the Pannonian Gothic-Alan-Hun *foederati*, because according to V. these were exactly settled not along the Danube but along the Save.

It is similarly the erroneous interpretation of the preposition that makes for me unacceptable the use of one of the passages of Sozomenos recommended by V. (p. 520) for the definition of the place of settlement of the Alan-Hun *foederati*. Here a «barbaric land» is mentioned, from where Alarichos sets out to Epeiros, and the location of which is defined by the phrase *πρὸς τῇ Δαλματία καὶ Παννονίᾳ* «adjacent to (or in the vicinity of) Dalmatia and Pannonia». From this it is clear that whatever the origin of this denomination «barbaric land» was, territorially it was situated outside of both Dalmatia and Pannonia. Consequently it could not be identical with the place of settlement of the Gothic-Hun-Alan *foederati*, placed between Saldae and Servitium, which however was located by V. to the territory mentioned above exactly with reference to the Sozomenos passage discussed.

I do not hold correct that superficial and forced way of use of the sources either, which can frequently be observed in V.'s work. V. wants to support the placing of the settlement of the Gothic-Alan-Hun *foederati* between Saldae and Servitium also with an inscription, according to which a certain Amantius was for 20 years bishop of two leaders and two tribes in Iovia. On the basis of Egger, V. sees in the two leaders Alatheus and Saphrax, and in the two peoples the Goths and the Alans, and finally in Iovia he sees the town of the same name situated along the Drave about 30 kilometres southeast of Ptuj. But this concretely excludes the possibility of finding the place of settlement of the Gothic-Alan-Hun *foederati* on the banks of the Save, between Saldae and Servitium, because in this case the episcopal seat would have been separated from its parish by 150 air kilometres.

⁶ V.'s defective knowledge in the field of Greek accent is clearly shown by the fact that he does not know that the nom. pl. of the word *βάρβαρος* is not second-, but third-acute (p. 86, see also p. 306).

Similar desultoriness is shown also in the appraisal of the sources used for the definition of the age of Vegetius. V. refers to his earlier work,⁷ in which, referring the sentence «. . . *quantum profecerit murorum elaborata constructio, Roma documentum est . . .*» of the Prologue of Book IV to the restoration of the fortification walls of Rome ordered by Valentinian III in 440, he regards it as an «indisputable evidence» to the effect that Book IV was written a few years after 440. However, he does not quote the continuation of the sentence which goes as follows: «*quae salutem civium Capitolinae arcis defensione servavit*». Thus we have to do not with the restoration of the walls of Rome, but the construction of the *Capitolina arx* is the example, which proves the usefulness of the construction of the walls.⁸ Now, as a further evidence for the late dating of Vegetius, that part of the *Epilogus* of book III, which praises the eminence of the Emperor in *sagittandi peritia, equitandi scientia, currendi velocitas* and *armaturae exercitatio*, is referred by V. to Valentinian III on the basis that according to Ioannes Antioch., Valentinian III after riding in the Campus Martius dismounting his horse, was just going on archery, when he was attacked by his murderers (p. 496). However, this argumentation is unacceptable, because on the one hand the phrase of Vegetius . . . *ad sagittandi peritiam, quam in serenitate tua Persa miratur . . .* shows that he kept in view shooting with the bow on horseback, while Valentinian III went on shooting afoot, and on the other hand this praising could be said about almost every ruler of the age, because they were well versed in the handling of weapons, and it was also said because it was almost a commonplace. Let us see a few examples: Ammianus Marc. XXI. 16,7 (on Constantius) *equitandi et iaculandi, maximeque perite dirigendi sagittas, artiumque armaturae pedestris perquam scientissimus* or Claudianus Fesc. de nupt. Hon. Aug. I. 1–3 *princeps corusco sidere pulchrior, Parthis sagittas tendere docior, eques Gelonis imperiosior, . . .* etc.

It would be difficult to agree also with that type of forcible interpretation of sources which we find in V.'s work in connection with one of the reports of Orosius. According to Orosius on the occasion of the invasion of Radagaisus the leaders of the Hun and Gothic auxiliary troops were Uldin and Sarus. Uldin's appearance is very uncomfortable for V., because it shows that Stilicho in 405/406 used already Hun auxiliary troops from outside the Empire, and not Pannonian Hun *foederati*. V. thinks to avoid this difficulty with the following series of assumptions (p. 201 ff.). Orosius did not know who was the commander of the Hun auxiliary troops (N.B. Orosius wrote 10 years after the events!), and since the commander of the Gothic auxiliary troops was named, under the stylistic compulsion of parallelism he sought a name also for the

⁷ L. VÁRADY: *Későrómai hadügyek és társadalmi alapjaik* (Late Roman military affairs and their social bases). Budapest 1961. 281 foll.

⁸ As, otherwise, this had been pointed out already long ago by S. MAZZARINO: *L'impero romano*. Roma 1956. 542.

commander of the Hun auxiliary troops, and since he knew that in that time the Huns living outside the Empire were under the rule of a certain Uldin, he mentioned this as the commander of the Hun auxiliary troops. Not a single element of the whole series of assumptions can be proved. It is not rendered likely by anything that in Italy 10 years after the events Uldin's name would have been forgotten. Besides this V. himself stresses that Orosius did not know about Uldin's role in connection with the East Roman Empire in the years 400 and 408. But in fact, he could have got to know Uldin's name only in connection with these events, if he had not known even otherwise that he was the commander of the Hun auxiliary troops fighting against Radagaisus. Otherwise we cannot agree with the assertion of V. either that in that time in connection with the East Roman Empire Uldin would have been the only leader of the Huns known by name, because through the mission of Olympiodoros in the year 412, the names of the Hun kings Donatos and Charaton were already known in 417, at the time when the work of Orosius was written.

We cannot approve that strange way of the use of the sources in V.'s book either that he very often attributes such meanings to the texts which they do not contain. Thus for example in connection with the well-known passage of Claudianus *De cons. Stil.* (II. 184 ff.), which tells that from the provinces delegates, the personifiers of the provinces are coming: *undique legati properant . . . Gallus . . . Poeni . . . Pannonius* etc., V. maintains that everywhere *colonus* has to be supplemented (p. 136), although the text says *legati*. But V. goes still much farther than this, when he forms a whole historical story in connection with the good crop of the Pannonian provinces in the year 383 (530 ff.). According to Ambrosius at this time there was a grain shortage in Rome, while in the Pannonian provinces (*Pannoniae*) there was a surplus what they sold. V. asserts that the Pannonian grain was transported to Rome and that as from this time the province of Valeria was placed under the jurisdiction of the *vicarius* of Rome in order to ensure this way the grain supply of the city. The text of the source, however, does not give any foothold for the assumption of the transport of Pannonian grain to Rome, or for the assumption that this good crop was exactly in Valeria (Ambrosius says *Pannoniae*), or that the province of Valeria was placed under the jurisdiction of the *vicarius* of Rome on account of this.

3. Since in my opinion the historical valuation, and in many cases even the linguistic interpretation, given by V. to the most important sources is not correct, it is self-evident that his historical conception is not acceptable either. Already the assumption is unacceptable that part of the Huns would have lived in Europe already in the 2nd century.⁹ I do not see it proved that

⁹ Ptolemy's datum *Χοῖνοι* came to Europe as a result of a cartographic error, see J. HARMATTA: *Les Huns et le changement et conflit à la frontière danubienne au IVe s. ap. J. C.*

the Gothic–Alan–Hun group settled in 379 in Pannonia would have played such a significant role, as it is presumed by V., neither that at this time the Romans would not have used other barbaric (Hun, Alan, etc.) auxiliary troops originating from territories outside the border. In my opinion the placing of the area of settlement of the Gothic–Alan–Hun group between *Saldae* and *Servitium* is also unfounded. Even less convincing are those series of assumptions, with the help of which V. wanted to reconstruct the later history of the Gothic–Alan–Hun *foederati* at the end of the 4th century and the beginning of the 5th century. In my judgement V.'s assumption regarding the status of *Valeria* is unprovable and at the same time unlikely, and in the absence of a detailed argumentation and material of evidence V.'s assertion regarding the flourishing of the Pannonian cities up to 546 also appears to be unreliable.

4. In my opinion in V.'s work even the use of scientific literature is not quite correct either. He likes to argue with the earlier scientific literature and presents the earlier conceptions, especially *Alföldi's* conception in an adverse light. On the other hand he very often keeps silent about the fact that his assumptions shown to be new had been raised already long ago in scientific literature. Moreover, he also attributes to himself views expounded in works quoted by him, and gives the matter an appearance as if the investigators concerned would have represented other opinions. Thus for example in connection with the *Amantius* inscription he writes (168 foll.) that on his part he can supplement *Egger's* explanation with the statement that the two leaders were the Goth *Alatheus* and the Alan *Saphrax*, and the two peoples the East Gothic and the Alan–Hun group. But exactly this is *Egger's* opinion expounded and motivated in detail.¹⁰ It comes under a more serious judgement that in connection with the basic conception of his book, *viz.* his theory on the Pannonian Gothic–Alan–Hun *foederati*, V. keeps completely silent about the fact that it originates from *P. Váczy*, who in contrast to *Alföldi* clearly stressed the significance of the Gothic–Alan–Hun group settled in Pannonia, referred to the data of the panegyric of *Pacatus* already on this, and followed their historical role from *Gratianus* and *Valentinian II* up to 401.¹¹ V. also keeps silent about the circumstance that further essential elements of his conception can be found already in the work of *B. Szász*, who tried to further develop *Váczy's* theory regarding the Pannonian Gothic–Alan–Hun group in several respects, and regarding the *Xoῖνοι* mentioned by *Ptolemy* elaborated the historical conception, which is followed also by V. in his work up to the

¹⁰ R. EGGER: *JÖAI* BB 21/22 (1922–1924) 335 foll., 339 foll. Be it said by the way that in connection with *Iovia*, the seat of *Amantius*, we can also think about *Iovia-Felsőheténypuszta*.

¹¹ P. VÁCZY: *A hunok Európában. Attila és hunjai* (The Huns in Europe. Attila and his Huns). Budapest 1940. 72 ff., 80, 292. I remark that *VÁCZY* misunderstands the sentence *notari infrequens verebatur* of *Pacatus Paneg.* 32, 4, when he translates it as follows: «They were afraid that their number will be held small» (*op. cit.* 73).

presumed role of the Hun cavalry in the battle of Siscia.¹² I do not agree with this act of V. not only from the viewpoint of science ethics, but I do not approve of it also because by this he can rightly be accused with plagiarism in international scientific literature.

5. Last but not least, I cannot agree with V.'s aspect of history manifested in his Introduction (14) and in the Epilogue (372). It frames his work, essentially consisting of mosaics of source-criticism and history of events, with the concepts of the «cultural circle» and «high culture» theory, instead of trying to elucidate the process of dissolution of the Roman Empire with the analysis of the forces of production and relations of production.

6. Probably it becomes clear from the aforesaid that I have held the publication of V.'s work correct only as a material for debate. Besides the freedom of expression of opinions, I was governed in this also by the experience recently formulated by A. Debrunner, the great scholar in classical conciseness: «...der Fortschritt der Wissenschaft sehr oft aus dem Wettspiel zwischen kühner Phantasie und schärfster Kritik hervorgeht.»¹³ As a matter of fact V.'s work is full of the boldest products of phantasy, now only sharp criticism must follow.

Budapest.

¹² B. SZÁSZ: *A hunok története* (History of the Huns). Budapest 1943. 40, 106, 117, 121.

¹³ A. DEBRUNNER: *Kratylos* 3 (1958) 29.

J. HORVÁTH

MEISTER P. UND SEIN WERK

DIE TÜRKSPRACHLICHEN KENNTNISSE DES MEISTERS P.

Angesichts der häufigen, bald friedlichen bald kriegerischen Berührungen, die einerseits zwischen gewissen türksprachigen Völkern und den Ungarn, und andererseits zwischen denselben türkischen Völkern (Petschenegen, Kumanen und alten Bulgaren) und dem byzantinischen Reich zweifellos schon seit langem bestanden, wird es wohl nicht überraschen, daß Meister P., der über die byzantinischen Verhältnisse wohl orientiert war, neben der byzantinisch-griechischen,* einer slawischen und der ungarischen Sprache auch eine türkische Sprache (die kumanische?) verstand.

Besonders Kapitel 32 seiner *Gesta* scheint die türksprachigen Kenntnisse des Meisters P. zu belegen. Es heißt hier, daß die «kumanischen» Führer, Ed und Edömer, die sich nach dem Verfasser unter Kiev den Ungarn angeschlossen hatten (Kap. 10), vom Fürsten Árpád Besitztümer im Wald Mátra erhielten, wo ihr Enkel Pata später eine Burg errichten ließ: «Tunc dux Arpad in silva Matra dedit terram magnam Edunec et Edumenece, ubi postea Pota nepos eorum castrum construxit, ex quorum etiam progenie longo post tempore rex Samuel descendit, qui *pro sua pietate Oba* vocabatur.»

Diese Stelle wird im Werk von Szabó Mika folgendermaßen übersetzt:¹ «Dann stiftete der Fürst Árpád ein großes Stück Land dem Edu und Edumer, wo dann aus ihrem Geschlecht nach langer Zeit König Sámuel entstammte, der wegen seiner Pietät (Frömmigkeit) Oba hieß.» Ähnlich erklärt auch D. Pais dieselbe Stelle: «der wegen seiner Frömmigkeit Aba hieß.»²

Doch darf man die lateinischen Worte *pro pietate* in diesem Zusammenhang kaum als *wegen seiner Frömmigkeit* übersetzen. Im Gegenteil wird König Aba in unseren Chroniken und auch in der großen Gerhard-Legende, die zweifellos noch vor dem Werk des Meisters P. entstanden war,³ als grausamer und

* Vgl. dazu J. HORVÁTH: Die griechischen (byzantinischen) Sprachkenntnisse des Meisters P. (*Acta Ant. Hung.* XVII. (1969) 17–48.

¹ A. W. 39.

² Magy. Anon. (= Ungarischer Anonymus) und «A magyarok elődeiről és a honfoglalásról (= Über die Vorfahren der Ungarn und über die Landnahme) Bp. 1958. 118.

³ Vgl. dazu J. HORVÁTH: A Gellért-legendák forrásértéke (Die Quellenwert der Gerhard-Legenden). *MTA I OK* 13 (1956) 21–82.

rücksichtsloser Tyrann geschildert.⁴ Jene Bemerkung der Chronik, wonach einige Jahre nach dem Tode des Königs Aba seine Wunden wunderbar geheilt vorgefunden wurden, muß offenbar als eine spätere Interpolation aus dem 13. Jh. gelten.⁵ Die «*pietas*» des Aba ist also mindestens fraglich. Es handelt sich auch, unserer Ansicht nach, gar nicht um die «*pietas*» des Aba, sondern um die *Ehre ihm gegenüber* — und nicht seitens der «Nation», sondern seitens seines Geschlechts; auch den Namen *Aba*, der ihm von seinem Stamm oder seinem Geschlecht beigelegt wurde, verdankte er dieser Ehre.

Auch von linguistischem Gesichtspunkt aus kann man den Ausdruck *pro sua pietate* nach dem lateinischen Sprachgebrauch des Meisters P. in dem Sinne auslegen: *ihm zu Ehren*, oder: *aus Ehre ihm gegenüber*. Die Präposition *pro* wird im Werk von Meister P. auch sonst in solcher Bedeutung benutzt, z. B. Kap. 14: *Salanus . . . Arpadium ducem Hungariae quasi deridendo salutavit et suos pro risu Hungarios appellavit: «zuliebe der Lächerlichkeit, aus Spott»*. Im Kap. 16: *Salanus . . . unam sarcinam de herbis melioribus sabulorum Olpar quasi pro risu deridendo . . . duci Arpad misit: nach der Deutung von Mika — Szabó: «gleichsam zum Spott»*.⁶

Es ist also linguistisch wohl möglich, den Ausdruck *pro sua pietate* mit der Wendung «aus Ehre ihm gegenüber», oder: «zuliebe seiner Ehre» zu übersetzen. Was die Bedeutung des Ausdruckes betrifft, ist das Wort *Oba* ~ *Aba*, nach der Feststellung von Z. Gombocz,⁷ ein türkischer Würdenname bzw. Ehrenname. Gombocz hat die diesbezüglichen Angaben sorgfältig zusammengestellt, und wie er behauptet, war der Personennamen *Aba* und seine Ableitungen im Arpadenzeitlichen Ungarn unter türkischem (petschenegischem?) Einfluß sehr häufig.⁸ In der Tat erwähnt auch Meister P. selber einen Hauptmann der Petschenegen (Kap. 57): «aus dem Land der Petschenegen kam ein Held von fürstlicher Abstammung (de *ducali* progenie). Sein Name hieß *Tanuzaba*: Vater von Örkénd, von dem das Geschlecht *Tomaj* entstammt.»⁹ Es geht jedoch aus den durch Gombocz sorgfältig aufgezählten Personen- und Ortsnamen nicht hervor, ob die *Bedeutung* des Wortes *aba* unter den Ungarn allgemein bekannt war. Im Gegenteil, man darf vermuten, nachdem dasselbe Wort auch als Personennamen von *Dienern* häufig war,¹⁰ daß seine Bedeutung in der ungarischen

⁴ Vgl. SRH Bd. I 332: *Aba vero rex devictus fugit versus Tyseiam et in villa quadam scoobe (recte: scrobe) veteri ab Hungaris, quibus regnans nocuerat, crudeliter iugulatur.*

⁵ SRH Bd. I. 332: *Post autem aliquos annos, eum esset effossum (de sepulchro), sudarium et ipsius vestimenta invenerunt incorrupta et loca vulnerum resanata.*

⁶ SZABÓ — MIKA: a. W. 26

⁷ *Arpádkori személyneveink* (Unsere Arpadenzeitlichen Personennamen). MNY 11 (1915) 341—45.

⁸ A. W. 342.

⁹ Übersetzt durch D. PAIS: *A Magyarok elődeiről*. 138.

¹⁰ 1086: «*Oba uinitor* in Arpad». Wenzel, Bd. I. 35; 1138: «*Oba servus* in villa Geysce», Knauz, Mon. Strig. Bd. I. 91. — Mit Deminutivum: 1138: «*Abadi, servus* in villa Sur-

schen Sprache unbekannt gewesen sein mag.¹¹ Ähnlich ist auch die Bedeutung der heute üblichen Personennamen vorwiegend unbekannt, oder mindestens nicht allgemein bekannt. Umso bedeutender ist die Tatsache, daß der Sinn des Wortes *oba* für Meister P. nicht unbekannt war. König Sámuel hieß ja - im Sinne der obigen Stelle - wegen der ihm erwiesenen Ehre Oba. Auch die oben zitierte Stelle über Tonuzoba spricht dafür, daß der Sinn des zweiten Gliedes von diesem Namen dem Verfasser bekannt war. Darum betont die Stelle, daß Tonuzoba von *fürstlicher* Abstammung (*de ducali genere*) war.

Es kann aufgrund des Gesagten kaum bezweifelt werden, daß Meister P. die türkische Sprache der Kumanen oder Petschenegen verstanden hatte. Dafür gibt es auch sonstige Angaben in seinem Werk. Hier müssen wir kurz das Wort *tulbou* erwähnen. Nach dem Deutungsversuch von B. Munkácsi¹² kam in der Sprachwissenschaft immer wieder die Ansicht zu Worte, daß das Wort *tulbou* im Kap. 7 der *Gesta*, in der Bedeutung *Schlauch, Ledersack* ein türkisches oder mongolisches Wort ist. Die Wortbedeutung ist nicht zweifelhaft: . . . et fluvium Etyl super *tulbou* sedentes ritu paganismo transnataverunt (Kap. 7). Zuerst D. Pais¹³ und dann L. Ligeti¹⁴ haben darauf hingewiesen, daß sich die Wörter *tulbou* aus mongolisch *tuluma*, und ung. *tömlő* aus mongolisch *tülüme* phonetisch nicht ableiten lassen. Nachdem nun die Etymologie des Wortes *tulbou* nicht bekannt ist (obwohl Pais in *Scriptores* I. 41 einen türkischen Ursprung annimmt), sind weitere Schlüsse aus dem Wort selber nicht möglich. Doch ist dasselbe Wort von gegenständlichem Gesichtspunkt aus dennoch beachtenswert, nachdem die byzantinischen Quellen des 11-12. Jahrhunderts das Schwimmen auf Schläuchen im Zusammenhang mit den *Ungarn* nie erwähnen, doch dieses Verkehrsmittel umso häufiger im Zusammenhang mit den Kumanen und Petschenegen des Balkans erwähnt wird. Meister P. hat also die Art und Weise, wie die Barbaren des Balkans Flüsse zu überschwimmen pflegten auf die landnehmenden *Ungarn* adaptiert.

Es wird wohl nicht uninteressant, hier darauf hinzuweisen, wie Niketas Choniates († um 120-1220) in jenem Teil seines Werkes «Chronike», der über den Feldzug des Kaisers Manuel gegen die *Ungarn* und dann gegen die Kuma-

odi», Knauz, Mon. Strig. Bd. I. 91; 1138/1329: «*Obudi servus in villa Wadashu*», Knauz, Mon. Strig. Bd. I. 96; 1211: *Obud*, Wenzel Bd. I. 119; 1214: *Obud*, 1219: *Obudut* (acc.) Var. Reg. 97. 182 §; *Obud*, Wenzel Bd. IV. 92.

¹¹ D. PAIS erblickt im häufigen Gebrauch der Würdenamen als Namen von Dienern einen Beweis für den altungarischen Humor oder Ironie; dies spräche für die Kenntnis der ursprünglichen Wortbedeutung. Dies mag offenbar häufig der Fall gewesen sein (Vgl. *Szótörténeti és szöfejtő tanulmányok* = Studien zur Wortgeschichte und Wortklärung. Budapest 1963. 123). Nach Gy. PAULER (A magyar honfoglalás kútfoi = Die Quellen der ung. Landnahme, Budapest 1900. 428) wäre die Bemerkung unseres Verfassers «*pro sua pietate Oba*» nur eine übliche gelehrte Wortdeutung.

¹² B. MUNKÁCSI: Ung. *tulbu* und *tömlő*. MSFOu. XVII. 284-289.

¹³ D. PAIS: *Tömlő*. MNy 30 (1934) 36.

¹⁴ L. LIGETI: *Mongolos jövevényszavaink kérdéséhez* (Zur Frage unserer mongolischen Lehnwörter). NyK 49 (1935) 219.

nen (Scythae) i. J. 1151 berichtet,¹⁵ ausführlicher schildert, wie die Skythen (= Kumanen) über die Flüsse auf Lederschläuchen durchschwimmen:¹⁶ «Den Fluß überkreuzen sie auf Lederschläuchen, die sie mit Kork steif und völlig wasserdicht gemacht hatten. Der Skythe setzt sich auf diesen und ergreift den Schwanz seines Pferdes, das er mit Sattel und mit seinem Kriegsmaterial belastet hatte. Segel ist für ihn das Pferd, und der Schlauch das Schiff, und so überquert er leicht das riesige Meer der Donau.»

Andere byzantinische Quellen des 12. Jh. schildern ein solches Fluß-Überqueren auf Schläuchen im Zusammenhang mit den Petschenegen; so mag auch Meister P. selber Augenzeuge eines solchen Fluß-Überquerens wenn auch nicht der Ungarn, sondern vielleicht der Petschenegen oder Kumanen gewesen sein.

Will man die türksprachlichen Kenntnisse des Meisters P. nachweisen, so kommt man unumgänglich zu einem sehr kritischen Problem der *Gesta*, nämlich zur historischen Frage des gemeinsamen Einzugs der Kumanen und der landnehmenden Ungarn. Vor der Erörterung dieses komplizierten und weitverzweigten Problems möchten wir jedoch eine scheinbar türkische, doch offenbar unrichtige Etymologie, nämlich die Erklärung des Volksnamens *bolgar* näher ins Auge fassen.

Es fiel zum ersten Male D. Pais auf, daß Meister P. in den lateinsprachigen Bemerkungen seines Werkes¹⁷ den *Bulgaren* Salanus und im allgemeinen die *Bulgaren* als stolze, hochmütige Leute schildert. Die wichtigsten Stellen sind die folgenden:

Kap. 14: Salanus . . . *more Bulgarico*, ut *mos est eorum* minari cepit; weiter unten: Dux Arpad audita legatione Salani: *suberbi ducis, non superbe, sed humiliter* eis respondit.

Kap. 39: O Scitici, qui per *superbiam Bulgarorum* a castro Hungu vocati estis Hungari . . .

Kap. 51: Menumorout, qui duci Arpad primo per legatos proprios *Bulgarico corde: superbe* mandando terram cum pugilo se daturum negabat.

Es ist bekannt, daß der bulgarische Volksname eine allgemein angenommene türkische Etymologie hat,¹⁸ wonach er ein Nomen verbale mit Suffix *-r* aus türkisch *bulya-* 'mischen, verwirren, vermengen' darstellt; der bulgarische Volksname heißt also: 'Mischung'. Doch die eben angeführten Stellen zeigen, daß unser Verfasser die Ausdrücke *more Bulgarico*, *Bulgarico corde* für mit

¹⁵ L. II. c. 7 Migne P. G. lat. tant. edita. LXIX 431–432.

¹⁶ Flumen transeunt corio subere expleto, itaque compacto, ut nec minima guttula penetret. Quo Scythia consensu equinae cauda prehensa, et sella ceterisque belli instrumentis impositis, equo pro velo, corio *pro nave* utens facile traiecit Istrique pelagus tranat.

¹⁷ SRH I. 104–105.

¹⁸ W. TOMASCHEK: Pauly-Wissowa R. F. s. v. Bulgaroi; Gy. NÉMETH: A honfoglaló magyarság kialakulása (Das Werden der landnehmenden Ungarn). Budapest 1930. 95.

lateinisch «*superbe*» gleichwertig hält; also *more Bulgarico Bulgarice: superbe*; oder: «Salani, *superbi* (= Bulgari) ducis. Meister P. scheint also zu etymologisieren. In der Tat hat das türkische Verbum *bulya-* auch eine solche Bedeutung: «*qui caput huc illuc versans superbe graditur, aliquo superbe ingreditur, superbe, elate, arroganter, inflat se gerit, se praestat*». Kein Zweifel, die obigen Stellen sprechen für die türksprachlichen Kenntnisse des Meisters P. Die Tatsache, daß hie und da auch byzantinische Schriftsteller (Theophanes Continuatus 10. Jh.; Niketas Choniates † 1213) die *stolze, hochmütige Art* der Bulgaren hervorheben,¹⁹ scheint zu verraten, daß auch ihnen dieser Sinn des Wortes *bulgar* nicht unbekannt war. Doch ist Meister P. in diesem Falle von den Byzantinern unabhängig, auch wenn zugegeben werden kann, daß besonders am Ende des 12. und am Anfang des 13. Jh., zur Zeit der Bildung des zweiten bulgarischen Zarentums eine solche Schilderung der Bulgaren unter den Byzantinern aktuell geworden sein mag. Zu dieser Frage kommen wir später noch zurück. Die Etymologie *bulgar* 'stolz, hochmütig' ist also ein schlagender Beweis für die türksprachlichen Kenntnisse des Meisters P.

Und jetzt wenden wir uns den Kumanen des Meisters P. zu. Es ist immer noch ein ungelöstes Rätsel, warum Meister P. jenen türkischen Volkssplitter als *Kumanen* bezeichnet, der zusammen mit den Ungarn als ihr achter Stamm nach Pannonien eingezogen war; derselbe Stamm heißt ja beim Kaiser Konstantinos Porphyrogenetos *kabar* (sprich: *kavar*).

Konstantinos Porphyrogenetos erzählt in Kap. 38 seines Werkes *De administrando imperio* (um die Mitte des 10. Jh.), daß «die sog. Kabaren aus dem Geschlecht der Chazaren sind. Es kam zu einem Aufstand von diesen gegen ihre Regierung, und siegreich blieb die Regierung; einige der Aufständischen wurden niedergemetzelt, andere flüchteten sich, und sie ließen sich zusammen mit den Türken (= Ungarn) auf dem Lande der Petschenegen nieder; sie wurden Freunde und erhielten den Namen 'Kabaren'; sie haben den Türken (= den Ungarn) auch die Sprache der Chazaren beigebracht, und sie benutzen dieselbe Sprache auch heute noch; doch kennen sie auch die andere Sprache der Türken.»²⁰

Nach Konstantinos haben also die *Kavaren* auch nach ihrem Anschluß an die Ungarn und selbst noch auf dem Gebiete des heutigen Ungarns ihre ursprüngliche türkische Sprache beibehalten. Nachdem sich drei solche Stämme den Ungarn angeschlossen hatten — nach Konstantinos unter einem besonderen Fürsten, der auch heute noch besteht²¹ — kann ihre Einschmelzung und der

¹⁹ Vgl. S. ECKHARDT: Anonymus dölyfös bolgárjai (Die hochmütigen Bulgaren des Anonymus). MNY 56 (1960) 248—250.

²⁰ Gy. MORAVCSIK: Bátorban született Konstantin. A birodalom kormányzása. Budapest 1950. 174—175.

²¹ A. W. 175. — Gy. NÉMETH: A honfoglaló magyarság kialakulása, Bp. 1930. 223: «Nach Anonymus bestand das landnehmende Ungarntum aus sieben ungarischen Stämmen und aus einem 'kumanischen' Stamm, der sich ihnen angeschlossen hatte. Daraus ergibt sich klar die Identität des Volkes der sieben kumanischen Führer mit demjenigen der Kabaren.»

Verlust ihrer sprachlichen Selbständigkeit nicht sogleich erfolgt sein. Möglicherweise haben diese Leute auch zur Zeit des Meisters P. noch türkisch gesprochen. Auf alle Fälle erblickt Gy. Németh in jenen *Kumanen*, die sich nach Meister P. (9–11.) in Galizien den Ungarn angeschlossen hatten,²² jene aufständischen Kavaren-Stämme, die zusammen mit den Ungarn nach Pannonien eingezogen waren.²³

Gy. Németh stellt im Laufe einer Untersuchung der Namen der sieben bei Meister P. genannten «kumanischen» Führer (1. *Ed*; 2. *Edumen*; 3. *Etu*; 4. *Bunger pater Borsu*; 5. *Ousad pater Vrsuuru*; 6. *Boyta a quo genus Brucsa*; 7. *Ketel pater Oluptulma*) fest, daß sich diese alle aus dem türkischen erklären lassen. «Die Kabaren waren zweifellos Türken.»²⁴ Die Tatsache, daß die «kumanische» Namenliste der Führer türkisch ist, beweist die Zuverlässigkeit des Anonymus.²⁵ Doch glaubte Gy. Németh in den Namen *Ousad*, *Vrsuuru* und *Boyta* der obigen Liste türkische Wortstämme und ungarische Suffixe zu erkennen,²⁶ und aus dieser Tatsache schloß er auf die Verungarisierung der Kabaren. Dagegen hat D. Pais in der letzten Zeit nachgewiesen, daß dieselben drei Namen nicht bloß in ihrem Vorderteil, sondern auch in ihren Suffixen rein türkisch sind;²⁷ darum glaubt er nicht, diese als Beweise für die Verungarisierung der Kabaren auslegen zu dürfen.²⁸

Wichtig sind für uns diese Feststellungen, da die Tatsache, daß die «kumanischen» Personennamen des Meisters P. vollständig türkisch sind, eher die türkischsprachlichen Kenntnisse unseres Meisters nahelegt, und weniger diese Namen auf irgendeine ihm vorliegende schriftliche Aufzeichnung schließen lassen, wie dies Gy. Németh vermutet hatte. Man wird kaum glauben wollen, daß jemand, der türkisch nicht gekonnt hat, dieselben Namen so genau hätte aufzeichnen können. Es kann wohl kein Zufall sein, daß das Element *uru* im Namen *Vrsuuru* das früher dem ungarischen Wort *úr* (deutsch: *Herr*) gleichgesetzt wurde — von den verschiedenen türksprachlichen Parallelen von Pais²⁹ eben der Angabe im *Codex Cumanicus uru* lateinisch: «semen» so genau entspricht: ferner entspricht dem Namen *Ousad* ebenfalls im *Codex Comanicus ovsadi*. Man darf vielleicht aus diesen Angaben schließen, daß Meister P. die Sprache eben jenes türkischen

²² Gy. NÉMETH: a. W. 239.

²³ Es besteht auf der anderen Seite gar kein Zweifel darüber, daß schon König Ladislaus I. eine Schlacht gegen das Volk geliefert hatte, das in unseren Chroniken bald «kumisch», bald «kumanisch» heißt. Nach unseren Chroniken und nach den russischen Jahrbüchern lieferte König Koloman i. J. 1099 eine unglückliche Schlacht gegen dasselbe Volk in Galizien. Möglicherweise behauptet Meister P. eben deswegen, daß die *septem duces Cumanorum* sich eben auf dem Gebiete Galiziens den Ungarn angeschlossen hatten. Diese angeschlossenen türkischen Völker waren jene gegen die Chazaren aufständischen «Kabaren», über die Konstantinos berichtet.

²⁴ A. W. 240.

²⁵ A. W. 239.

²⁶ A. W. 240.

²⁷ D. PAIS: *Úr volt-e valóban Vrsuuru?* MNy 58 (1962) 140.

²⁸ PAIS: a. W. 145–146.

²⁹ PAIS: a. W. 140.

Volkes gekannt hatte, das in den westlichen und byzantinischen Quellen als *cumani*, *comani*, bzw. *Κούμανοι*, *Κόμανοι*, und in den Russischen Jahrbüchern als *polovec* und *polovci* heißt.³⁰ Es ist also sehr wahrscheinlich, daß Meister P. das türksprachige Volk der *Kavaren*, das nach Konstantinos zusammen mit den Ungarn zur Zeit der Landnahme nach Pannonien eingezogen war, bzw. die Nachkommen dieses Volkes, die auch zu seiner Zeit gelebt hatten, aus *sprachlichen* Gründen als *Kumanen* bezeichnet hatte, nachdem die Sprache dieser im 12. Jh. mit der Sprache der Kumanen auf dem Balkan und in Galizien identisch war. Diese Gleichsetzung beweist auf der einen Seite, daß Meister P. in der Tat die kumanisch-türkische Sprache gekannt hatte, und andererseits, daß der mit den Ungarn zur Zeit der Landnahme eingezogene Volkssplitter zur Zeit der Tätigkeit des Meisters P. mindestens zum Teil noch türkisch gesprochen hatte. Es ist natürlich eine andere Frage, ob diese Gleichsetzung auch bloß von sprachlichem Gesichtspunkt aus - - völlig berechtigt war. War die Sprache der Kavaren wirklich ganz und gar kumanisch, oder hat Meister P. nur die Verwandtschaft, die türkische Art der beiden Sprachen beobachten können, ohne die etwaigen Unterschiede zu beobachten?

Doch ist die Rolle der Kumanen im Werk des Meisters P. auch so nicht widerspruchsfrei. Er bezeichnet ja nicht nur die Kavaren-Stämme als Kumanen, sondern auch ein anderes Volk, das schon *vor* dem Einzug der Ungarn und Kavaren-Kumanen den Führer Glad von Bodony (*de Bundyn*) in der Besetzung des Gebietes zwischen Maros und Orsova unterstützt hatte (Kap. 11); ja diese verteidigten dieses Gebiet gegen die erobernden Ungarn im Bündnis der *Bulgaren* und der *Blaci* (Kap. 44). Auf der anderen Seite hat der Führer der Völker «*Blasi et Sclavi*», *Gelou quidam Blacus* schon vor dem Erscheinen der Landnehmenden «viel Unrecht seitens der *Kumanen* und Petschenegen (*Picentatis*)» erlitten (Kap. 25). Dies letztere mag eine Erinnerung an die Einsiedlung der Szekler nach Transsylvanien sein (11. Jh.).

An diesen Stellen sind die Kumanen - entsprechend den Zuständen am Ende des 12. Jh. - ein türkisches Volk, das meistens in Bündnis mit den Bulgaren und Blachen kämpft; sie heißen in den westlichen und byzantinischen Quellen gleichermaßen *cumani*, und sie hatten einen Anteil auch an der Schöpfung des zweiten bulgarischen Reiches.³¹

Man darf also behaupten, daß Meister P. im Gebrauch des Namens *cumani* nur insofern konsequent ist, daß er mit diesem Wort nur türkische Völker bezeichnet, die sich zeitlich und geographisch allerdings voneinander unterscheiden. Denkt man an die *Kavaren* des Konstantinos Porphyrogenetos, so ist dieser Wortgebrauch völlig anachronistisch; mit dem westlichen und byzan-

³⁰ Vgl. MORAVCSIK: BT Bd. II. 167 und A. HODINKA: Az Orosz Évkönyvek magyar vonatkozásai (Die ungarischen Bezüge der Russischen Jahrbücher). Bp. 1916. Index.

³¹ Vgl. L. ERDÉLYI: Anon. III. Béla (Anonymus, Notar des Königs Bela III.). Szeged 1933. 7.

tinischen Namengebrauch der «cumani» steht er zwar in anderen Fällen im Einklang, doch widerspricht er auch jener ungarländischen Terminologie, die von der zweiten Hälfte des 11. Jh. ab und im ganzen 12. Jahrhundert immer konsequent mit dem Volksnamen *kun* ~ *cuni* ein gewisses türkisches Volk bezeichnet hat. Da in diesem Fall von einem literarischen Einfluß kaum die Rede sein kann, darf man nur vermuten, daß Meister P. aufgrund der *türkischen* Sprache jenes *kumanischen* Volkes, das er auf dem Balkan, auf dem Gebiete des byzantinischen Reiches und in Galizien kennengelernt hatte, alle ungarländischen türkischsprachigen Völker als «Kumanen» bezeichnet, ohne Rücksicht auf die ältere ungarländische Terminologie (*kun*).³² Dagegen kennt er keine Petschenegen, nur unter literarischem Einfluß redet er über 'Picenati' (Kap. 25).

Es ist natürlich möglich — obwohl keine Beweise dafür vorliegen —, daß die Ungarn auch die mit den Landnehmenden nach Pannonien eingezogenen *Kabaren*-Stämme als «*kun*» bezeichnet hatten. Nach dem Zeugnis der Chroniken hieß das in den westlichen Quellen als «*cumani*» bezeichnete Volk bei uns von der Zeit des Königs Ladislaus I. ab *cuni* oder *kuni*. Ja, auch jene *cumani*, die im 13. Jh. zu uns eingezogen waren, erhielten den ungarischen Namen: «*kun*». In diesem Punkt hat also Meister P. den ungarländischen Gebrauch des Volksnamens *cuni* ~ *kuni* bewußt verändert, veranlaßt war er dazu wohl durch seine türkisch-kumanischen sprachlichen Kenntnisse (vgl. Györffy, Czeglédy).

Man kann ferner den Personen- bzw. Flußnamen *Loborcey* im Kap. 13 der *Gesta* — obwohl sich dieser offenbar aus dem türkischen erklären läßt³³ — nicht als einen Beweis für die türkischsprachlichen Kenntnisse des Meisters P. benutzen, da er nicht verrät, in welcher Sprache er diesen Namen deutet. Auch Melich selber gibt zu, daß die Namen *Laborc* und *Haram* nur vermittelt für das «Bulgaren-Türkum sprechen».³⁴ Doch sehr geeignet ist für denselben Zweck der Wassernamen *Ketelpotoca* im Kap. 15. Meister P. verbindet diesen mit dem Namen eines «kumanischen» Helden *Ketel*, den er auch unter den sieben kumanischen Führern erwähnt (Kap. 8: «VII duces Cumanorum . . . *Ketel* pater Oluptulma); das Wort ist in der Tat ein türkischer Gattungsnamen in der Bedeutung 'Beipferd, Reitpferd'.³⁵

Es gibt noch einen unzweifelhaften Beleg dafür, daß Meister P. die bei ihm niedergeschriebenen türkischen Namen in der Tat verstanden hatte. Der Sohn des siebenten kumanischen Führers, *Ketel*, heißt bei ihm *Oluptulma*. Unter diesem Namen erwähnt er dieselbe Person in den Kapiteln 8, 10 und 14, während er demselben Helden in Kap. 15 nur den Namen *Tulma* beilegt: *Ketel* et filius suus *Tulma*. Dies erklärt sich damit, daß der Name *Oluptulma*

³² Anders über diese Frage D. PAIS: SRH Bd. I. 42–43 und 102.

³³ Vgl. J. MELICH: *Laborc*. MNY 19 (1923) 69–71, und J. MELICH: A honfoglalás-kori Magyarország (Das Ungarn der Landnahmezeit). 18–19.

³⁴ A. W. 22.

³⁵ Vgl. GY. NÉMETH: A honf. magyarság kialakulása. Bp. 1930. 239.

aus zwei Bestandteilen zusammengesetzt ist: türkisch *Alyp*, *Alp* in der Bedeutung 'Held' und das Derivat mit Suffix *-ma* aus dem gemeintürkischen Verbum *tol-* 'voll sein, gefüllt sein, sich füllen'.³⁶ Die Bedeutung des Namens mag also etwa 'Helden-Füllung, Helden-Kloß' gewesen sein. Meister P. verstand also den ersten Teil des Namens als ein Ehren-Adjektiv und darum trennte er dieses vom zweiten Bestandteil. Daran hat er offenbar gedacht, daß im Türkischen die Namenszusammensetzungen mit *Alp* und *Alyp*, bzw. solche Doppelnamen sehr häufig waren. Gombocz zitiert als ähnliche Beispiele: *Alp-Kus*, *Alp-Arslan*, *Alp-Turan* etc. Diese willkürliche Trennung der beiden Elemente des Namens ist das sicherste Zeichen für die türksprachlichen Kenntnisse des Meisters P. Damit erklärt sich auch, daß er eine so große Rolle den «Kumanen» in der Landnahme zuschreibt; möglicherweise gehörte auch er selber den Kumanen an, oder er hat sie sehr gründlich gekannt, wie wir zu dieser Frage noch zurückkommen.³⁷

DAS ZEITALTER DES MEISTERS P. UND DIE STELLUNGNAHME DER UNGARISCHEN LINGUISTISCHEN LITERATUR

A) Orthographische Überlegungen

Was den sprachlichen Zustand der ungarischen Wörter bei Meister P. betrifft, muß die Frage zweifellos noch eingehender untersucht werden. Aber man kann auch hier schon auf beachtenswerte Ergebnisse hinweisen.

Sehr wichtig sind die Feststellungen von I. Kniezsa hinsichtlich der Orthographie des Meisters P. Er stellt z. B. fest, daß es kein einziges Kanzlei-Werk aus der Zeit Béla II., Béla III. oder auch aus demjenigen von Imre gibt, dessen Lautbezeichnung auch nur annähernd derjenigen des Anonymus ähnlich wäre.³⁸ Damit will Kniezsa die Kanzlei-Tätigkeit des Meisters P. natürlich nicht bezweifeln; diese wird ja auch durch die Worte des Meisters P. selber bezeugt. Es heißt nur, daß wir keine Urkunde aus der Hand des Meisters P. besitzen. Ja, wir haben auch keinen orthographie-historischen Stützpunkt, das Werk von Meister P. mit dem Zeitalter von Béla II. oder mit demjenigen seiner unmittelbaren Nachfolger zu verbinden, wie dies Jakubovich wollte. Die orthographie-historischen Überlegungen sprechen eindeutig dagegen, daß Meister P. unter Béla II. (1131–41) in der Kanzlei tätig gewesen wäre.

³⁶ Vgl. Z. GOMBOCZ: Árpádkori személynveink (Unsere Arpadenzeitlichen Personennamen). MNy 11 (1915) 151.

³⁷ Um Mißverständnissen vorzubeugen, möchten wir betonen: es kommt hier nicht darauf an, ob die Ableitung dieser Namen und Wörter aus einer türkischen Sprache wissenschaftlich stichhaltig ist. Aber auf alle Fälle kann eine solche naive, quasi-wissenschaftliche Etymologie nur ein solcher Schriftsteller versucht haben, der eine türkische Sprache gekannt hatte.

³⁸ I. KNEZSA: Helyesírásunk története (Die Geschichte unserer Orthographie). Bp. 1952. 81–82.

Diese negative Feststellung wird außerdem auch noch mit manchen positiven Beobachtungen ergänzt. Nach Kniezsa verschwindet die Bezeichnung des Lautes $\check{c} = cs$ konsequent mit dem Buchstaben s von der zweiten Hälfte des 12. Jh. ab sozusagen vollständig.³⁹ Umso schwerwiegender muß es gelten, wie Kniezsa feststellt,⁴⁰ daß dieselbe orthographische Eigentümlichkeit in zwei Sprachdenkmälern vom Anfang des 13. Jh., in der Konskriptionsliste der Abtei von Tihany (im J. 1211) und im Regestrum von Várad (im J. 1208–1235) *häufiger vorkommt*. Vielleicht ist es in diesem Zusammenhang auch kein bloßer Zufall, daß bei Meister P. der Name von *Szerencs* nicht nur *Zeremsu* (22, 31), sondern zweimal auch als *Zerenche* geschrieben wird; diese orthographische Eigentümlichkeit wird im 13. Jh. *allgemein*.

Als eigentümlich bezeichnet Kniezsa auch das fünfmalige Zeichen c in den Gesta für den Laut χ (*Bucna* 24, 27, *Zyloc, Ziloc* 22 = *Zilah, Bodoctu* 50 = *Bodajk*).⁴¹ Seiner Ansicht nach haben wir dafür vom Ende des 12. Jh. ab einige Angaben.⁴² Es ist in der Tat überraschend, daß man für dieselbe Lautbezeichnung wieder im Regestrum von Várad vom Anfang des 13. Jh. zahlreiche Belege besitzt. Für die Zeitbestimmung — wenn man solche Angaben überhaupt als zeitbestimmend gelten läßt — sind natürlich jene Angaben wichtiger, die auf eine spätere Zeit hinweisen; denn jene anderen Angaben, die auf eine frühere Zeit zurückverweisen, dürften auch eine Art 'survivance', Fortbestehen einer älteren Tradition sein. Es muß also als bezeichnend gelten, daß die Schreibweise der Gesta *Ziloc, Zyloc* (c. 22 = *Zilah*) eben im Regestrum von Várad wiederkehrt: VR Nr. 187 aus dem J. 1220: *Ziloc villa* (opp. *Zilah in com. Szilágy-Közép-Szolnok*); ebd. *curiali comite de Ziloc*; dagegen die Angabe aus einer früheren (?) Zeit: VR Nr. 310 aus dem Jahre 1214: *de villa Ziloch*. Vgl. HB. (= Leichenrede, am Ende des XII. Jh., hgg. in: Jakubovich — Pais: *Ó-magyar olvasókönyv, Pécs, 1929.* — (Alt-ung. Lesebuch) S. 69–70), *mulchotja, ozchuz, achsin, zoboducha, charmul, chomuv, choltat*.

Zur Schreibweise des Ortsnamens *Bodoctu* (c. 5 = *Bodajk*) beim Meister P. auffallende Parallelen im Regestrum von Várad: VR Nr. 172 aus dem Jahre 1214: *de villa Boct* (p. 193: *Nunc Bojt in com. Bihar*); VR Nr. 287 aus dem Jahre 1214: *de villa Boctu* (p. 191: *Nunc pagus Bojt in com. Bihar*); VR Nr. 331 aus dem Jahre 1208: *de villa Botcu* (!) (p. 156: *Rectius Boctu, serius Bohtu, Boht . . . nunc vero Bojt in com. Bihar*); VR Nr. 262 aus dem Jahre 1213: *de villa Buht*; VR Nr. 101 aus dem Jahre 1221: *Petro de villa Bokc* (p. 260: *Bokc = Bocht = Boht = Bojt pagus in com. Bihar*).

Ähnlich ist die Orthographie des Ortsnamens *Zsujta* (Kom. Abaúj) im Regestrum von Várad: VR Nr. 5 aus dem Jahre 1219: *Reynold de villa Sucta* (p. 234: *Nunc Zsujta a Göncz septentrionem versus in com. Abauj*).

³⁹ A. W. 82.

⁴⁰ A. W. 82.

⁴¹ A. W. 81.

⁴² MNY 24 (1928) 325.

Besonders wichtig sind die angeführten Beispiele deswegen, weil wie die Schreibweise *ct* ~ *xt* (im Lautwert von *xt*), so auch die Variante *ht* vorkommt; wie oben *Buht* (1213), so wird auch die ältere Form von *Sajti* als *Soht* geschrieben: VR Nr. 92 aus dem Jahre 1221: Laurentius de villa *Soht*; dazu bemerkt der Herausgeber (p. 258): Nunc *Sajt* pronuntiandum esse constat. *Sajti* nominatus est olim pagus comitatus Csanadiensis, qui hodie Sajtény vocatur, at est etiam penes Tasnad in com. Szilágy alias Közép-Szolnok praedium, *Sajti* nomine.

Nach dem Zeugnis des Regestrum von Várad (1208–1235) ist also das Zeichen des Lautes χ — sowohl im Auslaut (Ziloc) wie in der Verbindung *xt* (Bodoctu) — am Anfang des 13. Jh. noch vorwiegend vorhanden; dies entspricht genau der orthographischen Praxis des Meisters P., stellenweise kommt jedoch auch die Lautbezeichnung *-h* schon vor. Die Zeichen *c* und *h* für den Laut χ im Regestrum von Várad (VR *Boctu* ~ *Buht*; *Sucta* ~ *Soht*) entsprechen dagegen als schriftliche Varianten genau den Formen «*Bycoriensy*» (c.19.) und «*Byhoriensem*» (c.50.) beim Meister P., (hier darf man auch noch die Formen «*Bikoriensis*» berücksichtigen!); auf der anderen Seite vergesse man für den Laut χ — neben der Bezeichnung *c* ~ *h* — auch die Variante *ch* nicht: VR: *Ziloch*; HB *mulchotia*, *ozchuz*, *achsin*, *zoboducha*, *charmul* u. a. m. Das Verbindungsglied zwischen der Bezeichnungsart des HB (*ch*) und des Meisters P. (*c* ~ *h*) für denselben Laut χ stellt wieder die Lautbezeichnung in VR dar. Danach hat man den Laut χ am Anfang des 13. Jh. (nach Kniezsa auch am Ende des 12. Jh.) mit *c* (*k*) *h* *ch* bezeichnet: Vgl. VR *Ziloc* (1220), *Ziloch* (1214); HB: *mulchotja*, *achsin*, *charmul*, *chomuv*, *choltat*. Demnach wäre die Orthographie des HB mit derjenigen des VR gleichaltrig, und die letztere ließe sich in mehreren wesentlichen Punkten der Orthographie des Meisters P. gleichsetzen. Doch keineswegs ist diese die orthographische Praxis *nach* der Zeit des Königs Béla II. (1131–41).

Was die *konsequente* Bezeichnung des Lautes *s* (= *sz* mit *z* im Werke des Meisters P. — wobei zweimal auch die Bezeichnung *sc* (*Scereducy* c. 45 und *Scery* c. 40) und im Ortsnamen *Susudal*, *Sudal* (c. 7 und 46) auch das *s* vorkommt —, so ist diese Folgerichtigkeit zwar beachtenswert, doch keineswegs auffallend, wenn man diese Erscheinung mit dem Zeugnis des Regestrums von Várad vergleicht. Alle Personen- und Ortsnamen, die Meister P. mit *z* — im Lautwert *s* (= *sz*) — schreibt, werden auch im Regestrum von Várad ausnahmslos mit dem Buchstaben *z* geschrieben: Anon: *Zobolsu*: VR Nr. 381 aus dem Jahre 1213: *curialis comes Zobolez* (?), VR Nr. 152 aus dem Jahre 1213: *comite de Zobolch*; VR Nr. 144 aus dem Jahre 1213: *curiali comite de Zobolch*; VR Nr. 316 aus dem Jahre 1214: *Curiali comite de Zobols*; VR Nr. 242 aus dem Jahre 1216: *de villa Zobolsu* (Kom. Baranya); VR Nr. 12 aus dem Jahre 1219: *curiali comite Zobolch*; VR Nr. 64 aus dem Jahre 1219: *comite de Zobolchy*; VR Nr. 212 aus dem Jahre 1221: *cives castri de Zobolch*; ebd.: *provincia Zobolch*; ebd.: *comes curialis de Zobolch*; VR Nr. 213 aus dem Jahre 1221:

comprovinciales de *Zobolch*; VR Nr. 214, 215, 216, 220 viermal: aus dem Jahre 1221: *comprovinciales de Zobolch*. Die Schreibweise mit *sc* oder *s* kommt kein einziges Mal vor.

Dagegen: Anon. *Zemera*: VR Nr. 207 aus dem Jahre 1222: *Zemerem* (acc.) *ioubagio castri*. VR Nr. 132 aus dem Jahre 1234: *Scemer filius Scemera*; VR Nr. 282 aus dem Jahre 1215: *Scemera reus*.

Anon. *Zotmar*: VR Nr. 379 aus dem Jahre 1213: *ioubagio castri Zothmar*; VR Nr. 295 aus dem Jahre 1214: *comes Zothmariensis*; VR Nr. 317 aus dem Jahre 1214: *comes de Zothmar*; VR Nr. 183 aus dem Jahre 1215: *iobagiones castri de Zotmar*; VR Nr. 181 aus dem Jahre 1215: *comite de Zothmar*; VR Nr. 275 aus dem Jahre 1215: *curiali comite de Zathmar*; VR Nr. 86 aus dem Jahre 1219: *Demeno comite de Zothmar*; VR Nr. 58 aus dem Jahre 1220: *comite de Zothmar*; VR Nr. 102 aus dem Jahre 1221: *castrenses Zathmar*, ebd.: *comitis de Zothmar*; VR Nr. 370 aus dem Jahre 1221: *comite de Zathmar*. Ausnahmslos mit *z* geschrieben.

Anon. *Zoloucu* bzw. *Zolocu*: VR Nr. 155 aus dem Jahre 1213: *Zoloc de villa Rechel* (= Kecel neben dem Fluß Kraszna).

Man sieht also, daß die Namen *Szabolcs* und *Szatmár* in VR ausnahmslos immer mit *z* geschrieben werden, ebenso wie bei Anonymus. Dagegen wird der Name *Szemere* einmal mit *z* und zweimal mit *sc* geschrieben. Doch kommt das Zeichen *sc* (im Lautwert von *s* = *sz*) auch bei Anonymus vor. Demnach ist also die konsequente Bezeichnung des Lautes *s* (= *sz*) mit *z* — besonders bei einigen bestimmten Worten — auch am Anfang des 13. Jh. keineswegs eine isolierte Erscheinung.

Wichtiger ist jedoch eine andere, negative Feststellung von Kniezsa hinsichtlich der *s*-Laute bei Anonymus, daß nämlich der Buchstabe *s* im heutigen Lautwert von *sz* beim Meister P. nie vorkommt, wobei man dieser Erscheinung im 12. Jh. immer wieder begegnet.⁴³ Unserer Ansicht nach ist diese Beobachtung sehr wesentlich, ja sogar eine zeitbestimmende Eigentümlichkeit. Man wird nämlich demnach das Werk des Meisters P. — entgegen der Ansicht von Jakubovich — nicht auf das 12. Jh. datieren können. Noch mehr erhärtet wird diese Ansicht durch jene Beobachtung von Kniezsa, wonach der Buchstabe *s* im Lautwert *č* (= *cs*) besonders in einigen Denkmälern (z. B. Anon., VR) häufig, sonst aber eine verhältnismäßig seltene Erscheinung ist;⁴⁴ das heißt also: es besteht zwischen den beiden Werken irgendeine Entsprechung, bzw. eine unverkennbare Verwandtschaft hinsichtlich der Orthographiegeschichte, offenbar eine *chronologische*. Doch dürften die beobachteten orthographischen Eigentümlichkeiten im Werke des Meisters P. auch als das individuelle System eines *einzigsten* Schriftstellers gelten. Dagegen enthält das VR die Beschreibungen solcher Rechtsgeschäfte, die vor dem Domkapitel im

⁴³ KNIEZSA: a. W. 82.

⁴⁴ A. W. 20 und 34.

Laufe von beinahe 30 Jahren (1208–1235) verhandelt wurden; diese Beschreibungen haben mehrere Notare verfaßt, und ihre Orthographie bildet sozusagen ein einheitliches System. Die Übereinstimmung beider Werke in Fragen der Orthographie kann kaum ein Zufall sein, und diese Tatsache legt bis zu einem gewissen Grade auch chronologische Schlüsse nahe.

Meister P. schreibt den Laut *č* mit dem Buchstaben *s* (abgesehen vom Namen *Szerencs*, der einmal *Zerenche*, und ein anderes Mal *Zerensze* geschrieben wird),⁴⁵ wo vom Ende des 12. Jh. ab immer mehr die Schreibweise mit *ch* überhandnimmt. Dagegen ist im VR, und zum Teil auch in der Konskription von Tihany aus dem Jahre 1211 noch die Schreibweise mit *s* vorwiegend, ebenso wie bei Anonymus. Die Bezeichnung des Lautes *č* mit dem Buchstaben *s* am Anfang des 13. Jh. hält Kniezsa für «eindeutig archaisch»,⁴⁶ aber er stellt gleichzeitig fest, daß im VR der Buchstabe *s* (im Lautwert *č*) auffallend häufig ist, wo diese Erscheinung außer den Urkunden aus dem Jahre 1211 kaum vorkommt. In diesen begegnet man ihm jedoch 60mal.⁴⁷

Anon. *Bulsu*, *Bulsuu*: VR Nr. 148 aus dem Jahre 1213: *Bulsuh* dux exercitus de castro Zounuc; ebd. *Bulsu*; VR Nr. 282 aus dem Jahre 1215: *Bulsu* ioubagio Petri; VR Nr. 241 aus dem Jahre 1216: *Bulsuhut* (acc.; libertinus); VR Nr. 78 aus dem Jahre 1219: *Bulsu* bilotus de Heues; VR Nr. 205 aus dem Jahre 1222: villa *Bulsu* (heute Böcs, Kom. Abaúj-Zemplén); VR 95 aus dem Jahre 1220: biloto *Bulsu*; VR Nr. 358 aus dem Jahre 1229: *Bulchu* ioubagio castri Clus.

Hier kommt nur in der spätesten Angabe (1229) das Zeichen *ch* vor; doch es ist keineswegs sicher, daß diese Angabe auch chronologisch entscheidend ist; es kann auch Angabe eines anderen Notars sein. Es ist viel wichtiger, daß im VR der Name *Bulcsu* zwischen 1213 und 1222 *nur* mit der «archaischen» Schreibweise (mit *s*) vorkommt.

Hier müssen wir auch den Namen *Csanád* ins Auge fassen, der in der Anonymus-Literatur seit langem schon als entscheidendes chronologisches Argument gilt; und zwar müssen wir ihn nicht nur wegen seiner Schreibweise, sondern auch wegen seiner Lautgestalt genauer prüfen. Es geht aus den Angaben, die L. Szilágyi mit großer Sorgfalt zusammengestellt hatte,⁴⁸ hervor, daß dieses Wort sowohl als Personen- wie auch als Ortsname bis zum Jahre 1185 (Mitte der Regierungszeit des Königs Béla III.) ausschließlich in der Lautgestalt und Orthographie *Sunadi*, *Zunadi*-, *Chunadi*- (1166) vorkommt. Man läßt dabei zwei Diplome von Zobor (aus dem Zeitalter des Koloman), die auch sonst je eine Ausnahme bilden, außer acht: *Chonadiensis* (1111) und *Chanadiensis* (1113). Man hat dann nach 1185 *Sanad*-, *Senad*-, *Chnanad*- (zuerst aus d. J. 1198) und *Chenad* (zuerst aus d. J. 1199). Dagegen sind die diesbezüglichen Angaben im

⁴⁵ Vgl. Kniezsa: a. W.

⁴⁶ A. W. 33.

⁴⁷ A. W. 34. Vgl. Kniezsa: MNY 25 (1929) 33.

⁴⁸ Századok 71 (1937) 142–144.

VR überraschend und sehr interessant hinsichtlich der Lautgestalt und der Orthographie. Aber ich glaube, auch diese Angaben sind nicht gleichwertig; man muß sie je nach Bedeutungsfunktion unterscheiden. Die Etymologie des Namens *Csanád* ist nämlich nicht geklärt; doch er fiel in seiner ältesten Form *Sunadi* (= *csunadi*) zusammen, oder auf alle Fälle war er sehr ähnlich dem ung. Wort *csunya* (*häßlich*), das in unserer Sprache ein türkisches Lehnwort ist, und in der Arpadenzeit als Dienernamen ziemlich häufig war.⁴⁹ Die Lautgestalt des Gattungsnamens *csunya* hat sich im Laufe der Sprachgeschichte nicht verändert. Doch der ursprünglich ähnlich klingende Name *Sunadi* hat sich in Lautgestalt und Schriftbild vom Gattungsnamen völlig getrennt. Lautgestalt und Schreibart des Bistums heißen im VR: Nr. 344 aus d. J. 1222: episcopo Desiderio *Chanadiensis* (!), und ebd. Nr. 249 aus d. J. 1222: *Chanadiensem* canonicum (acc.).

Als Name des *Komitats*, eines *Geschlechts* und eines *Ortes* wird dasselbe Wort in den folgenden Formen geschrieben: VR Nr. 158 aus d. J. 1213: Geruasium de genere *Chenad*; VR Nr. 107 aus d. J. 1220: Paulo comite de *Chenadu*; VR Nr. 43 aus d. J. 1219: pristaldo Georgio de *Chonad*; VR Nr. 45 aus d. J. 1219: *Chenadini* (locativus) Ortsname im Kom. Csanád.

Es kommt, abgesehen von den eben aufgezählten Fällen, auch der Name *Sunad* in der Bedeutung 'csúnya' ('häßlich') als Name von untergeordneten Personen, ja auch als Ortsname im VR vor, aber nicht als Ortsname im Komitat Csanád des mächtigen Geschlechts Csanád: VR Nr. 254 aus d. J. 1213: *Sunad* castrensis de Clus. In zwei Stücken aus d. J. 1219 liest man über eine «villa *Sunad*», deren Lage unbekannt ist; aber es handelt sich bestimmt nicht um den Ort Csanád im Komitat Csanád, da nach den betreffenden Dokumenten Personen des Bistums Vác einen Prozeß untereinander führen. Außerdem kommt derselbe Personennamen noch in einem Aktenstück aus d. J. 1221 vor: VR Nr. 363: *Chunad* ioubagio castri Sumptey.

Was also die Schreibweise des *Personennamens Sunad* bei Meister P. betrifft, paßt diese – nach dem Zeugnis des VR – zu der im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts stellenweise noch üblichen Schreibweise. Was jedoch die gegenseitige Beziehung der Namensformen *Chenad*, *Chonad*, *Chanad* und des Namens *Sunad* bei Meister P. betrifft, hat Anonymus in dieser Hinsicht eine wahrscheinlich noch lebendige Tradition berücksichtigt. Auf alle Fälle begegnet man i. J. 1247 einem «Pongratus filius Kelemenus bani de genere Chanad»,⁵⁰ der Vater *Kelemenus banus*, Gutsbesitzer im Komitat zu Csanád, besaß seine hohe Würde wohl noch am Anfang des Jahrhunderts. Eine andere Urkunde aus d. J. 1247 erwähnt aus demselben Geschlecht anlässlich einer Erbschaftsteilung:⁵¹ Izsák, Barnabás, Fülöp, Pangratus, Gregorius, Dionis und Wgud. Meister P. hat die Verhältnisse im Komitat

⁴⁹ Vgl. J. BERRÁR: Női neveink 1400-ig (Unsere weiblichen Namen bis 1400). Bp. 1952. 10.: 1198: *Cune* (OMO. 63); 1199: *Chunus* (HO. V 2), u. a. m.

⁵⁰ ÁUO Bd. VII. 220.

⁵¹ ÁUO Bd. VII. 242.

tat Csanád und seine mächtigen Gutsbesitzer wohl auch persönlich gekannt. Einen von diesen, Velek (Velec, Veluc, Veluquio) erwähnt er unter den landnehmenden Führern, und er läßt ihm durch den Fürsten Arpad ein ganzes Komitat (Zaránd, später: Kom. Arad) schenken (An. c. 52: Veluquio dedit comitatum de Zarand). Einen *Velek* bezeichnet König Andreas II. i. J. 1225 als *dux*. Meister P. scheint also den Ahnen des Geschlechts Csanád oder Csenád im 13. Jh. namens *Csunád* bzw. *Csunyúl* herausgegraben zu haben. Darum halten wir seine archaische Schreibweise «*Sunad*» für den Namen *Csanad* für ein Ergebnis des bewußten Etymologisierens; mit anderen Worten: diese Angabe kann *nicht* unbedingt als «zeitbestimmend» gelten.

Es sei im Zusammenhang mit der Orthographie nach Kniezsa noch hervorgehoben, daß die Bezeichnung des Lautes *c* (vor *a*) als *ce* (*Topulucea*, 31, *Ponoucea* 44, *Wereuecca* 33 (richtig: *Wereuecea*), *Vereueca* 56, *Rabuceam* (acc. 50) und am Wortende als *cy* (*Loborcy* zweimal 13, *Lucy* 20, *Miscoucy* 31, *Scereducy* 45, *Racy* 42, 57), ferner die Bezeichnung des Lautes *d'* als *ge* und *gy* im 12. Jahrhundert unbekannt sind.⁵² Dieselben Bezeichnungen kommen bei Meister P. vor Velaren und auch am Wortende vor (z. B. *Zogea*, *Zogea*, *Geula*, *Naragy*). Ferner kommen die Bezeichnungen *ce* und *ge* zusammen außer Anonymus nirgends vor.⁵³ Diese als französisch erklärte Erscheinung⁵⁴ kommt, wenn auch nicht zusammen, sondern gesondert mindestens zum Teil und in einzelnen Elementen in Denkmälern vom Anfang des 13. Jh. und im VR vor.

VR Nr. 227 aus d. J. 1221: villa *Libicy* (p. 226: Pagus Libicz a Marczali orientem versus, nunc pars pagi Libicz-Kozma in com. Somogy); derselbe Ortsname kommt im VR unter Nr. 85 aus d. J. 1219 als *Libik* geschrieben vor, was offenbar nur ein Druckfehler anstatt *Libic* ist. VR Nr. 266 aus d. J. 1213 dagegen: Laurentium de villa *Libeci*. VR Nr. 116 aus d. J. 1220: Teutonicus de decem villis . . . *Guncy* (= Gönc: Kom. Abaúj); VR Nr. 124 aus d. J. 1220: castrenses de villa *Drancy* (recte: *Daraucy*) (= Forsan pagus Darócz qui a Beregszasz occidentem versus adiacet).

Aber man begegnet im VR dem *cy*-, bzw. dem *ci*- nicht nur am Wortende, sondern auch vor *a*: VR Nr. 221 aus d. J. 1221: monasterii de *Taplucya* Miskocii; VR Nr. 41 aus d. J. 1219: ioubagiones monasterii de *Taplucia*.

Nach Kniezsa ist die Schreibweise mit *cy* zur dieser Zeit, also zur Abfassungszeit des VR, nicht auffallend.⁵⁵ Es ist eine französische Art der Lautbezeichnung, wenn der Laut *g* bei Anonymus vor *e* als *gu* geschrieben wird;⁵⁶ eine Ausnahme bildet nur der Name *Bunger*, «falls dieser Name wirklich mit *g* zu

⁵² KNIEZSA: a. W. 80, 82.

⁵³ A. W. 82.

⁵⁴ S. MELICH: MNy 10 (1914) 388; G. BÁRCZI: Melich-Emlékönyv (Gedenkbuch Melich) 42; G. BÁRCZI: Influence française dans l'orthographe hongroise du moyen âge. Acta Ling. Hung. 1 (1951) 25.

⁵⁵ A. W. 33. Vgl. KNIEZSA: MNy 25 (1929) 28–29.

⁵⁶ KNIEZSA: a. W. 81.

lesen ist» — bemerkt Kniezsa. Man begegnet derselben Erscheinung auch im VR: VR Nr. 109 aus d. J. 1220: de villa *Guezt* (= Geszt, Kom. Bihar); obwohl dasselbe unter Nr. 265 aus d. J. 1213 als «villa *Gest*» geschrieben wird; VR Nr. 86 aus d. J. 1219: villa *Senguer* (= Csenger, Kom. Szatmár); VR Nr. 242 aus d. J. 1216: villa *Guerdei* (= Gerde, Kom. Baranya); VR Nr. 183 aus d. J. 1215: villa *Guernezt* (nach Csánki I 487 *Gernyez* im Kom. Szatmár). Genau so ist es auch in der Konskription von Tihany aus d. J. 1211.⁵⁷ Z. B. *Equeteu* (= égető); *Leguine* (= leginy); *Syguer* (= sigér) u. a. m.

Wir können diesen Überblick der Orthographie mit der Konklusion schließen: die eingehende Untersuchung erhärtet *nicht* jene These von Jakubovich aus d. J. 1925, wonach das Werk des Anonymus von orthographischem Gesichtspunkt aus auf die Mitte des 12. Jh. hinweisen sollte. Es geht aus den ausführlichen Untersuchungen von Kniezsa eindeutig hervor, daß die Orthographie des Anonymus als *System* von der Praxis des ganzen 12. Jh. wesentlich abweichend ist, obwohl sie als ein *Ganzes* auch mit der Praxis des 13. Jh. nicht übereinstimmt; die am meisten kritischen Punkte dieser individuellen Orthographie lassen sich dem archaisierenden Regestrum von Várad und mit der Konskription von Tihany aus dem J. 1211 vergleichen. Solche kritischen Punkte sind: die Bezeichnung des Lautes *z* mit *c*, des *s* (= *sz*) mit *z*, des *č* mit *s*, des Lautes *c* mit *ce ci*, bzw. des Lautes *c* am Wortende mit *cy*, die Bezeichnung *gu* für den Laut *g* vor *e*, ferner die Bezeichnung des Lautes *d'* mit *ge* bzw. *gy* vor Velaren und am Wortende.

Daß der auffallende Zusammenhang zwischen dem Werk des Meisters P. und dem Regestrum von Várad — abgesehen von den Hinweisen von Kniezsa bisher genügend nicht hervorgehoben wurde, ist darauf zurückzuführen, daß die vermutete Parallele bisher nicht ohne Grund in den Urkunden der königlichen Kanzlei gesucht wurde. Es ist jedoch wohl möglich, daß die Urkunden, die Meister P. als Notar geschrieben hatte — sehr viele solche hat er wohl überhaupt nicht geschrieben —, nicht erhalten blieben; und sollten einige unserer Urkunden doch von ihm stammen, auch dann hätten diese keinen besonderen Beweiswert. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte Kniezsa recht, indem er über die Urkunden aus der Kanzlei des Königs Béla III. schrieb: «Die wesentlichen Unterschiede in der Orthographie der Urkunden legen nicht einmal jene Vermutung nahe, daß die Kanzler selber irgendeinen Einfluß auf die Schreibweise der Streudenkmäler in den Urkunden ausgeübt hätten . . . die fertig eingebrachten Urkunden wurden in der Kanzlei nur neuformuliert, aber die Namen der Grundbesitze und die geographischen Namen der Flurbeschreibungen wurden aus den fertig eingebrachten Aufzeichnungen unverändert übernommen.»⁵⁸

⁵⁷ Vgl. I. GÁCSEK: Orthographie und phonetische Eigentümlichkeiten in der Konskription von Tihany aus d. J. 1211. Bp. 1941. 9.

⁵⁸ KNIEZSA: a. W. 11.

Man wird aufgrund dieser orthographie-historischen Untersuchungen wohl mit größerem Nachdruck, als dies in der bisherigen Anonymus-Forschung üblich war, hervorheben dürfen, daß die bezeichnendsten orthographischen Eigentümlichkeiten des Werkes von Meister P. sich in der zweiten Hälfte des 12. Jh. *zusammen* nicht nachweisen lassen; ja, wie Kniezsa darauf hingewiesen hatte, kann man auch einige von diesen Eigentümlichkeiten in derselben Epoche nur sporadisch nachweisen; dagegen kann man die ureigensten Merkmale der Orthographie dieses Werkes sowohl *zusammen*, wie auch je für sich — vom Anfang des 13. Jh. ab, besonders in der Konskription von Tihany aus d. J. 1211 und im Regestrum von Várad wiederfinden. Man wird also in Meister P. den Notar von Béla II. kaum vermuten dürfen. Es ist umso naheliegender, daß er Notar des «ehemaligen» Béla III. (1172 -96) war.

B) Die Gesta des Meisters P. von sprachgeschichtlichem Gesichtspunkt aus

L. Szilágyi hat in seiner mustergültigen Anonymus-Untersuchung i. J. 1937 aufgrund eines reichhaltigen Materials nachgewiesen, daß es auch vom ungarischen sprachgeschichtlichen Gesichtspunkt aus gar nicht unmöglich ist, in Meister P. den einstigen Notar des Königs Béla III. (1172 - 1196) zu vermuten. Unsere linguistische Literatur datiert die Verfassung der Gesta dennoch auf eine um ein halbes Jahrhundert frühere Zeit, also etwa auf die Epoche *nach* Béla II. (1131 - 1141); die Begründung dafür liegt darin, daß man in den Gesta in der Tat einem archaischen Sprachzustand begegnet. Außerdem hat L. Szilágyi als Nicht-Linguist das zusammengestellte sprachgeschichtliche Material absichtlich nicht verallgemeinert. Darum sind seine Angaben wohl beachtenswerte *Argumente*, aber keine endgültigen *Beweise* dafür, daß das Werk des Meisters P. auch von sprachgeschichtlichem Gesichtspunkt aus nur auf die Wende vom 12. zum 13. Jh. gesetzt werden kann.

Man muß zugeben, daß die Ansicht von E. Jakubovich über den sprachhistorischen Wert der Gesta des Meisters P., die er i. J. 1925 gleichzeitig in mehreren Arbeiten vertrat, zunächst als unumstößlich aussieht. Am prägnantesten hat er diese seine Ansicht in der Arbeit «Beiträge zu den Verfassern unserer ältesten Urkunden und Chroniken mit Sprachdenkmälern» (MNY 1925 p. 31) formuliert. Demnach lassen sich die *sprachhistorischen Angaben* und die *Orthographie* des Anonymus mehr mit denjenigen unserer Urkunden von der Mitte des 12. Jh., als mit denjenigen vom Ende desselben oder sogar vom Anfang des 13. Jh. vergleichen. «Sein Sprachzustand ist bedeutend älter als derjenige der sog. Leichenrede, die sonst als gleichaltrig mit dem Werk des Anonymus gilt.»

Eindrucksvoll ist in dieser Formulierung besonders der Hinweis auf die Leichenrede. Denn die sprachlichen Angaben des Meisters P. verraten in der Tat einen etwa um ein halbes Jahrhundert älteren sprachlichen Zustand. Dies

scheint ein zwingender Beweis gegen die Datierung des Werkes von Meister P. auf den Anfang des 13. Jh. zu sein. Doch kann die These von Jakubovich in dieser Form — ohne gewisse Korrekturen — nicht gelten. Hält man nämlich an der These von Jakubovich starr fest, und läßt man den sprachlichen Zustand der Trauerrede als zeitbestimmend gelten — besonders in bezug auf die sprachlichen Denkmäler, die am Ende des 12. Jh. oder noch später entstanden sind —, dann müßte man manche glaubhaft datierten Dokumente von späterem Ursprung, bloß aufgrund von sprachlichen Indizien für älter als die Trauerrede halten; so z. B. die «archaisch gefärbten» Stücke des Regestrums von Várad, die in der Zeit zwischen 1208–1235 entstanden sind. Der Widerspruch ist also offenbar: die These von Jakubovich läßt sich auch im Falle des VR nicht aufrechterhalten; und darum wird es sehr fraglich, ob dieselbe These in bezug auf das Werk von Meister P. als zeitbestimmend gelten darf.

Wir können uns hier natürlich nicht anheischig machen, die Frage endgültig zu klären und den offenbaren Widerspruch aufzulösen. Soviel scheint allerdings klar zu sein, daß die Zeitbestimmung unserer nicht datierten Sprachdenkmäler — und in diese Gruppe gehört auch das Werk des Meisters P. — bloß aufgrund des Sprachzustandes nicht möglich ist; man wird beim Schließen der letzten Konklusionen auch die Ergebnisse der Dialektforschung nicht außer acht lassen dürfen, denn diese lassen sich ja auch auf dem Gebiete der Sprachgeschichte zur Geltung bringen. In dieser Hinsicht darf man die Arbeit von G. Bárczi «Historische Dialektforschung» (MNY XLIII 1947 p. 81–91) als grundlegende Initiative begrüßen; in dieser Arbeit hat er nachgewiesen, daß man schon im 10. Jh. mindestens mit zwei ungarischen Dialekten zu rechnen hat. In seiner anderen Arbeit («Ungarische Lautgeschichte», Bp. 1954. 16) hat er hervorgehoben — im Zusammenhang mit den Suffixvarianten *-di*, *-ti* — *-du*, *-dü* (und dies ist gerade das häufigste Suffix bei Meister P.) —, daß es sich hier um eine chronologische Frage handelt, und daß im Laufe der Entwicklung die labialen Formen sich vermehren. Doch wahrscheinlich wird man — wie er schreibt — in der Verteilung der Angaben auch dialektologische Faktoren berücksichtigen müssen. Auch D. Pais hat in seiner Arbeit «Nyék» auf die Vorgeschichte der altungarischen Dialekte — vermutlich noch im ugrischen Zeitalter — hingewiesen; in seiner anderen Arbeit «Das Entstehen der ungarischen Literatursprache» hat er auch darauf hingewiesen, daß das Einheitlich-Werden der Sprache im Laufe der Geschichte wohl nicht ohne Widersprüche vor sich gehen konnte. Jene statische Sprachbetrachtung bloß in einer Ebene, die vor einigen Jahrzehnten Jakubovich vertreten hatte, läßt sich heute gar nicht mehr aufrechterhalten. Eine begabte Schülerin von G. Bárczi, A. P. Hídvégi hat schon drei verschiedene Arbeiten der lautgeschichtlichen Untersuchung der Streudenkmäler im Werk des Anonymus gewidmet: «Die Labialisierung der Vokale in den ungarischen Streudenkmälern des Anonymus» (1951. Ungarische Dialekte, red. durch G. Bárczi, Debrecen, 1951. 95–117);

«Das Problem des Offener-Werdens der Palatale» (MNy 1955. 17–23), und «Beiträge zum Dialekt des Anonymus» (ebd. 156–163). Die wichtigsten Ergebnisse dieser drei Untersuchungen wurden erst nach der dritten Veröffentlichung i. J. 1955 klar. Es ist nämlich der Verfasserin aufgefallen, daß man in den ungarischen Streudenkmälern des Meisters P. zwei sich kreuzende und einander widersprechende Tendenzen beobachten kann; einerseits nimmt die Labialisierung zu ($i > ü$; $i > u$; $á > â$; bzw. $â > o$); und andererseits die entgegengesetzte Tendenz: manche geschlossene Laute werden offener ($i > e$). Es ist nun interessant, daß Hidvégi am Anfang ihrer Untersuchungen (i. J. 1951) ein Erhärten der Datierung von Jakubovich erwartet hatte. Doch mußte sie am Ende ihrer Untersuchungen feststellen, daß ihre lautgeschichtlichen Forschungen nicht zum erwarteten Ergebnis geführt hatten. Jene sprachhistorischen Angaben, die man früher für zeitbestimmend hielt, lassen sich auch als synchronistische Erscheinungen verschiedener Dialekte auffassen.

Natürlich mag dasselbe, was sich im Laufe der methodischen Untersuchungen von Hidvégi über die Palatale ergab, auch für die Velare, ja auch für die Stammaslaute gelten. Bárczi selber (Ung. Lautgeschichte 15) hat auf die interessante Erscheinung hingewiesen, daß besonders das Verschwinden der kurzen Stammaslaute wohl schon in altungarischer Zeit im Gange war; denn es kommen schon bei Konstantinos Porphyrogenetos (um 950 herum) Fälle vor, in denen der Vokal am Ende des ungarischen Wortes fehlt. Es liegt nahe anzunehmen, daß dieses Verschwinden des betreffenden Vokals wohl nicht in allen Dialekten gleichzeitig vor sich ging; der Dialekt, der den betreffenden Vokal länger behielt, mag eine archaischere Färbung gehabt haben; aber die ganze Erscheinung kann keineswegs als zeitbestimmend gelten. Ebenfalls Bárczi hat, unter Berufung auf die Trauerrede, betont, daß es einen Unterschied zwischen der geschriebenen und der gesprochenen Sprache gibt. «Die sprachlichen Formen in den Urkunden sind im allgemeinen, wie die offizielle Sprache überhaupt, offenbar archaischer. Man wird die diesbezüglichen Zeugnisse der Trauerrede nicht außer acht lassen dürfen.»

Demnach würde die heutige Sprachwissenschaft keineswegs so selbstsicher mehr urteilen wollen, wie es zu seiner Zeit Jakubovich noch getan hatte. Man wird auf der anderen Seite allerdings zugeben müssen, daß die historisch-philologische Forschung ihrerseits noch keine solche Klarheit erzielt hatte, die die Sprachwissenschaft zu einer neuen Stellungnahme zwingen könnte.

Nachdem die meisten sprach- und orthographiegeschichtlichen Eigentümlichkeiten, die für das Werk des Meisters P. charakteristisch sind, auch im Regestrum von Várad vorkommen — auch wenn man eine prozentmäßige Verschiebung beobachten kann —, halten wir es sprachgeschichtlich nicht für unmöglich, das Werk des Meisters P. auf den Anfang des 13. Jh. zu datieren.

HISTORISCHE ÜBERLEGUNGEN

A) Über die Bestimmung der Landesgrenzen

Meister P. schreibt im letzten Kapitel über die «Bestimmung der Landesgrenzen» (*de constitutione regni*): «Fürst Zulta hat Ungarns Grenzen bestimmt, gegen die Griechen *bis zum Tor des Vasil und bis zum Lande der Raizen*, und gegen Westen bis zum Meere, wo die Stadt Spalato liegt». Wie bekannt, zieht sich das «Tor des Vasil» die *Claustra Sancti Basilii* über das Balkan-Gebirge hindurch zwischen Sophia und Philippopolis; während «das Land der Raizen» bei der westlichen Verzweigung des Flusses March begann und nach Westen zu sich etwa bis zum Fluß Drina erstreckte. Noch westlicher lag das dalmatinische Küstengebiet mit seinen Städte-Staaten, von denen in unserem Text Spalato erwähnt wird. Diese geographischen Punkte ergeben auf der Landkarte die südlichen Grenzen des landnahmezeitlichen Ungarns, wie sie sich Meister P. gedacht hatte. Diese zog sich viel südlicher als die untere Donau; sie begann irgendwo zwischen Sophia und Philippopolis und sie verlief von Nisch bis zu den dalmatinischen Städten. In der Bestimmung dieser südlichen Grenze war Meister P. keineswegs willkürlich; vorbereitet wurde diese Beschreibung auch schon in den vorangehenden Kapiteln. Die Vorgeschichte beginnt schon im Kap. 38, in dem die entscheidende Schlacht zwischen Salanus und dem Fürsten Árpád erzählt wird. Salanus bat zuerst den griechischen Kaiser und den Dux der Bulgaren um Hilfe,⁵⁹ und er erhielt auch diese von ihnen.⁶⁰ Salanus verhielt sich zu dieser Zeit in Titel; hier erreichten ihn die verbündeten griechischen und bulgarischen Truppen,⁶¹ und von hier aus zog er mit seinem Heer in die Schlacht. Dagegen verhielten sich Árpád und sein Volk neben der Theiß; die Schlacht wurde irgendwo zwischen Alpár und Titel geliefert. Wo genau das Schlachtfeld lag, läßt sich nicht bestimmen, es heißt nur, daß die fliehenden Griechen und Bulgaren in der Theiß ertranken, und «darum die Stelle, wo die Griechen geschlagen wurden, auch heute noch Fähre der Griechen genannt wird» (Kap. 39, Übersetzung nach D. Pais). Diese Fähre der Theiß mag etwa südlich von Alpár gewesen sein. Nach demselben Kapitel begab sich Fürst Salan . . ., als er die Niederlage der Seinigen sah, in die Flucht, und er ging eiligst nach Bulgarenweißenburg (= Belgrad). Der Weg nach Belgrad führte wohl über jenen *portus Graeci* der Donau, der westlich von Titel zu vermuten ist. Grundlegend wichtig ist unter dem Gesichtspunkt der Landnahme-Geschichte des Meisters P., daß die Ungarn im Laufe der Verfolgung des Salan auch Bulgaren-

⁵⁹ Kap. 38: dux Salanus . . . misit legatos suos ad imperatorem Grecorum et ducem Bulgarorum, ut sibi auxilium darent causa pugne contra Arpad ducem Hungarorum.

⁶⁰ Kap. 38: Imperator Grecorum et dux Bulgarorum magnum exercitum Salano duci miserunt.

⁶¹ Kap. 39: Dux autem Salanus cum adiutorio Grecorum et Bulgarorum egressus de Tetel . . .

weißenburg belagern.⁶² Aber diese Burg wird nicht mehr durch den geschlagenen Salan, sondern durch einen Verwandten von ihm (*consanguineus Salani ducis*), durch den *Dux der Bulgaren* verteidigt, der in seinem Kampf gegen die Ungarn auch von Griechen unterstützt wird.⁶³ Die Ungarn schicken in Ketten geschlagene griechische und bulgarische Gefangene zum Fürsten Árpád. Eine unmittelbare Fortsetzung derselben Erzählung bildet das Kap. 42, in dem es heißt, daß der *dux Bulgariae* Geschenke dem ungarischen Fürsten schickt und ihn um Frieden bittet; «er ließ auch ausrichten, daß er seinen Oheim, den Fürsten Salan nicht mehr unterstützen, sondern dem Fürsten Árpád treu ergeben dienen und ihm auch Jahrestribut zahlen würde.» Die Ungarn nehmen den Friedensvorschlag an, und sie nehmen den Sohn des Anführers der Bulgaren (*proprium filium ducis*) als Bürgen zu sich, und sie entfernen sich mit vielen Schätzen Bulgariens, doch den «dux» entlassen sie unbehelligt.⁶⁴ Mit anderen Worten heißt diese Erzählung selbstverständlich auch soviel, daß *die Ungarn auch Bulgarien eroberten*; der «dux» wird ja eben mit dem Zweck freigelassen, damit er seine Verpflichtungen erfüllen kann. Um Mißverständnissen vorzubeugen, fügt Meister P. noch hinzu, daß die Ungarn von hier aus ihren Weg bis zum Tor des Vasil fortsetzten, das Land der Raizen eroberten und bis zum Meere vordrangen, wobei sie alle Nationen jenes Landes der Herrschaft des Fürsten Árpád unterwarfen. Auch die Stadt *Spaloto*, ja auch das ganze Kroatien eroberten sie.

Wie man sieht, werden hier alle jene Gebiete einzeln aufgezählt, die im letzten Kapitel (57) als die südlichen Grenzen «gegen die Griechen» angegeben werden. Demnach berührt sich also die Landesgrenze südlich von der unteren Donau, ja auch vom Balkan-Gebirge südlich mit Griechenland. Damit steht auch jene Feststellung desselben Verfassers nicht im Widerspruch, daß die Donau von Regensburg nach Griechenland fließt (Kap. 38: . . . aquam Danubii, que a Ratispona in Greciam descendit). Das Küstengebiet des Schwarzen Meeres bis zur Donaumündung blieb nämlich selbst nach der Begründung des zweiten bulgarischen Zarentums (1186 - 1204) unter byzantinischer Herrschaft. Man kann also mit einer solchen Begründung, daß die Donau nach der Restaurierung des bulgarischen Zarentums (1186) nichts mehr mit Griechenland zu tun hätte, das Werk des Meisters P. *nicht* auf die Zeit vor 1186 datieren.⁶⁵

⁶² Kap. 41: *transnavigaverunt Danubium . . . in illo loco, ubi fluvius Zoua descendit in Danubium, et inde egressi contra Albam Bulgariae equitare ceperunt.*

⁶³ Kap. 41: *Tunc dux Bulgarorum consanguineus Salani ducis cum magno exercitu contra eos pugnaturus cum adiutorio Grecorum accessit.*

⁶⁴ Übersetzung von D. PAIS: Kap. 42: . . . *dux Bulgariae misit nuntios suos cum diversis donis deprecans eos, ut paci faveant, et insuper mandavit, quod partem Salani ducis avunculi sui non foveret, sed Arpadio duci Hungariae subiugatus fideliter serviret et annuale vectigal persolveret. Illi vero paci faventes proprium filium ducis in pignus accipientes cum multis bonis rebus Bulgariae discesserunt et ducem eorum illesum dimiserunt.*

⁶⁵ So auch B. HÓMAN nicht: *Die Gesta Ungarorum* aus der Zeit des Hl. Ladislaus. Bp. 1925, 67.

Wo Griechenlands Gebiet südlich von Ungarn beginnt, das wird bei Meister P. in den Kap. 44–45 klar angegeben. Am Ende des Kapitels 44 bitten Zuardu und Kadusa den Fürsten Árpád um die Erlaubnis, nach Griechenland gehen und dort Mazedonien bis zum Schwarzen Meere erobern zu dürfen.⁶⁶ Nachdem sie die Erlaubnis erhielten, eroberten die beiden zunächst die Festung an der unteren Donau *Baranč* (= Branicevo), und dann kamen sie jenseits des Balkan-Gebirges zu der Burg *Scereducy* (= Sardika = Sophia), worauf die Bulgaren und Mazedonen sehr erschreckt wurden. «Alle Bewohner jenes Landes schickten ihre Gesandten mit vielen Geschenken, um ihr Land und um ihre Söhne als Bürgen anzubieten. Die beiden ungarischen Führer zogen dann weiter über das Tor des Vasil hinaus und sie besetzten die Burg des Königs Philippos (= Philippopolis), und dann eroberten sie das ganze Land bis zur Stadt Kleopatra, und sie hielten alles unter ihrer Herrschaft von der Stadt Durazzo ab bis zum Lande der Raizen, ja sie ließen sich hier irgendwo auch nieder» (offenbar in der Vardar-Gegend). Auch dieses Heer kam also anstatt des Schwarzen Meeres zur Adria. Dieses Gebiet ist jedoch schon Griechenland; denn es heißt ja auch über die Sobamogera: «*in Grecia remansit*». (Es geht auch daraus hervor, daß *Cleopatram* eine einfache Textverderbnis anstatt *Neo-Patras* ist.) Griechenland begann also bei Philippopolis. In der Tat besagt auch das Werk eines unbekanntenen Verfassers aus dem 12. Jh. (*Descriptio itineris in Terram Sanctam, sive Via Hierosolymitana*),⁶⁷ daß der Weg zum Heiligen Land über Ungarn hindurch führt: «*ad flumen magnum, quod vocatur Suonna, in cuius ripa ultra flumen posita est civitas bona et dives, quae vocatur Belgrada, initium Bulgariae. De Belgrada (!) per desertum in septem diebus per sylvam nimiam et per montes et colles ad castellum, quod vocatur Nis. De Nis per desertum usque castellum, quod vocatur Straliz (= Sredez = Sardica: Sophia) in quattuor diebus. De hoc castello in aliis quattuor diebus ad unum magnum fluvium, praeter alios fluvios multos, qui interfluunt Bulgariam. Ultra fluvium illum (es kann nur der Fluß *Marica* sein) posita est civitas, quae vocatur Philippopoli: prima civitas est Macedoniae regionis. Ibi inter illum fluvium terminatur Bulgaria et incipit Macedonia.*»

Bulgariens südliche Grenze gegen Griechenland ist also sowohl nach dem Itinerarium aus dem 12. Jh., wie auch nach der obigen Darstellung des Meisters P. Philippopolis am Fluß Marica.

Demnach gelten also die Ansichten des Meisters P. über diesen Teil der Balkanhalbinsel für das 12. Jh. Es fragt sich nur, ob man aufgrund dieser Angaben nicht auch genauer den Zeitpunkt des Entstehens des Werkes bestimmen könnte. Es sei hier sogleich vorausgeschickt: jene südlichen Grenzen Ungarns, die bei Meister P. geschildert werden, wären vor dem Tod des byzan-

⁶⁶ Kap. 44: . . . ut eis licentiam daret in Greciam eundi, ut totam Macedoniam sibi subiugarent a Danubio usque ad Nigrum Mare.

⁶⁷ Publiziert durch A. GOMBOS: *Catalogus fontium hist. Hung. Bp. 1937. 844–845.*

tinischen Kaisers Manuel (1180) und vor dem Feldzug des Königs Béla III. gegen Bulgarien (1181–83) völlig undenkbar. Es sei hier auch darauf noch hingewiesen, daß nach der Schilderung des Meisters P. ein bedeutender Teil von Ungarn, das Donau-Theiß-Zwischenstromgebiet und die obere Theiß-Gegend östlich vom Fluß Garam früher unmittelbar unter der Herrschaft des bulgarischen «dux Salanus» stand; ja, teilweise war auch die Einwohnerschaft dieser Gegend bulgarisch-slawisch (vgl. die Laborc-Gegend und die Einwohner der Burg Csongrád). Dabei scheint «dux Salanus» irgendwie vom «dux» Bulgariens abhängig zu sein — obwohl dies nirgends völlig geklärt wird. Nach Kap. 41 ist der «dux» Bulgariens ein Verwandter (*consanguineus*) des Salanus; nach Kap. 42 ist Salan der Oheim des bulgarischen «dux»; beide wären Nachkommen des großen Keanus — auch eines «dux» Bulgariens —, der «mit Hilfe und auf den Rat des griechischen Kaisers das Land bis zu den Grenzen der Ruthenen erobert hatte».⁶⁸ Es heißt bei Meister P. auf alle Fälle nirgends, daß Salanus ein Untertan des griechischen Kaisers wäre; er bittet nur den griechischen Kaiser um Hilfe, und er erhält auch diese von ihm. Dagegen bittet der «dux» Bulgariens den griechischen Kaiser um gar keine Hilfe, und doch verfügt er auch über Griechen, als Alba Bulgariae belagert wird (Kap. 41).

Die unsichere Darstellungsweise verrät, daß Meister P. an diesem Punkt peinliche Fragen vermeiden möchte. Er möchte nicht erwähnen, daß Ungarns Gebiet unter byzantinischer Oberhoheit von einem «dux» (Salanus) beherrscht wurde; denn diese Tatsache würde ja allzusehr an die Ansprüche des Manuel erinnern.⁶⁹ Auf der anderen Seite benimmt sich auch Bulgariens «dux» bald, als wäre er vom griechischen Kaiser unabhängig, und bald als handelte er nur in seinem Namen. Aber der «dux» von Bihar, Menumorout erklärt doch offen, daß man ihm sein Land nicht nehmen kann; es wird ihm ja durch die Gnade seines Herrn, des Kaisers von Konstantinopel garantiert. Militärisch wäre diese Garantie wohl kaum denkbar, wenn nicht auch Bulgarien unter dem Schutz des griechischen Kaisers stünde. Meister P. enthält sich also jeder Äußerung, auch was den «status» Bulgariens betrifft. Der Grund ist wohl, daß nach der damaligen ungarischen Außenpolitik Bulgarien zwar nicht mehr unter byzantinischer Oberhoheit stand, aber noch kein souveräner Staat war. Der ungarische König wollte Bulgariens Unabhängigkeit überhaupt nicht anerkennen. Dies war die Situation bis zum Jahre 1203–4, als der Papst Innozenz III. den neuen bulgarischen Staat offiziell anerkennt und den König Ioannitius gegen den Willen des ungarischen Königs Imre gekrönt hatte; damit wurde

⁶⁸ Mortuo Athila rege magnus Keanus preavus ducis Salani, dux de Bulgaria egressus auxilio et consilio imperatoris Grecorum preoccupaverat terram illam . . . ad confinium Ruthenorum.

⁶⁹ F. SCHERER: Die Ansprüche des byzantinischen Kaisers Manuel Komnenos (1143–1180) auf die Weltherrschaft. Gyula 1912; ferner Gy. MORAVCSIK: Byzanz und das Ungarntum. Bp. 1953. 75–86. A. P. KAŽDAN—G. G. LITAVIN: Die kurze Geschichte von Byzanz. Bp. 1961.

auch die vom Patriarchen in Konstantinopel unabhängige bulgarische Kirche begründet. Aber zunächst wollen wir noch die byzantinisch-ungarischen Verhältnisse im Laufe des 12. Jh. näher ins Auge fassen.

Von *historischem* und *geographischem* Gesichtspunkt aus scheinen zwei Momente zeitbestimmend zu sein. Auf das eine wurde schon durch M. Florianus in nicht sehr glücklicher Formulierung⁷⁰ — und nach ihm durch L. Erdélyi⁷¹ hingewiesen. Dies besteht darin, daß es völlig sinnlos, ja aus politischen Gründen auch unmöglich gewesen wäre, die Landesgrenzen beim sog. Vasil-Tor zu bestimmen, solange der byzantinische Kaiser seine volle Macht besaß. Kaiser Basilius II., der «Bulgarentöter» vernichtete wohl mit Hilfe des Königs Stephan I. — um 1020 herum das erste bulgarische Zarentum, und seit dieser Zeit war Bulgarien nur noch ein Thema des byzantinischen Reiches unter der Führung eines «dux». Im Jahre 1186 haben zwar Peter und Asen das griechische Joch abgeschüttelt, aber das Anerkennen des unabhängigen, souveränen Bulgariens hat sich noch hinausgeschoben. Der Papst hat erst i. J. 1203–4 das neue bulgarische Königtum und damit auch die unabhängige bulgarische Kirche anerkannt. Gelegentlich haben zwar die ungarischen Könige Feldzüge gegen die Bulgaren geführt, aber diese galten offiziell als Kriege *gegen das griechisch-byzantinische Kaisertum*, so z. B. der Feldzug von Stephan II. i. J. 1127.⁷² Nach dem Bericht der Chronisten bezeichnete einmal der byzantinische Kaiser, Johannes Komnenos den ungarischen König als seinen Vasallen, worauf Stephan II. mit großem Heer in Griechenland einbrach, *Brundisium* (= Barancs), *Scarbicum* (= Sardica, später Sophia), *Nis* und noch *andere Städte Griechenlands verwüstete*.⁷³ Dies war jedoch nur ein Rachezug; Stephan II. wollte das bulgarische Gebiet nicht erobern und behalten. Im Gegenteil, schon im nächsten Jahr (1128) wurde das ungarische Heer durch den griechischen Kaiser geschlagen.⁷⁴ Unter Stephan II. haben die Ungarn keine Gebiete dem byzantinischen Reich genommen. Wohl nahm Béla II. i. J. 1138 den Titel *Rex Ramae* auf — was bei Anonymus nicht erwähnt wird! —, aber die Ungarn haben dieses kleine serbische Gebiet — nach der sehr wahrscheinlichen Vermutung von Pauler⁷⁵ — keineswegs den Byzantinern genommen. In der Periode zwischen 1143–1180 gab es immer wieder Kriege zwischen Byzanz und Ungarn, aber auch in dieser Zeit kann keine Rede von ungarischen Eroberungen auf dem Balkan sein. Die ungarischen Könige mußten sich während dieser ganzen Zeit gegen Manuel verteidigen. Ja, im Jahre 1164 drang Manuel bis Bács vor, und er erhielt — als Erbschaft des in seinem Hof erzogenen Béla III.

⁷⁰ Font. Dom. Bd. II. 1883. 279.

⁷¹ Anonymus, der Notar des Königs Béla III. Szeged 1933. 7.

⁷² PAULER: I. 303.

⁷³ SS. I. 434: Quod cum audisset rex, pro magna iniuria reputavit, et collecto exercitu impetu spiritus sui *invasit partes Grece*, Brundinsium atque Scarbicum nec non etiam Nis, aliasque civitates Grecorum igne et gladio vastaverunt.

⁷⁴ Vgl. SS. I. 440–441. PAULER: a. W. I. 305–6.

⁷⁵ PAULER: a. W. I. 319, 619.

Kroatien und das dalmatinische Küstengebiet.⁷⁶ Nur zum Teil vermochte später Stephan III. dieselben Gebiete wieder zurückerobern. Als jedoch nach dem Tode Stephans III. Béla III. der Thronfolger wurde, der bis dahin in Byzanz gelebt hatte, ließ ihn Manuel, bevor er seinen Hof verließ, vereidigen, daß er sein ganzes Leben lang ein Freund von Manuel und des römischen Reiches bleiben und seine Interessen immer im Auge behalten werde.⁷⁷ In der Tat hat auch Béla III. bis zum Tode Manuels (1180) gar nichts gegen seine Interessen unternommen.⁷⁸ Ja, als Manuel i. J. 1176 einen Feldzug gegen das türkische Sultanat von Ikonium führte, gab es in seinem Heer auch «verbündete» ungarische Truppen. Aber sogleich führte Béla III. einen Feldzug nach dem Tode von Manuel (1181), um das dalmatinische Küstengebiet bis zur Mündung des Narenta-Flusses zurückzuerobern.⁷⁹

Bald darauf führte Béla III. auch noch zweimal Feldzüge gegen Byzanz, als dort Komnenos Andronikos der Usurpator war.⁸⁰ Im J. 1182 eroberte er Belgrad und Barancs, und im folgenden Jahre verwüstete er — in Bündnis mit den Serben — Niš und Sophia so gut wie vollständig.⁸¹ Dies war der erste Feldzug in der zweiten Hälfte des 12. Jh., im Laufe dessen die Ungarn Byzanz unmittelbar und mit Erfolg angreifen konnten. Wohl die Erfolge dieser Feldzüge spiegeln sich auch im Werke des Meisters P. wider. Bald nach diesen Feldzügen lehnten sich (i. J. 1186) auch die Bulgaren auf, und sie schüttelten das byzantinische Joch ab. Aber von einem unabhängigen Bulgarien konnte zu dieser Zeit noch gar nicht die Rede sein. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht der Vorwurf des Königs Imre vor dem päpstlichen Legaten gegen den bulgarischen Thronprätendenten Calojohannes, daß dieser sein Land von *anderen*, und darunter auch von ihm, dem ungarischen König zusammengestohlen habe.⁸² Dagegen beklagte sich Calojohannes in seinem Brief an den Papst darüber, daß der ungarische König einige Bistümer Bulgariens besetzt hielt.⁸³ Der nördliche Teil des Bulgarenlandes stand also unter den Königen Béla III. und Imre — weder früher noch später — unter ungarischer Oberhoheit. Nun liest man jedoch bei Meister P. im Kapitel 42 der Gesta: «der *dux* Bulgariens

⁷⁶ PAULER: a. W. I. 387—394. HÓMAN: a. W. I. 380.

⁷⁷ PAULER: a. W. I. 416.

⁷⁸ PAULER: a. W. I. 420.

⁷⁹ PAULER: a. W. I. 420.

⁸⁰ PAULER: a. W. I. 421.

⁸¹ PAULER: a. W. I. 423.

⁸² Diese Erklärung des Königs Imre ist nur aus dem Antwortbrief des Papstes bekannt. Papst Innocentius III. schreibt i. J. 1204 an König Imre (Theiner, *Vetera Monum. Slavorum meridionalium illustr. I. Romae, 1863. 36*): *etsi scripseris, quod prefatus Johannitus nullius terre de iure sit dominus, licet aliquam partem tui, et aliam alterius regni ad tempus detineat occupatam . . .*

⁸³ Calojohannes ließ sich auch früher schon als «Imperator Bulgariae» bezeichnen. (Auch dies hat wohl zur byzantinischen Erklärung des Namens «Bulgar» als «hochmütig» beigetragen.) Er schrieb i. J. 1204 an den Papst (Wenzel, AUO VI 283): *Sciatis autem Sanctitas tua, quod quinque episcopatus Bulgariae pertinent ad Imperium meum, quas invasit et detinet Rex Ungariae (d. h. König Imre) cum justitiis Ecclesiarum; et ipsi episcopatus sunt annihilati.*

schickte seine Gesandten mit verschiedenen Geschenken . . . und er flehte an, damit . . . der Frieden wiederhergestellt werde. Außerdem ließ er auch noch ausrichten, daß *er treu ergeben dem Fürsten Arpad dienen und ihm Jahrestribut zahlen würde.*⁸⁴ Die geographische und politische Situation, die Meister P. über das südliche Ungarn entwirft und in die Zeit der Landnahme zurückprojiziert, bestand also nur im letzten Jahrzehnt der Regierungszeit von Béla III. und unter König Imre. Aber völlig anders war die Situation unter Béla II. und seinen unmittelbaren Nachfolgern Géza II. und Stephan III., solange der mächtige und kriegerische Kaiser Manuel den byzantinischen Thron besaß (1143—1180).

Die Art, wie Meister P. einerseits das griechisch-bulgarische und andererseits das ungarisch-bulgarische Verhältnis schildert, bezeichnet eine Übergangsperiode in Bulgariens Geschichte. Der «magnus dux» Bulgariens ist irgendwie noch von Byzanz abhängig, aber er benimmt sich teilweise schon als souveräner Herrscher: er unterstützt mit Heer den Fürsten Salan, und den Fürsten von Bihar, Ajtony. Man hätte unter Manuel die bulgarischen Verhältnisse noch nicht so schildern können. Und es wäre auch nicht wahrscheinlich, daß man zur Regierungszeit des Manuel das byzantinisch-bulgarische Heer so hätte schildern können, wie dies der Fürst Almos tut: Ihr sollt vor dem griechisch-bulgarischen Heer nur so viel Angst haben, wie vor den Fliegen (cf. c. 8.).

B) Die Frage Halicz-Galizien

Zu demselben Ergebnis führt auch das Untersuchen der Geschichte der civitas Halicz-Galizien; diese Frage wurde jedoch von der Anonymus-Forschung bisher wenig beachtet,⁸⁵ wohl infolge der inkonsequenten Terminologie des Meisters P.

Die Angaben über Rußland bei Anonymus wurden durch Domanovszky eingehender untersucht.⁸⁶ Das Wesentliche seiner Feststellungen läßt sich darin zusammenfassen, daß Anonymus von den russischen Fürstentümern «Kiew, Halicz, Lodomeria und Susdal kennt, wenn er jedoch Rußland sagen will, so schreibt er: *Ruscia que vocatur Susudal*».⁸⁷ Unter den russischen Fürstentümern hat jedoch Susdal die Hegemonie erst gegen Ende des 12. Jh., nach den Kriegen von Georg Dolgorukij erlangt, der ursprünglich Fürst von Rostow und Susdal auf dem Gebiete der Nebenflüsse der Wolga in der Nähe der heuti-

⁸⁴ Anon. c. 42: . . . dux Bulgariae misit nuntios suos cum diversis donis . . . deprecans . . . , ut paci faveant et insuper mandavit, quod . . . *Arpadio duci Hungariae subjugatus fideliter serviret et annuale vectigal persolveret.*

⁸⁵ Aber vgl. dennoch: Dániel Cornides: *Vindiciae Anonymi*. Buda 1802 und Gy. SEBESTYÉN: *Wer war Anonymus?* Bp. 1898. 35 und 84; diese Verfasser untersuchen jedoch nur das erste Vorkommen des Namens und das chronologische Argument, das sich daraus ergibt.

⁸⁶ S. DOMANOVSKY: *Anonymus und die Gesta aus dem Zeitalter von Géza II.* Századok 67 (1933) 38—54. Sonderabdruck 50—54.

⁸⁷ A. W. 50.

gen Stadt Moskau war. Er war der erste selbständige Fürst von Susdal;⁸⁸ Kiew hat er i. J. 1155 erobert, wo er bis 1157 Herrscher blieb. Wohl wurde Andrej, sein Sohn, nach dem Tode des Vaters Georg Dolgorukij aus Kiew vertrieben, aber wieder belagerte und verwüstete er Kiew i. J. 1169. Von dieser Zeit ab darf man den Sturz von Kiew rechnen -- schreibt Domanovszky.⁸⁹ Denn Andrej hat den Titel eines Großfürsten aufgenommen, und obwohl er seinen Sitz nicht nach Kiew versetzte, sicherte er die Hegemonie von Susdal über ganz Rußland.⁹⁰ Auf diese Weise versteht man, daß bei Anonymus (c. 7) *Ruscia* mit *Susdal* gleichbedeutend ist.

Ich glaube nicht, daß diese Argumente von Domanovszky -- wodurch er nachweist, daß die *Gesta* nicht vor dem Ende des 12. und Anfang des 13. Jh. entstehen konnte -- mit dem einfachen Hinweis auf die Tatsache, daß Susdal schon am Ende des 11. Jh. existiert hatte,⁹¹ entkräftet werden könnten. Die Beweiskraft des obigen Argumentierens besteht nicht in der Existenz oder Nichtexistenz von Susdal, sondern darin, daß Susdal, als das mächtigste russische Fürstentum, infolge seiner Hegemonie über die anderen Fürstentümer in der Darstellung des Anonymus anstatt Rußlands genannt wird. Und dies war in der Tat vor dem Ende des 12. Jh. nie der Fall.

Aber man kann das Argumentieren von Domanovszky doch noch mit einigen chronologisch wichtigen Momenten ergänzen. Man liest in den Kapiteln 8 und 9 über die Belagerung von Kiew. Aber nach Kapitel 11 bekommen der Fürst Almos und seine Vornehmen dennoch die Söhne der «duces Ruthenorum, scilicet de *Kyeu et Susudal*» als Bürgen.⁹² Nach der Denkweise des Meisters P. gelten also Kiew und Susdal politisch und völkerrechtlich als *gleichwertig*, was mit den obigen Argumenten von Domanovszky völlig im Einklang steht.

Noch eindeutiger wird das Zeitalter des Meisters P. durch eine Bemerkung bestimmt, die von der bisherigen Anonymus-Literatur völlig unbeachtet blieb. Eine Bedingung des Friedenschlusses von Kiew war seitens der Ungarn, daß «man ihnen jährlich zehntausend Mark Tribut zahlen soll».⁹³ Diese Bedingung ist schwerlich anders aufzufassen, als eine quasi-endgültige Eroberung des russischen Bodens oder mindestens eines Teiles von ihm. Und doch wollten die landnehmenden Ungarn -- wie Anonymus dies in Kapitel 5 erzählt -- Pannonien aufsuchen, das für sie als das einstige Land von Attila galt.⁹⁴

⁸⁸ A. W. 52.

⁸⁹ A. W. 53.

⁹⁰ A. W. 53.

⁹¹ Vgl. den Aufsatz von CSÓKA.

⁹² c. 10. Dux vero Almus et sui primates initio inter se consilio petitioni ducum Ruthenorum satisfaciētes, pacem cum eis fecerunt. Tunc duces Ruthenorum, scilicet de *Kyeu et Susudal* . . . filios suos in obsides dederunt . . .

⁹³ c. 9. tributumque *annuatim* persolverent decem milia marcarum.

⁹⁴ c. 5. Tunc elegerunt sibi querere terram Pannonie, quam audiverant fama volante terram Athile regis esse, de cuius progenie dux Almus pater Arpad descenderat.

Nach der Darstellung des Meisters P. wollten also die Landnehmenden Rußland keineswegs erobern, sie kämpften nur - wie Anonymus dies mehrmals hervorhebt - um den Weg nach Pannonien bzw. um das Nötige zur Fortsetzung des Weges für sich in der Form von Kriegsbeute zu sichern.⁹⁵

Ein Teil des russischen Bodens, Halicz (Galizien) wurde jedoch erst gegen Ende der Regierungszeit von Béla III. für längere Zeit erobert. Als nämlich i. J. 1187 der Fürst von Halicz, Jaroslaw starb, folgte ihm Vladimir auf dem Thron. Dieser floh jedoch vor dem Angriff des kriegerischen Fürsten von Lodomeria, Roman, zusammen mit seiner Familie und Schätzen zu Béla III., um von ihm Hilfe zu erlangen. So führte Béla III. i. J. 1188 seinen Feldzug gegen Halicz, und es gelang ihm auch - nach dem Zeugnis der Annalen von Halicz⁹⁶ - mit List die Eroberung; doch Volodimer bekam nicht mehr sein verlorenes Fürstentum; der ungarische König behielt das neueroberte Gebiet, für sich selbst und er ließ es durch seinen jüngeren Sohn verwalten, indem er selber den Titel «rex Gallicie» angenommen hatte.⁹⁷

In der Tat schildert Meister P. die Eroberung von keiner anderen russischen Stadt in der Weise, wie er dies im Zusammenhang mit Galizien tut: c. 11: Fürst Álmos kommt mit den Seinigen nach Halicz und hält dort Rast. Als dies dem Fürsten von Halicz bekannt wird, kommt er mit allen Seinigen *barfuß* zum Fürsten Almos und überreicht ihm Geschenke, ja er öffnet vor ihm das Tor der Stadt (= der Burg) von Halicz, und bewirtet dort den Almos als *seinen eigenen Herrn*: den eigenen Sohn und die Söhne seiner Vornehmen stellt er den Ungarn als Bürgen zur Verfügung etc. Man darf vermuten, eben anlässlich dieser Kämpfe von Béla III. erhielt Anonymus die wichtige Nachricht von den Ungarn jenseits von Susdal auf dem Wolgagebiet.

Zweifellos wurden Feldzüge gegen das russische Gebiet seitens der Ungarn auch früher geführt, aber diese waren keine Eroberungskriege; die früheren ungarischen Könige trachteten nicht nach Gebieten jenseits der Karpa-

⁹⁵ c. 8. insuper victum vestitum et alia necesssaria.

⁹⁶ Vgl. A. HODINKA: Die Angaben der Russischen Annalen über Ungarn. Bp. 1916. 293.

⁹⁷ PAULER: a. W. I 426—27 (Am 2. Mai 1189 ist Béla schon rex Galicie. Kuk. II. 151. — FEJÉR CD II. 247.) Dies wird in der Ipatius-Handschrift (HODINKA S. 293) folgendermaßen erzählt: «Und der König (Béla III.) zog in Halič ein, aber er setzte nicht Volodimer in das Fürstentum ein, sondern indem er seinen ganzen Vorrat den Leuten von Halič hinterließ, machte er seinen eigenen Sohn Endre zum Fürsten; den Volodimer dagegen und seine Frau, nachdem er ihnen ihr ganzes Hab und Gut genommen hatte, zwang er sie mit sich nach Ungarn zu kommen, und dort schloß er sie in einen Turm ein». — Der spätere Text der Handschrift von Gustin (HODINKA: a. W. 293) erzählt dagegen die Ereignisse - in einer Variante, die dem Text des Meisters P. allerdings ähnlicher ist - folgendermaßen: «Die Leute von Halič, die keinen Fürsten hatten, und in der Annahme, daß in der Tat ihr Fürst Volodimer mit den Ungarn zu ihnen kommt, ließen die Ungarn ohne Widerstand in die Burg hinein. Mit ihnen kam auch der Sohn des Königs Andreas ohne Volodimer in Halič ein; und er befahl den Leuten ihm den Treueid zu schwören. Dann benahm er sich zusammen mit seinen Ungarn sehr gewalttätig gegen die Leute von Halič, denn er verlangte von ihnen nicht nur sehr viel Tribut . . . etc.»

ten. Der sog. russische Feldzug von König Koloman (i. J. 1099) eindete mit einer schmachvollen Schlappe, sowohl nach den russischen Annalen,⁹⁸ wie auch nach den ungarischen Chroniken.⁹⁹

König Stephan II. wurde i. J. 1123 unter den Mauern von Ladomer durch seine Krieger mit der bezeichnenden Begründung im Stieh gelassen: es gäbe keinen, für den sie das Fürstentum erobern sollten; würde Stephan als Herrscher dort bleiben wollen, dann wählten sie sich zu Hause einen anderen König; wollte jedoch der König irgendeinen von ihnen als Fürsten (dux) dort einsetzen, so gäbe es keinen, der diesen Auftrag auf sich nehmen wollte.¹⁰⁰ Diese in der *Bilderchronik* erzählte Szene ist der klarste Beweis dafür, daß zu jener Zeit niemand russische Gebiete an Ungarn annektieren wollte.

Aus der Zeit von Béla II. (1131—1141) sind keine russischen Feldzüge bekannt. Umso mehr Feldzüge führte auf russischem Boden Géza II., doch im Hintergrund dieser Kriege standen — wie Hodinka feststellt¹⁰¹ — eher verwandtschaftliche und nicht politische Interessen. Géza II. unterstützte nämlich Izjaslav, den Bruder seiner Frau in dessen Kämpfen um das Großfürstentum von Kiew. Eben darum kann nur als ein anachronistisches Mißverständnis jene Bemerkung der Mügeln-Chronik gelten, wonach König Géza II. das eroberte Lodomerien als Lehen verschenkt hätte, mit der Bedingung, daß der eingesetzte Vasall immer dem ungarischen König dienen würde.¹⁰² Die Russischen Annalen berichten dagegen im Zusammenhang mit diesem Feldzug,¹⁰³ der sich auf das Jahr 1152 datieren läßt, daß Géza II. und Izjaslav das Heer des Volodimerko am Ufer des Flusses San zerschlugen, worauf der letztere um Frieden flehte. Bei dieser Gelegenheit ließ Géza II., nach der Darstellung derselben Annalen, den Volodimerko vereidigen, daß dieser die genommenen Städte dem Izjaslav zurückgeben und ihm (dem Izjaslav) sein ganzes Leben hindurch treu bleiben würde.¹⁰⁴ Hier ist also von gar keinem Lehnsverhältnis dem ungarischen König gegenüber die Rede. Volodimerko leistet den Treueid nicht dem ungarischen König, sondern Izjaslav, dem damaligen Großfürsten von Kiew. Von einem Eroberungsfeldzug von Géza II. kann gar nicht die Rede sein. Auch unsere Chroniken sprechen von diesem Feldzug nicht in dem Sinne, sondern sie besagen:¹⁰⁵ «er (Géza II.) führte sein Heer in Rußland gegen den Fürsten von Lodomer, um das gegen seinen Schwiegervater Minoslov begangene Unrecht zu rächen. Auch früher hatte er

⁹⁸ HODINKA: a. W. 57—65.

⁹⁹ SRH. I.

¹⁰⁰ PAULER: a. W. I. 299—300.

¹⁰¹ Russische Annalen 90.

¹⁰² Mügeln, Chron. c. 52. SRH. II. 198: Do ward er genöt von dem Kunig Geysa, daz er daz lant von im empfahen must czu lehen und den ungarischen Kungen ymmer dienen scholt.

¹⁰³ HODINKA: Russische Annalen 173—187.

¹⁰⁴ s. W. 187.

¹⁰⁵ Chron. Kap. 167. SRH. I. 460.

schon dorthin ein anderes Heer geschickt, das jedoch durch die Ruthenen und Kumanen schlecht behandelt (besiegt) wurde.»¹⁰⁶ (In Kenntnis der russischen Annalen¹⁰⁷ wird man nur eine solche Übersetzung des Berichtes akzeptieren können.)

Übrigens heißt der Schwiegervater von Géza II. in den ungarischen Chroniken fälschlich «Minosloy». Dieser falsche Name ist vielleicht darauf zurückzuführen, daß das entscheidende Ereignis dieses Feldzuges beim Dorf *Miroslavsko* stattfand. Die verdorbene Form dieses Ortsnamens mag in die ungarischen Chroniken als Name des Schwiegervaters von Géza II. übernommen worden sein.¹⁰⁸

Unserer Ansicht nach werden also nicht die russischen Feldzüge von Géza II. sondern der Eroberungszug des Königs Béla III. als 'Eroberung von Halicz (Galizien)' durch den Meister P. in die Zeit der Landnahme zurückprojiziert. Es gibt auch eine Urkunde dafür, daß der erste ungarische König, auf den der Titel *rex Calatiae* (= Galiciae) i. J. 1190 angewendet wurde, Béla III. war. Man wird dieser Urkunde eine große Beweiskraft auch darum beimessen wollen, weil sie nicht in der ungarischen Kanzlei geschrieben wurde; denn in diesem Fall könnte ja dieselbe Urkunde auch bloß einen *Anspruch* des ungarischen Königs zum Ausdruck bringen; nun wird jedoch derselbe Titel dem ungarischen König in einer Vereinbarung zwischen der dalmatinischen Stadt Zara und der Insel Arbe beigelegt.¹⁰⁹

DIE KOMPOSITION DER GESTA! UND IHR VERFASSER

Schon A. Ipolyi hat es beobachtet, daß die lokalen Bezüge der *Gesta* sich auf das Gebiet der Diözese von Eger konzentrieren; darum vermutete er den Verfasser in einem Priester dieser Diözese. Nach ihm versuchte B. Hóman denselben Gesichtspunkt in der Identifizierung des Verfassers zur Geltung zu bringen; aber seine Vermutung war eher nur ein Einfall, als eine methodische

¹⁰⁶ c. 167: duxitque exercitum (sc. Géza II.) in Rusciam super Lodomerium ducem, ut vindicaret iniuriam soceri sui Minosloy, pro quo etiam iam pridem miserat exercitum, qui male tractatus fuerat a Rutenis et Cunis. Dies wird in der Bilderchronik von L. GERÉB (Bp. 1959. 185) offenbar falsch übersetzt: «dann führte er sein Herr nach Rußland gegen den Fürsten von Ladomer, um das Unrecht, das seinem Schwiegervater, dem Minoslaw angetan worden war, zu rächen, denn die Ruthenen und Kumen haben ihn auch schon früher schlecht behandelt.»

¹⁰⁷ Vgl. HODINKA: Russische Annalen 165–67. die Berichte in den Annalen von Kiev.

¹⁰⁸ Vgl. HODINKA: s. W. 157: «Dagegen zogen Vinceslav und Izjaslav . . . oben auf dem diesseitigen Ufer des Flusses Dnepr . . . und sie blieben bei Vitecev, beim Dorf *Miroslavsko* denjenigen gegenüber stehen.»

¹⁰⁹ AUO. Bd. VI 178. Anno Dominicæ Incarnationis 1190. mense Iunii die Sanctorum Ioannis et Pauli, Indictione octava Jadræ. Temporibus domini nostri Belæ Dei gratia invictissimi Regis Ungariæ, Dalmatiæ, Croatiae, Ramae, nec non Calatiæ (Galiciae); et Petri Jadertinae Sedis venerabilis. Archielecti . . . Vgl. noch CD. II. 247, Urkunde vom 2. Mai 1189, in der auch König Béla III. sich als «rex Gallicia» bezeichnet.

Untersuchung. Hóman versuchte nämlich die Wohlinformiertheit des Meisters P., was das Gebiet der Diözese Eger betrifft, in dem Sinne auszulegen, daß der Verfasser der *Gesta* die betreffenden Angaben jenem *Katapan* verdankt, der früher in der Kanzlei von Béla III. tätig war, und später, noch zur Regierungszeit von Béla III., zum Bischof von Eger wurde (Turul 1912). Die Unsicherheit dieser Vermutung geht aus einer Arbeit von D. Pais hervor,¹¹⁰ in der darauf hingewiesen wird, daß manche Ortsnamen in Transdanubien (bes. Kom. Fehér und Veszprém) und jenseits der Theiß (hauptsächlich Kom. Szolnok und Csanád) sich gruppenweise entsprechen. Diese gruppenweise Entsprechungen bestehen – wie L. Szilágyi in einer Zusammenfassung der Ergebnisse von Pais festgestellt hatte¹¹¹ – einerseits zwischen der durch Meister P. dargestellten *Geschichte* und seinen *Personennamen*, und andererseits den *geographischen Namen* jener Gebiete, auf denen die historischen Ereignisse des Anonymus stattfanden. Nach den Untersuchungen von Pais spielen drei Führer der Landnahmezeit: Füse, Ósbó und Velek eine auffallend große Rolle in den *Gesta*; die Erzählung ihrer Heldentaten erstreckt sich auf nicht weniger als auf sieben Kapitel: 19–20 und 48–52. Auf den Gebieten, auf denen diese Führer ihre Heldentaten vollbrachten, in Transdanubien und jenseits der Theiß, begegnet man gruppenweise Ortsnamen, die aus ihren Personennamen abgeleitet sind; Pais war der Ansicht, daß diese Tatsache für die Zuverlässigkeit der landnahmezeitlichen Überlieferung bei Meister P. spricht. Er versuchte jedoch nicht, aufgrund dieser Zusammenhänge die Verfassungszeit der *Gesta* oder die Person des Verfassers festzustellen.

Später versuchte L. Szilágyi auf jene Familien- und Geschlechtstraditionen hinzuweisen, die manche vornehme Familien über ihre Vergangenheit und besonders über die ersten Besitzer ihrer Landgüter wohl gepflegt und von Generation zu Generation weitergegeben hatten, und die auch Meister P. benutzt haben mag.¹¹² Es sei jedoch hervorgehoben, daß diese im Grunde richtigen Untersuchungen von L. Szilágyi von seiner Ansicht, wer der Verfasser des Werkes gewesen sein mag, unabhängig blieben. Diese andere Frage glaubte er in einer früheren, in mancher Hinsicht entscheidend wichtigen Arbeit schon beantwortet zu haben.¹¹³ Darum glaubte Szilágyi auch jene andere Frage außer acht lassen zu dürfen, auf welche Weise wohl Meister P. die «alten» Traditionen jener Geschlechter kennengelernt haben mag, die auf verschiedenen Gebieten des Landes lebten. Wie bekannt, hielt Szilágyi, aufgrund anderer Argumente und Überlegungen, Peter den Kanonikus von Gran für den Verfasser der *Gesta*.¹¹⁴ Nun behandelt jedoch Meister P. unserer Ansicht nach keineswegs gleichgültig, «sine ira et studio», jene Familien- und Geschlechtstraditionen,

¹¹⁰ MNY 24 (1928) 92–95; 169–75.

¹¹¹ L. SZILÁGYI: Quellen und Methode des Magister P. MNY 51 (1947) 198.

¹¹² SZILÁGYI: MNY 51 (1947) 193 und besonders 246–49.

¹¹³ Vgl. L. SZILÁGYI: Die Revision der Anonymus-Frage. Századok 71 (1937).

¹¹⁴ Századok 71 (1937) 191.

von denen er weiß. Seine Planmäßigkeit und seine Vorliebe für die sieben «kumanischen» Feldherrn, sowie für die Nachkommen von diesen sind geradezu auffallend. Wohl erwähnt er keine Familienbeziehungen — abgesehen vom Haus der Árpáden —, aber ein wohlverhüllter Beweggrund seiner Geschichtsschreibung war dennoch, die verwandten Familien hervorzuheben, und ihren Anspruch nicht nur auf die Besitztümer sondern auch auf die Teilnahme an der Macht zu begründen.

Nun wollen wir diese Fäden weiterverfolgen, aber zunächst müssen wir noch zu einigen Beobachtungen in der unlängst veröffentlichten Arbeit von J. L. Csóka¹¹⁵ Stellung nehmen.

Auch J. L. Csóka versuchte die Person des Verfassers der *Gesta* zu bestimmen, indem er sich die topographischen Zusammenhänge überlegte. Seiner Beobachtung nach mag der Verfasser ein Benediktiner, genauer: ein Magister der Benediktiner-Schule von Pannonhalma gewesen sein,¹¹⁶ nachdem seiner Darstellung gemäß die Landnahme kaum ein Kapitel hatte, daß keine Beziehung zu den Benediktiner-Abteien gehabt hätte.¹¹⁷ Das Argumentieren des Verfassers ist besonders deswegen bestechend, weil er die einzelnen Etappen der durch Anonymus geschilderten Landnahme auch in den Ortsnamen der Gründungsurkunde des Benediktiner-Klosters von Százd aus dem Jahre 1067 nachweisen kann.¹¹⁸ Es werden jedoch in Wirklichkeit in der Urkunde von Százd mehrere dem Kloster geschenkte Besitztümer zusammen mit ihren Grenzpunkten beschrieben; diese Besitztümer lagen teils neben der Theiß und Bodrog, und teils neben der Donau, ja zum Teil auch neben dem Fluß Körös (z. B. Zeguholmu) verstreut. Und es läßt sich — unserer Ansicht nach — aus der Beschreibung dieser weit auseinanderliegenden Besitztümer der Schauplatz der Landnahme kaum rekonstruieren. Es läßt sich auf alle Fälle nicht bestreiten, daß sehr viele geographische Namen der Landnahme sich mit Benediktiner-Klöstern bzw. mit Besitztümern von solchen verbinden lassen. Aber der Grund dafür liegt nicht im Interesse des Verfassers für die Benediktiner-Klöster, sondern wohl in der Tatsache, daß manche vornehme Geschlechter ihre Geschlechts-Klöster (und vorwiegend Benediktiner-Klöster) hatten, die je einen Bestandteil der einzelnen Besitztümer bildeten. Wollte nun Meister P. die Besitzverhältnisse der Geschlechter schildern, so konnte er die Namen der dazugehörigen Benediktiner-Klöster kaum umgehen. Aber es gibt doch gar keine einzige Spur in seinem Werk dafür, daß er wirklich ein Benediktiner war. Er nennt ja nie ein Benediktiner-Kloster, nicht einmal das berühmteste, dasjenige von Pannonhalma.

¹¹⁵ J. L. CSÓKA: Wer war Anonymus? MNY 58 (1962) 92—103., 216—22., und 371—8. und Sonderabdruck.

¹¹⁶ J. L. CSÓKA: Wer war Anonymus? Bp. 1962. 17.

¹¹⁷ A. W. 14.

¹¹⁸ A. W. 12.

Es geht besonders aus dem Beispiel des Helden Ketel hervor, wie sehr es dem Meister P. darauf ankam, mit der *Tradition* des Geschlechts das Recht zum Besitztum zu begründen. Der Fürst Árpád schickt noch aus der Burg Zemlin neben dem Bodrog einen Gesandten zu Salan, um von ihm das Gebiet bis zum Sajó als seine alte Erbschaft zu fordern. Zu dieser ersten Gesandtschaft werden durch Árpád erwählt: der Fürst Ond, Vater von Ete und Urahn der Geschlechter Calan und Colsoy, ferner einer der sieben «kumanischen» Feldherrn: Ketel, Vater von Oluptulma, und als dritter der wackere Held Turzol, ebenfalls «kumanischer» Abstammung (Ende des Kapitels 14). Das nächste Kapitel heißt plötzlich *De Camaro castro*; man erfährt daraus nichts über das Ergebnis der Gesandtschaft, sondern es wird erzählt, daß die Gesandten sich zwar auf den Weg gemacht hatten, aber unterwegs Ketel beinahe in einem Bach ertrunken war, welcher daher den Namen «Ketelpataka» erhielt. Zweck und Ziel der ganzen Episode besteht für Meister P. nur darin, um erzählen zu können, daß «Fürst Árpád später demselben Ketel das ganze Gebiet von Sátorhalma bis Tolcsva mit allen seinen Einwohnern geschenkt hatte». Aber der Verfasser kehrt damit zu seinem Hauptfaden immer noch nicht zurück, sondern bemerkt, daß Ketel große Bodenstücke auch beim Zusammenfluß der Waag und der Donau bekam; hier ließ sein Sohn Alaptolma die Burg Komárom erbauen. Es wird auch noch erwähnt, daß «Ketel und sein Sohn Tolma hier auf heidnische Art beerdigt wurden», ferner daß ihre Nachkommen ihr Besitztum neben dem Fluß Bodrog bis zur Zeit des Königs Andreas I. besaßen, aber König Andreas vertauschte dieses Besitztum der Nachkommen von Ketel mit einem anderen. Es wird also eigentlich die ganze Geschichte der Besitztümer der Familie auf mehrere Jahrhunderte im voraus antizipierend erzählt. Das ist die Methode von Meister P. auch in anderen Fällen, z. B. Bönger — Bors Miskolc; Ousad — Ursuuru; Ed — Edumen — Pata — Aba; Tuhutum Horca — Gyyla u. a. m. Was nun die Geschichte von 'Ketel, pater Oluptulma' betrifft, war Ketel — wie oben gesehen — nach der Behauptung des Meisters P. ein *kumanischer* Feldherr, und sein Name läßt sich in der Tat aus dem Türkischen erklären, in der Bedeutung 'Reitpferd, Beipferd';¹¹⁹ auch sein Sohn hatte einen türkischen Namen 'Heldenkloß';¹²⁰ den Namen *Komárom* führt man gewöhnlich auf einen slawischen Personennamen (*komar* 'Stechmücke') zurück,¹²¹ doch glaubt D. Pais auch diesen Namen aus dem Türkischen ableiten zu können. Ebenso hat Pais auch darauf hingewiesen (SRH I 55), daß in der Nähe von Komárom in der Tat die Spuren

¹¹⁹ Vgl. Gy. NÉMETH: Das Werden der landnehmenden Ungarn. Bp. 1930. 239. Dagegen ist D. PAIS (SRH I 55) der Ansicht, daß dieser Name eine Ableitung aus dem türkischen Verbum *küt* 'custodit' sei; von unserem Gesichtspunkt wichtig ist nur, daß der Name Ketel sich türkisch erklären läßt, wie es auch Meister P. offenbar gemacht hatte.

¹²⁰ Vgl. Z. GOMBOCZ: a. a. O.

¹²¹ Vgl. MELICH: Ungarn zur Zeit der Landnahme. 388.

des Geschlechts *Olup* nachweisbar sind, nämlich in den Ortsnamen: *Alap*, *Tolma* und *Kethel*. Hätte Meister P. etwa aus diesen türksprachigen Elementen die Geschichte von 'Ketel pater Oluptulma' konstruiert? Das ist so gut wie ausgeschlossen. Denn er kann ja auch noch berichten, warum König Andreas I. das Besitztum von Ketel neben dem Bodrog eingetauscht hatte: «aus zwei Gründen; erstens weil es ein sehr geeignetes Jagdgebiet für die Könige war, und zweitens, weil seine Frau diese Gegend bevorzugt hatte. Die Frau des Königs, als eine Tochter des russischen Fürsten war nämlich dort ihrem Geburtsland näher, außerdem fürchtete sie sich auch vor dem Einbruch des deutschen Kaisers, der vielleicht den Tod des Königs Peter rächen wollte.» Bloß aufgrund der obigen Ortsnamen hätte man dies alles nicht erfinden können. Man hat es hier wohl mit einer Geschlechts-Überlieferung zu tun. Wohl nicht ohne Grund hat Karácsonyi (Ungarische Geschlechter II 332 und Csóka op. cit. 11. S. und B. Hóman: Ungarische Geschichte Bp. 1935 I 457) vermutet, daß das Geschlecht Katapan-Koppán seinen Ursprung auf Ketel-Oluptulma zurückgeführt haben mag; gegenüber Komárom auf dem rechten Donau-Ufer stand ja das Geschlechts-Kloster Koppány, in der nächsten Nähe der Gemeinde Alap. Meister P. schreibt also die erste durch Fürst Árpád geschickte Gesandtschaft dem landnahmezeitlichen Urahn jenes Katapan zu, der unter Béla III. als Probst von Székesfehérvár vom Jahre 1190 ab Kanzler war; unter König Imre wurde er i. J. 1198 zum Bischof von Eger gewählt, aber sein Amt in der Kanzlei behielt er bis zum Jahre 1199;¹²² den Titel *magister* führte er stolz weiter auch als Bischof. Man begegnet seinem Namen in den die Würden angegebenden Klauseln der Urkunden bis zum Jahre 1217. Er war also ein Vorgesetzter des «magister P.», des Notars von König Béla. Es liegt also nahe, daß der Verfasser der *Gesta* durch ihn die Überlieferung über Ketel kennengelernt haben mag. Meister P. beehrt also mit einer höflichen Geste seinen Vorgesetzten, indem er über dessen heidnische Vorfahren ausführlicher berichtet.

Aber dasselbe tat Meister P. - - anlässlich der Erzählung der ersten Gesandtschaft des Fürsten Árpád - - auch einem anderen Kanzler des Königs Béla III., dem Bischof von Pécs, *Calanus* gegenüber; auch dessen landnahmezeitliche Urahn 'Oundu pater Ete' ließ er an derselben Gesandtschaft teilnehmen. Später, als eine zweite Gesandtschaft zu Salán in Alpár geschickt wurde (Kap. 30), hat auch diese *Ete*, der Urahn des Bischofs von Pécs, *Calanus* geführt. Dann liest man noch, nach der Schilderung der Entscheidungsschlacht zwischen Árpád und Salán: «Der Fürst hat dieses Gebiet dem Ond, dem Vater von Ete geschenkt, von der Theiß bis zum Morast Botva und vom See Körtvély bis zum Sand Alpár. Und Ete, der Sohn von Ond versammelte später viele

¹²² Vgl. L. FEJÉRPATAKI: Die königliche Kanzlei zur Zeit der Arpaden. Bp. 1885. 92—93.

Slowenen und ließ durch sie hier eine starke Erdburg errichten die die Slowenen in ihrer Sprache als Csongrád, d. h. 'schwarze Burg' bezeichneten.»

In der Tat lebte das Geschlecht Kalán (oder unter anderem Namen: Bor), das seinen Ursprung auf Ond zurückführte — wie Gy. Györffy dies festgestellt hatte¹²³ —, in den 13—14. Jh. auf dem durch Anonymus angegebenen Gebiet. Ein Besitztum dieses Geschlechts waren: Alpár,¹²⁴ Csongrád,¹²⁵ das später zugrunde gegangene Ete,¹²⁶ Kalánkőröse (später Nagykőrös)¹²⁷ Szer(monostor), der Schauplatz des ersten «Landtags» und der Ort des Geschlechts-Klosters Bar-Kalán,¹²⁸ ja diesem Geschlecht gehörte ursprünglich wohl das ganze Gebiet des Komitats Csongrád.¹²⁹ Es wird wohl nicht überflüssig, hier auch darauf noch hinzuweisen, daß die historische Rolle des 'Ond pater Ete', sowie diejenige des «kumanischen» 'Ketel pater Oluptulma' sich in den erwähnten Gesandtschaften erschöpft; dieselben Personen nehmen an den späteren Kämpfen überhaupt nicht mehr teil.

Wir glauben, mit den angedeuteten Zusammenhängen einen wesentlichen Zug der historischen Methode des Meisters P. getroffen zu haben. Diese Zusammenhänge sind nicht unter dem Gesichtspunkt der landnahmezeitlichen Geschichte, sondern für das Zeitalter des Verfassers selber bedeutend; ja sie ergeben auch zuverlässige Stützpunkte zur Bestimmung der Person des Verfassers.

Es wurde schon hervorgehoben, daß Meister P. ein tendenziöser Historiker ist. Er betont im Prolog, daß er die Abstammungsfolge der ungarischen Könige und Vornehmen behandeln will.¹³⁰ Er fügt sogleich auch hinzu, daß er darunter «die sieben fürstlichen Personen, die Sieben-Ungarn und ihre Nachkommen» versteht.¹³¹ Aber von diesem Programm weicht er bald ab, indem er auch die «sieben fürstlichen Personen», jene «sieben kumanischen Feldherrn» sowie ihre Nachkommen und Sippen einschaltet, die sich unter Kiew den Ungarn angeschlossen hatten (Kap. 8 und 10). Damit erweitert sich bedeutend sein Themenkreis. Aber er geht in einigen Fällen auch darüber noch hinaus und er behandelt auch Personen, die weder mit den «septem principales persone», noch mit den «septem duces Cumanorum» etwas zu tun haben. Für diese Fälle hatte der Verfasser wohl seine rein *persönlichen* Gründe, und darum verdienen diese eine sorgfältigere Untersuchung.

¹²³ Gy. GYÖRFFY: Ungarns historische Geographie zur Zeit der Arpaden. Bp. 1963. 882—883.

¹²⁴ A. W. 891.

¹²⁵ A. W. 894.

¹²⁶ A. W. 895.

¹²⁷ A. W. 897.

¹²⁸ A. W. 904—905.

¹²⁹ A. W. 884.

¹³⁰ Prolog: genealogiam regum Hungariae et nobilium suorum.

¹³¹ Prolog: qualiter septem principales persone, que Hetumoger vocantur, de terra Scithica descenderunt . . .

Die Landnahme wird nach seinem Kompositionsprinzip in eine Reihe von Kriegsunternehmungen aufgelöst. Die erste solche Unternehmung wird wieder mit einem «kumanischen» Feldherrn, Bors, dem Sohn von Bönger verbunden (Kap. 18). Dieser Feldherr Bors wird auch später noch öfters genannt, wie wir darauf noch zurückkommen.

Danach kommt die Vorbereitung der zweiten Unternehmung: Árpád schickt Gesandten zum Fürsten von Bihar und verlangt von ihm ein ziemlich großes Gebiet. Mit der Gesandtschaft werden zwei wackere Helden beauftragt, die weder mit den «Sieben-Ungarn» noch mit den «sieben kumanischen Feldherrn» etwas zu tun haben. Der Verfasser muß also selbst den Rahmen seines erweiterten Themenkreises überschreiten: die beiden wackeren Helden sind «*Ósbő*, der Vater von Szalók, und *Velek*, zu dessen Nachkommen der Bischof Torda gehört»; gleichsam entschuldigend fügt der Verfasser hinzu: «diese waren die vornehmsten ihrem Geschlecht nach». Diese Bemerkung paßt kaum zu der eigenen Darstellung von Meister P.

Er ist also den beiden letztgenannten Helden gegenüber offenbar voreingenommen. Er spricht über sie, wo er von den «sieben fürstlichen Personen» nur noch einen einzigen, den Ound in die Handlung einbezogen hatte; ebenso sprach er von den «sieben kumanischen Feldherrn» nur noch über Ketel. Außerdem rechnet er den *Ósbő* und den *Velek* zu den *nobilissimi*, wo er dieselbe Bezeichnung sonst nur dem Vorahnen des Árpáden-Geschlechts, *Ügyek* (Kap. 3: Ugek . . . de genere Magog regis erat quidam *nobilissimus* dux Scithie) sowie den beiden vom Lande Bular gekommenen *Billa* und *Bocsu* (Kap. 57: de terra Bular venerunt quidam *nobilissimi* domini . . . Billa et Bocsu) beilegt. Sonst heißen beim Verfasser der *Gesta* selbst die «sieben fürstlichen Personen» nur: *viri nobiles genere*.¹³² Auf alle Fälle werden *Ósbő* und *Velek* zu Helden einer der farbenreichsten Episoden in den *Gesta*. Es wird nicht nur über ihre Gesandtschaft bei Ménmarót berichtet, sondern man begegnet ihnen beinahe überall im Werk des Anonymus. Diese beiden sind nicht nur Gesandte, sondern auch Feldherrn (Kap. 51: *principes exercitus*). Der Verfasser benutzt jede Gelegenheit, um ihre Tugenden hervorzuheben. Ihre Heldentaten werden auch noch dadurch besonders betont, daß der Fürst Árpád nach ihrer Gesandtschaft nicht weniger als drei Feldherren, diesmal von den «sieben Ungarn»: *Tas*, den Vater von Lél, *Szabolcs*, den Sohn von Előd, auf den «das Geschlecht Csák seinen Ursprung zurückführt», und *Tétény*, den Vater von Horka und Großvater von «Gyula und Zombor» mit dem Kriegsunternehmen gegen Ménmarót beauftragt; diese letzteren erobern in der Tat große Gebiete, aber mit Ménmarót werden sie doch nicht fertig. «Bei Szeghalom wollten sie den Fluß Körös überkreuzen, um gegen Ménmarót zu kämpfen, aber ihr Flußübergang wurde durch die Soldaten von Ménmarót verhindert» (Kap. 28). Dann

¹³² Vgl. cap. 5: *Isti enim VII principales persone erant viri nobiles genere et potentes in bello.*

werden in den nächsten Kapiteln — bis Kapitel 50 einschließlich — lange Episoden der Landnahme, darunter selbst die Eroberung Bulgariens auf dem Balkan geschildert.¹³³

Erst nach diesem langen Exkurs kehrt der Verfasser am Ende des Kapitels 50 zu jenem Ménmarót zurück, der im Kapitel 19 genannt war, und mit ihm im Zusammenhang werden wieder auch die beiden «*nobilissimi*» Ósbó und Velek (am Ende des Kapitels 51) erwähnt. Aber diesmal sind diese beiden letzteren keine Gesandten mehr, sondern Führer (*principes et ductores*) jenes Heeres, das gegen den «Fürsten von Bihar» geschickt wird. Wir haben eben von «Exkurs» gesprochen, nachdem der begonnene Faden erst nach 30 Kapiteln wieder aufgenommen wird.¹³⁴ Nachdem jedoch die Eroberung des Landes von Ménmarót gleichzeitig auch das Schlußkapitel der Landnahme-Geschichte darstellt, bilden die Heldentaten der beiden, Ósbó und Velek, sozusagen den epischen Rahmen für die übrigen Episoden. Die beiden Personen, die im Schlußakkord noch einmal und nachdrücklich hervorgehoben werden, scheinen dem Verfasser der *Gesta* mehr am Herzen zu liegen, als die sieben Ungarn, ja auch noch mehr als die sieben kumanischen Feldherrn.

Das Kriegsunternehmen von Ósbó und Velek hat in der Tat zahlreiche eindrucksvolle Momente, und es schildert als poetisches Schlußmotiv der Landnahmegeschichte nach den vielen Kämpfen gewissermaßen die Versöhnung der Landnehmenden und der Eroberten.

Die Szekler von Bihar, die früher das Volk des Königs Attila waren, ergeben sich freiwillig den Feldherrn Ósbó und Velek, sie übergeben ihnen nicht nur Geschenke sondern auch ihre Söhne als Bürgen und sie ziehen als die ersten vor dem Heer des Ósbó gegen Ménmarót. Ménmarót überläßt die Burg Bihar seinen Helden und er selber zieht mit Frau und Tochter in den Wald Igfon. Die Belagerung der Burg wird durch Meister P. so ausführlich geschildert, wie bei ihm sonst nie ein ähnliches Ereignis. Ósbó und Velek benutzen dabei auch Wurfmaschinen. Endlich gelingt es den Ungarn und den Szeklern, den Burggraben zu füllen und sie sind schon daran, die Mauern mit Hilfe von Leitern zu erklimmen, als die Verteidiger die Burg öffnen, barfuß herauskommen und sich dem Ósbó und Velek ergeben. Es fällt den Eroberern viel Beute zu, und selbst der übermütige Ménmarót, der früher nicht einmal eine Handvoll Erde dem Fürsten Árpád überlassen wollte, bietet jetzt sein ganzes Land den Ungarn und seine Tochter als Frau dem Sohn von Árpád Solta an. Und das alles ist ein Verdienst von Ósbó und Velek. Sie waren nicht nur siegreiche Feldherrn, sondern sie werden jetzt auch noch Brautwerber für den Sohn von Árpád.

¹³³ Kap. 42.: *dux Bulgariae . . . Arpadio duci Hungariae subiugatus fideliter serviret et annuale vectigal persolveret.*

¹³⁴ Es wurde schon mehrmals beobachtet, daß die Erzählung hier unterbrochen und später fortgesetzt wird (J. KARÁCSONYI, J. GYÖRNY, I. Z. TÓTH); man hat jedoch an eine Interpolation gedacht, was gar nicht möglich ist. Das ist die Kompositionsart des Meisters P. Vgl. J. HORVÁTH: *Stilprobleme* 219; 236.

Mit der Schilderung der Hochzeit wird die Fabel der Landnahme beendet. Die hinzugefügte Bemerkung, daß Ósbó für seine Verdienste mit der Burg Veszprém, während Velek mit «comitatus de Zarand» belohnt werden, mag keine Fabel mehr, eher eine anachronistische Wahrheit sein.

Welche Realität mag hinter dieser Fabel stehen? Es muß vor allem zugegeben werden, daß wir über Ósbó nur die nackten Tatsachen wissen, die D. Pais über ihn festzustellen vermochte:¹³⁵ sein Name ist in manchen Ortsnamen des Komitats Fehér bis zum heutigen Tag erhalten geblieben. Umso interessanter ist der *Feldherr Velek, dessen Nachkommen der Bischof Turda entstammt* (Kap. 19).

König Andreas II. erwähnt in einer Urkunde aus d. J. 1225 einen «Velek dux», der demnach ein Fürst (dux) gewesen sein mag. Es ist nicht bekannt, ob er mit den Árpáden verwandt war, und woher sein Titel «dux» kommt. Man erfährt jedoch aus derselben Urkunde, daß die Tochter dieses 'Velek dux' die Frau des 'Bors comes', des Sohnes des 'Dominicus banus' ist. König Andreas bezeichnet in der Urkunde den 'Bors comes' als seinen Verwandten, doch nicht den Velek.¹³⁶ Die Verwandtschaft zwischen der königlichen Familie und dem 'Bors comes' mag älteren Ursprungs sein, und sie kam wohl nicht dadurch zustande, daß Bors die Tochter des Fürsten *Velek* geheiratet hatte.¹³⁷ Auf alle Fälle bezeichnet eine ältere Urkunde von Béla III. aus d. J. 1194 schon den Vater von Bors als «*noster dilectus cognatus, scilicet Dominicus banus*».¹³⁸ Unter den Würdeträgern einer authentischen Urkunde von Béla III. aus d. J. 1193 ist er königlicher Hofrichter und Gespan von Bodrog;¹³⁹ ein anderes Amt von ihm ist nicht bekannt, und man kann auch nicht wissen, woher sein Titel '*banus*' kommt. Er mag ein Günstling von Béla III., ebenso wie sein Sohn 'Bors comes' derjenige von Andreas II. gewesen sein. Es geht aus der Urkunde

¹³⁵ MNy 24 (1928) 94.

¹³⁶ Archiv des Kom. Sopron (veröffentlicht durch I. NAGY, Sopron 1889) I. 9.: . . . quod *noster cognatus* et in omnibus semper fidelis *Bors comes* . . . pater suus *Dominicus banus* . . . ebd. 15.: tria predia post mortem *uxoris comitis B(ors), filie ducis Velek*, que ipsa propriis pecuniis, quas secum de domo patris sui attulerat, a Dominico filio Jacobi (SZENTPÉTERY liest: *Jacou*, siehe weiter unten) comitis de *Mischouch* emerat . . . Über die Urkunde siehe I. SZENTPÉTERY: Die arpadenzeitlichen Urkunden der Abtei von Borsmonostor. Bp. 1916. 115, wo man auch die Textvarianten findet; ferner I. SZENTPÉTERY: Kritischer Katalog der Urkunden der Arpadenzeitlichen Könige. Bp. 1923. Nr. 420.

¹³⁷ KARÁCSONYI: Die ungarischen Geschlechter bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Bp. 1901 Bd. II. 364. Übrigens heißt *dux* bei und im 13. Jh. nicht mehr bloß *Fürst*, sondern auch *Banus*, Verwalter einer Provinz: *Woiwode*; z. B. AUO. VII. 152. ann. 1244: . . . fidelis noster Dyonisius *Banus* et *Dux* totius Sclavoniae . . . in *Banum et Ducem* totius Sclavoniae prefecimus eundem. Oder: FEJÉR, CD III/1. 318. ann. 1202: Hemericus Rex . . . *Benedicto duci*, filio Korlath . . . contulerat. Dieser 'Benedeck Korláthfia' war nach Pauler (MNT. II. 64) der Mann der Frau Tota, die aus Aragonien eingewandert war; er war in den Jahren 1208--1209 *Ferwalter* von Halič.

¹³⁸ WENZEL: AUO XI. 56. Wohl ist diese Urkunde nach SZENTPÉTERY (Die Arpadenzeitlichen Urkunden der Abtei von Borsmonostor 14, und Kritischer Katalog etc. Nr. 157) falsch; aber es liegt kein Grund und Anlaß vor, die Richtigkeit der verwandten Bezeichnung anzuzweifeln.

¹³⁹ WENZEL: AUO XI. 54: Dominico Curiali Comite et eodem Budrugensi.

von Andreas II. aus d. J. 1225 auch soviel noch hervor, daß der Vater von Bors Dominicus ein Sohn von Jakab (oder Jako?) aus dem Geschlecht *Miskolc* war.

Unter dem Gesichtspunkt der *Gesta* ist jedoch nicht so sehr Bors und Miskolc als eher die Person des 'Velek dux' wirklich wichtig.

Wir wollen hier nicht wiederholen, was oben über das Kompositionsprinzip der *Gesta*, und was über die Heldentaten der beiden Feldherrn Ósbó und Velek als über den epischen Rahmen der ganzen Landnahmegegeschichte ausführlicher entwickelt wurde. Kein Zweifel, der Verfasser ist den beiden letztgenannten Feldherrn gegenüber voreingenommen. Man darf aus dieser Voreingenommenheit auf verwandtschaftliche Beziehungen schließen. Nun liest man jedoch bei ihm im Kap. 19: *Veleg, a cuius progenie Turda episcopus descendit . . .*

Wir glauben nun: es liegt nahe, eben im genannten *Turda episcopus* den Verfasser der *Gesta* zu vermuten. Es ist verständlich, wenn er dem Führer Velek gegenüber voreingenommen ist, mag dieser ein früherer Vorfahr, oder ein noch lebender Verwandter von ihm sein. Wohl war derselbe Velek nicht irgendeiner der «sieben Führer», aber dennoch *nobilissimus*. Der Velek in den *Gesta* bekommt zur Belohnung seiner Verdienste den *comitatus de Zarand* (Kap. 52). Man begegnet in der Tat in den Jahren 1495, 1508 im einstigen Komitat Zaránd, im nordöstlichen Teil des späteren Komitats Arad dem Ortsnamen *Elek* (Csánki I 730). Dieser letztere Name entstand wie D. Pais schreibt¹⁴⁰ unter Fortlassen des anlautenden *v*, was im ungarischen gar nicht selten ist (vgl. *vimád*: *imád*; *Vigmánd*: *Igmánd*). Nach dem Verfasser war die Heimat des Geschlechts Velek offenbar das Komitat Zaránd; darum ließ er dieses Gebiet durch Árpád dem landnahmezeitlichen Velek schenken. Natürlich fiel er dabei in den Fehler des Anachronismus. Das eroberte Gebiet konnte zur Zeit der Landnahme noch kein 'Komitat' sein. (Etwas konsequenter war er in den Fällen, in denen es sich um die Gebiete von Veszprém und Bihar handelte; denn es gab in diesen mindestens Burgen, wenn auch nicht 'Komitate' im späteren Sinne des Wortes.)

Im Sinne der Urkunde des Königs Andreas II. aus d. J. 1225 war die Tochter des 'dux Velek' — am Anfang des 13. Jahrhunderts — Anna die Frau des 'Bors comes'. Diese Verwandtschaft erklärt vielleicht, warum in der Darstellung des Anonymus zur Zeit der Landnahme eine so große Rolle dem «kumanischen» Feldherrn Bors, dem Sohn von Bönger, ja vielleicht auch überhaupt den landnahmezeitlichen «Kumanen» zufällt. Die Voreingenommenheit des Verfassers ist nicht zu verkennen: der Feldherr Bors führt mehrere Feld-

¹⁴⁰ D. PAIS: Ósbó. Zur Glaubwürdigkeit der Landnahme-Überlieferung bei Anonymus. MNy 24 (1928) 94. Es sei hier bemerkt, daß PAIS auch *Velek* (in der Nähe von Mór, im Kom. Fejér) in diesem Zusammenhang behandelt: 1430: *Weleke*; 1437: *Veleg*; 1440: *Welegh*; 1453: *Welegh* (Csánki III. 356).

züge in Oberungarn, sichert die nördlichen Grenzen des Landes gegen die Tschechen und Polen, und für diese Verdienste bekommt er mächtige Besitztümer; dagegen bekommen auch die Vorfahren des Geschlechts Aba (Edu und Edumen) mächtige Besitztümer im Komitat Abaúj und in der Mátra-Gegend, aber von ihren Heldentaten berichtet der Verfasser der *Gesta* überhaupt nicht. Ähnlicherweise wird auch die Beschenkung des *Ursuuru* nicht mit Heldentaten begründet. Auch die geographischen und historischen Kenntnisse des Verfassers sind, wenn es sich um das Gebiet des Geschlechts Velek handelt, viel reichhaltiger und ausführlicher, als wenn es sich um sonstige Gebiete handelt. Wir glauben, auch diese Tatsache spricht dafür, daß der Verfasser mit jenem 'Velek dux' im Komitat Zaránd, auf den der Bischof Turda seinen Ursprung zurückführt, etwas zu tun haben mag.

Vermutet man den Verfasser der *Gesta* in Bischof Turda, so bereitet die erste Schwierigkeit der Name: *Turda*, und die zweite der Titel: *Bischof*. Der Prolog des Werkes redet, wie bekannt, von «*P. dictus magister*», dem *ein-stigen Notar* des ruhmreichen Königs Béla. Der Name selber wäre noch die kleinere Schwierigkeit. Die Kirchengeschichte kennt zwar keinen Bischof dieses Namens, aber es gibt Beispiele dafür, daß Bischöfe besonders aus den vornehmeren Geschlechtern in den 12- 13. Jahrhunderten keine biblischen oder christlichen Namen führten, sondern ihre ursprünglichen heidnischen Namen (vielleicht Geschlechtsnamen) beibehielten. Man kann unter den früheren Beispielen jenen Bischof von Győr *Izbegh* erwähnen, der in einer Urkunde aus d. J. 1150 und in einer anderen aus d. J. 1156 als Zeuge genannt wird;¹⁴¹ ferner einen Bischof von Eger mit dem Namen *Soma*, *Chemna*, *Sama* aus den Jahren 1156 - 1166;¹⁴² letzterer wird in den Urkunden aus d. J. 1169 unter den Namensformen *Sayna*, *Chemna* schon als Erzbischof von Kalocsa genannt.¹⁴³ Noch namhafter ist jener Bischof *Calan*, der auch bei Meister P. genannt wird; diesem begegnet man zum ersten Male i. J. 1181 als dem Kanzler von König Béla III.,¹⁴⁴ und dann zwischen 1183 und 1217 als dem Bischof von Pécs. Die Reihe ließe sich mit jenem *Cathapan* fortsetzen, der von 1192 ab Kanzler von Béla III. und zwischen 1198- 1217 Bischof von Eger war.¹⁴⁵ Ein ähnlicher Fall ist auch *Ugrin* aus dem Geschlecht Csák, der zuerst Bischof von Győr, und nach den Urkunden vom Jahre 1204 ab Erzbischof von Esztergom war.¹⁴⁶ Nicht identisch mit dem letzteren ist jener *Ugrin* oder *Hugrin* ebenfalls aus dem Geschlecht Csák (vgl. Wenzel: AUO VII 41), der in den Urkunden zuerst i. J. 1217 als Kanzler des Königs Andreas II. erscheint;¹⁴⁷ vom Jahre 1219 ab war

¹⁴¹ Vgl. SZENTPÉTERY: Kritischer Kat. etc. Nr. 78 und 85.

¹⁴² SZENTPÉTERY: Kritischer Kat. etc. Nr. 107, 111, 112.

¹⁴³ SZENTPÉTERY: Kritischer Kat. etc. Nr. 113, 118.

¹⁴⁴ Vgl. SZENTPÉTERY: Kritischer Katalog etc. Nr. 133, 136 aus d. J. 1183.

¹⁴⁵ Vgl. FEJÉRPATAKY: a. W. 92-93.

¹⁴⁶ Vgl. SZENTPÉTERY: Kritischer Katalog etc. Nr. 210

¹⁴⁷ SZENTPÉTERY: Kritischer Katalog etc. Nr. 315 und FEJÉRPATAKY: a. W. 95-97.

er Erzbischof von Kalocsa,¹⁴⁸ und zwischen 1230—35 wieder auch Kanzler.¹⁴⁹

Die bisher aufgezählten Bischöfe führten *konsequent* nichtchristliche Namen. Es kommen jedoch auch Fälle vor, in denen derselbe Bischof zwei Namen, einen heidnischen und einen christlichen führt.¹⁵⁰ Ein solcher Fall ist *Bulchu*, der Propst von Győr, der Kanzler von Andreas II. in d. J. 1228—1229. Im Jahre 1229 wurde er Bischof von Csanád, und von dieser Zeit ab hieß er *Basilius* oder *Blasius*.¹⁵¹ Wohl ein solcher Fall ist auch *Godefridus*, der Probst von Arad, der erste Kanzler des Königs Andreas II., dessen Name in mehreren Varianten, u. a. auch als *Gocholcus* (Fejér CD. III. 33) vorkommt.¹⁵²

Aufgrund dieser Beispiele vermuten wir, daß der in den *Gesta* erwähnte 'Turda episcopus', der Nachkomme von Velek (Kap. 19), derselbe ist, der sich im Prolog einfach als 'P. magister' bezeichnet; der Buchstabe P. ist die Abkürzung seines christlichen Namens: P(etrus) oder P(aulus).

Im Sinne dessen, was oben entwickelt wurde, steht dieser Gleichsetzung nichts im Wege. Es fragt sich nur, welcher Bischof mit dem Anfangsbuchstaben P. — unter den Königen Béla III., Imre und Andreas II. — in Frage käme, nachdem es auch mehrere solche gibt. Wir beantworten diese Frage mit dem folgenden Gedankengang: der Verfasser der *Gesta* ('Turda episcopus') schreibt seinem landnahmezeitlichen Vorfahren auch eine solche Aufgabe zu, die er selber, Bischof Turda ausgeführt hatte.

Nach Kapitel 52 der *Gesta* hatte Velek die Tochter des Ménmarót mit dem Sohn des Fürsten Árpád, Sulta verlobt. — Eine ähnliche Aufgabe erfüllte am Anfang des 13. Jahrhunderts jener *Petrus episcopus*, der nach den Urkunden zwischen 1205 und 1217 Bischof von Győr war.¹⁵³ Über diesen berichtet eine Urkunde des Königs Andreas II. aus dem J. 1217, daß er treuer Gefolgsmann des Herrschers war, besonders dann, als er die Frau des Königs aus Konstantinopel abgeholt hatte.¹⁵⁴

Die Verlobungsszene in den *Gesta* zwischen dem Sohn von Árpád und der Tochter von Ménmarót ist also ein Ereignis, das der Verfasser aus seiner eigenen Zeit in die Zeit der Landnahme zurückprojiziert hatte. Wir halten also den Meister P. des Prologs mit dem Bischof Turda aus dem Geschlecht des

¹⁴⁸ SZENTPÉTERY: Kritischer Katalog etc. Nr. 352.

¹⁴⁹ FEJÉRPATAKY: a. W. 97.

¹⁵⁰ Abgesehen von solchen Fällen, in denen es sich um verschiedene Varianten desselben Namens handelt, z. B. *Calanus* ~ *Galany*, oder *Ugrim* ~ *Ugolinus* u. a. m.

¹⁵¹ A. W. 97.

¹⁵² Vgl. FEJÉRPATAKY: a. W. 94.

¹⁵³ Vgl. SZENTPÉTERY: Kritischer Katalog etc. Nr. 217, 219—224, 227—339.

¹⁵⁴ WENZEL: AUO VI 383: notum facimus, quod cum in procinctu itineris essemus in transmarinas partes proficiscentes, *dilectus ac fidelis noster Petrus Geuriensis Episcopus* qui nobis a *primeis iuventutis sue temporibus*, et deinceps in legationibus nostris extra Regnum proprijs sumptibus et expensis quampluries deferendis, et maxime tunc, dum Constantinopolim ad transducendam carissimam coniugem nostram Reginam Yolen transmissemus, idem P. episcopus dilectus et fidelis noster inter ceteros nobiles et primates Regni nostri fideliter et excellenter summopere summaque diligentia servivisset.

'Velek dux' identisch, und er ist kein anderer, als der Bischof Petrus von Győr.¹⁵⁵

Es möge hier erwähnt werden, daß auch schon L. Erdélyi im Motiv der Brautwerbung der *Gesta* einen Hinweis auf das Zeitalter des Königs Béla III. erblicken wollte;¹⁵⁶ Béla III. hat nämlich im Jahre 1182 die Tochter des Kaisers Barbarossa für seinen damals sechsjährigen Sohn Imre verloben lassen, doch das Mädchen starb zwei Jahre später. Es ist in der Tat möglich, daß Meister P. sein Werk aus mehreren und verschiedenen historischen Ereignissen zusammengestellt hatte, wobei er nur im Auge behielt, daß man die erzählten Ereignisse nie unmittelbar den zeitgenössischen Ereignissen gleichsetzen könne; er hat keinen «Schlüsselroman» schreiben wollen. Aber sein Werk wurde doch nicht völlig unpersönlich.

Eine schwierigere Frage ist nur noch, warum der Verfasser sich selbst nur als 'magister' bezeichnet, wo er doch schon Bischof war. Und warum verriet er nicht, wo er Bischof war. Doch es bedarf noch weiterer Untersuchungen, um auch diese Fragen beantworten zu können.

Budapest.

¹⁵⁵ Wir wollen hier nicht *um jeden Preis* die Identität des «*Turda episcopus*» mit «*Petrus*, dem Bischof von Győr» nachweisen. (Diese Identität wird ja später sowieso *eindeutig hervorgehen*). Es wurde oben schon deutlich genug auf die etymologisierende Tendenz des Meisters P. hingewiesen, die sowohl in der ungarischen und lateinischen, wie auch in der griechischen und türkischen Sprache zur Geltung kam. Wir halten es darum nicht für ausgeschlossen, daß der Name *Turda*, der sich aus dem Türkischen erklären läßt, letzten Endes dem lateinischen *Petrus* (dem ungarischen *Péter*) identisch ist. Der Name *Torda*, der in Siebenbürgen auch als Ortsname vorkommt, wird durch G. FEHÉR (Versuche und Erfolge der bulgarischen Kirche in unserem Land. Századok 51 [1927] nicht ohne Grund für bulgarisch-türkischen Ursprungs gehalten; FEHÉR ist der Ansicht, daß dieser Name mit dem osmanli-türkischen *Tuzla* identisch ist; letzterer ist auch heute noch in Jugoslawien Ortsname, und in der Türkei Flußname; die Bedeutung wäre: «Salz-Ort». Es stimmt zwar, daß die Rolle des türkischen Suffixes *da ~ la* nicht völlig geklärt ist; aber der Sinn des Grundwortes ist auch dem Codex Cumanicus nach «Salz». (Es gibt in Torda in Siebenbürgen auf alle Fälle Salzgrube und Salzteich.) Es hieß auf der anderen Seite *sal* im ungarländischen Latein des Mittelalters auch *lapis*, z. B. 1092 (WENZEL AUO I 38): «Rex . . . XXIII-or mansiones dedit, qui quatuor vicibus per annum *sal* deferent, scilicet sex milia *lapides* fratribus.» Ferner braucht es wohl nicht betont zu werden, daß der lateinische Name griechischen Ursprungs *Petrus* ebenfalls «Stein» heißt. Möglicherweise hat also Meister P. entweder den eigenen Namen ins Türkische (*Turda*) übersetzt, oder nahm er als Bischof anstatt des heidnischen *Turda* den Namen *Petrus* auf.

¹⁵⁶ J. ERDÉLYI: Anonymus, der Notar des Königs Béla III. Szeged 1933. 6, 12.

A. SCHEIBER

ANTIKE ELEMENTE IN DER AGGADA

1. DIE WEISEN GÄNSE

An einer talmudischen Stelle der Traumdeutung¹ lesen wir folgendes (Ber. 57a): «Wer im Traume eine Gans sieht, darf auf Weisheit hoffen» (הַרְוֵאָה (אִיזוֹ בְּהַלּוֹם יֵצֵא לְחֻמֵּד).

Warum bedeutet die Gans Weisheit? Hierauf erhalten wir im jüdischen Schrifttum keine Antwort. Die klassischen Quellen hingegen bieten uns Beispiele dar. Das eine oder das andere mochte bekannt gewesen sein. Von den kapitolinischen Gänsen erübrigt es sich zu reden. Eine andere Geschichte zeichnet Ammianus Marcellinus von den Wildgänsen auf: Wenn sie infolge der Hitze von Osten nach Westen fliegen, nehmen sie im Taurus-Gebirge aus Furcht vor den Adlern kleine Steine in den Schnabel, um jeden Laut zu verhüten. Sind sie über das Gebirge hinweg, spucken sie die Steinchen heraus:² *«Inquentes orientem anseres ob calorem plagamque petentes occiduam, cum montem penetrare coeperint Taurum aquilis abundantem, timentes fortissimas uolucres rostra lapillis occludunt, ne eis eliciat uel necessitas extrema clangorem, isdemque collibus agiliore uolatu transcursis proiciunt calculos atque ita securius pergunt.»*

Auch das arabische Schrifttum bewahrt diese Tradition. Bei Damîrî finden wir folgende Aufzeichnung: Als Ali von seinem Morgengebet kam, schnatterten die Gänse. Daraus verstand er, daß sie ihn beweinen (sie sagen seinen Tod vorher).³

2. LUMEN DE LUMINE

Von Moses erzählt die Bibel, daß sein Geist auf die siebenzig Ältesten Israels übergegangen sei (Num. XI. 17.). Der tannaitische Midrasch vergleicht Moses hierbei mit der Flamme, die sich nicht verringert dadurch, daß viele

¹ A. LÖWINGER: Der Traum in der jüdischen Literatur. Mitteilungen zur Jüdischen Volkskunde. 11 (1908) 72–75; S. LORAND: Dream Interpretation in the Talmud. The International Journal of Psycho-Analysis 38 (1957) (Sonderabdruck).

² Ammiani Marcellini Rerum Gestarum Libri qui supersunt. XVIII. 3.9. Ed. C. U. CLARK. I. Berolini, 1910. 141; ed. W. SEYFARTH. II. Berlin 1968. 16.

³ J. SOMOGYI: BSOS 8 (1935) 144.

andere Flammen sich an ihr entzünden:⁴ נר שמנוה על גבי מנורה ודלקו ממנו נרות הרבה ולא הסר אורו כלום.

Der Talmud drückt diesen Gedanken in Kürze folgendermaßen aus (Schabb. 122a): «Die Flamme ist sowohl für einen wie für hundert» (נר (לאחד נר למאה).

Offenbar haben wir die Einwirkung der Aggada auch auf Philo zu untersuchen, um so mehr, da er das Gleichnis gleichwie der tannaitische Midrasch — im Zusammenhang mit Moses und als Deutung des obigen biblischen Verses gebraucht: «Das Feuer vermag tausend Fackeln zu entzünden, es ist noch immer so, wie es war, und vermindert sich gar nicht» (οἷα γένοιτ' ἂν ἀπὸ πυρός, ὃ, καὶ μυριάς δάδας ἐξάρη, μένει μίθ' ὅτιοῦν ἐλαττωθὲν ἐν ὁμοίῳ).⁵

Die klassischen Quellen sind älter. Cicero zitiert von Ennius (3 Jh. v. u. Z.) den Gedanken: Wer dem Irrenden den richtigen Weg weist, indem er ihm ein Öllicht anzündet, dessen Öllicht verliert nichts von seinem Scheine:⁶

*Homo, qui erranti comiter monstrat viam,
Quasi lumen de suo lumine accendat, facit:
Nihilo minus ipsi lucet, cum illi accenderit.*

Ovidius fügt diesem Gleichnis noch das vom Wasser des Meeres bei:

*Quid vetet adposito lumen de lumine sumi,
Quisve cavo vastas in mare servet aquas?'*

Offenbar übernimmt Descartes den Gedanken von Philo, da beide ihn von der Weisheit gebrauchen.⁸

Von den antiken Klassikern gelangte er in die Weltliteratur: zu Dante und Tasso; in die ungarische Literatur von Rimay durch Zrínyi hindurch bis Arany.⁹

3. JEMAND WIRD FÜR EIN TIER ANGESEHEN UND ERSCHOSSEN

Die Aggada beschreibt Kains Tod folgenderweise: Der blinde Lemech — Kains Abkömmling auf siebter Linie — geht, von seinem Sohn Tubal-Kain geführt, auf die Jagd. Erblickt der Knabe ein Wild, so sagt er es gleich seinem

⁴ Siphre d'be Rab. Ed. H. S. HOROVITZ. Frankfurt a/M., 1917. p. 94; Tanchuma Num. Ed. S. BUBER. 29a/b; B. HELLER, IMIT Évkönyve. 1929. p. 82; L. GINZBERG: The Legends of the Jews. VI. Philadelphia 1946. 88, Anm. 479.

⁵ De gigantibus. VI. Philo. Ed. F. H. COLSON—G. H. WHITAKER. II. London New York 1929. p. 456.

⁶ CICERO: De officiis. I. 16. 51.

⁷ OVIDIUS: Ars amatoria. III. Zeilen 93—94.

⁸ G. NÁDOR: Jüdische Rätsel aus Talmud und Midrasch. Köln 1967. 130—131.

⁹ V. TOLNAI, MNy 4 (1908) 269—271; 6 (1910) 31—32, 130, 175—176; 7 (1911) 27, 219; A. SCHEIBER, MNy 73 (1949) 380.

Vater. Einmal macht er ihn auf etwas, das einem Tier ähnlich sieht, aufmerksam. Lemech spannt seinen Bogen und erschießt Kain. Der Knabe läuft eiligst hin und sieht ein Horn auf der Stirne des irrtümlicherweise getöteten Mannes. Daraus erfuhr Lemech, daß er seinen Ahnen getötet hat.¹⁰

Hieronymus (Epist. CXXV) beruft sich auf das verlorengegangene griechische pseudepigraphische Lemech-Buch, die übrigen christlichen Quellen jedoch nähren sich aus der Aggada.¹¹ Petrus Comestor (XII. Jahrhundert) z. B. erzählt die Begebenheit in der *Historia Scholastica* (Gen. XXVIII.) folgenderweise: «*Lamech vero vir sagittarius diu vivendo caliginem oculorum incurrit, et habens adolescentem ducem, dum exerceret venationem pro delectatione tantum, et usu pellium, quia non erat usus carniū ante diluuium, casu interfecit Cain inter fructeta, aestimans feram, quem quia ad indicium juvenis dirigens sagittam, interfecit.*»¹²

Von hier geriet die Geschichte in die mittelalterlichen Literaturen: die deutsche¹³ und die englische.¹⁴ Sie zog auch in die Volksdichtung ein.¹⁵ Zahlreiche Werke der mittelalterlichen Kunst beweisen, daß die besagte Aggada offenbar durch das kirchliche Schrifttum hindurch — auch auf diesem Gebiete bekannt war.¹⁶

Das Motiv, daß jemand seinen Verwandten für ein Tier hält und tötet, beschränkt sich nicht auf die Aggada. Es ist auch in klassischer Quelle vorhanden.

In den Bacchantinnen des Euripides sieht Agaue wahrscheinlich zeitweilig mit Blindheit geschlagen ihren Sohn, den thebanischen König Pentheus, der auf dem Gipfel eines Nadelbaumes hockt, für einen jungen Löwen an. Mit ihren Gefährtinnen zusammen tötet sie ihn. So büßt Pentheus dafür, daß er gegen Dionysos aufstand.¹⁷

¹⁰ Tanch. Gen. 11; Jalk. Schim. Gen. § 38; Midrash Haggadol. Genesis. Ed. M. MARGULIES. I. Jerusalem 1947. 126 -127; V. APTOWITZER: Kain und Abel in der Agada. Wien -Leipzig 1922. p. 59; L. SZONDI: Kain, Gestalten der Bösen. Bern - Stuttgart -Wien 1969. 39 -40. Über die Kain und Abel Legende neulich: B. OPPENHEIMER: In Memory of Gedaliahu Alon. Essays in Jewish History and Philology. Tel-Aviv 1970. 27 -68.

¹¹ L. GINZBERG: On Jewish Law and Lore. Philadelphia 1955. 61 -62. Bei Angelomus (9 Jh.): Ch. MERCHAVIA: The Church versus Talmudic and Midrashic Literature. Jerusalem 1970. 61.

¹² E. SHERESHEVSKY: Hebrew Traditions in Peter Comestor's *Historia Scholastica*. JQR 59 (1969) 273 -274.

¹³ J. ROTHSCHILD: Kain und Abel in der deutschen Literatur. Würzburg 1933. 21.

¹⁴ O. F. EMERSON: Legends of Cain, especially in Old and Middle English. Publications of the Modern Language Association of America. 21 (1906) 874 -877; M. J. LANDA: The Jew in Drama. London 1926. 43.

¹⁵ O. DÄHNHARDT: Natursagen. I. Leipzig Berlin 1907. 250 -252.

¹⁶ M. R. JAMES: Illustrations of the Book of Genesis. Oxford 1921. fol. 3a, no. 17; S. C. COCKERELL: A Book of Old Testament Illustrations of the Middle of the thirteenth Century. Cambridge 1927. No. 12; M. SCHAPIRO: The Art Bulletin. 24 (1942) 212; J. LEVEEN: The Hebrew Bible in Art. London 1944. 121, Ann. 3.

¹⁷ J. GUTMAN, Commentationes Judaico-Hellenisticae in Memoriam Johannis Lewy. Jerusalem 1949. 30.

ἔλεξ' Ἀγαθή. φέρε, περιστᾶσαι κύκλω
 πτόρθου λάβεσθε, Μαινάδες, τὸν ἀμβάτην
 θῆρ' ὡς ἔλωμεν, μηδ' ἀπαγγείλη θεοῦ
 χοροὸς κρυφαίους. αἱ δὲ μυρίαν χέρα
 προσέθεσαν ἑλάτη κᾶξανέσπασαν χθονός.¹⁸

4. DIE NACKTE KÖNIGIN

Nach der Aggada gab der König Ahaschverosch ein Gastmahl; am 7. Tage desselben entstand bei Tische ein Streit. Einige sagten, die medischen Frauen seien die schönsten; andere behaupteten, die persischen seien noch schöner. König Ahaschverosch stimmte für seine Frau, eine Chaldäerin. «Wollt Ihr sie sehen?» Sie antworteten: «Jawohl, aber nackt» (רצונוכם לראותה אמהו לו אין וכלכד שתהא ערומה).

Da die Königin Vashti sich weigerte, zu erscheinen, ging sie ihres Thrones verlustig.¹⁹

Die Erzählung erinnert daran, was Herodotos von der Gattin des Kandaules erzählt:

Kandaules, König von Sardis, liebte seine Gattin leidenschaftlich. In seiner Liebe glaubte er, seine Gattin sei die schönste Frau der Welt. Einen seiner Leibwächter, Gyges, liebte er sehr und da er die Schönheit seiner Frau öfters vor ihm lobte, wollte er sie ihm nackt zeigen, «denn die Ohren des Menschen sind nicht so vertrauensvoll wie seine Augen» (*ὅτα γὰρ τρυγάνει ἀνθρώποισι ἔοντα ἀπιστότερα ὀφθαλμῶν*). In seinem Schlafgemach versteckte er daher Gyges hinter die offene Tür. Gyges hatte auch Gelegenheit, die Königin zu sehen, als er jedoch aus dem Schlafgemach herauszuschleichen wollte, wurde er von der Frau wahrgenommen. Sie tat, als ob sie nichts merkte, beschloß aber, sich an ihrem Gemahl zu rächen. Tags darauf ließ sie Gyges rufen und forderte ihn auf: Entweder töte er Kandaules, den König der Lydier, oder muß er auf der Stelle sterben. Gyges wählte das Erstere und vollbrachte seine Tat an der Stelle, wo er die Königin nackt gesehen hatte. So gelangte er in den Besitz der Frau und des Königtums.²⁰

Die Ähnlichkeit der zwei Geschichten zeigt sich in der Prahlerei des Gatten und im zurückweisenden Verhalten der Gattin. Sie weichen darin ab voneinander, daß Kandaules *selbst* seine Frau zeigt, Ahasverosch hingegen von seinen Gästen dazu aufgefordert wird.²¹

¹⁸ Bacchae. Zeilen 1106—1110. Euripidis Fabulae. Ed. A. KIRCHHOFF. I. Berlin 1867. 125—126.

¹⁹ Megilla 12b.

²⁰ Herodotos. I. 8—12.

²¹ E. BICKERMAN: Four Strange Books of the Bible. New York 1967. 135—186; D. DATCHES: Commentary. XLI. 1968. No. 5. p. 113.

Aus einem Dramenfragment, das sich auf einem Papyrus erhalten hat, ist ersichtlich, daß die Gyges-Geschichte auch für die Bühne bearbeitet wurde. Es stammt wahrscheinlich aus der hellenistischen Zeit.²² Vielleicht war es daher den Juden bekannt, die nach ihm diesen Teil der Esther-Geschichte gestalteten.

5. DER RABE ALS HELFER

Der Bibel zufolge brachten die Raben jeden Morgen und Abend Brot und Fleisch dem Propheten Elijahu am Bache Kerit (I. Kön. XVII. 4–6).²³ Dieses Wunder wiederholt sich in der christlichen Hagiologie.²⁴ Sankt Paul der Eremit, wird ständig von einem Raben gespeist, und als ihn Sankt Antonius, der Eremit besucht, bringt der Rabe zweimal so viel Brot (Legenda Aurea. XVIII.).

Auch die Aggada weiß von der Retterrolle des Raben. Als Og einen Berg ausreißt, um ihn auf das Lager Israels zu werfen, da hob er ihn über seinen Kopf; ein Rabe jedoch durchbohrte ihn und er fiel ihm ins Genick.²⁵

Diese Vorstellung des Raben ist nicht nur dem jüdischen und christlichen Schrifttum eigen.²⁶ Sie ist auch dem klassischen bekannt. Als Cicero auf die Liste der Verurteilten geriet, flüchtete er auf seinen Besitz in der Nähe der italischen Stadt Caieta. «Als die zu seiner Aufsuchung ausgesandten Personen sich näherten . . . kamen Raben in seine Hütte geflogen, weckten ihn mit ihrem Gekrächze aus dem Schlafe und zogen ihm die Kleider vom Leibe. Sklaven erkannten dies als ein von den Göttern gesandtes Wunderzeichen . . .»²⁷

Gellius zeichnet über Valerius Maximus folgendes auf: Er wurde Militärtribun. Zu jener Zeit überflutete eine gallische Rotte das pomptinische Feld und ihr Anführer von mächtiger Statur forderte das römische Heer auf, wer es unternehme, sich ihm zum Zweikampf zu stellen. Da trat Valerius bescheiden vor ihn hin. Ihren Kampf entschied ein Rabe, indem er den Feind ständig störte. Daher gewann der Tribun den Beinamen Corvinus. Der Text lautet wie folgt: «. . . *et congregiuntur et consistunt et conserebantur iam manus. Atque ibi vis quaedam divina fit: corvus repente improvisus advolat et super galeam tribuni insistit atque inde in adversari os atque oculos pugnare incipit; insilibat, obturbabat et unguibus manum laniabat et prospectum alis arcebat atque,*

²² A. LESKY: Das hellenistische Gyges-Drama. Hermes 81 (1953) 1–10; E. FRENZEL: Stoffe der Weltliteratur. Stuttgart 1962. 231–232.

²³ Siehe dazu: Peristephanon. V. Zeilen 401–406. Aurelii Prudentii Clementis Carmina. Ed. M. P. CUNNINGHAM. Turnholti 1956. 308.

²⁴ B. HELLER: IMIT Évkönyve. 1943. 150.

²⁵ Midrasch Aggada. Ed. S. BUBER. Wien 1894. 132; L. GINZBERG: The Legends of the Jews. VI. Philadelphia 1946. 120, Anm. 695.

²⁶ S. THOMPSON: Motif-Index of Folk-Literature. I. Copenhagen 1955. 92. A. 165.1.1. Ravens as attendants of God.

²⁷ Appianos. IV. 19. Ed. I. HAHN. II. Budapest 1967. 170.

ubi satis saevierat revolabat in galeam tribuni. Sic tribunus, spectante utroque exercitu, et sua virtute nixus et opera alitis propugnatus, duces hostium ferocissimum vicit interfecitque atque ob hanc causam cognomen habuit Corvinus.»²⁸

Die Beispiele aus den antiken griechisch-lateinischen Quellen können noch vermehrt werden. In beiden Kulturen ist das Motiv gemein.

6. DIE FELSEN SCHLIESSEN SICH ZUSAMMEN

Nach der Aggada geschah im Tale Arnon ein Wunder. Zwei hohe Berge standen einander gegenüber, an der Seite des einen waren Felsen, an der des anderen Höhlen. In den Höhlen verbargen sich die Völker Kanaans, um von dort über Israel herzufallen. Gott rückt die beiden Berge einander nahe. Die «Brüste» der Felsen dringen in die Höhlen ein und zerdrücken die dort Lauernenden. Daher das Wort **אִשָּׁד הַנְּהָלִים** (Num. XXI. 15.).²⁹

Bei Pseudo-Kallisthenes ist etwas Ähnliches zu lesen: auf das Gebet Alexanders des Großen nähern sich zwei Berge - die «Brüste des Nordens» - einander und schließen zweiundzwanzig Völker samt ihren Königen ein, an der Spitze mit Gog-Magog.³⁰

Nach Petrus Comestor schiebt Gott auf die Bitte Alexanders des Großen die Berge zusammen, damit sie die zehn Stämme absperren. *«Et accesserunt ad se invicem praerupta montium et factus est locus immeabilis.»³¹*

Auch das klassische Schrifttum bewahrte das Andenken eines solchen Wunders. Ammianus Marcellinus überlieferte von den Felsen der Symplegaden, daß sie sich so schnell öffneten und wieder zusammenschlossen, daß selbst der fliegende Vogel sich nicht hätte retten können:³² *«. . . gemini scopuli in vertices undique porrecti deruptos, assueti priscis saeculis obviam sibi cum horrendo fragore collisis molibus ferri, cedentesque retrorsus acri assultu, ad ea reverti quae pulsarant. Per has saxorum dehiscantium concursantiumque crebritates si etiam ales intervalasset, nulla celeritate pinnarum eripi poterat quin interiret oppressa.»*

7. DER AUFBLÜHENDE STAB

In der Bibel wird Aron's Recht zur Priesterschaft durch einen Aufruhr streitig gemacht. Moses verlangt von den Häuptern der Stämme je einen Stab und plaziert die 12 Stäbe in der Stiftshütte. Am Morgen, siehe da, der Stab

²⁸ A. GELLIUS: Noctes Atticae. IX. 11.

²⁹ Num. Rabba XIX. 25; Tanch. IV. Ed. BUBER. 127; Tanch. Chukkat 20; Ber. 54a; Raschi ad Num. XXI. 15. Siehe J. BERGMANN: Die Legenden der Juden. Berlin 1919. 20; J. HERSKOVITZ, Yavneh (S. Klein Jubilee Volume). Jerusalem 1939. 112.

³⁰ B. HELLER: Gog und Magog im jüdischen Schrifttum. Jewish Studies in Memory of G. A. Kohut. New York 1935. 352.

³¹ Historia Scholastica. Liber Esther. V. PL. CXCVIII. 1498; B. HELLER: a. W. 354.

³² Ammianus Marcellinus. XXII. 8. 14. Ed. J. C. ROLFE. II. Cambridge, Mass. — London 1956. 222.

des Stammes Levi, Aron's Stab treibt Knospen, blüht und bringt Mandeln zur Reife (Num. XVII. 23.)³³

In der Aggada knüpft sich dieses Wunder auch an andere Personen. Im feuerigen Ofen, der Abraham hätte verbrennen sollen, blühen die zum Heizen zusammengetragenen Balkenhölzer auf und bringen Obst zur Reife.³⁴ Jethro setzt einen Stab in seinen Garten und dieser schlägt Wurzel. Wer ihn herauszieht, wird Israels Erretter sein. Dies gelingt Moses allein.³⁵ Ein getaufter Jude kommt zu Juda Hechasisid Buße tun. Juda, einen Stab in der Hand haltend, weist ihn zurück: Wie dieser Stab ergrünt und Blätter ansetzt, so wirst du Buße tun. Der Stab ergrünt.³⁶

In der christlichen Legende knüpft sich dieses Motiv an die folgenden Gestalten: an Scheth,³⁷ an Loth,³⁸ an Salomon,³⁹ an Josef, Jesus' Vater,⁴⁰ an das Kreuz,⁴¹ an Christophorus,⁴² an Tannhäuser,⁴³ zur Zeit der Reformation an Luther,⁴⁴ in der islamischen Legende an Zacharias, den Vater von Johannes, dem Täufer.⁴⁵ Es ließ Spuren sowohl in der jüdischen⁴⁶ als auch in der christlichen bildenden Kunst zurück.⁴⁷ Das Motiv umfaßt folgende Typen:

«a) Beglaubigung der Unschuld (Gottesurteil der Legende), b) Zeichen der Sündenvergebung (Tannhäuser, der Räuber Maday in slawisch-ungarischen Sagen), c) Beglaubigung einer Religion, d) Erwählung eines Priesters (Arons Stab), oder eines Königs (Libussa-Przemysl, Matthias). Zu ergänzen wäre noch der Kyffhäuser-Typus und die slowenische Matthiassage, wo das aufblühende Reis das Wiedererwachen des entrückten Herrschers anzeigt . . . Für den eigentlichen Typus des Aronstabes, wo das Aufblühen des dürren Reises den Priester oder König bezeichnet, führe ich noch eine ungarisch-slawische Sage an: König Matthias stand in seiner Jugend als Knecht in fremdem Dienst. Ein König soll gewählt werden. Engel werden den krönen, - der vom

³³ P. SAINTYVES: *Essais de Folklore Biblique*. Paris 1922. 80. ff.

³⁴ *Bet ha-Midrash*. I. Ed. A. JELLINEK. Jerusalem 1938. 34; R. GRAVES - R. PATAI: *Hebrew Myths*. London 1964. 141.

³⁵ *Midr. Hasekem: Ozar Midrashim*. I. Ed. A. J. EISENSTEIN. New York 1928. 139; I. LÖW: *Die Flora der Juden*. III. Wien - Leipzig 1924. 147 - 152; IV. Wien 1934. 408 - 411; D. SADAN: *Beyn She'ila Lekinyan*. I. Tel-Aviv 1968. 173 - 216.

³⁶ *Ma'aseh Book*. II. Ed. M. GASTER. Philadelphia 1934. 380 - 383. No. 178; B. HELLER: *Gaster Anniversary Volume*. London 1936. 241.

³⁷ I. TRENCSENYI-WALDAPFEL: *Untersuchungen zur Religionsgeschichte*. Budapest 1966. 479.

³⁸ I. TRENCSENYI-WALDAPFEL, *Jewish Studies in Memory of M. Guttmann*. Budapest 1946. 309 - 310; A. STRAUSS: *Bolgár néphit*. Budapest 1897. 98 - 99.

³⁹ ST. JOHN D. SEYMOUR: *Tales of King Solomon*. Oxford - London 1924. 125 - 126.

⁴⁰ O. DÄHNHARDT: *Natursagen*. II. Leipzig - Berlin 1909. 265 - 268.

⁴¹ L. GYÖRGY: *Egy középkori Sibylla-vers régi magyar irodalmunkban*. Pécs 1929. 34.

⁴² I. TRENCSENYI-WALDAPFEL: *Untersuchungen*. 404, 455.

⁴³ F. A. SCHMITT: *Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur*. Berlin 1965. 229.

⁴⁴ F. KUNZE: *Luthersagen*. Leipzig 1917. 92.

⁴⁵ B. HELLER: *IMIT Évkönyve*. 1943. 145.

⁴⁶ J. LEVEEN: *The Hebrew Bible in Art*. London 1944. 63, 78, 82.

⁴⁷ A. HEISENBERG: *Ikonographische Studien*. München 1922. 105.

eisernen Tische ißt. Matthias nimmt das Mahl auf der umgestürzten Pflugschar. Sein Knechtgenosse spottet: Dann wirst du König, wenn mein Peitschenstiel grünt und blüht. Sofort blüht der Stiel auf, Engel krönen den König.»⁴⁸

Die griechisch und lateinisch schreibenden Schriftsteller, die dieses Motiv erwähnen, sind lauter Orientalen: in Zusammenhang mit Herakles der Kleinasiate Pausanias (II. 31.);⁴⁹ der aus Syrien stammende Lukianos, der im Laufe seiner Reise für das Merkwürdigste hält, daß «der Mast des Schiffes ergrünte, Äste trieb und an seiner Spitze Frucht hervorbrachte» (*ὁ γὰρ ἰστός τῆς νεῶς ἐξεβλάστησεν καὶ κλάδους ἀνέφυσεν καὶ ἐπὶ τῷ ἄρκῳ ἔκαρποφόρησεν . . .*).⁵⁰

Die Bibelkenntnis des Lukianos ist eine erwiesene Tatsache.⁵¹

Ammianus Marcellinus aus Antiochien faßt das Wunder, daß die Besenstiele aufsprossen — gleichwie in der tschechischen Libussa-Przmysl- und der ungarischen Matthias-Sage — als ein Vorzeichen auf für den Aufstieg niedrig Geborener zu hohen Ämtern:⁵² «*In id tempus aut non multo prius, scopae florere sunt visae, quibus nobilitatis curia mundabatur, idque portendebat, extollendos quosdam despiciatissimae sortis ad gradus potestatum excelsos.*»

Lukianos und Ammianus wurden in der reichen stoffgeschichtlichen Forschung, die sich mit unserem Thema befaßt, bisher noch nicht berücksichtigt.

Budapest.

⁴⁸ B. HELLER: MGWJ 80 (1936) 47—48; F. M. GOEBEL: Jüdische Motive im märchenhaften Erzählungsgut. Gleiwitz 1932; H. MARGELL: Der Aronstab im Wandel der Zeiten. Zeitschrift für Volkskunde 44 (1934) 36—50; L. PETZOLDT: Deutsche Volksagen. München 1970. 69. No. 114.

⁴⁹ I. TRENCSENYI-WALDAFFEL: a. W. 431.

⁵⁰ Verae Historiae. II. 41. Lucian. Ed. A. M. HARMON. I. Cambridge, Mass.—London 1961. 346.

⁵¹ I. TRENCSENYI-WALDAFFEL: Der Hund in der Krippe. Acta Orient. Hung. 14 (1962) 139 ff.; H. D. BETZ: Lukian von Samosata und das Neue Testament. Berlin 1961.

⁵² Ammianus Marcellinus. XXVIII. 1. 42. Ed. J. C. ROLFE. III. Cambridge, Mass.—London 1958. 112.

ALADÁR DOBROVITS

1909 - 1970

Eine Herzattacke hat seinem Leben ein Ende bereitet, das in hochgespannter Aktivität soviel Talent und Kenntnisse umfaßte und sich auf einem so breiten Feld der Wissenschaft offenbart hat. A. Dobrovits hat sich seit seiner Jugend und mit nie nachlassendem Eifer dem Studium der Antike verpflichtet. Im Rahmen der antiken Welt fühlte er sich doch am meisten vom Zauber des Alten Orients und insbesondere Ägyptens angezogen. Der Schüler E. Mahlers wählte sich als Hauptstudium vor allem die ägyptische Kunst und Religion und deren Einfluß auf die Antike, doch beschäftigte er sich eingehend auch mit der mesopotamischen Kultur, so wie der Archäologie und Kunstgeschichte im allgemeinen. Seine Dissertation behandelte ein für das Alte Ägypten und das antike Rom gleich interessantes religiöses Thema: «A római császárkori Osiris-vallás megértéséhez» (Zum Verständnis der Osirisreligion der römischen Kaiserzeit), EPhK 57 (1933), 58 (1934), und hier bereits offenbarte sich die in philosophische Tiefen eindringende Richtung seiner späteren Untersuchungen.

Entscheidend für seine wissenschaftliche Laufbahn wurde die Verwirklichung der Idee E. Mahlers in der Antiken Abteilung des Museums der Bildenden Künste in Budapest: die Vereinigung der in ungarischen Museen verstreuten ägyptischen Kunstgegenstände in der neu begründeten Ägyptischen Sammlung. 1934–1939 dauerten die Vorarbeiten der ständigen Ausstellung und die Anfertigung des ersten Katalogs dieses vielseitigen Materials, eines der wichtigsten Werke von Dobrovits. Während dieser Zeit verbrachte er jedoch zwei Jahre als Stipendiat in Paris, wo er als freiwilliger Mitarbeiter der Ägyptischen Abteilung des Louvre tätig war. Seit dem Rücktritt Professor Dr. E. Mahlers bedeutete dies eine neue Intensivierung der internationalen wissenschaftlichen Beziehungen in der Ägyptologie in Ungarn.

Nacheinander erschienen seine auf die ägyptische Kunst und Religion bezüglichen Arbeiten: «Harpokrates. Probleme der ägyptischen Plastik», Festschrift E. Mahler, 1937, «Harpokratész kis bronzszobrai Budapesten» (Harpokrates-Bronzestatuetten in Budapest), Arch. Ért. 50 (1937), «Egy egyiptomi férfiportré a Szépművészeti Múzeumban» (Ein ägyptisches Männerportrait im Museum der Bildenden Künste), Országos Magyar Szépművészeti Múzeum Évkönyve 9 (1937–1939), «Egyiptomi papnő szobra a Szépművészeti Múzeumban» (Statue einer ägyptischen Priesterin im Museum der Bildenden Künste), Országos Magyar Szépművészeti Múzeum Évkönyve 10 (1940), «A Székesfehérvári Múzeum Nilus-jelenet (domborműve)» (Das Relief der Nilszene im Székesfehérvári Museum), Szépművészet 3 (1942); eine grundlegende Arbeit verweist zum ersten Mal auf die große Bedeutung der ägyptischen Kultdenkmäler in Pannonien: «Az egyiptomi kultuszok emlékei Aquincumban» — «The cults of the Egyptian gods in Aquincum», Budapest Régiségei 13 (1943). Zwei bedeutende Bücher bilden den Abschluß dieser Periode: «Egyiptom és a hellénizmus» (Ägypten und der Hellenismus) Budapest 1943, und «Egyiptom festészete» (Ägyptische Malerei) Budapest 1944.

Während seiner Tätigkeit im Museum der Bildenden Künste, zur Zeit des verhängnisvollen II. Weltkrieges redigierte er ein zusammenfassendes Organ der neuen ungarischen Forschungen auf dem Gebiete des Alten Orients, «Oriens Antiquus», dessen erster Band erst in 1945 erscheinen konnte, und leider ohne Fortsetzung geliebt ist, trotzdem aber i. J. der Geschichte der ungarischen Altertumforschung und Orientalistik immer denkwürdig bleiben wird. Von mehreren seiner in diesem erschienenen Arbeiten ist «Das Erscheinen der schriftlichen Formulierung im Totenkult der alten Ägypter» besonders hervorzuheben. Nach einigen kritischen Jahren, aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt wurde er von zahllosen Aufgaben des kulturellen Wiederaufbaus erwartet.

Einige Zeit noch Leiter der Antiken Abteilung des Museums der Bildenden Künste, versah er gleichzeitig die Arbeit eines Präsidialrates des Ungarischen Nationalmuseums. Während dieser Zeit vervielfachte sich die Zahl der Denkmäler der Griechisch-Römischen und Ägyptischen Sammlungen. Daneben veröffentlichte er seine Arbeit «A fáraók művészete» (Die Kunst der Pharaonen), Budapest 1947, und eröffnete wieder die nach dem Kriege reorganisierte Ägyptische Ausstellung.

Nunmehr mußte er weitverzweigte wissenschaftsorganisatorische Aufgaben bewältigen. Er wird Leiter der Sektion für Museen des Ministeriums für Kultur, Generaldirektor des Kunstgewerbemuseums. Seine neuen Aufgaben nahmen ihn stark in Anspruch. Doch war es ihm vergönnt, seine Laufbahn dort zu beenden, wo sie angefangen hatte: in E. Mahlers vor drei Jahrzehnten aufgegebenem, und nun neu errichtetem Universitätsinstitut für die Geschichte des Alten Orients arbeitete Professor Dobrovits daran, die jungen, wissensdurstigen Kräfte zur Kenntnis und Liebe des Alten Orients zu erziehen. Sein Untersuchungsfeld erstreckt sich nun auch auf die tiefgehende Analyse der ägyptischen Gesellschaft, deren Widerspiegelung in der Kunst er bereits früher eingehend untersucht hatte. «Réalité et critique sociale dans l'art égyptien», Acta Ant. Hung. 3 (1955) ist wieder eine seiner Arbeiten, die auch im Ausland ungeteilten Erfolg errungen haben.

Die große Arbeit, die er sich gesetzt hatte, das grundlegende Studium der ägyptischen Philosophie, konnte er nur mehr in einigen Details verwirklichen. In seinen letzten Arbeiten suchte er nach deren in der ägyptischen Religion und Literatur auffindbaren Spuren. Von diesen nennen wir «Exegi Monumentum. Ptah-em-ua: Az író diesérete» (Exegi Monumentum. Ptah-em-ua: Der Lob des Schriftstellers), Ant. Tan. 14 (1967), «Sur la structure stylistique de l'Enseignement de Ptahhotep», Acta Ant. Hung. 16 (1968), «I. Amenemhet király tanítása» (Die Lehre des Königs Amenemhet I.) EPhK 14 (1968) mit denen er in die Tiefe der ägyptischen Gedankenwelt eindrang, und die noch einmal dieses große Talent aufflackern ließen, das im fortschrittlichen Denken es verstanden hatte — und auch anderen erschließen wollte —, was die ägyptische Geschichte, Religion, Kunst und Literatur bedeuten und was sie auch für unsere Zeit zu sagen haben.

V. WESSETZKY

INDEX

† Imre Trencsényi-Waldapfel. (Von <i>J. Harmatta</i>)	217
Die literarische Tätigkeit von I. Trencsényi-Waldapfel. (Von <i>Zs. Ritoók</i>)	231
<i>V. I. Georgiev</i> : Grammatische Notizen zu den neugefundenen etruskischen Inschriften	233
<i>J. Gy. Szilágyi</i> : Contribution à l'histoire de la peinture de vases à figures rouges campanienne	241
<i>H. A. Чистякова</i> : К вопросу о становлении эллинистической эпиграммы	263
<i>I. Borzsák</i> : Zum Verständnis der Darstellungskunst des Tacitus. Die Veränderungen des Germanicus-Bildes	279
<i>I. Hahn</i> : «Appianus tacticus»	293
<i>R. Brósz</i> : <i>Peculium servi (vel filii?)</i>	307
<i>K. Visky</i> : Hemiolia in den Papyri des 3. Jh.	337
<i>S. Mrozek</i> : Zur Geldfrage in den Digesten	353
<i>J. Harmatta</i> : The Last Century of Pannonia	361
<i>J. Horváth</i> : Meister P. und sein Werk	371
<i>A. Scheiber</i> : Antike Elemente in der Aggada	413
† Aladár Dobrovits. (Von <i>V. Wessetzky</i>)	421

Printed in Hungary

A kiadásért felel az Akadémiai Kiadó igazgatója

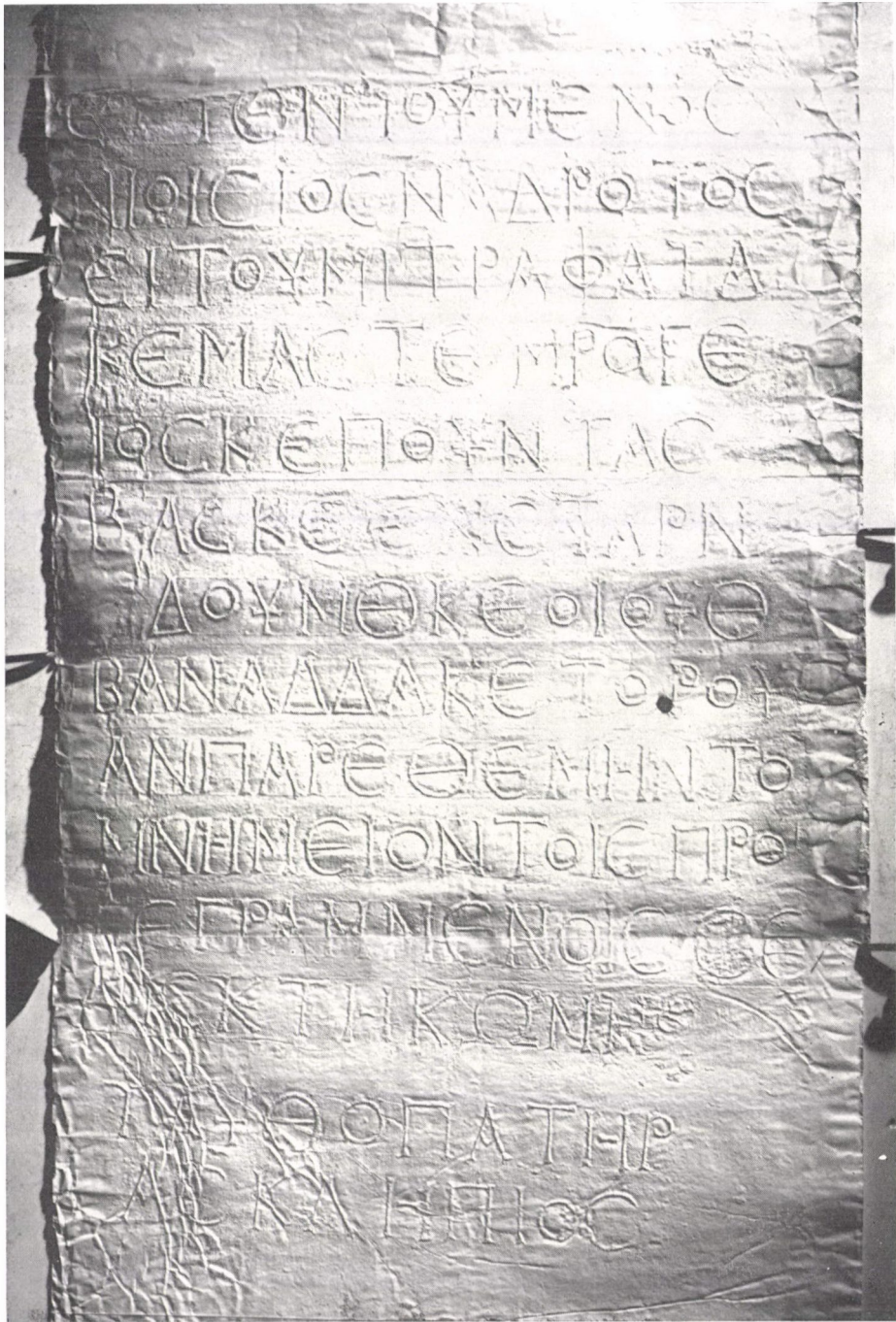
Műszaki szerkesztő: Várhelyi Tamás

A kézirat nyomdába érkezett: 1971. VI. 9. — Terjedelem: 18,25 (A/5) ív, 24 oldal melléklet.

71.71940 Akadémiai Nyomda, Budapest — Felelős vezető: Bernát György



Tafel II. Altphrygische Inschrift XV



Tafel I. Spätphrygische Inschrift Nr. 48



1. Hydrie. Budapest, Musée des Beaux-Arts



2. Hydrie (détail). Budapest, Musée des Beaux-Arts



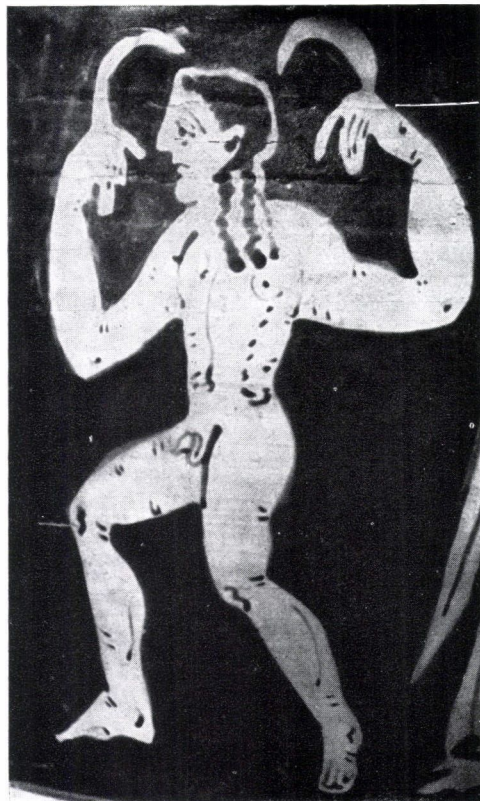
3. Cratère en cloche. The Toledo Museum of Art, Toledo, Ohio



4—5. Cratère en cloche. Londres, British Museum



6. Hydrie (détail). Budapest, Musée des Beaux-Arts



7. Cratère en cloche (détail). Budapest, Musée des Beaux-Arts



8—9. Cratère en cloche. Londres, British Museum



10. Amphore-seau. Munich, Staatliche Antikensammlungen



11. Amphore. Philadelphie, The University Museum



12. Amphore. Philadelphie, The University Museum



13. Hydrie. New York, dans le commerce



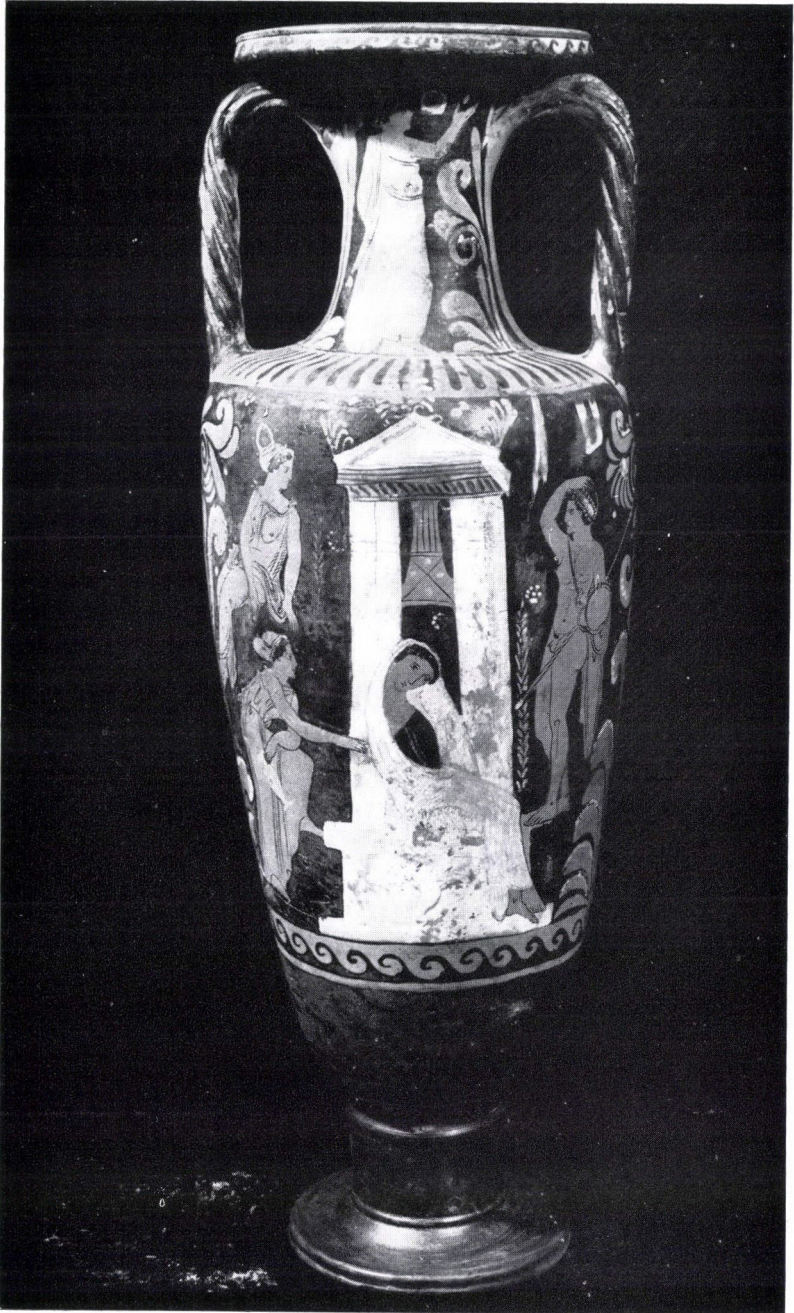
14—15. Cratère en cloche. Philadelphie, The University Museum



16. Lécythe. The Toledo Museum of Art,
Toledo, Ohio



17. Hydrie (détail). Budapest, Musée des Beaux-Arts



18. Amphore. New York, dans le commerce



19. Amphore. New York, dans le commerce



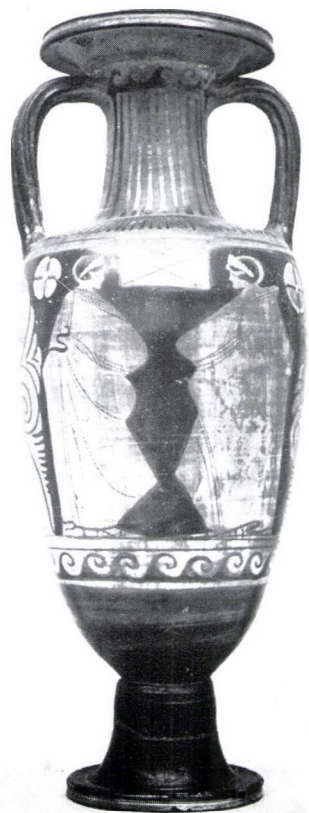
20—21. Amphore-seau. The Cleveland Museum of Art



22. Hydrie. The Toledo Museum of Art, Toledo, Ohio



23—25. Cratère en cloche. Leipzig, Archäologisches Institut der Universität



26—27. Amphore. Dresde, Albertinum



28. Amphore. Dresde, Albertinum



29. Hydria. Los Angeles, County Museum, W. Randolph Hearst Collection



30-31. Amphore-seau. Moscou, Musée des Beaux-Arts



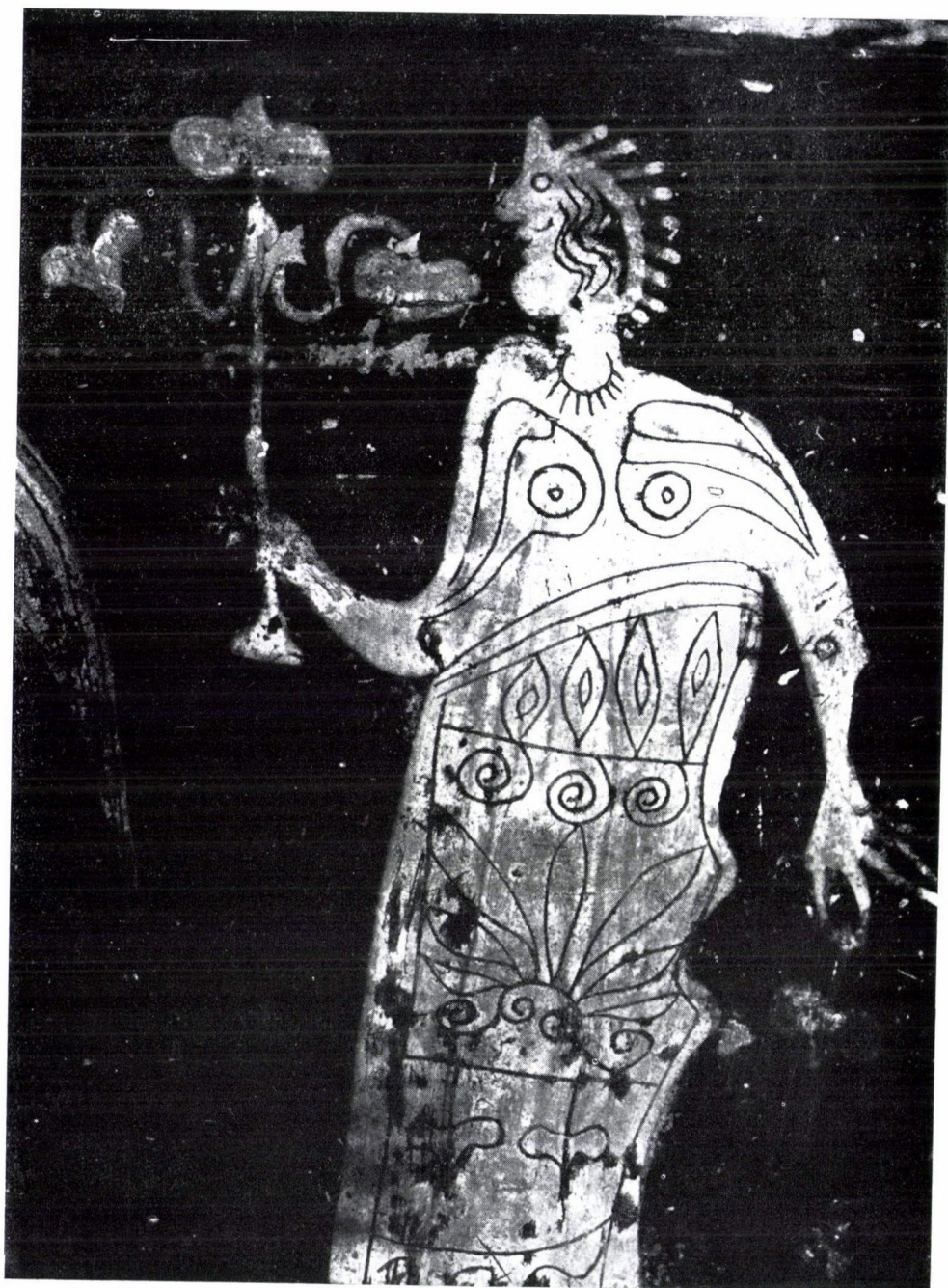
32—33. Skyphos. Berkeley, University of California, Robert H. Lowie
Museum of Anthropology



34. Skyphos. Berkeley, University of California, Robert H. Lowie⁴
Museum of Anthropology



35. Cratère en cloche (détail). Paris, Musée du Louvre



36. Cratère en cloche (détail). Paris, Musée du Louvre



37—38. Cratère en cloche. Paris, Musée du Louvre



Tafel III. Altphrygische Inschrift XIV

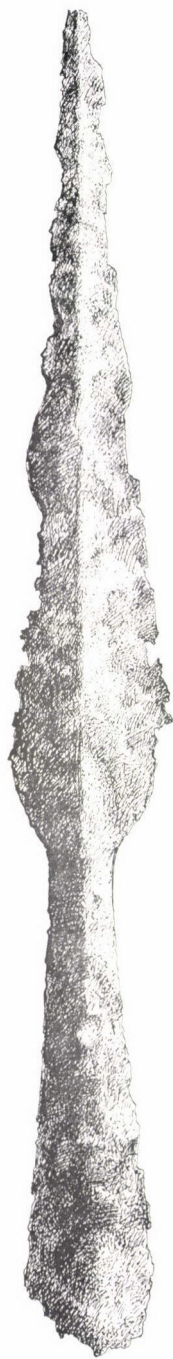




Abb. 2. Spätromische V



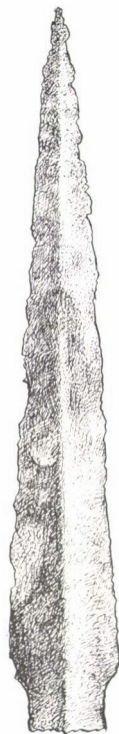
6



7



8



9



13

The *Acta Antiqua* publish papers on classical philology in English, German, French, Russian and Latin.

The *Acta Antiqua* appear in parts of varying size, making up volumes. Manuscripts should be addressed to:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

Correspondence with the editors or publishers should be sent to the same address. The rate of subscription is \$ 16.00 a volume.

Orders may be placed with "Kultúra" Foreign Trade Company for Books and Newspapers (Budapest I., Fő utca 32. Account No 43-790-057-181) or with representatives abroad.

Les *Acta Antiqua* paraissent en français, allemand, anglais, russe et latin et publient des travaux du domaine de la philologie classique.

Les *Acta Antiqua* sont publiés sous forme de fascicules qui seront réunis en volumes.

On est prié d'envoyer les manuscrits destinés à la rédaction à l'adresse suivante:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

Toute correspondance doit être envoyée à cette même adresse.

Les prix de l'abonnement est \$ 16.00 par volume.

On peut s'abonner à l'Entreprise pour le Commerce Extérieur de Livres et Journaux «Kultúra» (Budapest I., Fő utca 32. Compte-courant No 43-790-057-181), ou à l'étranger chez tous les représentants ou dépositaires.

«*Acta Antiqua*» публикуют трактаты из области классической филологии на русском, немецком, французском, английском и латинском языках.

«*Acta Antiqua*» выходят отдельными выпусками разного объема. Несколько выпусков составляют один том.

Предназначенные для публикации рукописи следует направлять по адресу:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

По этому же адресу направлять всякую корреспонденцию для редакции и администрации. Подписная цена — \$ 16.00 за том.

Заказы принимает предприятие по внешней торговле книг и газет «Kultúra» (Budapest I., Fő utca 32. Текущий счет № 43-790-057-181), или его зарубежные представительства и уполномоченные.

Reviews of the Hungarian Academy of Sciences are obtainable
at the following addresses:

ALBANIA

Drejtorija Qëndrone e Përhapjes
dhe Propagandimit të Librit
Kruja Konferenca e Pëzes
Tirana

AUSTRALIA

A. Keesing
Box 4886, GPO
Sydney

AUSTRIA

GLOBUS
Höchstädtplatz 3
A-1200 Wien XX

BELGIUM

Office International de Librairie
30, Avenue Marnix
Bruxelles 5
Du Monde Entier
5, Place St. Jean
Bruxelles

BULGARIA

HEMUS
11 pl Slaveikov
Sofia

CANADA

Pannonia Books
2, Spadina Road
Toronto 4, Ont.

CHINA

Waiwen Shudian
Peking
P. O. B. 88

CZECHOSLOVAKIA

Artia
Ve Směčkáč 30
Praha 2
Poštovní Novinová Služba
Dovoz tisku
Vinohradská 46
Praha 2
Maďarská Kultura
Václavské nám. 2
Praha 1
SLOVART A. G.
Gorkého
Bratislava

DENMARK

Ejnar Munksgaard
Nørregade 6
Copenhagen

FINLAND

Akateeminen Kirjakauppa
Keskuskatu 2
Helsinki

FRANCE

Office International de Documentation
et Librairie
48, rue Gay-Lussac
Paris 5

GERMAN DEMOCRATIC REPUBLIC

Deutscher Buch-Export und Import
Leninstraße 16
Leipzig 701
Zeitungsvertriebsamt
Fruchtstraße 3-4
1004 Berlin

GERMAN FEDERAL REPUBLIC

Kunst und Wissen
Erich Bieber
Postfach 46
7 Stuttgart 5.

GREAT BRITAIN

Blackwell's Periodicals
Oxenford House
Magdalen Street
Oxford
Collet's Subscription Import
Department
Denington Estate
Wellingborough, Northants.
Robert Maxwell and Co. Ltd.
4-5 Fitzroy Square
London W. 1

HOLLAND

Swetz and Zeitlinger
Keizersgracht 471-487
Amsterdam C.
Martinus Nijhof
Lange Voorhout 9
The Hague

INDIA

Hind Book House
66 Babar Road
New Delhi 1

ITALY

Santo Vanasia
Via M. Macchi 71
Milano
Libreria Commissionaria Sansoni
Via La Marmora 45
Firenze
Techna
Via Cesi 16.
40135 Bologna

JAPAN

Kinokuniya Book-Store Co. Ltd.
826 Tsunohazu 1-chome
Shinjuku-ku
Tokyo
Maruzen and Co. Ltd.
P. O. Box 605
Tokyo-Central

KOREA

Chulpanmul
Phenjan

NORWAY

Tanum-Cammermeyer
Karl Johansgt 41-43
Oslo 1

POLAND

RUCH
ul. Wronia 23
Warszawa

ROUMANIA

Carlimes
Str. Aristide Briand 14-18
București

SOVIET UNION

Mezhdunarodnaya Kniga
Moscow G-200

SWEDEN

Almqvist and Wiksell
Gamla Brogatan 26
S-101 20 Stockholm

USA

F. W. Faxon Co. Inc.
15 Southwest Park
Westwood Mass 0290
Stechert Hafner Inc.
31. East 10th Street
New York, N. Y. 10003

VIETNAM

Xunhasaba
19, Tran Quoc Toan
Hanoi

YUGOSLAVIA

Forum
Vojvode Mišića broj 1
Novi Sad
Jugoslovenska Knjiga
Terazije 27
Beograd